

Band 69. — Heft 205.

**Nord und Süd.**

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1894.

**18.  
Jahrgang.**

Breslau.  
Schlesische Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

LXIX. Band. — April 1894. — Heft 205.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Schweninger.)



W r e g l a u

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.

April 1894.

## Inhalt.

	Seite
<b>Julius Groffe in Weimar.</b>	
Der Narr des Glücks. Novelle .....	1
<b>Carl Gerster in Braunsfels a. d. Sahn.</b>	
Professor Schweninger .....	29
<b>R. Kossmann in Berlin.</b>	
Die Frauenfrage und der Darwinismus .....	40
<b>C. Marquard Sauer in Salzburg.</b>	
John Ruffini. Ein englisch-italienisches Literaturbild aus halb- vergangener Zeit .....	54
<b>C. f. H. Bruchmann in Breslau.</b>	
Die Entstehung und die Formen des Ahnenkultes .....	71
<b>Gustav Schröder in Berlin.</b>	
Die Hissarlik-Ausgrabung 1893 .....	91
<b>Adolph Kohut in Berlin.</b>	
Agnes Franz. Eine biographisch-literarische Studie .....	100
<b>Maurice Paléologue in Paris.</b>	
Das Lotus-Kloster. Eine buddhistische Legende .....	115
<b>Bibliographie.</b> .....	128
<small>Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. (Mit Illustrationen.) — Jahresberichte für Literaturgeschichte. — Illustrierte Musikgeschichte.</small>	
<b>Bibliographische Notizen.</b> .....	134

Hierzu ein Portrait: Ernst Schweninger.  
Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunztbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.  
Siebenhufenerstr. 2/3.

---

Beilage zu diesem Hefte

von

Abel & Müller in Leipzig. (Die Entstehung des modernen Frankreich.)  
Otto Spamer in Leipzig. (Spaniers Illust. Weltgeschichte.)



Herr Ernst Schweninger





## Der Narr des Glücks.

Don

**Juliusz Groffe.**

— Welmars. —

**S**oeben ward die neueste Nummer des berühmten Tageblattes von Colporteurs ausgetragen, das heißt, jenes einflußreichen allgewaltigen Zeitungsblattes, das in jeder Familie allmorgendlich auf dem Frühstückstisch zu finden, den Stammgästen der Wirthshäuser aber schon Abends vorher zugetragen und bekannt wird.

Das Blatt erhielt an der Spitze aus Anlaß eines Redactionswechsels oder eines neuen Quartals — ich weiß es nicht mehr genau — ein posaunenhaftes, neues Programm voll der lockendsten Verheißungen im üblichen Brustton der Gefinnungstüchtigkeit.

Unter dem Strich befand sich natürlich der Anfang einer spannenden Novelle, übersetzt aus dem Englischen, weiter ein sehr gelehrtes mit Citaten gespicktes Theaterreferat, endlich auch unvermeidlicher Stadtklatsch und zusammengestoppelte Anekdoten in Hülle und Fülle —

„Das sieht ja ganz aus wie Doctor Lamprecht redivivus,“ sagte Freund Fellow und legte die Zeitung lachend aus der Hand.

„Wer war dieser Lamprecht?“ fragte ein Neuling am runden Tisch.

„O, das sagt Ihnen hier jedes Kind,“ war die Antwort. „Doctor Lamprecht, genau genommen hieß er Doctor Wolf von Lamprecht, war seiner Zeit Chefredacteur dieser mächtigen sechsten Großmacht. Dieser Zeitung nämlich — es mag jetzt acht, zehn oder elf Jahre her sein. Auf der Bank der Spötter hieß er der ästhetische Struwelpeter, und bei denen, die ihn und sein curioses Geschick näher kannten — der Narr des Glücks — wo mag es wohl hingekommen sein, dieses wunderliche Menschenkind?“

„Narr des Glücks,“ rief einer der Zuhörer, auch ein neu Angekommener, „das klingt ja wie ein Lustspiel oder eine Posse —“

„Allerdings, eine Posse war sein Leben auch, in gewissem Sinn, und zwar eine unfreiwillige. Obgleich er eigentlich ein trefflicher Charakter, ein tüchtiger Mensch, der viel gelernt hatte, hing ihm der Zopf doch ellenlang auf dem Rücken, und das maßlose Glück wurde ihm allezeit zum unerhörtesten Hohn, ich möchte sagen, er griff stets entschlossen das Glück beim Stirnhaar, aber er behielt immer nur die Perrücke in der Hand — das Glück hatte ihn nur zum Besten!“

„Bitte, erzählen Sie,“ klang es von allen Seiten.

„Aber meine Herren, ich dachte, die Meisten von Ihnen hätten diese Dinge hier erlebt, obgleich ich allerdings ihm näher stand und vielleicht mehr vom Einzelnen weiß. Sie haben freilich gut verlangen zu erzählen, aber ich weiß kaum, ob es mir gelingen wird, Ihnen dieß seltsame Menschenbild glaubwürdig vorzuführen — besonders denen, die ihn nie zu Gesicht bekommen.“

„Denken Sie sich also einen noch jungen, wohlgewachsenen Mann aus guter Familie, ausstudirt, ja eigentlich überstudirt und überpfropft von allerlei Wissen — im Alter mochte er etwa von dreißig Jahren sein. Sein blaßes, kleines, rundes Hyänengesicht erinnerte im Schnitt ebenso an Schelling, wie an Beethoven, wenigstens war er auf diese unleugbare Ähnlichkeit sehr stolz — auch die Wildniß seiner undurchdringlichen Löwenmähne, die seinen kleinen Kopf umstarrte, wie ein Sonnenbild im Kalender, so daß sein Haupt zwei- bis dreimal so groß erschien, als es wirklich war — auch diese Löwenmähne, so individuell sie war, soll an Schelling erinnert haben. Fügen Sie zu diesem Bild das herrlichste Wolfsgebiß, dann ein paar kleine Schweinsaugen mit weißen Wimpern und weißen Augenbrauen, weiter eine thönerne, unglaublich hohe Fistelfstimme mit beständiger Neigung zu krampfhaftem Richern, endlich merkwürdig kleine Hände, die in beständiger Unruhe in allen Taschen suchten, als wenn sie dort aus zahllosen Notizbüchern die geistreichsten Gedanken hervorholten — so haben Sie ungefähr sein Portrait.“

„Seine Charakteristik als Redacteur können Sie mir sparen. Die Meisten von Ihnen werden es bestätigen können, wie hoch er in Ansehen stand, als äußerst verbissener Doctrinär, als gelehrtes belesenes Haus. Seine besondere Stärke waren freilich mehr ellenlange Citate und spitzfindige Haarpalereien — damit im Einklang seine politischen kühnen Conjecturen, die nie eintrafen, sein vornehmliches Besserwissen, sein herausforderndes Aburtheilen, das sich an Niemand mehr rächte, als an ihm selbst. Diesen Schattenseiten gegenüber standen jedoch höchst bemerkenswerthe Vorzüge: Strengste Unparteilichkeit, umfassende Kenntnisse, geistige Empfänglichkeit und rastlose Regsamkeit auf allen Gebieten des literarischen Lebens. So war es denn erklärlich, daß er als eine gefürchtete Autorität in allen Fragen

der Politik, Kunst und Wissenschaft galt. Persönlich bekamen ihn nur sehr Wenige zu Gesicht, nicht einmal seine näheren Freunde, denn er führte ein ganz absonderliches Eremiten- oder Troglodytenleben.

„Unten in der abgelegenen eisernen Helmstraße im dritten Stock des urältesten Hauses zwischen der Stadtmauer und einem verfallenen Wasserturm — dort in dem sogenannten Geleitshaus, und wie es auch sonst hieß, in der Scherffsburg hauste der Doctor in drei gewaltigen Zimmern mit seiner nicht minder gewaltigen Bibliothek, die von allen Antiquaren Europas zusammengekauft schien. Sein Zimmer selbst war halb verbunkelt, theils durch die undurchbringlichen Rauchwolken seiner meterlangen Margileh, theils durch einen Wald der „seltesten“ Landpflanzen, als da sind Goldlack, Federnelken, Balsaminen, Melisse, brennende Liebe und Levkojen. Gleich neben dem Zimmer befand sich ein endloser, wüster Boden und zunächst der Taubenschlag, das heißt sein Eigenthum, denn Tauben waren seine einzige Leidenschaft, er hielt sich alle möglichen Feldflüchter und Lachtauben, Holz-, Kropf- und Turteltauben, ja die Spötter behaupteten, er züchte für den nächsten Krieg eine besondere Art von Briestauben im Voraus.

„Ging Doctor von Lamprecht einmal spazieren, was nur sehr selten geschah, so sah man dicht an den Häusern einen spindebürren Schatten in spanischem Mantel mit einer Eile vorüberstochen, als wenn es irgendwo breme. Noch am regelmässigsten war er im Theater zu sehen auf dem Eckplatz der dritten Reihe der Sperrloge. Dort leuchtete nach allen Seiten hin sein ungeheueres fennelgelbes Haupt, wie das eines Directors, wenn nicht einer Claque, doch jedenfalls einer unsichtbaren Macht, nämlich der öffentlichen Meinung. In Gesellschaft ging Doctor von Lamprecht niemals, theils aus Menschenfurcht, denn er fühlte dunkel, daß er eigentlich eine komische Erscheinung, theils aus Menschenverachtung, mit der er sich rächte.

„Zeigte er sich einmal ausnahmsweise in einem Salon, so war sein Platz unfehlbar an der Portière oder auf der Schwelle zum angrenzenden Raum. Hier stand er, die Arme über der Brust gekreuzt, wie eine Karyatide oder wie ein stummer Beobachter, der niemals Platz nahm, aber Alles über sah, gleichsam als wäre der Salon auch nur ein Theater oder ein geistiges Schlachtfeld, dessen Entscheidungen er mit napoleonischem Feldherrnblick verfolgte.

„Bei dieser Zurückgezogenheit konnte es nicht fehlen, daß sich bald ein ganzer Legendenkranz um seine Person bildete. Man sprach nämlich sehr viel von ihm, am meisten und lauteften, als die wichtigste Entscheidung in seinem Leben eintrat, die große Herzensfrage. Indes war das, was man damals erzählte, nicht nur glaubwürdig, so unglaublich es schien, sondern es erreichte nur selten die Wahrheit, die immer noch viel toller war. Ich selbst kann hier im Wesentlichen auch nur eine Legende berichten, denn Zeuge ist Niemand gewesen, als eine fränkische Tante und eine ebenso

uralte, taube Aufwärterin, und diese Beiden haben sicher nicht weitererzählt, was vor ihren Augen vorging.

„Es hieß also, Doctor von Lamprecht sei in Folge seiner verkehrten Lebensweise krank geworden. Natürlich, seine Lieblingskost außer der schmalen Table d'hôte im blauen Boß waren Bratäpfel, Büdlinge, geschmorte Kastanien und unsagbare, gräuliche Handkäse. Dazu ununterbrochen der stärkste türkische Tabak in seiner kasterlangen Wasserpfeife — kein Wunder, wenn auch der gebulbigste Magen gegen solche Genüsse endlich rebellirte. Anderes mochte wohl dazu kommen: die Zugluft seiner Räuberhöhle, der Aerger über schlechte Seher und haarsträubende Druckfehler, endlich auch grobe Briefe von beleidigten Künstlern und Mimen, kurz der Magenkatarrh wuchs sich zum schönsten Typhus aus.

„Damals nun war an der berühmten Kunstschule eine Rote fremder Damen aufgetaucht, die sich der Kunst widmen wollten, man konnte sie wirklich nicht anders, als eine Rote nennen, wenn es auch theilweise „Anmuthstrampel“ waren, wie der berühmte Schartenmeier vor dreißig Jahren eine ebenso berühmte Stuttgarter Schriftstellerin getauft hat — so glichen die Anderen mehr einer Schaar weiblicher Kraftmeier und Genialitätsgigerln, die wirklich die ganze Stadt unsicher machten und in dauernder Aufregung erhielten.

„Eine von ihnen, jedenfalls die interessanteste, war eine Holländerin, Tochter eines steinreichen Amsterdamer Bankiers, eine Person von üppigem Wuchs, mit geschorenem Haar wie ein Soldat, verrückt phantastisch und platonisch emancipirt bis zum Exceß. Allgemein galt sie für eine eigenartige Schönheit, aber das ist Geschmackssache. Von Figur glich sie mehr einem Jockey und Schiffsjungen, als einem Weibe. Das war wenigstens mein erster Eindruck; von ihrer jugendfrischen Ungenirtheit, wie von ihrem Geist sollte ich erst später erfahren.

„Hinsichtlich ihrer Kunst behaupteten die Kenner, daß sie zwar nicht talentlos, aber ohne alle Vorbildung gekommen sei, um sich gleichwohl sofort an die schwierigsten Aufgaben zu wagen. Mit Vorliebe malte sie hochideale Phantasiestücke: Sappho auf dem Felsen, tanzende Bacchantinnen und homerische Sirenen — dergleichen, kurz sie schwor zur verschollenen Romantik im blühendsten Stil der Düsseldorfer. Ueberhaupt aber war ihr wie den Anderen die Malerei nur eine neue Art von Sport und Mode. Im Jahre 1870 soll sie einer holländischen Pilgerschaar angehört haben, die im vollen Costüm mit Muschelhut und Stab eines Tages auf dem Kriegsschauplatz erschien, um sich nützlich zu machen, leider aber zurückgewiesen wurde. Ich habe die sonderbare Schaar damals selbst auf einem Rheindampfer gesehen, es waren über ein halb Hundert.

„Diese junge Dame nun wohnte damals ebenfalls in der berühmten Scherffburg an der Stadtmauer, wenn auch nur in einem Seitenflügel, und die taube Aufwärterin Urjchel mag wohl den ersten glimmenden Funken



für den kranken Säulenheiligen im Taubenschlage in der weiblichen Samariterseele geweckt haben. Genug, als sie erfuhr, daß Doctor von Lamprecht oben von Gott und Welt verlassen darniederliege, hielt sie es für ihre Christenpflicht, sich des Aermsten anzunehmen und ein Werk der Barmherzigkeit zu üben.

„Das hat sie denn auch redlich gethan und in aufopferndster Weise. Wochenlang lag der Typhuskranke in Delirien. Sie aber pflegte ihn und that ihm alle Dienste, wie es eine barmherzige Schwester nicht besser vermocht hätte. Ich erinnere mich, daß man damals in ärztlichen Kreisen und bald auch in der Stadt den Muth der jungen Dame bewunderte, und Niemand hat in ihrer Aufopferung auch nur einen Schatten von Unziemlichkeit gefunden. Im Gegentheil, bisher hatte das schöne, wie das Gerücht jagte, fabelhaft reiche Fräulein wohl Duzende von Verehrern gehabt, die meisten von den jungen Malern und Strebern der Kunstschule und zwar ausdauernde Verehrer, trotzdem sie dieselben mit einer unglaublichen Verachtung und Ironie behandelte, dergestalt, daß sie sich selbst schadete und zuletzt nur noch als Caricatur eines Weibes galt. Jetzt aber hatte sie die gesammte Frauenwelt auf ihre Seite gebracht, und daß diese einstimmig ihr Lob sangen, war gewiß ihr siegreichster Triumph über alle bösen Zungen — außerdem auch zum Vortheil des Patienten.

„Es war förmlich, als wenn ein Fürst erkrankt sei. Allmorgendlich brachte das Tageblatt Mittheilungen über das Befinden Doctor Lamprechts. Unten in der Expedition lag ein Bogen auf, und zahlreiche Namen von Abonnenten bedeckten ihn täglich.

„Endlich nach sechs schweren Wochen galt der Kranke als gerettet und auf dem Wege der Genesung. Noch einige Tage setzte Fräulein Jaqueline die Pflege fort, dann aber stellte sie ihr Samariterwerk ein, und dem Patienten muß gewesen sein, als erwache er von einem schönen Traum, denn etwas mußte er von der Anwesenheit der jungen Dame schließlich doch gemerkt haben. Vielleicht hätte sie schon früher die Pflege beenden sollen, denn nun erst — gleichsam als später Nachwuchs der langen Saat — tauchten auf einmal allerhand Gerüchte auf, eins anzüglicher, als das andere. Man sprach von einem bestehenden Verhältniß, wie von etwas Selbstverständlichem, und als Doctor Lamprecht wieder auf der Redaction erschien und an der table d'hôte im blauen Saal, konnte er sich vor Gratulanten und neugierigen, wohl auch boshaften Freunden kaum retten. Jetzt erst erfuhr er, was geschehen war und daß die junge, fremde Künstlerin ihm ihren unbefleckten Ruf, sozusagen, zum Opfer gebracht habe.

„Mein edler Doctor von Lamprecht — ein nobler Mensch, wie er war, glaubte jetzt handeln zu müssen; um alles müßige Gerede verstummen zu machen, schrieb er einen ausführlichen, jedenfalls höchst merkwürdigen Brief an seine Pflegerin. Den Wortlaut dieses Documentes habe ich später von ihm selbst erfahren.

„Ungefähr lautete er: „Meine Dame. Erst jetzt muß ich von fremden Leuten vernehmen, welchen Liebesdienst Sie mir geleistet, und daß ich Ihnen im vollen Sinne des Wortes mein Leben zu danken habe. Aber Sie haben dabei leider nicht bedacht, daß die sogenannte schöne Welt solche selbstlose Aufopferung nicht ungerügt hingehen läßt, und daß der Philister sich an jedem Idealismus zu rächen für Pflicht erachtet, schon weil er beschämend auf ihn wirkt. Ich will Sie mit den Aeußerungen der Bosheit und Dummheit verschonen, aber ich fühle, daß ich Ihnen wenigstens die Satisfaction schuldig bin, jenem Gerede ein Ende zu machen. — Sie kennen mich freilich nur dem sterblichen Staubgewande nach als Lazarus — Sie haben mein hinaufgeklommenes und jammervolligstes Selbst gesehen und sind nicht davor zurückgeschreckt, also hat Ihre Bekanntschaft mit mir eigentlich jenseits aller Enttäuschung begonnen. Mein geistiges Selbst — oder wenn Sie wollen, meine wirkliche Persönlichkeit, kennen Sie noch nicht, doch hoffe ich wenigstens, daß sie nicht noch unter dem Cadaver steht, dem Sie Ihre Theilnahme zugewendet.“

Entscheiden Sie selbst, ob es zu Ihrer Satisfaction genügt, wenn ich Ihnen meine Hand biete, doch muß ich sofort das Geständniß hinzufügen, daß ich als completer Heide von üblichen Ceremonien, als da sind Kirche, Altar u. s. w. absolut nichts halte, und daß mir Niemand mit solchem Nonsens kommen darf. Ergebenst u. s. w.“

„Was für ein Gesicht Fräulein Jaqueline zu dem wunderlichen Briefe gemacht hat, weiß freilich Niemand zu sagen — doch müssen die Zeilen von erwünschter Wirkung gewesen sein, denn die Dame hat sich nicht lange besonnen. Schon am Tage darauf war der sonderbare Werber im Besitze des Jaworts.“

„Sein Erstaunen freilich, als er nun erst bei näherer Auseinandersetzung erfuhr, daß er einen Goldfisch erster Qualität im Netze hatte, daß seine Braut die Tochter eines mehrfachen Millionärs und völlig selbstständig sei, kann auch Niemand schildern — aber unseren Philosophen schien dies Alles höchst kühl zu lassen, ja selbstverständlich zu sein. Der Narr des Glücks wußte wirklich nicht, was Geldeswerth und Mammon sei. Auch von sonstigen Hindernissen, etwa seitens der nächsten Verwandten der Dame, verlautete nichts. Fräulein Jaqueline war majorenn und besaß die volle Disposition über ihr mütterliches, ebenfalls höchst bedeutendes Vermögen, einer baldigen Hochzeit stand somit nichts im Wege.“

„Aber nun kommt das Verrückte, das bewies, daß die Dame eigentlich von gleichem Kaliber war, wie er. Man sollte doch glauben, daß das Paar nunmehr eine andere, standesgemäße Wohnung genommen, daß er vielleicht eine bessere Stellung erstrebt oder den dürftigen Redactionsberuf ganz aufgegeben — bewahre, nichts von Alledem. Doctor von Lamprecht blieb Redacteur des kleinstädtischen Tageblattes und blieb in seinem wüsten Taubentobel, nur eine weitere Abtheilung, das heißt, ein Bretterverschlag des Bodenraums

ward in aller Eile zur Garderobe und ein anderer zum Schlafzimmer hergerichtet, denn Fräulein Jaqueline sollte einfach in seine Räuberhöhle und Rauchkammer heraufziehen, dies ward die einzige Veränderung. Und sie, die verwöhnte Holländerin, die romantische Künstlerin, fand dies Alles ganz in der Ordnung, ja höchst originell und geistreich, und so wurde in jeder Beziehung nach den Anordnungen des Sonderlings verfahren.

„Das Einzige, was sich die künftige Hausfrau ausbedang, war eine Köchin, die auch wirklich gemiethet wurde — eine hübschere Person vom Lande, und diese Maßregel war eine nothwendige, denn von Küche und Wirthschaft verstand die vornehme Dame selbstverständlich nicht das Geringste.

„Daß von kirchlichem Aufgebot, kirchlicher Trauung und solenner Hochzeit keine Rede war, habe ich, glaube ich, schon angedeutet. Es geschah Alles in kürzester, einfachster Weise, gleichsam verstohlen hinter dem Zaune. —

„Eines schönen Nachmittags, während der Doctor noch im Schlafrock, im dicken Tabaksqualm über seinen Zeitungen und Büchern saß, erschien im Nebenzimmer der Standesbeamte nebst einigen wenigen Zeugen: nämlich meiner Wenigkeit, dann die fränkische alte Tante, die wie ein Gespenst aus der Zeit des Rococo aussah, und die taube Aufwärterin Urschel. Damals habe ich die interessante Dame, nämlich Fräulein Jaqueline, zum ersten Male gesprochen. Sie hatte sich in ein seidenes, höchst phantastisches orientalisches Gewand gekleidet, das sie aus Constantinopel mitgebracht und nur ein wenig zugestutzt hatte. Im Haar trug sie eine goldene Spange wie eine Art Diadem, außerdem einen Zweig frische Kirichenblüthen, dies fand sie nationaler und passender, als die Myrte, die als südliche Pflanze gar keinen Sinn in Deutschland habe. Ich muß sagen, daß ihre bei allem entschiedenen Auftreten doch unnahbare decente Würde mir unwillkürlich imponirte, wie auch ihr ganzes Wesen einen zwar seltsam romantischen, aber doch herzwinnenden Eindruck nicht verfehlte. Ja, ich gestehe ganz offen — unter gleichen Umständen hätte ich mich ebenfalls in die Dame verliebt, und wenn mein Charakter dafür Anlage besäße, hätte ich meinen Freund wirklich beneiden können. Fräulein Jaqueline war — wie ich heute sah, nicht nur eine originelle Schönheit von sinnverwirrenden Zauber — das heißt nämlich, wenn sie wollte, sie war auch ein geistreiches Weib, ich müßte unser ganzes Gespräch wiederholen, und das wird kaum möglich sein.

„Ich weiß nicht wie mir der Einfall kam, wahrscheinlich durch ihr Costüm — ich sagte, Fräulein kommen mir vor, wie eine Königin von Saba, die den Salomo besuchte.

„Da lachte sie und hob wie drohend den Finger. „Dann müßte ich doch eine Menge Kameele und Mohren mitgebracht haben, und leider bin ich nur allein gekommen. Aber mit dem Salomo haben Sie Recht. Mein Bräutigam zählt zu denen, die den Wahlspruch haben, Alles für eitel anzusehen, sonst würden wir wohl eine bessere Wohnung suchen und eine anständige Hochzeit halten.“

„Er wird glücklich sein, eine Lebensgefährtin gefunden zu haben, die seinen philosophischen Geschmack theilt — solche Damen sind selten.“

„Meinen Sie? aber es ist wahr — vielleicht weil er Glück und Liebe, Hausstand und Hauskreuz nicht so wichtig nimmt, gerade deshalb gefällt er mir, und ich halte von all den Dingen auch nicht viel mehr.“

„Sah man sie so nebeneinander, den halb verkümmerten bizarren Gelehrten und die excentrische Künstlerin, so war es klar, daß sie vollkommen zu einander paßten.“

„Sie war ebenso barock, wie ihr Erforener.“

„Dies war der Haupteindruck, den ich diesmal empfang.“

„Die Action der bürgerlichen Trauung ging rasch und mechanisch vorüber. Eines weiß ich noch, daß die alte Urschel fortwährend mit dem Kopfe schüttelte, als wenn da ein schweres Sacriliegium begangen würde. Auch nachher saß sie noch stundenlang draußen in der finsternen Küche und hielt laute Gespräche mit der Köchin und halblaute Monologe mit sich selbst.“

„Gottchen, Gottchen, was für närrische Leut' heut leben — Und die wollen Segen haben ohne Kirche und Altar. Gottchen, Gottchen, wie man's nur so lästerlich treiben kann — heißt es doch ein heiliger Ehestand, und die machen's, wie die Zigeuner und Heiden“ — und so weiter in diesem Tone, selbst im Zimmer, wenn sie erschien, um irgend etwas zu holen oder zu bringen. Da sie selbst stotterte, glaubte sie, auch alle Anderen hörten sie nicht, was sie mit sich selbst sprach — und so gab es zum Lachen Stoff genug.“

„Daß ich es nicht vergesse — eine Art von Festmahl gab es allerdings oder eigentlich nur ein improvisirtes Vesperbrot. Aus der nächsten Wirthschaft ließ der glückliche Bräutigam eine mächtige Schüssel sogenannte Wiener-Würstchen mit Meerrettig holen. Dazu eine Kanne bayerisches Bodobier, ein weiterer Gang bestand aus Fastnachtstrapfen und Meißener Landwein oder war's Apfelwein, ich weiß es nicht mehr. Schließlich kam auch die unvermeidliche Wasserpfeife wieder in Gang, und ich fand es ganz natürlich, daß auch Frau Jaqueline sich aus dem türkischen Tabak eine Cigarette wickelte. Dabei gab es allerhand zu lachen, besonders, als die uralte Tante, der der ungewohnte Wein zu Kopf gestiegen war, uns erzählte, wie sie sich vor fünfzig Jahren auch einmal beinahe verlobt hätte. Es war eine rührende Historie, zu der ein Leierkasten, der sich irgendmo in der abgelegenen Straße hören ließ, die Melodie vom guten Mond als Begleitung lieferte.“

„Mit diesem Schlußeffect schied ich denn endlich und ließ die Glücklichen allein. Eine kleine Ueberraschung stand ihnen doch noch bevor. Denn die Liedertafel aus dem blauen Bod hatte es sich nicht nehmen lassen, den Neuvermählten eine Serenade zu bringen. Sechs oder sieben hahnebüchene, haarbuschige Kerle sangen natürlich ihre eingeübtesten Glanznummern, zuerst: Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute, dann das Schubert'sche: Wir saßen im kleinen Fischerhaus, endlich sogar das unvermeidliche Deutsch-



land, Deutschland über Alles, wahrscheinlich als Anspielung auf die Gesinnungstüchtigkeit des Redacteurs. —

„Die beiden Glücklichen erschienen zuweilen am offenen Fenster in der Höhe. Dazu flogen die Tauben im Abendsonnenglanz um das Fensterbrett und pückten die letzten Krümchen des lucullischen Mahles. Es war auch ein Stück barocker Romantik oder modernster Lebenspoesie in ihrer Art. —

„Von diesem Tage an verschwand Doctor von Lamprecht vollständig aus unserm Gesichtskreise. Früher war er doch noch ein- oder zweimal wöchentlich an unseren runden Tisch gekommen, jetzt nimmermehr, und für einen jungen Ehemann fand man diese Flucht aus der Welt ebenso selbstverständlich, als entschuldbar.

„Ueberhaupt beschäftigte man sich nicht mehr mit ihm, und die geschwägigen Zungen waren mit einem Male zur Ruhe gebracht. Was man dann später hie und da erfuhr, lautete so glänzend, so blendend und überraschend, daß man nur staunen konnte, aber auch das natürlich fand. Doctor von Lamprecht war im rapiden Aufsteigen und im Begriff, hohe Carriäre zu machen.

„Seine gediegenen Artikel über die Leistungen der Kunstschule hatten ihm längst den Nimbus einer gefürchteten Autorität erworben, auch wenn seine hochgeschraubten Ansprüche Lehrer wie Schüler oft irre machten. So war's denn ganz angemessen, daß man eine so kostbare Kraft zu fesseln suchte und ihn als Professor an der Kunstschule anstellte. Als solcher mußte er Vorlesungen halten, durfte aber nicht mehr schreiben.

„Ebenso war es am Theater, wo die Mimen und Mimosen, aufgestachelt von seinen schonungslosen Kritiken, sich oft in heller Rebellion befanden und das ganze Repertoire über den Haufen warfen. Auch hier wußte man den gestrengen Aristarch zu verbinden. Man schuf in aller Eile die Stelle eines Dramaturgen und übertrug sie dem Doctor von Lamprecht. Als solcher hatte er allen Einlauf zu lesen, alte Stücke neu zu bearbeiten und die literarische Repräsentation des Theaters nach außen zu leisten, was ihm mancherlei Ehren und Auszeichnungen eintrug.

„Kurz, Doctor von Lamprecht war auf bestem Wege, als neuer Beaumarchais und Schlegel ein bedeutender Mann zu werden. Auch bei Hofe sollte er demnächst vorgestellt werden, und weiter hieß es sogar, er habe in Süddeutschland kürzlich ein Rittergut angekauft. Orden und Hofrathstitel konnten einem so distinguirten Manne unmöglich länger entgehen; was sollte sich ein so vornehmer Herr mit unserem bürgerlichen Kreise noch länger abgeben. Wir Alle hatten längst darauf verzichtet, den Emporkömmling, der als Glückspilz oder Glücksritter plötzlich Oberwasser gewonnen, noch zu den Unseren zu zählen. Dennoch, und dies ist wesentlich, beneidete ihn Niemand. —

„Alle vielmehr gönnten ihm von Herzen das fabelhafte Glück, das ihn immer von Neuem aus seinem Füllhorn überschüttete. Aber er verdiente

es, denn im Grunde war er ein charaktvoller, tüchtiger Mensch, ja, er verdiente es doppelt, weil sein Mangel an Weltläufigkeit, der ihn zur Caricatur machte, ihn bisher recht eigentlich von allen Lebensfreunden ausgeschlossen und zu den Enterbten verurtheilt hatte. Nun war ihm plötzlich der große Wurf gelungen, und er hatte mühelos mehr erreicht, als die gewiegtesten Schwerenöther und Lebemänner jemals zu erhaschen im Stande gewesen wären. —

„Es mochte etwa ein volles Jahr vergangen sein, bis es geschah, daß ich den im Venusberge des Glückes Verschollenen unerwartet wieder sah, nämlich während eines Gewitters, das mich veranlaßte, in einen entlegenen Wirthsgarten einzutreten — eine halbe Stunde von der Stadt zwischen Wasser und Wald, wo ich einen Neubau zu leiten hatte. Es war das eigentlich eine verrufene Herberge, über die allerlei Gerüchte von Schmugglern und Wilddieben gingen. Anständige Leute verkehrten dort nicht, und mich hatte, wie gesagt, nur der heftige Gewitterregen gezwungen, Zuflucht zu suchen. —

„Vor dem verfallenen Hause lag ein nicht weniger verwilderter Garten mit einer großen Veranda, die immerhin nothdürftigen Schutz bot. Wer beschreibt meine Ueberraschung, als ich dort im dunklen Winkel meinen alten Freund wieder fand. Es war wirklich Doctor von Lamprecht, der bei einer Flasche Rothwein saß — aber völlig wie geistesabwesend, bald in die Luft starrend, bald in sich versunken.

„So sah kein Glücklicher aus — im Gegentheil, er war das Bild sichtlichster Verstortheit — und ich mußte ihn zwei Mal anrufen, bis er mich erkannte. Da erschrak er wie ein ertappter Sünder, erhob sich in höchster Verlegenheit, stotterte ein paar leere Redensarten und wollte davon — das war mir doch zu viel.

„Was da — hiergeblieben, Professor,“ rief ich und faßte ihn am Arm.

„Nun muß ich einschalten, daß wir vor Jahr und Tag eine Zeit lang sehr intim mit einander gestanden, und manche Nacht uns, hinsichtlich der letzten Dinge wie der höchsten Fragen in Leben und Kunst, oft gegenseitig den Puls gefühlt hatten. Das bindet in der Regel auf immer, obgleich Leute seiner Art, das heißt Gelehrte und Poeten, sich gegen Unser Einen, das heißt Ingenieure und Leute vom Baufach, meist rasch und vornehm wieder abkühlen und nach längerem Intervalle fremdeln, als hätte man sie niemals gekannt. Dieser brahminenhafte Kastenhochmuth hat mich an den Herren von der Feder immer verdroffen, und diesmal war ich aus begreiflichen Gründen doppelt indignirt gegen den Herren, der seinen Brautführer nach so kurzer Frist plötzlich nicht mehr kennen wollte.

„Professor,“ rief ich und hielt ihn fest. Ich denke doch, daß wir einmal alte Freunde gewesen sind, und ich sehe Sie heute noch dafür an, auch wenn Sie mich verleugnen möchten, aber zu einem Judas haben Sie kein Talent. Was ist jetzt auf einmal? Ich bin nicht neugierig, aber wer Sie

sieht, sollte meinen, Haus und Hof wäre Ihnen verbrannt. So denkt man sich Hiob auf dem Trümmerhaufen!"

"Da haben Sie in's Schwarze getroffen," rief er. "Hiob, Hiob, ja das ist's," und er schlug auf den Tisch — "Hiob war auch so ein Narr des Glücks, der Alles errang und Alles wieder verlor!"

"Aber wieso? Haben Sie Verluste gehabt oder ist Ihre Frau durchgegangen?" — ich weiß nicht, wie mir das so herausfuhr.

"Er aber sagte: „Noch weit schlimmer.“"

"Noch schlimmer, was soll man darunter verstehen? Jetzt lassen Sie mich eine frische Flasche bestellen und vom besseren, sagte ich — dann schenken Sie mir reinen Wein ein in anderem Sinn."

"Ja, ich hatte gut reden. Er schlug die Hände vor das Gesicht und biß auf seinen hellblonden Ziegenbart. Es fehlte nicht viel, er hätte geweint, wie ein kleines Kind.

"Das wurde mir denn doch zu arg, und ich glaube, ich habe ihm zugeredet, wie ein Capuziner einem Verurtheilten. „Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen," sagte ich, „wenn Sie schweigen müssen, ehre ich auch Ihr Schweigen. Mein Gott, was ist alles sogenannte Glück — eine Illusion auf kurze Zeit, um sie ebenso rasch zu verlieren, wie man sie gewonnen. Aber bei Ihnen ist's doch nur krankhafte Hypochondrie, darauf wette ich. Sie waren immer ein Schwarzseher, ein Grillenfänger, darum habe ich auch keine ernsthafte Sorge. Wozu auch. Sie haben eine schöne junge Frau — Sie sind ein reicher Mann — ein hochgeachteter Gelehrter — Professor an der Kunstschule, jetzt sogar Dramaturg und nächstens geheimer Hofrath — ich denke, solche Glückliche finden sich nicht gerade allzu häufig, und nun diese Kopfhängerei, brauchen Sie lieber einen Arzt!"

"Er aber lachte laut auf in seinem Ingrimm. „Blasen Sie Ihre Posaune nur hinaus. Was Ihr Menschen doch von Glück träumt — aber immer zu, immer zu — Sie haben mehr Recht, als Sie ahnen. Ihr Bild ist unsagbar richtig, freilich als Scheinbild eines Scheinglücks — o, es ist entsetzlich, solche Spießruthen laufen zu müssen."

"Spießruthen, sagte er wirklich — was für eine tolle Vorstellung und ohne Veranlassung.

"Er aber ließ sich gar nicht unterbrechen. Sie haben ja Recht in allen Dingen, ungeheuer Recht.

"Ich bin ein Narr, oder wie nennen Sie einen Menschen, der vom Schicksal gefoppt wird, wie noch nie ein Sterblicher gefoppt worden ist. — Ich habe eine schöne junge Frau, wie Sie meinen, und habe in Wirklichkeit keine Frau — ich besitze Rittergüter, wie Sie glauben, und darf mich dort nicht sehen lassen — ich heiße Professor und habe keine Zuhörer, bin angeblich Dramaturg und habe nichts zu thun, als zu schweigen, gelte als reicher Mann und habe nicht soviel Kleingeld, um ein Glas Wein zu bezahlen. Einen solchen Narren des Glücks beißen die Hasen und verhöhnen

die Schwalben in der Luft. Da — wie die da!“ und er schwenkte seinen Hut, der soeben einen Schwalbengruß empfangen hatte. „Hol's der Teufel — lieber eine Kugel vor den Kopf, als solch' ein Dasein noch einen Tag länger!“ —

„Na ja,“ rief ich barsch — „Sie reden zwar deutsch, und doch ist mir's so fremd, wie spanisch — erzwingen will ich Ihr Vertrauen nicht. Also fahren Sie ab — meinerwegen mit ungelöstem Räthsel, wahrscheinlich ist es überhaupt nicht werth, gelöst zu werden.“ —

„Er stand ein paar Augenblicke, dann setzte er sich wieder. „Nehmen Sie mir mein Benehmen nicht übel, aber über manche Dinge möchte man rasend werden oder zum Gottesleugner, wenn man darüber nachdenkt. Ich sehe schon, ich muß endlich einmal reden und in Wahrheit — es thut mir eigentlich wohl, daß ich endlich Farbe bekennen muß.“ —

„Hören Sie also alles Tolle, was mir begegnet ist, und dann versuchen Sie, ob Sie mir einen Ausweg zeigen können.“

„Sagen Sie Ihre Ansicht schonungslos, ich will Alles ertragen, auch wenn Sie Lust haben sollten, mich offen zu verhöhnen und zu verlachen.“ —

„Darauf schwieg er eine Weile und brannte seine Cigarre wieder an — endlich fuhr er fort:

„Mein Unglück begann mit meiner Heirath — also mit meinem Glück, denn ich war wirklich so thöricht, einen Tag lang daran zu glauben. Sie waren ja Zeuge unserer Trauung, nicht wahr, so sehen zwei Glückliche aus, wie Sie glauben? An eine Hochzeitsreise haben wir nicht gedacht. Hochzeitsreisen sind schändlich, ein Beweis für die innere Kothheit, für den unbewußten Cynismus unserer Zeit. — Wie kann man in einer Herberge glücklich sein, mitten unter fremden Augen und Ohren, mitten unter frechen Kellnern und frechen Reisenden in einem fremden Hause, wo Alles feil ist — Zimmer und Bett und Einrichtung — und aus einer Hand geht es in die andere.“

Pfui, dreimal Pfui! Aber davon fühlen die zarten modernen Seelen keine Spur, weil sie vor lauter Firniß wieder innerlich verrostet, vor lauter Cultur wieder abgestumpft sind, so daß sie gar nicht merken — wie Jeder, der eine Hochzeitsreise thut, seine Brautnacht recht eigentlich im feilen Gelegenheitshaus feiert — eine greuliche Zeit, dies gepriesene Jahrhundert! — Und weil wir darüber einverstanden waren, blieben wir zu Haus —

Was wir thaten?

Wir erzählten uns Jugendgeschichten von erster Liebe und vom ersten Kuß — rührende dumme Geschichten und doch wieder traurig süße Erinnerungen. Jaqueline saß auf meinem Schoß und wühlte in meinen langen Haaren. Es wurde immer später und dunkler im Zimmer. Dann kam Ihr mit Eurem albernen Gesang, der uns ärgerte, weil er gleichsam über alle Dächer hinausposaunte: Hier sind zwei Glückliche. Wir waren froh, als Ihr wieder abzogt, und Jaqueline gab mir einen Kuß — ich weiß



nicht, ob zur Belohnung oder zur Entschädigung für Euren Singsang. Auf einmal stand sie auf und zündete alle Lichter und Lampen an, ich glaube, es war ein halb Duzend, wie sie sagte, zur Feier unserer Hochzeit. Dann revisirte sie meine Garderobe, wie auch meine Wäsche, Stiefel, Handschuh, Cravatten und so weiter, notirte sich, was ich neu anschaffen müsse und sonst. Dabei tranken wir noch eine Flasche Landwein, aßen Käse und Butterbrod und dazwischen auch alten Apfelsuchen, der sich in irgend einer Schublade vorgefunden.

„Es wurde immer später und später, und ich wußte eigentlich nicht recht, was ich anfangen sollte. In der Eile war das Schlafzimmer in einem Bodenverschlagent eingerichtet worden, aber nun schien es mir doch recht häßlich, daß Alles nur so improvisirt war. —

„Aber kaum sagte ich auch nur eine Silbe davon, da umfieng mich Jaqueline auf einmal und sagte mir gute Nacht.

„Aber Schatz, ich denke, wir bleiben zusammen. Wir hätten uns doch noch so viel zu erzählen.“

„Dazu ist morgen auch Zeit — die Nacht ist zum Schlafen — gute Nacht, Wolf,“ und diesmal nannte sie mich zum ersten Male bei meinem Vornamen, und das ermuthigte mich. Ich versuchte sie festzuhalten und auf meinen Schooß zu ziehen.

„Aber sie mach'te sich sofort von mir los — „Geh, Du bist kindisch oder gar berauscht vom Wein.“

„Aber sind wir nicht Mann und Weib, Jaqueline,“ — und damit hielt ich die Entfliehende wieder fest.

„Ja,“ rief sie — „Dein treues Weib denke ich zu sein und zu bleiben — aber was willst Du noch von mir? Geh, laß mich jetzt schlafen gehen, ich bin müde —“

„Aber, liebes Kind, hast Du niemals darüber nachgedacht, daß wir als verheirathet nicht mehr im vorigen Stande sind — daß wir einander gehören mit Leib und Seele“ —

„Was heißt das?“ unterbrach sie mich rasch — „weil wir verheirathet sind — ich habe viel nachgedacht, auch viel beobachtet und gelesen — aber weißt Du, was dann in Romanen gewöhnlich kommt, das ist — weißt Du, dann hab' ich das Buch weggeworfen, weil ich's nicht verstehe und nicht verstehen will, und als mir eine Freundin einmal nach ihrer Hochzeit erzählen wollte mit lachendem Munde — da schlug ich sie auf den frechen Mund — und wenn sie auch nachher noch lachte, ich weiß recht gut, sie ist doch eine lieberliche Frau geworden. Nie dergleichen, Wolf, niemals, niemals erdulde ich eine solche Entwürdigung — gute Nacht und keinen Schritt! —“

„Damit war sie davon und riegelte die Thür hinter sich zu. Ich Narr war zu einer Frau gekommen, ich wußte nicht wie — zu einer Frau, die

ich wahnsinnig liebte, und nun hatte ich doch keine Frau. Was sagen Sie dazu? —

„Das ist allerdings ein casuistischer Fall eigener Art,“ meinte ich, „aber dergleichen mag in unserer überhitzten Uebercultur häufiger vorkommen, als wir ahnen, zumal bei hochgestimmten idealistischen Naturen, die aus lauter Geschmacksverfeinerung wieder unnatürlich werden. Aber ich sollte meinen, dergleichen Capricen corrigiren sich doch von selbst im Laufe der Zeit.“ —

„Das habe ich auch gehofft von Tage zu Tage, von Woche zu Woche,“ sagte der Professor, „aber vergeblich. Ich spielte ihr Bücher in die Hand von Naturphilosophen, von Aerzten — Bücher, wie sie für Neuvermählte extra geschrieben werden — ich legte es ihr auch im Gespräch nahe, über den großen Kreislauf der Natur — über alles Werden und Vergehen nachzudenken. Es hieße ja das Andenken an die eigenen Eltern schänden, wenn sie vermeintlich besser sein wollte, als jene. Wer das natürliche Entstehen perhorrescirt, der leugnet auch sein eigenes Dasein und verdient es nicht. Aber ich hatte gut reden, sie wich allen solchen Gesprächen aus, und die Bücher ließ sie ungelesen liegen — wie erklären Sie das Alles?“

„Erklären ließe es sich schon aus einer Art von Prüderie oder aus einem ethischen Irrthum.“

„Jawohl,“ rief er, „darin treffen Sie das Richtige, eine verkehrte Auffassung vom Sittlichen und vom Unsittlichen, das erklärt Alles! Denken Sie, was gleich in den ersten Tagen vorfiel. Wir hatten eine Köchin angenommen, eine brave Person vom Lande, nicht übermäßig perfect, aber sie konnte wenigstens gute Hausmannskost liefern. Trotzdem zeigte meine Frau vom Anfang einen großen Widerwillen gegen sie, vielleicht weil sie sich beschämt fühlte, nicht einmal das Nothwendigste vom Haushalt zu verstehen, und deshalb suchte sie der Leni alle ihre Künste so rasch wie möglich abzulernen. Sie ließ sie nicht einen Augenblick aus den Augen — und so passirte es gleich am ersten Sonntag, daß sie Nachmittags einen fremden Menschen in der Küche traf.

Voll Entrüstung kam sie zu mir gestürzt, und das Mädchen wurde citirt.

„Wer ist der fremde Kerl?“

„Aber mein Gott,“ sagte die Leni ganz roth und verlegen, „es ist mein Better.“

„Solche Better kennt man schon — heraus mit der Sprache — es ist Ihr Liebhaber?“

„Nun, und wenn's mein Bräutigam wäre.“

„Da haben wir's — aber solche Unsittlichkeit dulde ich nicht in meinem Haus — ein Mädchen, das sich soweit vergift, ist ein Gräuel in meinen Augen, und Sie können auf der Stelle gehen.“

Das arme Ding ging auch, aber ganz stolz und erhobenen Hauptes, denn ihr Bräutigam ließ ihr solche Behandlung nicht bieten.

„Weine nicht, Leni,“ sagte er, „mir ist's ganz recht, daß Du von so lieblosen Leuten fortkommst. In ein paar Wochen können wir Hochzeit feiern — ich bin Badewärter geworden draußen in Sicha“ — und so sind sie gegangen, und ich hätte den Menschen noch beneiden können! —

Sehen Sie, so ist meine Frau, eine fanatische Puritanerin, eine Species, die mir immer unaussprechlich war, und nun bin ich damit gestraft. Es war der erste ernsthafte Streit zwischen uns, und er zeigte auf einmal die tiefe Kluft, die zwischen uns bestand.

Mit der Zeit hoffte ich sie in anderer Weise zu curiren — ich sagte mir, Jaqueline ist überspannt durch geistige Verbildung, vielleicht auch durch übertriebenes künstlerisches Schaffen, das sie von der Natur ablenkt und in eine phantastische unwirkliche Welt einspinnt. Da muß zuerst abgeholfen werden — sie muß aufhören zu malen, muß für andere Beschäftigung Sinn gewinnen, am Besten, sie muß zur Natur zurückgebracht werden in einfache Verhältnisse — mit einem Worte: sie muß auf's Land, meilenweit weg von allen Städten und aller Cultur.

In jener Zeit wurden mehrfach Rittergüter in Süddeutschland ausgeschrieben, alle Tage brachten die Zeitungen neue Angebote. Das schien mir die Rettung. Ich wußte Jaqueline zu bewegen, ihrem Vater nach Amsterdam zu schreiben, unser Vorhaben zu erklären und die Liquidation ihres Vermögens zu verlangen, um uns dort anzukaufen.

Jaqueline war auch sofort mit meinem Vorschlag einverstanden, ihr Vater nicht minder. Die ersten nöthigen Summen wurden angewiesen, und ich reiste ab, um das Gut anzusehen und den Ankauf einzuleiten. Es war ein prächtiger Complex von Ländereien und Baulichkeiten, ein malerisches Schloß, noch aus dem siebenzehnten Jahrhundert, ringsum unermeßliche Waldungen, schimmernde Seen, herrliche Felder und Wiesen. Außerdem zahlreiches Wild im Wald, ein prächtiger Viehstand in den Ställen und ein reizender Park am Schloß, ein Besitzthum, gerade wie ich es mir in kühnen Träumen ausgemalt hatte. Zwei Tage lang ließ ich mich auf dem weitläufigen Areal herumführen, ritt und fuhr durch Forsten und Felder, schlief in den riesigen seidenen Himmelbetten, die zu meiner großen Befriedigung nebeneinander standen und genoß alle Freuden, die sich ein reicher Grundherr träumen und bereiten kann. Wie gern hätte ich mein Glück mit Jaqueline getheilt, aber die Vollendung eines neuen Bildes hielt sie an der Staffelei fest. Und so konnte sie alle meine Depeschen nur mit Glückwünschen beantworten. Am vierten oder fünften Tage schloß ich mit dem Notar, der die Familie des Verkäufers vertrat, den Kauf ab und war nunmehr Rittergutsbesitzer in aller Form.

Daß der Notar die durch Wechsel angewiesenen Summen sofort erhob und daß der vorige Eigenthümer in aller Geschwindigkeit nach Amerika abreiste, fiel mir damals nicht auf — schien mir vielmehr ganz in der Ordnung. — Aber der schöne Traum dauerte nicht lange, und die hinken-

den Boten kamen nur zu frühe. Schon die Wochenlöhne an die zahlreichen Gutsleute, dann die Nahrung für die Menschen, das Futter für die Heerden und Pferde verschlangen unglaubliche Summen. Auf meine einfältige Frage, ob bei so großem Besitz nicht alle Bedürfnisse sich von eigenem Zuwachs decken müßten, lachten die Verwalter, und nun kam es zu Tage, daß Alles bereits verschleudert war, auf lange hinaus. Die Vorräthe der Scheunen, Speicher und Keller, die Ernte auf dem Halm, das Obst auf den Zweigen, die geschlagenen Klastern im Wald, selbst das meiste Vieh im Stall — Alles war bereits verkauft und verpfändet; nichts von Allem war mein eigen.

Endlich kam der uralte Pfarrer des Orts und fragte mich, ob ich denn nicht die Flurbücher und Hypothekenbücher auf dem nächsten Landgericht eingesehen hätte.

Nun waren wohl Abschriften aus jenen Büchern vorgewiesen worden, auch hatte mir der Notar das Angebot gemacht, mit ihm hinzufahren, um die Bücher durchzusehen, aber ich hatte mir von den Auszügen und seinem ehrlichen Gesicht genügen lassen. Wohl oder übel mußte ich nun doch die Flur- und Hypothekenbücher selbst einsehen, da fand sich denn zu meinem Schrecken, daß das Rittergut seit geraumer Zeit fast um das Doppelte seines Werths überlastet war. Diese alten Schulden ablösen, die obenein durch verfallene nicht entrichtete Zinsen zu unglaublicher Höhe gesteigert waren — das hieß den dreifachen und vierfachen Werth des Besitzthums zahlen. — Kurz ich hatte hunderttausend Mark — soviel betrug die erste Anzahlungsrate rein zum Fenster hinausgeworfen. Ebenso viel fraß das Rittergut für das nächste Jahr an Verwaltungskosten, und an irgend einen Reinertrag war bei der enorm hohen Verzinsung der Hypothekenschulden auf Jahre hinaus nicht zu denken. Ich war unerhört hintergangen worden.

Ein Versuch, den Verkäufer wegen Betrug zu verklagen, scheiterte im ersten Anlauf, man sagte mir natürlich, der Entflohene sei vorläufig nicht vorhanden, und auch wenn er ausgeliefert würde, sei bei seiner notorischen Mittellosigkeit nichts von ihm zu erlangen, ich würde nur neue enorme Kosten haben. Nun konnte ich zwar den Notar selbst belangen, der schließlich an Allem Schuld war, aber dieser Schlaupopf verschanzte sich hinter seiner Bereitwilligkeit, mit mir in die Kreisstadt zu fahren, um dort die Bücher vorzulegen. Ich selbst hatte darauf verzichtet und mich allzusehr auf die Auszüge, auf seine ehrliche Miene und gleichnerischen Bertröstungen verlassen.

Kurz und gut, ich mußte es noch für ein Glück ansehen, daß das Stift Leonhardtszell als Hauptgläubiger des Ritterguts mir dasselbe wieder abnahm und mit einer Differenz, die durch jene Anzahlung nur knapp gedeckt wurde. Jene hunderttausend Mark waren und blieben verloren. Seitdem entzog mir mein Schwiegervater die Disposition über das Vermögen seiner Tochter. Ich gelte als reicher Mann und habe über keinen Heller zu verfügen. Das war die zweite Erfahrung, warum hatte ich als Büchermurm und Stubenhocker mich auf Dinge eingelassen, die ich absolut nicht verstand. —



Nun kommt die dritte und die letzte. Aus Verzweiflung über alle diese Nichtswürdigkeiten stürzte ich mich wieder in meine wissenschaftliche Studien, in mein eigenes Gebiet und, wie es schien, mit entschiedenem Erfolg. Ich erhielt eine Professur an der Kunstschule, fast gleichzeitig den Antrag einer neuen Stellung als Dramaturg beim Theater, und so konnte ich endlich die lästige und aufreibende Redaction aufgeben, um mich meiner höheren Aufgabe zu widmen. —

Das war nun Alles recht schön und gut, aber Gott weiß, die jetzige Generation muß vom Satan erzeugt sein. Hielt ich meine Vorträge in der Kunstschule, so spielten die Herren Schüler Karte oder plauderten ganz ungenirt.

Und als ich mir solche Ungebühr energisch verbat, kamen sie überhaupt nicht wieder, und ich las schließlich vor leeren Bänken. Bei Hof habe ich ein einziges Mal Vortrag gehalten über die Epoche der Renaissance, und man sagte mir die liebenswürdigsten Dinge, aber nur bis zum Augenblick, wo ich im Gespräch auf ein beliebiges Möbel, das im Renaissancestil gefertigt sein sollte, als nicht stilgemäß hinwies. Leider aber war gerade dieses Möbel nach der bewunderten Zeichnung irgend eines Verwandten des Hauses ausgeführt worden. Man berief mich nicht wieder. Am Theater ging es anfangs besser. Man schaffte mir einen Heuwagen voll Arbeit in's Haus, ich bearbeitete Calderons „Arzt seiner Ehre“ und Deflers „Fortunatus“, auch Bulwers „Money“ und Byrons „Sardanapal“, aber man legte diese mühsamen Arbeiten einfach bei Seite. Die Hauptsache war, daß ich keine Kritiken mehr schrieb, um die Herrschaften von der Bühne zu irritiren oder um Fräulein Bimbi zu ärgern, die ja in ihren verschiedenen vornehmen Liaisons eine allgebietende Theaterprinzessin geworden war. Weiter hatte die Stelle des Dramaturgen keinen Zweck, als meine Feder lahm zu legen und mich mundtot zu machen. —

Ein Professor ohne Zuhörer und ohne Geltung, ein Grundeigenthümer ohne Besitz, ein Ehemann ohne Frau — bester Freund, wer noch einen Funken Ehre, einen Tropfen Blut in sich hat, dem muß das Feuer zu den Augen heraus schlagen! Wissen Sie einen Rath, so geben Sie ihn — finden Sie keinen, so halten Sie mir eine Grabrede früher oder später. Sie allein wissen jetzt die Wahrheit — die Wahrheit zu meiner Schande, denn wenn das ein Mann von sich erzählen muß, so hat er sich selbst an den Pranger gestellt — was liegt daran. Ich bin so verdummt von alledem, daß ich auch völlig abgestumpft geworden gegen das, was man Ehre und Schande nennt!“

„Alles das sprudelte er so im Gehen vor sich hin, denn wir waren längst aufgestanden, um den Rückweg anzutreten. So schritten wir am Wasser hin im strömenden Regen. Der Tag war melancholisch grau und trostlos, wie gemacht zum Selbstmord. —

„Ich hatte wohl gut rathen, er möge auf Scheidung dringen, denn mit einer überspannten Frau dieser Art sei auf die Dauer doch nicht zu leben.

„Das können Sie wohl rathen, Bester, aber Sie vergessen die Hauptsache, daß ich heut noch verliebt in das Weib bin, so wahnsinnig verliebt, wie jemals. — Und selbst ihre Prüderie, ihre Abstinenz imponirt mir, so verrückt Sie das finden mögen, das heißt heut imponirt es mir, und morgen bringt es mich zur Verzweiflung, so wechseln die Eindrücke von einem Tag zum anderen.

An meinen Stellen an der Kunstschule, wie am Theater liegt mir gar nichts, die werde ich kündigen heut oder morgen, das ist Nebensache, aber dies Weib bringt mich noch in's Irrenhaus oder in's Wasser. — Denken Sie, was mir heut passiert. Die alte taube Urchel mit den klugen Augen scheint Alles zu wissen, wie es steht. Die nimmt mich heut in der Frühe bei Seite, draußen auf dem Bodentraum „Gnädiger Herr,“ sagt sie — „gnädiger Herr, ja, ja, das kommt davon, weil Sie um die liebe Kirche herumgegangen sind. Darum haben Sie keinen Segen — schauen's, daß Sie ihn nachholen. Ehestand ist kein wilber Stand, ist ein heiliger Stand, aber Sie haben das Wort Gottes und den Segen vor dem Altar verachtet, darum muß es so kommen!“ —

Solche Weisheit von der Gasse ist vollends, um rasend zu werden — ja zum Rasendwerden — ein anderes Ende weiß ich nicht. Leben Sie wohl und denken Sie an meinen letzten Wunsch — halten Sie eine anständige Grabrede auf mich — auf den Narren des Glücks!“ —

„Damit schritt er mit riesigen Storchschritten davon und war alsbald im Abenddunkel verschwunden. All mein Rufen half nichts — er wollte oder konnte mich nicht mehr hören. —

„Allerdings ließ ich das dabei nicht bewenden. Am nächsten Tage machte ich mich auf, ihm meinen Besuch abzustatten auf der Redaction, versuchte auch seine Frau zu sprechen, um sie wenigstens zu warnen, aber mein guter Wille war umsonst, ich fand den Doctor von Lamprecht nicht zu Haus, und seine Frau schien keine Lust zu haben, mich anzunehmen — ebenso ein zweites Mal, wo man mich in aller Kürze an der Treppe abfertigte, so daß ich den Rest von Lust verlor, mich um diese verrückten Leute zu bekümmern. —

„Einige Zeit darauf hat Doctor von Lamprecht auch sein Wort wahr gemacht — er gab alle seine Stellen auf, am Theater wie an der Kunstschule, das letzte Amt, wie es hieß, nicht unfreiwillig, weil sich vielfache Unordnung im Geschäftswesen gezeigt habe — ein Vorwand, an den Niemand glaubte, obgleich Andere auch seine Entlassung vom Theater aus gleichem Grunde erklärten. Bald darauf war er mit seiner Frau aus der Stadt verschwunden, oder, damit ich mich selbst berichtige — ich mußte damals eine größere Reise antreten und siedelte dann nach L. über. Als ich nach Jahr und Tag wieder einmal hier zu thun hatte, war das seltsame Paar verschwunden; ob die junge Frau dem Gatten entflohen, wie Einige behaupteten, oder ob er wegen des Gutskaufs nachträglich in einen Proceß

verwickelt und dann verschollen sei, wie Andere wissen wollten, ich habe es nie herausbringen können, habe auch seitdem von den wunderlichen Leuten nichts mehr gehört.“ —

Raum hatte der Ingenieur ausgesprochen, als ein jüngerer Gast am runden Tisch mit großer Lebhaftigkeit das Wort ergriff, wie sich nachher ergab, ein früherer Mitarbeiter des Doctor von Lamprecht, den er auch mehrfach bei der Redaction des Tageblattes vertreten hatte. Später war er zur städtischen Verwaltung übergetreten, und ich will den lebenswürdigen Herrn hier Assessor Clausner nennen.

„Dann kann ich vielleicht mit weiteren Nachrichten dienen,“ begann er — „Alles, was uns Herr Fellow erzählt hat, beruht auf strengster Wahrheit, und vieles Einzelne war mir selbst noch neu, aber was die letzten Annahmen von Flucht oder Proceß betrifft, so verhielt sich die Sache wesentlich anders. Die ernste Historie hat noch ein heiteres, sonderbares Nachspiel gehabt, wovon indeß nur Wenige erfahren haben. Es ist gewiß, daß jener unlös-bare Conflict zur tragischen Entscheidung führen mußte, aber dicht vor der Katastrophe schritt das Schicksal ein. Alles, was davon später verlautete, beruhte auf Vermuthungen, ich allein vielleicht kenne die Thatfachen, wie sie wirklich verliefen, und so kann ich nachträglich Manches aufhellen oder berichten.

„Diese Thatfachen waren folgende:

„Soviel ist zunächst richtig, daß Professor von Lamprecht damals nach seiner plötzlichen Entlassung sich nahezu in einem Zustand von geistiger Gestörtheit befand. Er ging wirklich mit Selbstmordgedanken um, seine Frau wenigstens war Tag und Nacht in peinlichster Angst um ihn und sorgte auch dafür, daß man ihn keinen Augenblick allein ließ. Diese böse Zeit dauerte bis zu dem räthselhaften Vorfall, der eine heilsame Ummwälzung brachte, obgleich er zuerst die Frau Professorin auf das Krankenlager warf. Es war das eine mysteriöse Geschichte, die man damals aus hundert Gründen zu vertuschen suchte, obgleich dies besser unterblieben wäre, denn es ging Alles mit rechten Dingen zu.

„Wie Sie wissen, meine Herren, und wie Herr Fellow selbst vorhin erzählt hat, war die schöne Holländerin als Malerin hierher gekommen. Diese Kunst trieb sie auch nach ihrer Verheirathung mit größtem Eifer fort. Je weniger sie in ihrem Leben Befriedigung fand, desto fieberhafter arbeitete sie, und zwar Alles durcheinander: Landschaften, Genrescenen, Märchen und Phantasien, selbst Thierstücke und Aquarellen in großer Anzahl — ein Blatt toller, als das andere, aber ein Hauch von barocker Genialität war in Allem, trotz der unverkennbaren technischen Mängel. Nach den vorherigen Mittheilungen kann man wohl annehmen, daß dies überhastete künstlerische Schaffen eine Art von Selbstbetäubung und die eigentliche Ursache war, weshalb sie ihre anderen Pflichten völlig aus den Augen verlor.

„Hier am Ort schenkte man ihren Sachen aus Respect eine gewisse Beachtung — man machte ihr auch wohl Complimente, aber hinterrücks

fielen dann desto schönere Bemerkungen und schonungslose Urtheile, natürlich nur mündlich, die beiden Zeitungen, welche hier erscheinen, haben in lobender Hochachtung selbstverständlich allzeit das ihrige gethan, schon in Rücksicht auf die Stellung des Professors. Diese Localanerkennung schien der Künstlerin allmählich zu Kopf zu steigen, und so raffte sie eines Tages alle Schöpfungen zusammen, die ganze Ausbeute von Jahren, wohl über ein Duzend kleinere und größere Bilder, ungeredet die Mappen voll Aquarelle, und schickte sie zu einer Hälfte zur Kunstausstellung nach Berlin, zur anderen Hälfte an den Kunstverein einer süddeutschen Hauptstadt. Und diesen Streich machte sie ganz auf eigene Hand, ohne ihrem Mann ein Wort davon zu sagen — mochte sie nun seinen Widerspruch fürchten, oder hoffte sie, ihm eine Ueberraschung zu bereiten.

„Freilich war die Ueberraschung auf seiner Seite, denn der Professor war außer sich, als er nachträglich von dem unüberlegten Wagniß hörte, und ich glaube, es hat damals abermals stürmische und ernste Ehestandsszenen gegeben. Wirklich ist auch ihr verwegenes Vorgehen schließlich zur Ursache der Katastrophe geworden.“

„Ich wohnte damals eine Zeit lang ebenfalls in der alten Scherffburg an der Stadtmauer, wie Sie errathen, als Nachfolger in der Redaction des Tageblattes, und so konnte ich die Entwicklung aus allernächster Nähe beobachten.“

„Aha, also auch Ihnen hat es die Wunderliche angethan,“ rief der Ingenieur spottend, „beichten Sie nur los!“

„Bitte recht sehr,“ erwiderte der Professor, „dagegen muß ich ernstlich Verwahrung einlegen. Sie sind total im Irrthum, wenn Sie dergleichen glauben. Ich will nicht sagen, daß ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit keinen Eindruck auf mich gemacht, aber ich war damals bereits verlobt, und die Professorin interessirte sich für meine Braut. So war unser Verhältniß das einer aufrichtigen Freundschaft. Wenn ich sagte Katastrophe, so wollte ich nichts Romanhaftes andeuten, die Entscheidung wurde lediglich durch ihr überspanntes künstlerisches Treiben herbeigeführt, in die ehelichen Dissidien habe ich mich nie gemischt. Ich sagte Ihnen also, daß sie die Bilder weggeschickt und daß der Professor sofort irgend ein unausbleibliches Unheil vorausjah.“

„Und so ist's auch gekommen. Wie Sie wissen werden, läuft einem Redacteur alltäglich ein Schoß Zeitungen durch die Hand, einheimische und fremde aus norddeutschen und süddeutschen Hauptstädten. Da fand ich denn eines Tages einen langen Artikel in einer großen Wiener Zeitung — noch dazu ein Auszug aus einem angesehenen Kunstblatt, in dem die unglücklichen Bilder der Frau Professorin in schärfster Weise verurtheilt wurden.“

„Der Kritiker schrieb von anspruchsvollem Dilettantismus, machte den Vorstand des Vereins verantwortlich, daß solcher Schund ausgestellt würde, und nahm schließlich Anlaß, über unsere ganze berühmte Kunstschule den

Stab zu brechen. Kurz, der Artikel war über alle Maßen animos, wohl auch aus Rancune und Eifersucht gegen den Gatten. Ich erschrak, als ich ihn las, und brachte die gefährliche Zeitung sofort bei Seite, damit sie kein Unheil weiter stifte.

„Aber damit hielt ich das unabwendbare Verhängniß nicht mehr auf. Schon am anderen Tage rasselte ein Rollwagen vor die Hofthür des Hauses; sofort wurden mehrere Kisten abgeladen und über den Hof geschafft zu dem schuppenartigen Anbau, wo die Professorin ihr Atelier eingerichtet hatte. Die Kisten enthielten jenes andere halbe Duzend Bilder, die nach Berlin gesendet worden, aber vom Ausstellungscomité gar nicht angenommen waren. Es war das freilich nur meine Vermuthung, aber daß sie richtig und daß dieser Schlag vernichtend wirken mußte, sollte ich nur zu bald erfahren.

„Kaum eine halbe Stunde später ließ mich die Frau Professorin in ihr Atelier rufen. Sie lag auf dem Divan, bleich wie der Tod, das Haar zerraut — ein Bild der Verzweiflung. Ringsherum standen die geöffneten Kisten mit ihren Herrlichkeiten, auf die sie so große Hoffnungen gesetzt hatte.

„Die schöne, liebe Frau that mir ernstlich leid, aber ich hütete mich wohl, tröstende Redensarten vorzubringen, denn sie wären doch unwahr gewesen.

„Mit einer gewissen Heftigkeit fragte sie mich, ob ich in den Wiener Zeitungen nichts gefunden hätte — wahrscheinlich hatte irgend eine schadenfrohe Zunge in der Stadt bereits geplaudert. Meine Antwort, die freilich nur eine unbeholfene Ausflucht war, genügte der Dame nicht. Auf einmal sprang sie auf.

„Ich werde mir schon selbst Gewißheit verschaffen,“ rief sie, „das ist nichts als eine elende Verschwörung gegen mich und meinen Mann!“ und damit stürmte sie davon in das Lesezimmer der nahe gelegenen Ressource, wo alle größeren Zeitungen auflagen.

„In der Zwischenzeit kam Professor von Lamprecht in das Redactionszimmer herunter. Obwohl er nicht mehr Redacteur, wurden ihm doch die wichtigeren Blätter nach gemachtem Gebrauch noch jezt regelmäßig zugesandt.

„A propos,“ sagte er, „von den Wiener Blättern fehlen die letzten Nummern,“ gerade dieselben, die ich bei Seite gelegt hatte — und nun konnte ich sie ihm nicht mehr verweigern. Auch er schien bereits von der Sache Wind zu haben.

„Nach einer Viertelstunde kam er wieder an mein Redactionspult und brachte die Blätter zurück.

„Also ein vollständiges Fiiasco,“ sagte er, „vielleicht curirt sie das. „Die Armste ist sehr zu beklagen. Aber warum hat sie nicht hören wollen, nun muß sie solche traurige Erfahrung machen. Entgegnetreten kann man da nicht. Reden Sie also nicht weiter davon.“

„Aha, da kommt sie schon zurück,“ sagte er, indem er durch das Fenster sah. „Na, solch Sturm muß austoben — das will getragen sein.“

„In diesem Augenblick schoß die Frau Professorin wieder zur Hausthür herein und eilte an unserem Expeditionsfenster vorüber, ohne zu grüßen, wie sonst; auch stieg sie nicht in die Wohnung hinauf, sondern eilte in ihr Atelier über den Hof.

„Der Professor wollte ihr erst folgen, besann sich dann aber und stieg in seine Wohnung hinauf. Ich hatte noch zwei Stunden zu thun, bevor meine Tagesarbeit beendet war, die sich in Folge von allerhand Depeschen diesmal weit über Gebühr ausdehnte.

„So war denn die Abendstunde schon ziemlich vorgerückt, aber noch hatte ich meine Feder nicht niedergelegt, als mich plötzlich ein wildes Lärmen und Laufen aufstört. Eine Menge Leute stürmten in's Haus, und auf einmal, dicht vor dem Fenster, schallt das Geschrei: Feuer! —

„Wir sofort Alle hinaus, da schlug auch schon die lichterlohe Flamme aus dem alten Anbau heraus — aus dem Atelier der Professorin. Und wie wir noch rathlos und erschrocken durcheinander laufen, denn es mußte ja Niemand, ob noch ein lebendes Wesen in dem alten Gerümpel — da kommt plötzlich der Professor heruntergestürzt.

„Wo ist meine Frau? — Himmel und Erde! — sie muß noch im Studio sein,“ aber die Treppenthür war verschlossen. „Leiter her!“ ruft der Professor, und wie ein Rasender hinauf und mit einem Beilschlag die Fenster zertrümmert — da quoll ihm der schwarze Qualm entgegen — aber er, ohne sich zu besinnen, hinein — dann hörte man noch einen Schrei — dann war Alles todtensstill — nur die Flammen prasselten über dem Dache.

„Wir gaben schon Beide verloren. Auf einmal springt die Treppenthür auf, und das Innere des Baues ist hell wie ein Gluthofen — und die Treppe herab in einem Regen von Funken und Balken kommt der Professor, in den beiden Armen seine Frau — Niemand hätte ihm diese Stärke zugetraut — wie ein Löwe sah er aus, nur daß die semmelblonde Mähne weggesengt war, aber ein Bild war es — plastisch und heldenhaft — wie er die Frau in den Armen trug, gleichwie ein Kind — und dann aus dem Funkenregen über die Schwelle und über den Hof in das Vorderhaus, wo die alte Tante wohnte.

„Dort wurde die Gerettete auf ein Bett gelegt — dem Anschein nach war sie schon erstickt — aber glücklicherweise zeigte es sich bald, daß sie nur von tiefer Ohnmacht umfangen.

„Draußen inzwischen war die Feuerwehr angekommen — es wurde gelöscht und eingerissen, in einer Stunde war Alles nieder, mehr als der alte Anbau ist nicht abgebrannt. Die Scherffburg selbst hat ja Mauern von zwei Ellen Dicke — das sind noch Theile von der früheren Stadtmauer — da kann keine Flamme an, und die alte Räuberhöhle ist so sicher, wie sturmfreie Casematten.

„Währenddem war auch die Professorin zu sich gekommen und außer aller Gefahr, aber erst am anderen Tage ergab sich der Zusammenhang der Dinge, das heißt, nur zwischen uns Dreien wurde das Ereigniß näher besprochen und festgestellt.

„Frau Jaqueline hatte plötzlich ein tiefer Ueberdruß und Ingrimme gegen ihre ganze bisherige Thätigkeit erfaßt. Als wenn die armen Bilder an allem Zorn und Aerger schuld seien, wurden sie zum Feuertode verurtheilt; wenn sie nur erst aus der Welt waren, müsse Alles anders werden, meinte die Professorin. Und so hat sie den Ofen mit den Bildern und Skizzen und Aquarellen vollgeladen und dann angezündet, und die Papiere mögen lustig gebrannt haben.

„Sie aber ist auf das Canapé im Nebenzimmerchen niedergesunken, um sich auszuweinen — von den Aquarellen aber muß das eine oder andere brennend aus dem Ofen gefahren sein und hat den Fußteppich in Brand gesteckt, dann die Jutevorhänge und so weiter. Natürlich hat der Qualm die Frau sofort ohnmächtig gemacht, so daß sie nichts mehr sah und hörte, was um sie her vorging. So und nicht anders muß es gewesen sein. Ganz klar wurde die Sache nicht aufgeheilt, und wir Alle haben sie nach Kräften vertuscht, denn mit der Versicherung war nicht Alles in Ordnung, und die unbegreifliche Fahrlässigkeit hätte beinahe noch zu ernstern Untersuchungen geführt.

„Vor jeder Vernehmung freilich war die Professorin vorläufig gesichert, denn in Folge der Aufregung fiel sie in eine ernste und langwierige Krankheit.

„Das waren schwere, traurige Wochen, so lange sie zwischen Leben und Sterben schwebte — der Professor selbst pflegte seine Frau mit unermüdlicher Sorge und bewundernswerther Ausdauer.

„Ich sage Ihnen, die beiden Leute waren gänzlich verwandelt, das kann ich Ihnen bezeugen, denn ich wurde oft zum Professor gerufen, und wir sind in der schweren Zeit intime Freunde geworden.

„Für die Professorin selbst war ich gar nicht mehr vorhanden, ihr Auge hing ununterbrochen an dem Gatten, sie wollte von Niemand eine Handreichung als von ihm, und Tag und Nacht durfte er nicht aus ihrer Nähe. Natürlich, seitdem sie als schwaches Weib seine Manneskraft fühlen gelernt und ihm ihr Leben verdankte, sah sie mit einer wahren Ehrfurcht und Bewunderung zu ihm empor. Es war eine vollkommene Umkehr in ihr vorgegangen, man möchte sagen, sie sei jetzt erst Weib geworden!“

„Na, und das Uebrige können wir uns denken,“ warf der Ingenieur ein. „Das Krankenzimmer wird mit der Zeit zur Brautkammer geworden sein.“

„Wer kann es wissen,“ erwiderte der Professor. „Indeß habe ich doch Ursache, zu glauben, daß es doch nicht so gekommen, wie Sie denken — vielmehr ein wenig umständlicher und doch ganz natürlich.

„Als die Kranke so weit genesen war, daß sie das Bett verlassen konnte,

zeigte sich, daß eine große Schwäche zurückgeblieben, eine Art Lähmung der Glieder. Man versuchte Allerlei, aber es half nichts, bis man einen anderen Arzt zu Rathe zog. Dieser bestand auf einer energischen Badecur und zwar in einer Naturheilanstalt draußen in Cicha.

„Also hinaus aufs Land bei schöner Jahreszeit. Mancherlei zufällige Umstände kamen dazu, diese große Haupt- und Staatsaction zu erleichtern und die hundert Schwierigkeiten, die eine vermöhlte Hausfrau dabei findet, aus dem Weg zu räumen. Bei näherer Erkundigung fand ich, daß die blonde Leni, die, wie vorher schon erzählt wurde, in der ersten Zeit als Köchin beim Professor eingetreten war und so rasch wieder entfernt wurde, dorthin geheirathet hatte — ihren alten Schatz, nämlich jenen Bademeister, der ein eigenes kleines Häuschen hatte, und wo die Professorin nun auch bequeme Wohnung finden konnte.

„Dies war das erheblichste Bedenken vor der Abreise — auch für den Professor.

„Er war übrigens seit seiner Entlassung von der Kunstschule wie vom Theater noch gänzlich aus den Fugen, und wenn seine Frau körperlich leidend, so war er immer noch in Gefahr, geistig zu erkranken. So erschien denn auch für ihn der Landaufenthalt und eine energische Cur ebenso nothwendig als unaufschiebbar.

„Hauptsächlich aus diesem Grunde ließ ich mich damals überreden, die Abreisenden zu begleiten und so lange mit draußen zu bleiben, bis Alles geordnet war.

„Der Professor bat mich so angelegentlich darum, ihm zur Hand zu sein und mancherlei kleine Besorgungen abzunehmen, die ihm bei seinem unpraktischen Wesen immer ein Gräuel waren.

„So fuhren wir denn eines schönen Sommertages hinaus — auch die alte Urschel wurde mitgenommen, und in drei Stunden hatten wir das schöne, romantische Waldthal erreicht, wo die neue Heilanstalt lag.

„Die Wohnung bei der blonden Leni, mit den schattigen Laubgängen im Garten, mit der breiten Veranda und der herrlichen Aussicht auf die blauen Berge, war ebenso anmuthig, als bequem.

„Daß die junge Frau des Bademeisters erst vor einem Vierteljahr Zwillinge bekommen, war freilich zuerst keine willkommene Ueberraschung für Frau Jaqueline. Gleich am zweiten Tage des Dortseins mußte sie wider Willen Notiz davon nehmen; als sie aus dem Rollstuhl stieg, um in das Gartenzimmer zu treten, stand der Kinderwagen im Wege. Frau Jaqueline wandte vorüber, ohne sich um die Kinder zu kümmern, warf aber nachher doch einen neugierigen Blick zurück auf die kleinen, zappelnden Wesen und blieb stehen.

„Als aber Frau Leni kam, Platz im Schatten nahm und ein Kind nach dem andern aus dem Korbe hob und herzte und dann an die Brust legte, da wandte die Professorin sich rasch um und schritt in ihr Zimmer.



„Ich stand mit ihrem Vatten noch draußen im Garten und hatte Verschiedenes mit ihm zu besprechen, dabei gingen wir in dem schattigen Laubgang, der uns Anderer Blicken verbarg, auf und nieder.

„Auf einmal hörten wir eine laute bekannte Stimme und blieben stehen. Es war die alte Urschel, die herausgeschlichen war und sich mit Frau Leni in einen Discurs einließ, natürlich über die beiden prächtigen Zwillinge.

„Da schau her“ — sagte sie — „Ihr seid nit um die Kirch herumgeschwänzt. Da kommt nun Alles, wie sich's gehört. — Nein, was ist das für ein Gottesseggen — solche liebe pat'schirliche Dinger. Unsere klugen Stadtleut freilich, die wissen Alles viel besser, schleichen sich um den Segen herum — ist schon recht, aber sie sehen nun, wie weit sie kommen, 's ist Jammer und Schand, wie sich so liebe Leutel sonst das Leben versäuern und verderben. —“

„Während die alte Urschel das nach ihrer Gewohnheit mit lauter Stimme sagte, stand das Parterrefenster des Zimmers offen, wo Frau Professor wohnte — daß sie die anzüglichen Worte wohl gehört habe, stellte sich gleich nachher heraus, als ein lärmender Aufzug die Dorfstraße herabkam.

„Es war nämlich ein großer Hochzeitzug, der dicht am Gartenzaun vorbeizog, die Musik voran. Dazu läuteten die Kirchenglocken, trachten die Böller auf dem Gottesacker und die Freudenschüsse der Begleitung. Die ganze Bevölkerung des Orts war zusammengelaufen, um das schöne Brautpaar zu bewundern, voran zogen die Brautjungfern mit Bändern und Blumen, hinterher die greisen Eltern und Verwandten.

„Es war ein buntfarbiges, lebensvolles, lachendes Bild. Wie gesagt, kam der Zug dicht an der Villa vorbei, und wir sahen jetzt, daß Jaqueline am offenen Fenster saß und durch ein Lognon die einzelnen Gruppen musterte. Das Brautpaar war wirklich von außerlesener Schönheit, und von ihren Mienen strahlte es wie Sonne und Glück.

„Professor von Lamprecht folgte dem Schauspiel mit sichtlichem Interesse, aber er war ernst und nachdenklich geworden, und war kein rechtes Gespräch mehr mit ihm zu führen. Er machte auf einmal Linksum und Schritt von dannen, wie er sagte, um die Salinen und Gradirwerke des Orts zu betrachten.

„Ich sah mir inzwischen die Bauernhochzeit, die im Gasthaus gefeiert wurde, aus der Nähe mit an, um den Volksschlag der Gegend und Sitten und Bräuche des Landes zu studiren. Doch das gehört nicht weiter hierher.

„Erst in später Stunde des Abends kehrte ich zur Villa, eigentlich um Abschied zu nehmen, meine Pflicht rief mich in die Stadt, zurück. Die Freunde behielten mich bei Tisch und wollten durchaus, daß ich noch einen Tag zugäbe. Dabei fiel mir auf, daß besonders Frau Jaqueline in erregter Stimmung war.

„Das Gespräch kam auf die Sool- und Moorbäder und auf die Frage, ob man sie im öffentlichen Curhaus nehmen solle oder besser daheim.

„Um keinen Preis in einem fremden Raum!“ rief Frau Jaqueline. „Wir haben ja hier das schönste Badezimmer im Hause, und Frau Leni wird alles Nöthige besorgen. Ich gebe mich nimmermehr in fremde Hand. Du, mein Wölschen, bist ja mein starker Mann, das weiß ich, seit Du mich die Treppe herabgetragen hast. Und so sollst Du mich auch in das Bad heben, wie ein kleines Kind, und ich will gehorsam sein! —“

„Der Professor wurde über diese Naivetät sichtlich verlegen, erwiderte aber nichts darauf sondern fragte mich, wie ich meine Zeit hingebracht habe.“

„Ich berichtete nun über meine Eindrücke im Gasthaus, dann sprachen wir über die Schönheit des Volkschlags dieses Gaues, über ländliche Sitten, auch über ländlichen Aberglauben.“

„Auf einmal stellte Frau Jaqueline die Frage, ob die Gemeinde katholisch oder protestantisch sei.“

„Soviel ich weiß, das Letztere — ich habe den Diaconus selbst beim Hochzeitmahl gesehen.“

„Ah, das ist mir sehr lieb,“ sagte sie, „könnten Sie ihn nicht veranlassen, uns zu besuchen, ich möchte ihn gar zu gern kennen lernen.“

„Aber Jaqueline!“ rief ihr Gatte, „welche seltsame Anwandlung? —“

„Mein Gott,“ sagte sie, „es sind doch auch Menschen, und auf was für Leute ist man denn sonst angewiesen hier — auf Bauern und Weiber, da thut es doch wohl, zuweilen auch einen gebildeten Mann bei sich zu sehen.“

„Ah so, wenn es weiter nichts ist,“ sagte der Professor.

„Und was weiter sollte es denn sonst sein?“

„Ich dachte schon, Du gäbest Dich wieder übertriebenen Befürchtungen hin. Aber Du bist ja auf dem besten Wege zur Genesung.“

Frau Jaqueline lächelte melancholisch!

„Das ist sonderbar, Du meinst wohl gar, daß ich daran denken sollte, mein Testament zu machen, aber dazu braucht man keinen Geistlichen.“

„Aber Jaqueline,“ rief der Gatte wieder, „an ein Testament dachte ich nicht, aber an Ernsteres. Wenn eine andere Kranke ein so seltsames Verlangen hätte, würde ich glauben, sie hinge noch einem thörichten Aberglauben nach. Die Frommen im Lande nennen es Wegzehrung, aber Dich begreife ich nicht, Du kennst doch meine Ueberzeugungen.“ —

„Mein Gott, wie kannst Du auf dergleichen Gedanken kommen,“ erwiderte Frau Jaqueline fast erstaunt, „aber weißt Du, auf einem langen Krankenlager denkt man über Vieles nach. Ich meine, wir haben doch einen großen Fehler gemacht, damals mit dem langweiligen Herrn vom Standesamt. Die Leute hier scheinen doch ganz glücklich zu sein, in ihrem Aberglauben an den Kirchensegnen und dergleichen, wenigstens glücklich sahen sie aus. Freilich ist zuletzt Alles nur Einbildung, aber wer lebt nicht von Einbildungen.“

„Und dabei schmiegte sie ihr immer noch bleiches Antlitz an seine Schultern.“

„Wie wär's denn, wenn wir etwas Veräumtes nachholten?“

Der Professor stutzte und staunte.

„Meinst Du eine nachträgliche Trauung? ich fürchte, das würde ein höchst unangenehmes Aussehen hier machen. Du weißt, wie mir dergleichen zuwider ist.“

„Es braucht ja nicht öffentlich zu sein,“ sagte sie — „nein, um keinen Preis öffentlich. Ich meine nur, ich möchte mit dem Diaconus einmal reden wegen der Kirche, und ist er einmal da, so findet sich das Andere wie von selbst — ich meine — wenn es nicht am Altar sein kann, genügt auch unser Zimmer. Es muß doch etwas Eigenes darum sein.“

„Aber was meinst Du denn mit dem Andern, liebe Jaqueline?“

„Ich meine nur wegen des Segens, wie es die Leute nennen — aber es ist wohl mehr der Muth und das Zutrauen, mit dem sich Neuvermählte in das neue Leben zu schicken haben. Und die gewöhnlichen Leute, die einmal an dem Altar gestanden und eine Weihe für das Leben empfangen haben, müssen sich dann wohl als ganz andere Wesen vorkommen, als Menschen, die geschützt sind, die sich nicht mehr entweihen können. —

Ja, das ist's, und das ist ein schöner Aberglaube, und schließlich haben die Einfältigen mehr Recht, als wir ahnen. Was sind wir Alle denn anders, als gewöhnliche Sterbliche.“

„Der Professor ließ einen langen Blick auf seiner Frau ruhen, die so wunderbar und geheimnißvoll sprach. Dann aber schien er in seltsame Verlegenheit zu gerathen. Er erröthete bis zur Stirne, er stand auf und trat zum Fenster.“

„Auch ich fühlte, daß es jetzt Zeit sei, zu gehen, erhob mich und sagte gute Nacht.“

„Frau Jaqueline aber gab mir ein Zeichen, noch zu bleiben, und wandte sich zu ihrem Gatten.“

„Warum giebst Du mir keine Antwort?“

„Aber Jaqueline!“

„Komm her,“ rief sie, „und versprich es mir,“ und als er zu ihr getreten und sich zu ihr beugte, nahm sie lächelnd seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn heiß und leidenschaftlich, wie sie ihn vielleicht noch nie geküßt hatte.

„Also darf ich ihn bestellen lassen?“

„Thu, was Du willst, liebe Jaqueline.“

„Nun, dann kann ihn ja unser Freund noch heute herrufen. Nicht wahr, Sie erweisen uns die Freundlichkeit?“ Damit war ich entlassen.

„Nun, jenem Wunsch wurde leicht genügt, ich traf den würdigen Geistlichen noch im Gasthaus, eben als er im Begriff war, seinen Heimweg anzutreten, während der Hochzeitstrubel noch in vollem Wogen weiterbrauste. Wir machten rasch Bekanntschaft, und der würdige Herr sprach wirklich noch auf eine Stunde in der Villa ein. Was dort ausgemacht worden, ist mir freilich nicht bekannt geworden, aber ich vermuthete gleich, daß die

Dinge nicht so rasch und so ganz formlos gingen, wie Frau Jaqueline vielleicht wünschte.

„Ich will also nur Folgendes in Kürze beifügen. Am anderen Mittag hat Frau Jaqueline die kleine Dorfkirche besichtigt, natürlich mit ihrem Gatten, und der Diaconus hat sie herumgeführt, um ihnen alle Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten zu weisen, als zum Beispiel das neue Altarbild, die schönen Glasmalereien der Fenster und so weiter. Dann haben sie die Thüren geschlossen und sind noch eine halbe Stunde allein in der Kirche geblieben mit dem Geistlichen und dem Sacristan. Was da geschehen ist und wie es geschehen ist — die nachträgliche Trauung nämlich, das hat keinen Zeugen weiter gehabt. Als sie dann wieder heraustraten — Jaqueline am Arm ihres Gatten, da leuchteten ihre Stirn und Augen ganz seltsam, und auch der Professor sah aus, wie Einer, dem großes Heil widerfahren. Er drückte mir inniger und wärmer die Hand, als es sonst seine Gewohnheit. Eine Stunde darauf am nämlichen Tage bin ich in die Stadt zurückgekehrt.

„Zu erzählen ist nun nichts weiter. Den Sommer über blieb der Professor mit seiner Frau draußen im Bade, den Winter darauf haben sie eine Reise nach Amsterdam gemacht, um die Verwandtschaft zu begrüßen. Im folgenden Jahre sind sie, soviel ich weiß, nach Hamburg übergesiedelt und haben sich in Holstein angekauft, diesmal mit besserem Erfolg, als damals in Süddeutschland. Dort sollen sie noch hausen, vor der Welt verschollen, aber glücklich und zufrieden wie selten ein Ehepaar.“

„Also Kartoffelbauer ist der gelehrte Brahmine geworden — auch ein finis Poloniae für ihn!“ rief der Ingenieur.

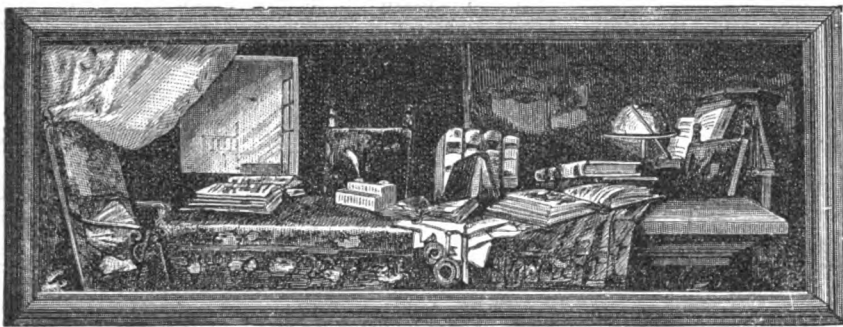
„Doch nicht so, wie Sie denken,“ war die Antwort. Doctor Lamprecht treibt heute noch seine Lieblingswissenschaften nach wie vor, wenn auch unter anderem Namen. Erst neulich ist ein großes Werk über moderne Kunstgeschichte erschienen, ein anderes über die heutige Theatermisère und beide mit großem Erfolg. Es hieß, man wolle ihn nach Wien und Berlin berufen — aber er habe Alles abgelehnt. Sein otium cum dignitate ist ihm lieber in dieser Zeit materieller Interessen, als ein unnützer Lehrstuhl. Und außerdem soll er sich gänzlich der Erziehung seiner Kinder widmen.“

„Aha, die große Hauptfrage — und das sagen Sie erst jetzt?“ rief abermals der Ingenieur mit unverhohlenem Staunen. „Also wirklich Familie —“

„O, jetzt haben sie das ganze Haus voll Kinder“ — erwiderte der Professor — „ich glaube ein halbes Duzend.“

„Na, das freut mich,“ rief der Ingenieur, „man braucht dabei Ursache und Wirkung nicht in Verbindung zu bringen, denn die nachgeholtte Trauung hat doch gewiß nichts damit zu thun, daß die überspannte Frau endlich Vernunft angenommen. Freut mich herzlich, wie gesagt — so ist denn auch der Narr des Glücks noch ein glücklicher Weiser geworden. Er soll leben mitsammt seiner schönen Frau!“ —

Und die Gläser klangen aneinander.



## Professor Schweninger.

Von

Carl Gerster.

— Braunfels a. d. Lahn. —



anz nahe bei dem Dörfchen Weidenwang in der bayrischen Oberpfalz, dem Geburtsorte Glucks, in dem an der Hochstraße von München nach Nürnberg gelegenen uralten Städtchen Freystadt wurde am 15. Juni 1850 Ernst Schweninger als Sohn eines Arztes geboren. Das von den Herren von Stein erbaute Städtchen wird urkundlich zuerst im 14. Jahrhundert erwähnt, kam 1386 an die Herzöge von Bayern, wurde 1628 nach Erwerbung der Oberpfalz dem Feldherrn Grafen von Tilly von Maximilian I. geschenkt und fiel später an das Kurfürstenthum Bayern zurück. In Freystadt verlebte Schweninger seine erste Kindheit; 1856 ward sein Vater als Bezirksarzt nach dem in der Nähe gelegenen Städtchen Neumarkt versetzt und blieb dort bis zu seinem 1892 erfolgten Tode.

Die Voreltern des Vaters, zumeist dem Kaufmannsstande angehörend, stammten aus Tirol, die der Mutter aus Italien (Toscana). Dieser Abstammung entsprechend waren auch schon im Knaben Anlagen und Temperament angedeutet. Aus der hellen vernünftigen Einsicht, die schon früh der Knabe zeigte, erwuchs der durchbringende, stets in's Große und Ganze vordringende Verstand, aus der Bestimmtheit und Festigkeit des Jünglings der eiserne Wille und die unbeugsame Energie des Mannes, aus der überaus lebhaften, ja heftigen und gewaltfamen Gemüthsart der Jugendzeit entwickelte sich der stürmisch und unaufhaltfam nach vorwärts drängende Feuergeist des Reformators.

Die liebste Erholung von der Arbeit der Schule war dem heranwachsenden Knaben das ungebundene Umherstreifen in Wald und Feld seiner oberpfälzischen Heimat. In dem flachhuppigen Bergland mit seinen stillen einsamen Thälern und melancholischen Weihern und Triften findet freilich die Phantasie wenig Nahrung, und auch das Städtchen Neumarkt mit seiner breiten geradlinigen Hauptzeile und den durch schmale winkelige Quergassen mit ihr verbundenen Seitenquartieren, mit seinen meist modernisirten hochfirstigen Bürgershäusern, in deren Innerem eine bescheidene Behäbigkeit waltet, brachte nur wenig Abwechslung in die Gedankenwelt des Knaben und Jünglings. Gerade in dieser Stille und Einförmigkeit mag aber Schweningers von Natur bewegliches und heißblütiges Wesen veranlaßt worden sein, in Selbsteinkehr seine Tugenden und Fehler kennen zu lernen und in strenger Selbstzucht sich zu prüfen und heranzubilden.

Das Familienleben im Hause Schweninger gestaltete sich, als die Kinder allmählich heranwuchsen, zur denkbar schönsten und erbaulichsten Häuslichkeit: das ruhig-ernste und feste Wesen des Vaters fand seine Ergänzung in der überaus lebhaften, von Freud und Leid sehr leicht und intensiv bewegten Mutter, während die vier Söhne, durch innige, brüderliche Freundschaft vereint, den Eltern in zärtlichster Liebe und Verehrung anhängen. Das Elternhaus war und blieb die Stätte, wo auch später die zu Männern in Amt und Würden herangereiften Söhne am liebsten zur Erholung weilten und Vergnügen wie Sorgen zusammen besprachen und redlich theilten.

Die Gymnasialzeit verbrachte Schweninger theils in Regensburg, theils in Amberg. Hier wie dort mußte man damals von Pädagogik, von einer zielbewußten methodischen Durchbildung von Körper und Geist der Jünglinge ebensowenig als vielleicht heutzutage, hier wie dort herrschte confessionell beschränkter pedantischer Schulzopf, in unhygienischen dumpfen Schulzimmern, auf elenden Subsellien saß man kostbare acht Jahre lang und pflanzte sich voll mit „schönen“ Regeln und Formeln griechischer und lateinischer Syntax, während die Classifier, aus denen der jugendliche Geist hätte Nahrung und Ideale saugen sollen, nur vom Standpunkt des Philologen betrachtet und die liebe Muttersprache als Stiefkind behandelt wurden. Da mag es nicht Wunder nehmen, daß der junge Schweninger 1863 an der Spitze seiner Klasse eine „Verschwörung“ anzettelte und wegen einer Reihe von Unhaltbarkeiten eine Beschwerde nach München an's Ministerium absandte. Diese ward ungünstig entschieden, worauf die ganze Klasse austrat und hiedurch eine neue gründliche Untersuchung der Sachlage veranlaßte, die zur Pensionirung des Rectors und Professors führte. Es war ein Beweis eines gesunden Geistes, daß Schweninger aus der Atmosphäre jesuitischer Heuchelei und philologischer Beschränktheit eine freie und gerade Denkweise und frisches muthiges Eintreten für seine Ueberzeugung rettete.

Nach absolvirtem Gymnasium bezog Schweninger die Hochschule München. Nicht weil es der Vater wünschte, oder weil er sich nun für

irgend einen Beruf entscheiden mußte, wählte er das Studium der Medicin: es war dies vielmehr sein innerster Drang. Er wäre Arzt geworden um jeden Preis und auf jedem Umweg, wie man wohl von Apelles oder Raphael sagte, sie wären Maler geworden, auch wenn sie ohne Hände geboren gewesen wären.

Die Verhältnisse an der medicinischen Facultät München standen in den sechziger Jahren im Niveau der Mittelmäßigkeit, sie waren nicht schlechter, aber auch nicht besser als an den meisten Universitäten. Brave, tüchtige Gelehrte gaben sich die redlichste Mühe, im Sinne der modernen naturwissenschaftlichen Medicin Thatfachen zu sammeln und Schüler heranzubilden, aber es fehlten geniale Männer, die mit schöpferischer Kraft der ärztlichen Wissenschaft und Kunst neue Bahnen erschlossen und dieses große Gebiet mit universellem Blick übersehen und beherrscht hätten. Zwar fand die entwicklungsgeschichtliche Anatomie einen Meister in Bischoff, die pathologische Anatomie in Buhl, es lehrte ein Pettenkofer Hygiene, aber die eigentliche Heilkunst, nämlich die für den praktischen Arzt wichtigste Sparte der internen Medicin, war in eine Anzahl specialistischer Disciplinen zerfallen, deren Spitzfindigkeiten und Künsteleien sich nicht zu ächter hippokratischer Kunst einen wollten. Gietl, ein trefflicher Empiriker und Praktiker, ein tüchtiger Lehrer, hing zu sehr an den Maximen der alten Schule, griff zu viel in die Krankheitsprocesse ein, während der von Schülern wie Kranken gleich verehrte edle Lindwurm seiner Klinik wohl den Charakter einer wissenschaftlichen Forschungs-, nicht aber einer hygienischen Genesungsstätte zu geben vermochte.

Es wird hiedurch begreiflich, daß Schweninger zunächst keine Lust fühlte, sich der ihm unbefriedigend scheinenden Laufbahn eines praktischen Arztes zuzuwenden. Ehe wir ihn aber auf seinem weiteren Lebensgang begleiten, folgen wir ihm auf's Schlachtfeld des deutsch-französischen Krieges.

Als er 1870 eben im Begriff stand, das Doctor-Examen zu machen, rief ihn das Vaterland in seinen Dienst. Er ging als Rother-Kreuz-Arzt mit einer Sanitätscolonne den Truppen nach, fand nach den Schlachten bei Weißenburg und Wörth die Verwundetenpflege ganz im Argen und war einer der Ersten, die die Evacuierung der Schlachtfelder durch Organisation von Verwundetentransporten in's Werk setzen halfen. Der halbfertige junge Doctor entfaltete als freiwilliger Helfer eine solche Energie und legte als Leiter von Evacuationstransporten nach Bayern zurück ein solches Organisations-talent an den Tag, daß man ihn amtlicherseits mit Vollmachten zur Leitung weiterer solcher Transporte ausstattete. Seine Erfahrungen und Beobachtungen gelegentlich dieser Kriegsthätigkeit sind in vier vom Münchener „Ärztlichen Intelligenzblatt“ veröffentlichten Briefen niedergelegt. Er diente dann noch über ein Jahr dem Vaterlande im Barackenlazareth zu München.

Nun galt es, sich nach Vollendung der medicinischen Examina eine seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Lebensstellung zu schaffen.

Diese wiesen ihn auf die Bahn akademischer Lehrthätigkeit. Als Fach wählte er sich die pathologische Anatomie, und unter der Regide des Meisters Buhl wollte er seine Lehrthätigkeit beginnen. Er bereiste die Hochschulen Wien, Straßburg, Tübingen, Freiburg und Würzburg, beschäftigte sich überall speciell mit pathologischer Anatomie und dem Studium der betreffenden Einrichtungen und verwertete letzteres bei der Organisation des neuen pathologischen Instituts in München. 1875 habilitirte er sich dort als Privatdocent mit einer ebenso eingehenden als werthvollen Arbeit über Transplantation und Inplantation von Haaren.

Während seiner Thätigkeit als Docent hatte er reichlich Gelegenheit, zu zeigen, daß er nicht nur der Mann des Feuereifers und der Energie war, sondern auch in zäher Ausdauer im Verfolgen schwieriger streng-wissenschaftlicher Probleme etwas leisten konnte: 43 größere und kleinere Arbeiten aus allen Gebieten der pathologischen Anatomie geben davon Zeugniß. Von größeren und wichtigeren Arbeiten erwähnen wir hier nur die „Studien über Diphtherie und Croup“, die noch heute zu den besten über dieses Thema veröffentlichten Arbeiten gehören, seine Abhandlung über „Künstliche Erzeugung der Tuberculose“, in der er den späteren Entdeckungen Robert Kochs durch den wissenschaftlichen Nachweis der Uebertragbarkeit und der Infectionswege der Tuberculose vorarbeitete, seine Studien über Cholera, die zum Nachweis von Bilzen führten, von weiteren Arbeiten seien nur die über Neubildungen, Morphinismus, Typhus und über Hautkrankheiten genannt. Die von ihm abgehaltenen pathologisch-anatomischen Curse, verbunden mit eingehenden Demonstrationen an den zur Section gelangenden Leichen, gelangten in der ärztlichen Welt Münchens bald eine Berühmtheit, und der junge Docent sah in den gefüllten Bänken auch viele ältere Aerzte als „Schüler“ an den „Schweningercursen“ theilnehmen.

So schien es Schweninger beschieden, die zur ärztlichen Professur führende Bahn rasch emporzusteigen, und er konnte täglich an irgend eine Hochschule den Ruf als Professor erhalten. Aber des Geschickes Mächte wollten es anders. Ein Ereigniß, das bis zum Etel in allen Tonarten besprochen und auch späterhin mit dem breiten Behagen hämischer Schadenfreude und grinsender Heuchelei allenthalben breitgetreten wurde, riß ihn jäh aus seiner akademischen Carrière heraus. Wir deuten nur an, daß er hierbei ungerecht und leidenschaftlich wie kaum Einer behandelt wurde und daß er, weit entfernt, sich vom Schicksal zerschmettern zu lassen, vielmehr eine völlig neue Bahn mit Kühnheit und unbeugsamer Energie beschritt.

Er reiste, nur mit dem nöthigen Fahrgeld in der Tasche, an die Küste des mittelländischen Meeres, um sich dort als Arzt für Curgäste eines Badeortes niederzulassen. Welche Schicksale er dort hatte, wie er alle Schwierigkeiten spielend zu besiegen mußte, grenzt an's Romanhafte. Wir gehen, um unsere Biographie nicht übermäßig auszudehnen, darüber hinweg



und finden Schweningen nach seinem ärztlichen Debut an der Seeküste, in München wieder, wo er in die besten Kreise der Residenz als Familienarzt Eingang gefunden hatte. Sein Rismet hatte ihm aber noch eine andere Bestimmung aufbewahrt als die eines einfachen praktischen Arztes der bayerischen Haupt- und Residenzstadt.

Bismarck war 1882 von den Ärzten so gut wie aufgegeben. Nur über die Art der Krankheit, welche das kostbare Leben des großen Staatsmannes langsam und, wie damals allgemein befürchtet wurde, unaufhaltsam zerstörte, — ob Magen- oder Lebertrebs — waren die fachwissenschaftlichen Diagnostiker noch nicht einig. Schweningen war mit der Familie des Fürsten durch eine glückliche Cur am Grafen Wilhelm Bismarck, an den er durch einen Münchener Freund empfohlen worden war, bereits bekannt geworden, und der Fürst, der einhundert Ärzte gehabt und wieder abgedankt hatte, war endlich entschlossen, sich dem jungen Münchener Doctor als Nr. 101 rückhaltlos anzuvertrauen. Um zu verstehen, was dieser Entschluß bedeutete und wie der Fürst dazu gekommen war, ist es nöthig, sich zu vergegenwärtigen, wie diese beiden Männer von ungebändigter Kraft einander gegenüberstanden: der Kanzler, der, um ein Reich zu schaffen, einer Welt von Waffen getrogt hatte und nun mit dem eminenten Scharfblick des Psychologen, dem er seine besten Erfolge verdankte, sich einem Arzte gegenüber sah, der im Vollbewußtsein des genialen Künstlers mit vollster Klarheit die Grundzüge seines „Systems“ zu entwickeln verstand und mit eiserner Festigkeit darauf bestand, daß der Fürst den zu treffenden Verordnungen sich unbedingt fügen müsse, wenn der Erfolg erreicht werden solle. „Der Unterschied zwischen meinen früheren Ärzten und Schweningen besteht darin, daß jene ich, dieser mich behandelte,“ soll der Fürst später einmal launig gesagt haben. Was aber da von bayerischen Derbheiten gefaselt wird, mit denen Schweningen seinen hohen Patienten zur Unterwerfung unter die Curvorschriften gebracht haben soll, gehört unter die vielen einfältigen Lügen, die von Reportern oder Anekdotenjägern erfunden und von Leuten, die weder Bismarck noch Schweningen näher kennen, weiterverbreitet und geglaubt wurden.

Bismarck wurde durch Schweningen — wir brauchen auf Einzelheiten an dieser Stelle nicht einzugehen — von seinem „Krebsleiden“ befreit, und das genügte, um die Augen der Welt auf den jungen Arzt zu lenken. Eine große Menge von Menschen — darunter leider nicht wenige Ärzte — hielten das aber für einen hinreichenden Grund, um die gehässigten Verleumdungen gegen Schweningen auszugießen und zu colportiren. Wie? Ein hergelaufener Mensch, bis dahin unbekannt, in keiner Hinsicht „Autorität“, sollte aus sich eine Cur erfunden haben, die einen von den ersten Autoritäten der Wissenschaft aufgegebenen Kranken heilte? Wo lag da der Schwindel? Woher hatte dieser Charlatan eine Cur, mit der er einen diagnostisirten Krebs zu heilen sich vermaß? Geheilt — wissenschaftlich geheilt wird nur an

den Stätten der Wissenschaft, nur von medicinischen Facultäten. Wo war die Facultät, an der die Cur gelehrt wurde, die Schweninger als die seinige ausgab? Man fragte und forschte, und endlich kam der „Schwindel“ an den Tag.

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ löste eines Tages das Räthsel, das alle Welt, namentlich die medicinische, so lange vergeblich zu lösen bemüht war: Bismarck war von Schweninger ganz einfach entfettet worden, Professor Dertel in München war der Erfinder der ganzen Cur und Schweninger nur ein kühner Charlatan, der sie Dertel heimlich abgelernt und nun als seine Erfindung ausgegeben hatte!

Nun ging die Schleuse los, zunächst in München, dann auch an allen anderen Orten, wo brave, echt collegial gesinnte Aerzte hausen. Hageldicht prasselten die Geschosse auf Bismarcks Arzt, und man schonte seiner nicht, denn das Verbrechen geschädigter „Collegialität“, das zu den schwersten gehört, die es giebt, schrie zum Himmel um Rache. Die Münchener Aerzte namentlich, die die Schlange am Busen gewärmt hatten, sagten sich ostentativ los von dem Escamoteur der Dertelcur, und die Herren Medicinalräthe, die bei den Schweningercursen einst in den vordersten Bänken gesessen und am lautesten applaudirt hatten, bliesen die Posaune der sittlichen Entrüstung in den stärksten Tönen und thaten, als hätten sie den Verhymten in ihrem Leben nicht gesehen und gekannt — es war ein reines Kesseltreiben der Unschuld, des Edelsinns, der Collegialität und sonstiger Tugenden gegen das nackte, schamlose Laster.

Fürst Bismarck freilich blieb trotz alledem gerettet, und Schweninger, der schlaue, kühne Schweninger, heimste bei den Freunden und Verehrern des Fürsten im In- und Ausland Ruhm und Ehren ein; Dertel aber, der arme, bestohlene Dertel, hatte das Nachsehen. Nur so viel erreichte er mit Mühe und Noth, daß die bei Bismarck angewandte Cur, wenn auch nicht direct (wie sich's gehörte!) als Dertel-Cur, so doch wenigstens als Dertel-Sweninger-Cur das Bürgerrecht in der Literatur erlangte und noch heutigen Tages so genannt wird.

Aber — um nun in vollem Ernst zu reden — wie steht es denn eigentlich in Wirklichkeit mit dieser Dertel- oder Schweninger- oder Dertel-Sweningercur? Ist Schweninger der Mann, der von Dertel eine Cur zu leihen nimmt, oder hat er eine Cur erfunden, die ganz an Dertel „grenzt“, oder liegt am Ende das Geheimniß des Erfolges bei Bismarck ganz wo anders, als Dertel und seine Freunde meinen?

Ehe wir die Fragen beantworten, wollen wir zuvor die von irgend einer Seite ausgestreute Lüge berichtigen, als sei Schweninger jemals der Schüler Dertels gewesen oder hätte jemals mit ihm zusammen an der Entfettungsfrage gearbeitet. Schweninger war niemals der Schüler Dertels, hat nie ein Colleg bei ihm gehört, hat nie über Entfettungscuren oder Aehnliches mit Dertel gearbeitet oder verhandelt, hat niemals —

auch bei Bismarck nicht — eine von Dertel oder irgend einem anderen Professor oder Arzt erfundene Schablonencur angewandt. Er ging bei Bismarck überhaupt gar nicht darauf aus, den Patienten zu entsetzen, sondern die Behandlung war eine rein individuelle, die auf Wiederherstellung des gestörten Budgets des Organismus hinauslief, bei der sich der Arzt nicht um eine Wortdiagnose, einen Krankheitsnamen, kümmerte, sondern lediglich von actuellen physiologischen und pathologischen Erwägungen ausging und von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde seine Verordnungen modificirte wie ein guter Feldherr, der nicht eigensinnig einen vorher festgestellten Schlachtenplan durchführt, sondern alle Streitkräfte heranzieht und je nach dem gegebenen veränderten Moment auch seine Dispositionen zu ändern versteht.

Das ist die Geschichte von der Dertel- oder Schweningercur. Nun will ich aber davon reden, wie Schweninger über ärztliche Wissenschaft und Kunst überhaupt denkt, und der Leser mag dann urtheilen, ob Schweninger der „uncollegiale Charlatan“ ist, als den ihn so viele Aerzte betrachten und als der er wohl, ähnlich wie Paracelsus, auch in die Legende übergehen kann.

Obenan steht für Schweninger in seinem ärztlichen Wirken die Humanität, die Liebe zu den Kranken. Erst sollen die Aerzte Menschen sein und dann erst Aerzte und Kollegen. Wer in der leidenden Menschheit nur sein „Material“ erblickt, an dem er mit guten oder schlechten Methoden und nach „exactwissenschaftlichen“ Grundsätzen experimentiren darf, der mag in klinischen Laboratorien bleiben, nicht aber praktischer Arzt werden. Der junge Mediciner von heutzutage pflegt der Welt, in die er nach bestandnem Examen heraustritt, mehr oder weniger fremd gegenüberzutreten. Er hat den Kranken in der Klinik nur vom Standpunkt eines interessanten Naturobjectes aus kennen gelernt, und muß erst durch die Praxis erfahren, daß die Kranken draußen in Stadt und Land ganz anders genommen sein wollen, als drinnen in den klinischen Sälen und Operationszimmern. Er soll ihnen nicht als kühler Forscher, sondern als humaner Helfer entgentreten. Freilich wird sich auch beim längsten medicinischen Studium und bei aller Mühe der Lehrer nicht soviel erreichen lassen, daß man als fertiger Arzt von der Hochschule wegstammt, aber es sollte doch in den Kliniken nicht das vivisectionistische Verlangen nach einer „exacten“ Diagnose der Krankheit, sondern die samaritanische Hilfe und die Liebe zu dem kranken Menschen obenan stehen. Mit dem Suchen und Forschen nach der „Krankheit“ versäumt man oft den Kranken, der kein Reagensglas und kein Versuchskaninchen, sondern ein fühlender Mensch ist und durch individualisirende, die organischen Kräfte als „Heilkräfte“ benützende Behandlung ebenso wahrscheinlich gebessert oder geheilt werden kann, als er durch Versuche mit alten und neuen Arzneimitteln und Methoden in seinem Kräftezustand und Befinden möglicherweise geschwächt wird.

Die Collegialität, das Verhältniß der Aerzte unter sich, soll das der Wahrheit, Offenheit und Freundschaft, nicht das einer bloßen Interessengemeinschaft sein, die um jeden Preis, selbst den der Inhumanität gegen den Kranken, aufrecht erhalten werden muß. Es ist eine Inhumanität, wenn die Codices ärztlicher Vereine ihren Mitgliedern den Besuch eines Kranken verbieten, der den Arzt wechselt, ohne dies sofort dem bisherigen Arzt mitzuthellen. Ein Arzt, der es nicht versteht, seine Klienten sich psychologisch unterzuordnen, wird stets hintergangen werden, kein Coder kann ihn dagegen schützen. Der Fall, daß man einen Kranken hilflos seinem Schicksal überläßt, bloß weil die „Collegialität“ oder die verlebte „Standesehre“ den Besuch bei ihm nicht gestatten, kommt oft genug vor, und die nach irrigen Begriffen von Collegialität handelnden Aerzte ereifern sich oft über Dinge, die das einfache, natürliche Gefühl des „Sani“ mit richtigem Tact entscheidet. Ist Schweninger auch mit dem nicht einverstanden, was man gemeinhin Collegialität zu nennen pflegt, so wird doch kaum Einer der Hunderte von Aerzten, mit denen er als Consiliarius an Krankenbetten zusammen kam, sich über „Uncollegialität“ seinerseits zu beklagen Grund gehabt haben.

Höher als das, was man ärztliche Wissenschaft nennt, schätzt Schweninger die ärztliche Kunst. Die Wissenschaft an und für sich schätzt und ehrt er so hoch als irgend Einer, und daß er in ihr etwas leisten kann, hat er durch seine bacteriologischen und dermatologischen Arbeiten bewiesen. Für den Arzt hält er gründliche wissenschaftliche Bildung für unerlässlich, da sie der Leitstern seines Thuns und Lassens sein muß. Irrig aber wäre es, anzunehmen, daß man den ärztlichen Beruf wissenschaftlich erlernen kann. Der wahre Arzt wird als solcher geboren, er muß ein Künstler im edelsten Wortsinne sein. Was hilft einem Strategen die genaueste Kenntniß des Terrains und der eigenen, wie der feindlichen Streitkräfte, wenn er nicht mit genialem Blick das Ganze überblickt und jeden Moment die jeweilig beste Disposition zu treffen weiß? Körper und Geist des Menschen sind so unendlich vielgestaltig, daß jeder Kranke für den Arzt ein Problem für sich darstellt, das in jeder Hinsicht durchdacht und erfaßt sein will. Der ärztliche Stümper behandelt Krankheiten, der ärztliche Künstler kranke Menschen. Die Thatfache, daß der Erfolg eines Arztes nicht von seinem Titel abhängig ist, wird man wohl oder übel zugeben müssen. Leider giebt es in jedem Beruf Leute, die ihm nicht gewachsen sind, also auch im ärztlichen, und es wäre lächerlich, dies dem Stande vorzuhalten. Den Bestrebungen aber muß entgegengetreten werden, die darauf hinauslaufen, die Ohnmacht der sogenannten exactwissenschaftlichen Therapie gegenüber wahrer hippokratischer Kunst beschönigen zu wollen und die sich wohl nie vollkommen schließende Kluft zwischen Wissenschaft und Kunst, Theorie und Praxis, deren Ueberbrückung gleichwohl nach Thunlichkeit anzustreben ist, wegleugnen zu wollen.

Was die eigentliche Therapie anlangt, in welcher Schweningen als einer der ersten lebenden Meister wohl unbestritten dasteht, so geht er immer in's Große und Ganze. Seine Untersuchung des Kranken ist die gründlichste; aber sie läuft nicht auf eine klinische Wort-Diagnose, sondern auf Feststellung des derzeitigen körperlichen und geistigen Gesamtbefindens des Kranken hinaus. Um Krankheitsnamen kümmert sich Schweningen so gut wie gar nicht, er spricht Wortdiagnosen nur aus, insoweit die mitbehandelnden Collegen oder die Angehörigen des Kranken solche dringend begehren, weil es einmal so Herkommen ist. Wenn ihm der Name „Schall und Rauch“ ist, ist es auch selbstverständlich, daß er eine unheilbare Krankheit nicht kennt, sondern daß er die Heilbarkeit oder Unheilbarkeit des Kranken von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit abhängig sein läßt, die gestörten organischen Functionen wieder zur Norm zurückzuführen. „Regelung der physiologischen Lebens- und Gesundheitsbedingungen mit strengster Individualisirung“ ist seine Devise bei jedem Fall, den er zur Behandlung übernimmt, und in dem richtigen Erkennen dessen, was in jedem Einzelfall Noth thut, besteht das Geheimniß seiner Meisterschaft. Als Mittel zum Zweck der Heilung nimmt er Alles, was Wissenschaft und Erfahrung als wahrhaft rationell gezeitigt haben, in Anspruch, er kümmert sich nicht darum, ob dieses Mittel von einem Professor, Arzt oder Pfuscher stammt, ihm ist Alles Arznei, die ganze belebte und unbelebte Natur, Alles, was im betreffenden Falle rationell ist und wirklich hilft. Verurtheilt er auch auf's Schärfste die Einseitigkeit der pharmakologischen Therapie, den Receptschwindel, so will er anderseits aus obigem Grunde auch nichts wissen von einer sogenannten „arzneilosen“ Heilweise und hat für die zahlreichen Verjüchte der Naturheilkosen, ihn für sich einzufangen oder auszunützen, nur ein kühles Lächeln. Den Specialismus in der Medicin, sei's, daß er sich mit der Behandlung einzelner Körperteile oder mit der Ausübung bestimmter Heilmethoden befaßt, schätzt er nur deshalb, weil er mitunter werthvolle Beiträge zu der Erfahrung liefert, daß der menschliche Organismus trotz der einseitigsten und oft sinnlosesten Behandlungsweisen unter Umständen gesund werden kann.

Der Verkehr mit seinen Kranken ist unendlich lehrreich sowohl für diese als für die hinzugezogenen Schüler. Es ist ganz merkwürdig, welche fesselnde Gewalt dieser Mann auf die meisten seiner Patienten ausübt, und es erklärt dies weiter seine eminenten Erfolge als Arzt. Nicht ein Heilsystem, nicht eine Methode oder eine Schablonen-Cur war es, wodurch Bismarck geheilt wurde. Das, was Schweningen bei seinem hohen Patienten anwandte, konnte eben nur er anwenden und nur er durchsetzen, hundert Dertels mit den feinstausgedachten Entfettungstifteleien hätten das nicht fertig gebracht, was der oberpfälzische Eisenkopf Schweningen fertig brachte. Es ist aber vollkommen irrig, den Zeitungen oder Deuten zu glauben, die Schweningen für eigensinnig halten. Er geht im Gegentheil auf die

leisesten psychischen Regungen ein, er vertieft sich mit menschlichem Mitgefühl in das Gemüthsleben der Kranken und weiß mit unglaublicher Erfundungsgabe immer und immer wieder zu rathen, zu trösten, zu helfen. In dem, was er für das Wohl des Kranken als unbedingt nöthig hält, weicht er aber keinen Finger breit, und der Kranke ist ihm dafür späterhin von Herzen dankbar. Seine Rede ist zwar Manchem zu kurz, sein Ja Ja, Nein Nein klingt oft mehr als bestimmt, fast derb, aber wer ihn näher kennt, der weiß, wie sein Wort gemeint ist. Wer so glücklich ist, seine Sympathie gewonnen zu haben, der hat auch einen Freund gewonnen im edelsten Wortsinne und auf Lebenszeit. „Einen bessern findest Du nit!“

Das Wirken Schweningers als Lehrer an der medicinischen Facultät Berlin ist vor Allem ein persönliches. Er erörtert vor seinen Zuhörern nicht nur auf's Gründlichste und „nach den Regeln der Wissenschaft“ die vorgestellten Krankheitsfälle, sondern er berührt auch alle Fragen des Arzthums. Was an anderen Kliniken nie angedeutet oder höchstens oberflächlich gestreift wird: das Verhältniß der Kranken zum Arzt, das der Aerzte unter sich (Standesfragen, Collegialität etc.), das Pfluscherthum, die hygieinische Reformbewegung — alle diese Fragen werden in den an der Charité nachgerade berühmt gewordenen „Colloquien beim Professor Schweningen“ in geistvoller Weise beleuchtet. Die Hörer werden mitgerissen von der feurigen Beredsamkeit des Professors und erlangen ein Urtheil über Fragen, die für ihre Zukunft von höchstem Werth sind. Dabei verlangt aber Schweningen keineswegs ein blindes Schwören auf seine Worte, er ehrt jede gegentheilige Ueberzeugung und freut sich über ehrliche und triftige Einwände. Man hat in Kreisen, wo man an Stelle der Standesehre nur Zunftehre und statt wahrer Collegialität nur gegenseitiges Handwaschen oder Weihrauchstreuen cultivirt, an den von Schweningen über Arzthum, Receptschwindel, Collegialität u. s. w. in den Colloquien geäußerten Urtheilen großen Anstoß genommen und ihn als „Reger“ der Wissenschaft und des ärztlichen Standes zu brandmarken versucht. Wer aber ohne Vorurtheil diese Urtheile hört oder liest, der wird unbedingt zugeben müssen, daß kaum Einer den ärztlichen Stand und Beruf so hoch und hehr auffaßt, und daß kaum Einer so stolz darauf ist, Arzt zu sein, wie er.

Eine nicht geringe Leistung für Schweningen war es, gegenüber einer wahren Sturmfluth von Haß und Aufregung, die seine Ernennung zum Professor hervorgerufen hatte, diese Stellung nicht nur zu behaupten, sondern auch sie zu ehren. Daß er trotz unausgesehelter körperlicher und geistiger Anstrengungen in seinem Beruf doch Zeit gefunden hat und stets findet, auch der Wissenschaft werthvolle Beiträge zu liefern und daß sein Feuereifer auch seine Assistenten und Schüler, die ihm in höchster Verehrung anhängen, zur Anspannung aller Kräfte anspornt, müssen selbst seine heftigsten Gegner anerkennen.

Was soll ich noch weiter von ihm sagen? Was er „seinem“ Fürsten ist und wie dieser ihn schätzt, ist durch zahlreiche in die Oeffentlichkeit ge-

drungene Einzelheiten allbekannt geworden. Daß sein Wesen, das von Thatkraft überschäumt, in den ständigen Consultationsreisen durch ganz Europa ein Ventil sieht und braucht, daß sein eiserner Wille keine sichtbare Müdigkeit und Erschöpfung aufkommen läßt, das vermag das gegebene Bild kaum zu vervollständigen. Wenn die Leserinnen dieser Zeitschrift zu wissen begehren, warum Schweninger unbeweibt blieb, mögen sie ihn selbst fragen. Ich achte eine selbstständige und geschlossene Individualität zu hoch, als daß ich an etwas rühren möchte, was den Kern des Seelenlebens angeht.

Ich fürchte vielmehr ohnedies schon, viel zu viel von dem ausgeplaudert zu haben, was ich vom Denken, Wollen und Empfinden meines Freundes weiß, und ich sehe schon im Geiste, wie seine elastische Gestalt vor mir auftaucht und wie er seine schwarzbraunen Augen, die so scharf durchdringend und dann wieder so unendlich gutmüthig blicken können, auf mich richtet und mir eine sprudelnde Standrede hält über das, was ich hier schreibe. Ich werde ihm aber die Hand reichen und ihm sagen, daß der Mann, der den größten deutschen Helden vom Siechthum errettet, nicht mehr so ganz sich selbst angehört. Er gehört vielmehr der Geschichte und dem deutschen Volke an, das ein Recht darauf hat, an dem Mann sich zu freuen und auf ihn stolz zu sein. Ob ihm die Mit- oder Nachwelt Kränze flücht, mag ihm gleichgiltig sein. Er hat den Fürsten Bismarck zum dankbaren Freund und das ist ihm ein Monumentum aere perennius.





## Die Frauenfrage und der Darwinismus.

Don

H. Hoffmann.

— Berlin. —

**D**ie Frage, ob und wie weit der Staat die Frauen zu den bisher dem Manne vorbehaltenen Berufsarten Vorbilden und zulassen solle, wird zwar unaufhörlich in Schriften und in mündlicher Discussion behandelt; soweit ich aber habe folgen können, ist dabei bisher ein Gesichtspunkt stets vernachlässigt worden, den ich für einen hervorragend wichtigen halte.

Bekanntlich lehrt Darwin und mit ihm die überaus große Mehrzahl der Biologen, daß die Organisation aller lebenden Wesen veränderlich sei, und daß der Wettbewerb um den Lebensunterhalt, der „Kampf um's Dasein“, wie man Darwin's Worte gewöhnlich übersetzt, diese Veränderungen der Organisation regulire.

Nach der Darwin'schen Theorie muß sonach eine erhebliche Umgestaltung in der Art des Wettbewerbes auch eine erhebliche Veränderung in der Organisation der betroffenen Wesen bewirken.

Die Bestrebungen nun, über deren Zulässigkeit oder Unzulässigkeit die moderne „Frauenfrage“ Zweifel äußert und zur Erörterung stellt, sind ja augenscheinlich auf eine Umgestaltung des Wettbewerbes in der menschlichen Gesellschaft gerichtet. Ja, es handelt sich dabei nicht einmal um Veränderungen im Einzelnen, sondern um eine sehr allgemeine und principielle Umgestaltung. Bisher ist jedem der beiden Geschlechter im Wesentlichen ein eigenes Gebiet für den Wettbewerb vorbehalten geblieben; mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen haben auf gleichem Gebiet nur Männer mit Männern, Weiber mit Weibern concurrirt. Die moderne Frau erblickt hierin eine Beschränkung und wünscht nicht etwa nur eine Abtretung ge-



wisser bisher dem männlichen Geschlecht vorbehaltenen Gebiete, sondern sie wünscht vielmehr, auf den gleichen Gebieten mit ihm in Wettbewerb zu treten.

Wenn der Kern der Darwin'schen Theorie — ihre Auswüchse gehen uns hier nichts an — richtig ist, so könnte eine derartige Umgestaltung des menschlichen Kampfes un's Dasein nicht verwirklicht werden, ohne daß die Organisation des Menschen wesentliche Umwandlungen erführe.

Es ist bei Erörterung der Frauenfrage vielfach ein aprioristisches Recht der Frau erörtert worden, das durch die heutige Gesellschaftsordnung angeblich verletzt werde. Von anderer Seite, die die praktischen Gesichtspunkte bevorzugte, sind mehr die Veränderungen in den Erwerbsverhältnissen in Betracht gezogen worden, die sich aus einer Zulassung der Frauen zu gewissen Arbeitsgebieten ergeben würden. Endlich ist vielfach darüber gestritten worden, ob die gegenwärtige Organisation der Frauen sie für die Thätigkeit auf diesem oder jenem bisher den Männern vorbehaltenen Gebiete befähigte.

Es scheint mir nun, daß alle diese Gesichtspunkte unwichtig erscheinen müssen im Vergleiche zu dem von mir ange deuteten. Wenn wir voraussetzen dürfen, daß wir durch eine Reform auf diesem Gebiete tiefgreifende Organisationsveränderungen in der menschlichen Rasse einleiten, so ist es erforderlich, zu prüfen, ob diese Veränderungen nützlicher oder schädlicher Art sein werden, und weder angebliche aprioristische Rechte, noch unmittelbare materielle Erfolge, noch auch endlich die Rücksicht auf thatsächlich vorhandene Fähigkeiten dürfen uns verleiten, eine schädigende Verschiebung der vorhandenen Organisation herbeizuführen.

Auf den ersten Blick freilich mag es unglaublich erscheinen, daß eine wirklich merkliche Umgestaltung der menschlichen Organisation überhaupt aus scheinbar so geringfügigen Ursachen sollte entstehen können. Wohl aber wird Jedem einleuchten, daß eine gewisse Rückwirkung auf einzelne weibliche Individuen stattfinden kann. Ueberall sehen wir ja, daß andauernder Gebrauch gewisser Organe diese schließlich in ihrer Größe, Gestalt und Leistungsfähigkeit beeinflusst. Durch übermäßige Anstrengung werden sie geschwächt, durch angemessene werden sie gestärkt und zum Wachsthum angeregt. Umgekehrt pflegt der Nichtgebrauch das Wachsthum vieler Organe zurückzuhalten. Dies hat dann natürlich zur Folge, daß Individuen, die lange eine sehr ähnliche Arbeit zu leisten haben, einander in gewissen körperlichen Eigenthümlichkeiten immer ähnlicher werden. Jedermann weiß, daß ein scharfer Beobachter oftmals die Berufsart eines ihm völlig Unbekannten an dessen Habitus mit großer Sicherheit zu erkennen vermag. Von dieser individuellen Anpassung an den Beruf ist das Weib nicht befreit. Vielmehr beobachten wir, in Bestätigung der allgemeinen Regel, daß die Arbeit in solchen Berufszeigen, die gewöhnlich dem Manne vorbehalten bleiben, dem Weibe eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Manne zu verleihen pflegt, oder, wenn solche vorher schon merkbar war, sie noch steigert.

Zimmerhin ist diese Wirkung eine nur wenig auffällige. Zudem ist es unter den Fachmännern noch sehr streitig, ob derartige, erst spät oder allmählich erworbenen Veränderungen der Organisation sich auf die Nachkommenschaft vererben. Wenn dies nicht der Fall ist — und ich selbst denke in dieser Hinsicht sehr skeptisch —, so kann diese Einwirkung männlicher Thätigkeit wohl die Anmuth einzelner weiblicher Individuen beeinträchtigen, aber keine Wandlung in der Organisation der menschlichen Rasse hervorbringen.

Aber die moderne Descendenz-Theorie steht nicht mehr auf dem Boden Lamarcks, der sich die Unwandelung animalischer Formen als Vererbung individueller Anpassungen vorstellte. Gerade darin liegt das Verdienst Darwins, daß er jenen unzureichenden Erklärungsversuch durch die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl — oder sagen wir lieber: Auslese — ersetzte.

Voraussetzung für die Möglichkeit einer Auslese ist das Vorhandensein einer gewissen Ungleichheit. Und in der That sehen wir ja auch, daß bei Abschluß menschlicher Ehen die Ungleichheit der Individuen, selbst der Geschwister, eine von den verschiedensten Rücksichten beherrschte Auslese anregt und ein beträchtlicher Bruchtheil von Individuen dabei übergangen wird.

Diese Ungleichheit der Individuen nun zeigt sich unleugbar auch hinsichtlich der Qualification für verschiedene Berufswege, und zwar auch bei Weibern hinsichtlich der Beanlagung für die dem Manne vorbehaltene Thätigkeit. Mit Recht verweisen die Freunde der „Frauen-Emancipation“ auf so manche Beispiele von außerordentlichen Leistungen einzelner Frauen auf Gebieten, von denen die Frau in der Regel ausgeschlossen bleibt; doch mit ebensoviel Recht können wir auch feststellen, daß viele Frauen in ihren Fähigkeiten einen völligen Gegensatz zu dem Durchschnittstypus des Mannes darstellen. Dabei handelt es sich aber nicht etwa, wie oben, um eine erst erworbene Leistungsfähigkeit, um das Ergebniß individueller Ausbildung; sondern lediglich um angeborene Eigenschaften. Und mag man nun von der Vererblichkeit der erworbenen denken, wie man will: der angeborene Habitus ist sicher vererblich. Diese Thatsache ist ja seit den urältesten Zeiten anerkannt; unsere ganze Thierzucht beruht darauf, und jeder Blick um uns, jeder Blick auf Angehörige unter uns lebender nicht autochthoner Rassen, ja jeder Blick auf unsere eigenen Kinder bestätigt sie. In eigenthümlicher Weise vereinigt sich dabei diese Vererblichkeit mit der vorhin erwähnten individuellen Ungleichheit: wo eine größere Anzahl Nachkommen eines Individuums vorhanden sind, sind sie zwar untereinander keineswegs gleich, aber wenn es möglich wäre, einen Durchschnitt gleichsam zu ziehen und dem einen Nachkommen zuzulegen, was der andere über diesen Durchschnitt hinaus besitzt, so würden wir in der That eine ziemlich genaue Copie der elterlichen Eigenschaften erhalten. Wo dies nicht so ganz zutreffen scheint, ist es das Zusammenwirken zweier elterlicher Individuen, vielleicht auch eine Nachwirkung der groüelterlichen Vererbung, die das Ergebniß etwas verdunkeln. Auf diese Complicationen braucht hier nicht weiter eingegangen

zu werden; die Tendenz des Organismus, seine Gesamtbeschaffenheit unvermindert und unvermehrt auf die Gesamtheit der nachfolgenden Generation zu vererben, bleibt demunerachtet in Geltung.

So ist also auch die größere oder die geringere Beanlagung für männliche Berufsarbeit vererblich, und der Mann, der seine Gattenwahl auf ein derartig beanlagtes Mädchen lenkt, hat besonders große Chancen, auch Töchter mit auffällig männlicher Begabung zu erzeugen. Im Ganzen ist ja nun eine Wahl in diesem Sinne selten. Gerade in dem Ueberschuß unvermählt bleibender Jungfrauen findet man solche von mehr männlichem Typus verhältnismäßig zahlreicher. So ist denn auch die natürliche Folge, daß sich, wenn einmal ein Weib von männlicheren Anlagen dazu gelangt, diese auf mehrere Töchter zu vererben, dennoch keine dauernde Zunahme der Zahl solcher viragines ergibt; die Mehrzahl dieser Töchter bleibt eben voraussichtlich unvermählt.

Ganz anders stünde es natürlich, sobald die Bevorzugung männlich beanlagter Weiber, anstatt, wie bisher, eine Ausnahme zu bilden, häufiger oder gar allgemeine Regel würde. Dann würde der unvermählt bleibende Ueberschuß aus den minder männlichen Jungfrauen bestehen, die Mutter mehrerer männlich beanlagten Töchter würde die Freude haben, sie Alle „unter die Haube zu bringen“, und die Zahl solcher Individuen würde sich von Generation zu Generation steigern. Damit wird dann die Auswahl größer, und wenn es dem Geschmacke der Männerwelt entspricht, möglichst mannesähnliche Gattinnen zu gewinnen, so wird der günstiger situierte Mann in der größeren Auswahl auch weiter und weiter gehende Ansprüche nach dieser Geschmacksrichtung hin befriedigen können. Insofern nun ein solcher in der Regel im Stande ist, eine größere Zahl von Kindern glücklich aufzuziehen und zu verheirathen, ergibt sich, daß mit Zunahme der Zahl solcher viragines auch eine stete Steigerung ihrer männlichen Charaktere verbunden ist. Es würde das genau derselbe Vorgang sein, wie wenn ein Züchter die Ertragsfähigkeit seiner Rühe dadurch steigert, daß er jeweils einen Ueberschuß aufzieht, aber nur die ertragreichsten zur Nachzucht verwendet; der Erfolg solcher Auslese auf die allmähliche stetige Steigerung der maßgebenden Eigenschaften ist bekanntlich ein durchaus sicherer. In diesem Beispiele allerdings liegt keine Verwischung der geschlechtlichen Unterschiede vor; aber auch eine solche kann durch die Auslese allmählich erzielt werden, wie denn z. B. bei einer Hühnerrasse, den sogenannten Sebright-Bantams, fast allein durch die Bemühungen eines einzigen Züchters, des Herrn Sebright, eine völlige Uebereinstimmung des Gefieders bei Hahn und Henne erzielt worden ist, während doch sonst der Hahn durch Sichelfedern im Schwanz, durch eigenthümliche Halsfedern und bei den meisten nicht einfarbigen Rassen auch durch sehr abweichende Färbung ausgezeichnet ist.

Um zum Menschen zurückzukehren, so ist hier eine auf Verwischung der Geschlechtsverschiedenheit gerichtete Auslese noch nicht vorhanden. Der

Geschmack — oder sagen wir vielleicht richtiger der Instinct — des Mannes entscheidet heute noch in der Regel zu Gunsten solcher weiblicher Wesen, die ihm selbst möglichst unähnlich sind, die gewissermaßen eine Ergänzung seines eigenen Wesens darstellen.

Auf die Unbestechlichkeit dieses Instincts jedoch unter allen Umständen zu vertrauen, wäre gewiß thöricht. Schon jetzt erweist sich der gemeine Eigennuß oft genug mächtiger, als die noch herrschende Geschmacksrichtung. Fast mit Sicherheit kann ein vermögendes Mädchen, auch wenn ihre übrigen Eigenschaften recht abstoßend sind, auf einen annehmbaren Gatten rechnen; aber auch die nicht sehr zahlreichen Künstlerinnen, die aus ihrer Berufsarbeit größere Einnahmen ziehen, finden fast stets Gelegenheit zu günstiger Eheverheirathung, oft nicht ohne daß manche gegründeten Bedenken unberücksichtigt bleiben. Wenn von Lehrerinnen, Telegraphistinnen u. s. w. nicht dasselbe gilt, so liegt das doch offenbar an der kärglichen Besoldung dieser Mädchen; ihre Einnahmen wiegen kaum die Nachtheile auf, die der Haushalt durch ihre viestündige Arbeit außerhalb der Wohnung erleiden würde. Sobald jedoch dem weiblichen Geschlechte der Zutritt zu verantwortlicheren und entsprechend höher besoldeten Berufsthätigkeiten eröffnet wäre, würden selbstverständlich die in diesen Berufen erfolgreichen Mädchen — selbst wenn sie inzwischen über die Blüthezeit ihrer Jugend hinausge-  
langt sind — ebenfalls als „gute Partien“ gelten, und man müßte einem sehr unbegründeten Idealismus huldigen, wollte man bezweifeln, daß diese guten Partien bei der allgemeinen ehelichen Auslese würden bevorzugt werden. „Die in diesen Berufen erfolgreichen“ Mädchen, sagte ich soeben; wer wird aber bezweifeln wollen, daß auch da, wie überall, der Erfolg in der Regel nur dem entsprechend beanlagten Menschen zufallen kann! Dieses Naturgesetz ist es, aus dem sich die veränderte Richtung der Auslese ergeben würde. Der Mann selbst würde unter zwei gleich erfolgreichen oder, kurz gesagt, unter zwei gleich hoch besoldeten Jungfrauen wohl gern, seinem Geschmack folgend, die weiblichere Erscheinung, das weiblichere Gemüth vorziehen. Der Staat aber, der für die Besoldung Leistungen verlangt, oder die Concurrrenz, wenn es sich um eine freie Berufswahl handelt, sorgen schon dafür, daß im Ganzen, von einzelnen Mißbräuchen abgesehen, nur diejenigen nennenswerthe Erfolge erzielen, die mit dem Manne wirklich wetteifern können, d. h. doch also, die ihm in ihrer Organisation möglichst ähnlich sind.

Auf diese Weise würden also die dem männlichen Typus entsprechenden Frauen eine größere Wahrscheinlichkeit erlangen, sich zu verehelichen; in Folge dessen und wegen der Vererblichkeit des angeborenen Typus würde in der nächsten Generation der Procentsatz derartiger, für männliche Berufsarten besonders begabten weiblichen Individuen steigen; und so müßte sich von Generation zu Generation der Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Typus vermindern.

Wer den Gedankengang bis hieher genau verfolgt hat, wird zugestehen, daß es sich nicht um Hypothesen, sondern um Schlußfolgerungen handelt, die sich aus allbekannten Naturgesetzen mit Nothwendigkeit ergeben. Gewiß können andere Factoren modificirend auf den Gang der Ereignisse einwirken, aber soviel ist sicher: die freie Concurrenz beider Geschlechter auf dem gleichen Arbeitsgebiet hat nothwendig eine Verminderung ihrer Unterschiede zu Folge, und diese Unterschiede müssen um so schneller und vollständiger schwinden, je zahlreicher und mannigfaltiger die Gebiete sind, auf denen die Frau mit dem Manne wetteifern darf.

\* \* \*

Die nun gewonnene Einsicht führt naturgemäß zu der Frage, ob es für das Gemeinwesen schädlich, nützlich oder gleichgiltig sei, wenn die Verschiedenheit der Geschlechter sich verringert.

Auf diese Frage lautet die Antwort, daß in der That mit der Vermischung des sexuellen Dimorphismus eine der wichtigsten Einrichtungen zerstört werden würde, durch welche die Natur die Entartung unserer Rasse verhindert.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, hierfür die stricte Beweisführung zu geben; es würde zu ausführlicherer Erörterung der schwierigsten Probleme der Biologie, nämlich der Ursachen der Erblichkeit und der Variation führen. Um was es sich aber in der Hauptsache handelt, läßt sich wohl auch dem Laien in Kürze verständlich machen.

Angenommen, wir hätten ein Individuum vor uns, dessen Organisation diejenige Harmonie besitzt, deren es zur Erhaltung seines Lebens bedarf, so vererbt dieses Wesen zwar die Einzelheiten seiner Organisation in einer oft wunderbar treuen Weise auf seine Nachkommen, aber doch keineswegs so, daß auch die Harmonie ungestört bleibt. Vielmehr erscheint in der neuen Generation, wie allgemein bekannt, sehr häufig eine Eigenschaft abgeschwächt, eine andere gesteigert, eine dritte vielleicht unverändert; nur ausnahmsweise bei einem oder dem anderen Individuum der neuen Generation bleiben alle Organe genau, wie sie bei der Mutter waren.

Zimmerhin sind die Störungen noch so unbedeutend, daß sie die Lebensfähigkeit, die Wehrhaftigkeit im Kampf um's Dasein, nicht merklich herabsetzen. Offenbar aber werden diese in ihrer harmonischen Organisation noch wenig beeinträchtigten Individuen nun ebenfalls solche erzeugen, die unter einander und mit der Mutter nicht völlig gleich sind, sondern einige ihrer Eigenschaften in abgeschwächtem, andere in verstärktem Maße besitzen; und wenn nicht Compensationseinrichtungen existirten, die es irgendwie hindern, so würden in dieser dritten Generation auch einige Individuen vorhanden sein, bei denen eine schon bei der Mutter abgeschwächte Eigenschaft noch weiter abgeschwächt, eine schon gesteigerte noch weiter gesteigert ist. Es würde also eine fortwährende Vergrößerung der Disharmonie

von Generation zu Generation eintreten und sehr bald der größte Theil aller erzeugten Nachkommen so mißbildet sein, daß er sich nicht erhalten könnte.

Es existiren mehrere Factoren, die diesem Ergebnisse der Erblichkeit und der Variation entgegenwirken.

Zunächst kann ein von Geburt zu schwaches Organ durch Uebung gestärkt, ein starkes durch Nichtgebrauch zurückgebildet werden. Aber erstlich ist das doch nur in geringem Grade möglich, wie Jedermann weiß, der z. B. einen Menschen mit angeborener Magerkeit fett machen will, oder umgekehrt; und zweitens ist es noch sehr fraglich, ob die so erworbenen Compensationen ihrerseits vererblich sind.

Eine weit wirksamere Sicherung gegen jene Entartung liegt in einer großen Fruchtbarkeit. Wenn das Individuum tausend Nachkommen producirt, werden darunter immerhin einige sein, die der Mutter auch in der Harmonie ihrer Organisation völlig gleichen; und indem nun der Kampf um's Dasein die übrigen, minder harmonisch organisirten und darum minder widerstandsfähigen vernichtet, läßt er doch voraussichtlich jene harmonischeren übrig, und sie reichen aus, um den Bestand der Rasse zu sichern und auch der nächsten Generation eine nicht entartete Organisation zu vererben. Diese nützliche Wirkung einer großen Fruchtbarkeit zeigt sich besonders dann, wenn die Organisation der Rasse recht einfach ist, weil sich dadurch die Wahrscheinlichkeit steigert, daß wenigstens ein paar unter den Nachkommen der Mutter vollkommen gleichen.

Der dritte aber und wichtigste der Factoren, die jener Entartung entgegenwirken, ist die Vereinigung zweier Individuen zur Erzeugung der neuen Generation. Man muß sich vergegenwärtigen, daß jene Störungen der harmonischen Organisation doch darin beruhen, daß das Individuum die eine charakteristische Eigenschaft in etwas stärkerer, die andere vielleicht in etwas schwächerer Ausbildung zeigt, als dies bei einer ganz getreuen Wiederholung der elterlichen Beschaffenheit der Fall wäre. Mit anderen Worten: die Variabilität der Rasse zeigt sich darin, daß jede Eigenschaft bald in der typischen Stärke, bald mit einem Plus, bald mit einem Minus auftreten kann. Sind nun zur Erzeugung von Nachkommenschaft zwei Individuen nothwendig, so wird, selbst wenn die Paarung durchaus dem Zufall überlassen bleibt, selten der Fall eintreten, daß beide Eltern in der gleichen Eigenschaft ein Plus oder ein Minus aufweisen. Nur wenn die Eltern mit einander nahe verwandt sind, steigert sich diese Wahrscheinlichkeit, weil in diesem Falle das Plus oder Minus nicht durch die individuelle Variation erst entstanden, sondern bereits von einem gemeinsamen Vorfahren ererbt sein kann. In den weitaus meisten Fällen wird das Plus beim Vater mit dem Durchschnittsmaß oder dem Minus bei der Mutter zusammen treffen und umgekehrt. Daß dadurch für die nächste Generation die Gefahr einer weiteren Steigerung der Disharmonie ungemein verringert wird, liegt auf der Hand.

Immerhin bleibt, ob Häufung oder Compensation der Organisationsstörungen eintreten wird, dem Zufall überlassen, so lange jedes Individuum die freie Wahl hat, sich mit jedem beliebigen anderen Individuum seiner Art zu paaren. Dies ist natürlich möglich, wenn jedes Individuum beiderlei Geschlechtsstoffe producirt, wie es z. B. bei den meisten höheren Pflanzen, aber auch bei manchen Thieren der Fall ist.

Bei den höheren Thieren aber und beim Menschen ist die Production beider Geschlechtsstoffe in denselben Individuen, der sogenannte Hermaphroditismus, bekanntlich nicht vorhanden. Die Keimdrüse bereitet nur das eine oder das andere Product. Damit haben wir eine Scheidung der ganzen Klasse in zweierlei Formen, die beiden Geschlechter, die männlichen und die weiblichen Individuen; und jedes von diesen hat nicht mehr unter allen, sondern nur noch unter den ungleichartigen Mitcreaturen die Auswahl, wenn es sich um die Erzeugung von Nachkommen handelt.

Freilich braucht die Ungleichartigkeit ja eben nur die Keimdrüse zu betreffen; in der That aber erstreckt sie sich meist weiter. Zunächst auf solche Organe, die direct an den geschlechtlichen Functionen theilhaftig sind, dann auch auf solche, die nur indirect oder gar nicht in Wechselbeziehung damit stehen. Es sind also die verschiedensten Grade von sexuellem Dimorphismus denkbar, und für viele giebt es Beispiele in der Thierwelt.

Nun besteht aber dieser sexuelle Dimorphismus auch in seiner auffälligsten Form niemals in einer absolut verschiedenartigen Anlage der Organe, sondern es handelt sich auch bei ihm nur um eine, wenn auch gesteigerte, Störung der ursprünglichen Harmonie. Die mikroskopische Untersuchung der allerersten Entwicklungsstadien zeigt uns solchen Dimorphismus nicht. Er entsteht erst allmählich, indem bei dem einen Geschlecht die einen, bei dem anderen die anderen Organe im Wachsthum vorausseilen, zurückbleiben oder gänzlich ruhen. Es bildet sich also auch hier in einer bald größeren, bald geringeren Anzahl von Organen (das verhält sich bei verschiedenen Thiergattungen verschieden) ein Plus oder Minus heraus, aber nicht zufällig bald bei dem einen, bald bei dem anderen Geschlecht, sondern so, daß daraus feststehende Geschlechtscharaktere entstehen, insofern alle männlichen Individuen da ein Plus aufweisen, wo die weiblichen ein Minus haben, oder umgekehrt. Dadurch ist, wenigstens hinsichtlich dieser zum Geschlechtscharakter gehörigen Eigenschaften, eine schädliche Häufung durch Paarung zweier Individuen mit gleichnamigem Plus oder Minus ausgeschlossen — Außerdem aber — und dies ist das Wichtigere — kann sich nunmehr ein Instinct ausbilden, der die Geschlechter veranlaßt, bei der Auswahl des Gatten eine möglichst vollständig compensirende, ergänzende Organisation zu bevorzugen. Ohne jene Vorbedingung ist die Entstehung oder Erhaltung eines derartigen Instinctes unmöglich. Er muß ja offenbar in der Weise fungiren, daß in dem einen Individuum durch die ihm selbst abgehenden Eigenschaften eines anderen Individuums nicht nur Wohlgefallen, sondern

ein mit geschlechtlicher Neigung verbundenes Wohlgefallen erregt wird; und wie wäre das möglich, wenn jene Eigenschaften sich in annähernd gleicher Häufigkeit bei beiden Geschlechtern fänden! Mit vollster Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß keine in beiden Geschlechtern gleichartig auftretende Eigenschaft im Stande ist, geschlechtliche Zuneigung in gesunden Individuen zu erregen.

Wo dieser geschlechtliche Compensations-Instinct nun existirt, ist er begreiflicherweise ein besonders mächtiges Schutzmittel der Rasse gegen Entartung. Natürlich kann er sich nur auf solche Eigenschaften richten, die normalerweise bei den beiden Geschlechtern der betreffenden Rasse in einem gewissen Gegensatz stehen. Daß diese Eigenschaften in schädlicher Weise überhandnehmen oder verloren gehen und die Rasse dadurch entartet, wird dann aber durch ihn verhütet; und je größer der sexuelle Dimorphismus in der Rasse ist, d. h. je mehr Eigenschaften bei den beiden Geschlechtern in Gegensatz stehen, um so größer ist das Wirkungsgebiet jenes Instinctes, um so geringer wird die Möglichkeit einer Entartung überhaupt.

Um nun speciell den Menschen in Betracht zu ziehen, so existirt bei ihm eine, wenn auch nicht sehr weit, so doch über die Fortpflanzungsorgane hinausgreifende Verschiedenheit der Geschlechter. Im Gröberen zeigt sie sich in dem geringeren Gewicht des Körpers, der geringeren Größe des Gehirns, der geringeren Stärke der Muskulatur, des Knochengerstes, der stärkeren Entwicklung des Fettpolsters und des Haupthaars, im Fehlen des Bartes, in der Kleinheit des Kehlkopfes beim Weibe. Dazu kommen aber Unterschiede in den Functionen, namentlich des Nervensystems, die sicherlich auch auf materiellen Verschiedenheiten beruhen, deren anatomische Grundlagen aber zur Zeit kaum nachweisbar sind. Relative Unempfindlichkeit gegen Schmerzen, stärkerer Einfluß der Gemüthseregungen auf die Blutgefäße (Erörthen, Erblaffen, Herzklopfen) beim Weibe sind noch physiologisch nachweisbar; auf das rein psychologische Gebiet will ich mich nicht erst begeben, da der bestreitharen Meinungen allzuvielen, der sicheren Thatfachen allzuwenig zu erwähnen wären. Daß psychische Geschlechtsunterschiede beim Menschen zur Zeit reichlich vorhanden sind, wird wohl allgemein zugegeben werden.

Ist also ein sexueller Dimorphismus mäßigen Grades in der menschlichen Rasse unzweifelhaft vorhanden, so muß andererseits gewiß zugestanden werden, daß dem Menschen auch jener Compensations-Instinct bei der Gattenwahl nicht völlig abgeht, der den Dimorphismus erst recht nutzbar für die Rasse macht, indem er gerade die männlichsten Männer zu den weiblichsten Weibern hinzieht. Gewiß ist dieser Instinct unter den complicirten Lebensverhältnissen des Menschen nicht annähernd so mächtig, wie es bei irgend einer Thierasse sein würde, wo ja alle Instincte zu einer völligen Vernichtung der Willensfreiheit führen. Beim Menschen wird die Gattenwahl oft genug durch ganz andere Rücksichten, als durch den Compensations-



Instinct beherrscht. Aber immerhin existirt er doch und fällt mit in die Waage und wird jedenfalls da ausschlaggebend, wo die andern Rücksichten für und wider sich das Gleichgewicht halten.

Prüfen wir nun nach Maßgabe der vorhin im Allgemeinen erörterten Gesichtspunkte die Vortheile, die dieser Instinct und seine Bethätigung der menschlichen Rasse bringt, so finden wir, daß er die übermäßige Steigerung einzelner Eigenschaften verhindert. Eine solche würde unbedingt überall da vor sich gehen, wo beide Gatten durch dieselbe Eigenthümlichkeit vom Typus abweichen. Es liegt beim Menschen am nächsten, an die Gefahr zu denken, die durch Häufung von Eigenthümlichkeiten des Nervensystems droht. Ungemein leicht kann diese Häufung zu pathologischer, die Existenz des Individuums gefährdender Beschaffenheit führen. Dabei müssen wir uns natürlich erinnern, daß nicht die Abweichung von dem typischen Zustande des betroffenen Organs an sich schädlich zu sein braucht, daß diese vielmehr sogar eine Erhöhung nützlicher Leistungsfähigkeit mit sich bringen kann. Nun sind aber die verschiedenen Organe so von einander abhängig, daß eine erhebliche Veränderung des einen ohne eine schrittweise sie begleitende Umwandlung der anderen verderblich werden muß. In der Reihenfolge zahlreicher Generationen kann natürlich eine erhebliche Wandlung eines Organs vor sich gehen, ohne daß die Harmonie anders als vorübergehende geringfügige Störungen erleidet; sobald jene aber plötzlich, etwa in zwei, drei Generationen vor sich geht, könnte nur durch ein Wunder eine der Nothwendigkeit entsprechende Anpassung der übrigen Organe sie begleiten. Wenn z. B. ein hoher Wuchs beim Menschen als besonders schön gälte oder gewisse Vortheile brächte, und sich nun ohne Unterschied des Geschlechts die besonders hochgewachsenen Personen bei der Gattenwahl gegenseitig bevorzugten, so würde ja eine erhebliche Größenzunahme innerhalb weniger Generationen ersichtlich werden. Ganz unwahrscheinlich ist es aber, daß nun in eben diesen wenigen Generationen z. B. auch eine Steigerung der Größe und Muskelkraft des Herzens stattfinden sollte, die ja doch bei der Gattenwahl nicht mitberücksichtigt werden würde. Da aber das Blut bei einem außergewöhnlich hochgewachsenen Menschen durch eine erheblich längere Bahn getrieben werden muß, so würde ein solcher Mensch sich völlig in der Lage befinden, wie ein anderer von typischer Größe mit abnorm kleinem und schwachem Herzen; er wäre den gleichen Gefahren ausgesetzt, seine Leistungsfähigkeit wäre in ähnlicher Weise eingeschränkt, kurz, er wäre für den Kampf um's Dasein minder wohl gerüstet als andere und würde darin um so sicherer unterliegen, je größer die Disharmonie bei ihm ist.

Demnach ist also bei einer Gattenwahl, die nach dem Princip: „Gleich und gleich gesellt sich gern,“ vorgenommen wird, die Wahrscheinlichkeit recht groß, daß zahlreiche im Kampf um's Dasein untüchtige unterliegende Individuen erzeugt werden, und diese Wahrscheinlichkeit verringert sich außerordentlich, wenn ein kräftiger Compensations-Instinct die Gattenwahl leitet

und wenn ein erheblicher Dimorphismus der Geschlechter der Bethätigung dieses Instinctes Spielraum gewährt.

Freilich würde die Natur sich auch in jenem Falle zu helfen wissen. Steigert sich nämlich die relative Menge untüchtiger Sprößlinge, der Ausschuß, wenn ich so sagen darf, so kann dies ja durch eine Steigerung der Fruchtbarkeit compensirt werden. Der Ausschuß geht dann eben im Kampf um's Dasein zu Grunde, und es bleiben dennoch genug normale Sprößlinge übrig, um die Rasse vor dem Aussterben zu bewahren. Gewiß stimmen wir aber Alle darin überein, daß es dem Menschengeschlechte nicht zum Glück gereichen würde, wenn es auf diesen Ausweg angewiesen würde, und durch Steigerung der Fruchtbarkeit bei Verminderung der Qualität des Nachwuchses der Kampf um's Dasein noch größeren Umfang und noch furchtbarere Formen annähme, als er jetzt hat.

\* \* \*

Was wir aus diesen Betrachtungen zu folgern haben, liegt auf der Hand. Es ist unsere Aufgabe, alles für Erhaltung des sexuellen Compensations-Instinctes und des ihm zu Grunde liegenden sexuellen Dimorphismus zu thun.

Wir haben also die triftigste Veranlassung, das Weib nicht zu Arbeiten heranzulassen, die eine dem Manne ähnliche Constitution erfordern, weil wir dadurch direct den Dimorphismus verringern; und wir dürfen dies um so weniger, wenn damit pecuniäre Vortheile verknüpft wären, die den Mann bei Wahl seiner Gattin zur Bevorzugung eines seiner eigenen Constitution ähnlicheren Individuums verführen könnten.

Vielmehr sollte die Arbeitstheilung zwischen beiden Geschlechtern möglichst vollständig und rationell durchgeführt werden, und zwar immer von dem Gesichtspunkte aus, daß möglichst ungleichartige Leistungen von den Organen, besonders auch vom Gehirn, verlangt werden. Damit ist dem Weibe meines Erachtens keinerlei Inferiorität zugewiesen. Ich gehöre weder zu Denen, die die gegenwärtige Organisation des Weibes für eine dem Manne nachstehende halten, noch zu Denen, die ihm die Bethheiligung an der Arbeit und dem Genuß schmälern wollen. Aber bedingt denn die Verschiedenheit der Organisation etwa einen ungleichen Grad von Vollkommenheit? oder ist Arbeitstheilung nur so möglich, daß man dem Einen mehr, dem Anderen weniger Arbeit zuweist? Ich gebe zu, daß eine derartige, nicht völlig gerechte Vertheilung zur Zeit geübt wird; aber ist denn nun das einzige Mittel dagegen das, der Frau die gleiche Thätigkeit mit dem Manne zuzuwiesen? Durchaus nicht, sondern es giebt ein anderes, richtigeres Mittel: das der völligen Abtretung gewisser Arbeitsgebiete.

Bei deren Auswahl sollte der Gedanke natürlich leitend sein, der gegenwärtigen typisch weiblichen Organisation möglichst gerecht zu werden. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß aller Wettbewerb auf irgend einem Arbeits-

gebiet diejenigen Eigenschaften steigert, die die Leistungsfähigkeit erhöhen; es sollten also dem Weibe nur solche Arbeitsgebiete neu überwiesen werden, auf denen die Steigerung bereits vorhandener typisch weiblicher Eigenschaften förderlich wirken kann. Gänzlich irrationell wäre es, diese Gebiete auch dem Manne offen zu halten, dessen Organisation ja, wenn er auf ihnen mit der Frau auf die Dauer concurriren kann, dadurch lediglich verweiblicht werden würde.

Es möchte viel zu weit führen, wenn ich diesen Gedanken durch Vorschläge bis in's Einzelne erläutern wollte. Nur einen flüchtigen Blick wollen wir noch auf die wichtigsten Unterschiede der Geschlechter und die ihnen zukommenden Arbeitsgebiete werfen.

Da fällt zunächst in's Auge, daß die Muskulatur des Mannes leistungsfähiger ist; daher sollte alle schwere Muskelarbeit ihm vorbehalten bleiben, insbesondere gilt dies, wo es sich um die Rumpfmuskulatur handelt, deren Leistungsfähigkeit auch in indirecten Beziehungen zu Schwangerschaft und Geburt steht. Dagegen wäre es vielleicht gut, wenn die feinere Muskelarbeit der Finger mehr als weibliche Specialität angesehen würde; sie steht in einem gewissen Gegensatz zu der gröberen Arbeit des Rumpfes, der Schultern und Schenkel, weil sie fast immer bei völliger Ruhe dieser Organe ausgeübt wird, die demnach durch Nichtgebrauch eine gewisse Rückbildung dabei erfahren. Die Berufsbranche des Schreibers, des Uhrmachers, des Feinmechanikers, des Goldschmieds und zahlreiche ähnliche sind so recht eigentlich für das weibliche Geschlecht geeignet, und in der That erhält sich bei Männern, die diesen Thätigkeiten obliegen, auch nur ausnahmsweise der echt männliche Typus. Dagegen ist, um ein recht auffälliges Beispiel herauszugreifen, die Wäscherei ein Beruf, der sich weit mehr für das männliche Geschlecht eignen würde. — In ähnlicher Weise, wie die Muskulatur, sollte auch das schwächere Knochengestell und die fettreichere Hautdecke der Frauen berücksichtigt werden; jenes ist ungeeignet für das Tragen schwerer Lasten, dagegen erhöht diese die Widerstandsfähigkeit gegen extreme Temperaturen und deren plötzliche Schwankungen.

Gehen wir auf das Gebiet des Geistigen, auf die Leistungen des Gehirns über, so müssen wir uns zunächst klar machen, daß hier auch Beziehungen zu den anderen Organen obwalten. Die grobe Muskelkraft macht den Mann wehrhafter, als es die Frau ist, und darum wäre es unpraktisch, wenn wir die zur Wehrhaftigkeit erforderlichen geistigen Eigenschaften, Muth, Willenskraft, Entschlossenheit, Geistesgegenwart etwa dem weiblichen Geschlecht anzüchten wollten. Alle Berufsarten also, für die man dieser Eigenschaften besonders bedarf, sind dem Manne vorzubehalten; und zwar, um diesen wichtigen Punkt nochmals zu betonen, auch dann, wenn sich einzelne Weiber mit den erforderlichen Eigenschaften finden. Daß es z. B. Weiber giebt, die Körperkraft, Entschlossenheit und Geistesgegenwart genug besitzen, um als Aerzte den schwierigsten Anforderungen zu genügen, bezweifle ich

meinerseits gar nicht; ich bin nur der Ansicht, daß dies sozusagen mißlungene Weiber sind, und daß ein normaler, tüchtiger Mann, der ein solches Weib heirathet, sich nicht wundern darf, wenn er eine gänzlich verpfuschte Nachkommenschaft erzeugt, insbesondere eine solche mit abnormen psychischen Eigenschaften. In vollem Gegensatz zu jenen für den Mann erforderlichen Geistesqualitäten stehen vornehmlich die des sogenannten Gemüths: Nächstenliebe, Mitgefühl, Duldung, Uneigennützigkeit u. s. w. Nun sind ja allerdings gewisse niedere Berufsarten, in denen diese Eigenschaften besonders zu bethätigen sind, wie z. B. die Krankenpflege, dem weiblichen Geschlecht geöffnet; aber es ist gewiß kein Fortschritt, daß wir den die gleichen Eigenschaften erheischenden höheren, den priesterlichen Beruf, den unsere heidnischen Vorfahren der Frau gegönnt haben, jetzt in Nachahmung fremder Völker dem Manne vorbehalten. Sicher giebt es kaum einen menschlichen Beruf, der so sehr, wie dieser, eine psychische Veranlagung erfordert, die einen gewissen Gegensatz und eine Ergänzung zu der des männlichsten Berufs, des kriegerischen, bildet. Der Held, der eine priesterliche Jungfrau heimführt, das wäre ein uns sympathisches, ein unserem Instinct entsprechendes Bild. Und dazu denke man sich als Gegenstück den Zögling eines theologischen Seminars, der mit einem weiblichen Geburtshelfer vor den Altar tritt. Ich muß gestehen, daß mir der Gedanke an eine solche Paarung fast ekelhaft ist.

Ein anderes Gebiet, das sich recht eigentlich für die Frau schickt, ist die Kunst; wenigstens gilt dies von jenem großen Theile der Kunst, der sich damit begnügt, auf unsere Sinne wirken zu wollen, und darauf verzichtet, Gedanken zu übermitteln. In der Tanzkunst, der dramatischen Darstellung und dem Gesange gebührt der Frau schon jetzt die Palme; unsere Sagen und Märchen sind durch zahllose Generationen von Frauenmund zu Frauenmund gegangen, um die Form zu erlangen, in der sie uns heute entzücken. Daß Frauen es auch in der Malerei und Sculptur zu den höchsten Leistungen würden bringen können, wenn ihnen die Wege dazu geöffnet würden, ist nicht zu bezweifeln, und sicher würden sie dabei von wirklich weiblichem Wesen nichts einbüßen. Ja, ich gehe so weit, zu behaupten, daß der Mann, der in einem der bisher genannten Zweige der Kunst etwas Hervorragendes leisten will, immer eine gewisse Gefahr läuft, Einbuße an typisch männlichen Eigenschaften zu leiden. Bei Tänzern wird dies vielleicht ohne Weiteres zugegeben werden; aber auch Sänger, Schauspieler, Musiker, lyrische Dichter und Maler haben, wenn nicht besondere Verhältnisse entgegenwirken, in der Regel eine Empfindlichkeit des Nervensystems, ein Ueberwiegen der Phantasie über die Verstandesthätigkeit, eine Abhängigkeit des Willens von Gemüthsstimmungen, die mit dem männlichen Ideal schwer vereinbar sind. Nur diejenige Kunstgattung, die uns echtes menschliches Leben, wie es sich, kleinlicher Nebenumstände entkleidet, einem weitschauenden und welterfahrenen Geiste zeigt, darstellen will, das Drama und das Epos,

müssen wir dem Manne vorbehalten; wir glauben, daß nur ein ganzer und echter Mann auf diesen Gebieten das Höchste leisten kann.

Ich denke, nach dem Gesagten wird man mich nicht für einen Verächter oder Unterdrücker des weiblichen Geschlechtes halten. Weit entfernt, ihm nur den hohen Beruf der Mutter zu gönnen, der ja an sich der unentbehrlichste ist und je nach einer treueren oder gewissenloseren Erfüllung auf Wohl und Wehe der Menschheit mehr als jeder andere zurückwirkt, wünsche ich vielmehr der Frau eine ganze Reihe von Thätigkeiten eröffnet, womöglich sogar vorbehalten zu sehen, die von Vielen für die edelsten und genußreichsten gehalten werden.

Das aber ist, um es nochmals kurz zusammenzufassen, meine unerschütterliche Ueberzeugung, daß das Princip der Arbeitstheilung zwischen den Geschlechtern aufrecht erhalten, ja womöglich noch strenger, als bisher, durchgeführt werden sollte, und daß jede staatliche Maßregel, die Weib und Mann auf dem gleichen Arbeitsgebiete mit einander zu concurriren gestattet, ein Mißgriff ist. Nur die Verschiedenheit der Lebensaufgaben erhält den Dimorphismus der Geschlechter aufrecht; nur dieser ermöglicht das Fortbestehen des sexuellen Compensation-Instinktes; ohne die sexuelle Compensation würde die Zahl concurrenzunfähiger Nachkommen höchst beträchtlich gesteigert werden, die Zahl der im Kampf um's Dasein hilflos Unterliegenden furchtbar anwachsen, und diejenige Rasse, die diesem unbesonnenen Experiment ausgesetzt wird, von Generation zu Generation sich verkehlernd dem Untergange zuweilen.





## John Ruffini.

Ein englisch-italienisches Literaturbild aus halbvergangener Zeit.

Don

C. Marquard Sauer.

— Salzburg. —



Schriftsteller, die neben ihrer Muttersprache ein anderes Idiom derart beherrschen, um darin literarisch schaffen zu können, sind eine seltene Erscheinung. Selbstverständlich gilt dies nur von der schönen Literatur. Um zu einem größeren Publicum zu sprechen, haben slavische und magyrische Romanciers, desgleichen Schweden, Norweger und Dänen einzelne ihrer Werke auch deutsch oder französisch geschrieben oder Uebersetzungen derselben sorgfältig überwacht. Die italienischen Neulateiner des 16. Jahrhunderts wie Sannazaro, Vida, Fracastoro, Paleario u. A. schrieben ihre epischen und didaktischen Gedichte in vortrefflichem Latein, und von Petrarca ist bekannt, daß er auf sein lateinisches Helbengedicht „Africa“ stolzer war, als auf alle seine Canzonen und Sonette. Auch deutsche Dichter haben sich hie und da ein wenig in fremder Zunge versucht. Der so lange in Frankreich lebende Heine schrieb seine „Verbannten Götter“ in französischer Prosa, hat sich aber wohl gehütet, der französischen Lyrik in's Gehege zu kommen, und mit Recht, denn für den Lyriker verbietet sich die Doppelsprachigkeit aus naheliegenden Gründen von selbst. Eher noch darf sie sich vielleicht der Dramatiker gestatten, weil die Persönlichkeit des Dichters im Drama zurücktritt. So hat seiner Zeit der Däne Dehlenschläger seinen „Correggio“ und neuestens der Ungar Döczy seinen „Ruf“ deutsch geschrieben. Von doppelsprachigen Lyrikern kenne ich nur Gaetano Cerri in Wien, den Dichter der stimmungsvollen *Ispirazioni del cuore*. Für sein „Glaubensbekenntniß“, sein „Inneres Leben“ und seinen „Gottlieb“ war ihm jedoch, scheint mir, mit der italienischen Sprache nicht gebient.

Gänzlich vereinzelt steht, was die Sprache betrifft, der Italiener Giovanni Domenico oder, wie er sich selbst nennt, John Ruffini, in der Literatur da, welcher kein einziges seiner Werke in der Muttersprache, sondern alle englisch geschrieben hat, eine um so befremdendere Erscheinung, als seine vor dreißig oder vierzig Jahren erschienenen Romane „Doctor Antonio“, „Lorenzo Benoni“ und „Vincenzo“ ausschließlich italienische Verhältnisse und Zustände behandeln. Auch heute noch keineswegs veraltet, bilden sie eine Zierde der englischen Literatur.

Wenn ein eminent nationaler Dichter von hervorragender Bedeutung — und ein solcher ist Ruffini — eminent nationale Stoffe nicht in der Sprache des eigenen Volkes, sondern in einer fremden, überdies von der seinen so grundverschiedenen Sprache wie die englische, behandelt, so darf man wohl annehmen, daß für ihn Gründe und Umstände besonderer Art maßgebend gewesen sein müssen.

Als politischer Flüchtling gleich so manchem seiner Landsleute nach England verschlagen, mußte sich Ruffini Anfangs in London seinen Lebensunterhalt mit Sprachunterricht und, wie seiner Zeit Ugo Foscolo, durch Mitarbeiterschaft an englischen Zeitungen erwerben. Sein erster Roman „Lorenzo Benoni“ erschien 1853. Zwischen der Ankunft des Dichters in England 1836 und dem Erscheinen des Buches liegen somit 17 Jahre, die er indessen nicht ununterbrochen in England verbrachte. Er lebte 1842 in Frankreich, war 1848 Mitglied des piemontesischen Parlaments, im Jahre 1849 für kurze Zeit sardinischer Ministerresident in Paris, kehrte nach der Schlacht bei Novara nach England zurück, hielt sich bis zum Jahre 1875 abwechselnd in der Schweiz, in Frankreich und in England auf und nahm 1877 seinen dauernden Wohnsitz in seinem Geburtsorte Taggia bei San Remo und Bordighera an der Riviera, wo er am 3. November 1881 starb.

Hätte sich Ruffini während seines langen Aufenthaltes im Auslande seiner Nationalität in ähnlicher Weise entäußert, wie so viele unserer Landsleute, wenigstens früher, solches keineswegs zur Ehre des deutschen Namens zu thun pflegten, dann ließe sich sein sprachliches Renegatenthum leichter erklären. Aber das war durchaus nicht der Fall. Er blieb im Gegentheil Italiener mit jeder Lebensfaser. Und doch schrieb er nur englisch, besorgte, ja überwachte nicht einmal selbst die italienischen Uebersetzungen seiner Romane, sondern überließ das Geschäft fremden, nicht immer besonders geeigneten Händen. Auf einen materiellen Erfolg seiner schriftstellerischen Thätigkeit durfte er, vorab zu jener Zeit, in Italien freilich nicht hoffen, denn die Italiener waren und sind, gerade wie unser Volk der Denker und Kritiker, abgezagte Feinde des schönwissenschaftlichen Büchertaufens. Auch würde ihm die Censur garstig mitgespielt haben. In England dagegen machte er sich mit seinen Romanen ein kleines Vermögen. Trotz alledem sollte man denken, er müsse nach dem großen literarischen Erfolge in England das Bedürfnis gefühlt haben, nun auch zu seinen Landsleuten in der heimat-

lichen Sprache zu sprechen, um so mehr, als seine bedeutendsten Dichtungen „Lorenzo Benoni“, „Doctor Antonio“ und „Vincenzo“ nur italienische und zugleich durchaus zeitgemäße Stoffe im Sinne der freiheitlich nationalen Richtung behandeln. Schlimmsten Falls hätte er die Sachen ja auch in England italienisch drucken lassen können. Aber er that es nicht.

Abgesehen von dem bei jedem Schriftsteller selbstverständlichen Wunsche, zu einem möglichst großen Publicum zu sprechen, der ihn wohl in erster Reihe bestimmt haben mag, zu dem von ihm mit seltener Meisterschaft beherrschten fremden Idiom zu greifen, dürfte für ihn, meines Erachtens, auch ein anderer eigenthümlicher Umstand maßgebend gewesen sein. Ruffini war Genuese. De Amicis, der ihn um 1870 in Paris besuchte, jagt, er habe sich gewundert, daß der Dichter, trotz seines vieljährigen Aufenthalts im Auslande, das Italienische noch immer mit genuesischem Accente, dabei langsam und mit einzelnen fremden Wendungen (*con qualche giro di frase straniera*) gesprochen habe\*). Wohl scheint es sonderbar, daß ein Sprachtalent ersten Ranges wie Ruffini, der sich ein fremdes, nichts weniger als leichtes Idiom vollkommen zu eigen zu machen wußte, mit der Muttersprache, in soweit es sich um schriftstellerische Verwendung derselben handelte, auf etwas gespannten Füße gestanden haben sollte. Bedenkt man aber, wie stark in Italien, selbst heute noch, die vielen, von der noch keineswegs unverrückbar feststehenden Schriftsprache so weit abweichenden Dialekte vorherrschen, von denen fast jeder seine eigene oft gar nicht uninteressante Literatur besitzt, und die auch von der besten Gesellschaft mit Vorliebe gesprochen werden, so scheint es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der seit nahezu zwei Jahrzehnten im Ausland lebende Genuese ernstlich Bedenken getragen habe, seine Romane „hochitalienisch“ zu schreiben. Man weiß, wie unablässig Manzoni an seinen 1827 in erster Auflage erschienenen *Promessi sposi* ausbeißerte und feilte, um alle Anklänge an den heimischen Mailänder Dialekt auszumerzen, ehe es ihm nach jahrelangen Bemühungen und wiederholtem Aufenthalte in Toscana möglich wurde, das Buch in seiner heutigen Gestalt herzustellen\*\*). Zu derlei Studien hatte der im Auslande lebende politische Flüchtling Ruffini begreiflicherweise weder Zeit noch Gelegenheit. Je länger er aber der Heimat fern blieb, desto mehr mußte er ihr sprachlich entfremdet werden. Es sieht ihm ähnlich, daß er, dies fühlend, es vorzog, auf die Sprache seines Volkes zu verzichten\*\*\*).

Ein weiterer Grund dürfte in den damaligen literarischen Verhältnissen Italiens gelegen haben. Der zu jener Zeit, vorab von der national gesinnten

\*) De Amicis, *Pagine sparse*, ed. 9 Milano, A. Brigola & C.

\*\*) *Voci e maniere di dire più spesso mutate da A. Manzoni nell' ultima ristampa dei „Promessi Sposi“* da G. B. D. Milano 1842.

\*\*\*) „Es scheint seltsam, aber es ist wahr,“ — sagt De Amicis in seinen „*Appunti*“ — „für die Nichttoscaner, besonders für die Norditaliener, ist eines der Haupthindernisse, gut zu schreiben und zu sprechen, ihre Furcht vor dem eigenen Dialekt.“



Jugend am Meisten gelesene Schriftsteller war der Livornese F. D. Guerrazzi, an dessen heute fast ungenießbaren historischen Romanen wie *Assedio di Firenze*, *Beatrice Cenci*, *Battaglia di Benevento* u. s. sich die Leute förmlich berauschten. Getragen von der Tagesströmung, der sie entgegenkamen, und die sie mächtig förderten, hatten diese phrasenreichen, aber an geistigem Gehalte sehr dürftigen Dichtungen einen ganz erstaunlichen Erfolg. Ein schärferer Gegensatz aber als Guerrazzi und Ruffini läßt sich kaum denken, obwohl Beide für die gleiche Sache eintraten. Dort ein vor Wuth stammelnder Haß, eine oft bis zum Grotesken verzerrte Zeichnung der Charaktere, eine bombastische, innerlich hohle Sprache: hier ein Adel der Empfindung, der sich auch dem politischen und nationalen Widersacher gegenüber niemals verleugnet, eine bis in die kleinsten Einzelheiten psychologisch correcte Ausgestaltung der Charaktere und eine mit voller Unmittelbarkeit wirkende Sprache von edler Einfachheit! Nur wer im Stande gewesen wäre, Guerrazzi zu überbieten oder, mit Shakespeare zu sprechen, „den Tyrannen zu über-tyrannen“, hätte bei der damaligen politischen Aufgeregtheit hoffen dürfen, sich in Italien Gehör zu verschaffen. Hierzu war aber Ruffini nicht angelegt und trug sicherlich auch keine Lust dazu. Nun fallen jedoch seine entwerber ganz oder zum größeren Theile in Italien spielenden Romane „*Lorenzo Benoni*“ (1853), „*Doctor Antonio*“ (1855), „*Lavinia*“ (1860) und „*Vincenzo*“ (1863) alle in die politisch aufgewühlte Zeit bis 1866. In einer solchen Zeit konnten diese literarischen Schöpfungen in Italien kein Publicum finden, und es begreift sich, daß Ruffini sich nicht veranlaßt fühlte, einen von vornherein nahezu aussichtslosen Versuch zu machen.

Zu diesem theils aus den persönlichen Verhältnissen des Dichters, theils aus den literarischen und politischen Zuständen Italiens sich ergebenden Gründen trat nun noch eine andere und ungleich gewichtigere Ursache, über die er sich De Amicis gegenüber selbst ausgesprochen hat. Seit Jahren in England lebend, wußte er aus eigener, gewiß oft schmerzlicher Erfahrung, wie wenig das gebildete englische Publicum trotz vielfacher Reisen und längeren Aufenthalts im Lande sein geliebtes Italien kannte, nicht das Italien der Hôtels und Museen, der Salons der Gesandten, Consuln und Bankiers, der English chapels, der englisch kauderwelschenden Hôtelportiers, Platzdiener und Fremdenführer, sondern das Italien der italienischen Intelligenz und ihrer nationalen und freiheitlichen Bestrebungen. Er wußte auch, wie wenig dieses Publicum sich überhaupt die Mühe nahm, dieses Italien kennen zu lernen. Es ist bekannt, daß der Engländer überall, wo er hinkommt, sein old England mitnimmt, daß er Alles nach englischem Maßstabe bemißt, sich blutwenig um fremdes Volksthum kümmert und an seinen einmal gefaßten, oder ihm von Anderen überkommenen Anschauungen und Vorurtheilen mit erstaunlicher Zähigkeit festhält. Zur Zeit, als Ruffini seine Romane schrieb, war Italien von den Engländern natürlich noch ungleich weniger gekannt als heute, und ihr Urtheil über Land und Leute

jenseit der Alpen das denkbar ungünstigste. Bei den damaligen Verkehrsverhältnissen konnten sich, genau genommen, nur die upper ten thousand den Luxus einer Reise nach dem Süden gestatten. Nun denke man sich den vornehmen, an alle Annehmlichkeiten seines verfeinerten und gebiegenen Comforts gewöhnten, dabei im Allgemeinen nur mit sehr dürftiger Sprachkenntniß ausgerüsteten Engländer in einem Lande, das ihm so ziemlich in Allem und Jedem den schärfsten Gegensatz zu dem eigenen bot! Ist es da zu verwundern, wenn der englische Reisende die seltsamsten Ansichten über das Land und seine Bewohner mit nach Hause brachte? Was er von Italienern in England sah, mochte auch nicht immer geeignet sein, diese Anschauungen zu berichtigen, denn unter den politischen Flüchtlingen, die nach den verschiedenen Putschten ein Asyl in England suchten, dürfte sich manche catilinariſche Exiſtenz befunden haben. Ungemein bezeichnend läßt Ruffini in seinem „Doctor Antonio“ den wackeren Sir John Davenne, das Prototyp des vornehmen Engländer's, in folgender Weise über die Italiener urtheilen: „Er nannte sie ein habgieriges, schäbig aussehendes, glattzüngiges (oiltongued) Volk, Menschen, die niemals ausgingen, ohne in der einen Tasche einen Rosenkranz, in der anderen einen Dolch zu tragen. Jedes zweite Individuum, dem man auf der Straße begegnete, war entweder ein Sänger, ein Bandit oder ein herabgekommener Edelmann, der von seiner Verliebenheit (wits) lebte.“ Ohne Zweifel war dies damals die allgemeine Ansicht der guten, sich grundsätzlich gegen Fremde abschließenden englischen Gesellschaft über die Italiener, wenngleich die öffentliche Meinung in England während der Revolutionsjahre auf Seiten Piemonts stand. Das fiel jedoch nicht schwer in's Gewicht, denn es ist eine alte Gepflogenheit der Engländer, bei politischem Krakehle im Auslande mit der Bewegungspartei zu sympathisiren, moegen sie bei heimischen Unruhen mehr für das Knocking down stimmen. Auch bekundete die von dem alten Lord Feuerbrand und in der von ihm inspirirten Presse geschürte Aufregung in ihrem Kerne weit mehr Malice gegen das reactionäre, schutzzöllnerische Oesterreich als wirkliche Theilnahme für Italien und seine Bestrebungen. Für den Durchschnittsengländer, der in letzter Instanz doch das ausschlaggebende Element bildet, blieben die Italiener nach wie vor, was sie bisher gewesen waren.

So ungefähr lagen die Verhältnisse, als Ruffini daran ging, seine Romane zu schreiben. Er war sich bewußt, daß die Theilnahme eines großen und mächtigen Volkes schwer in die politische Waagschale fällt, auch wenn sie sich zunächst nicht in Thaten umsezt. Um für sein Land und für sein Volk die Sympathien des englischen Publicums in nachhaltiger Weise zu gewinnen, mußte er vor allen Dingen die traditionelle englische Geringschätzung alles Italienischen bekämpfen, nicht durch leere Rhetorik, sondern indem er seine Landsleute schilderte, wie sie im Großen und Ganzen thatsächlich sind. Deshalb führte er sie dem englischen Leser vor in ihrer

selbstzufriedenen Bedürfnislosigkeit, ihren allen Volksklassen gemeinsamen gewinnenden Umgangsformen, ihrem angeborenen Sinn für das Schöne, ihrer warmherzigen Theilnahme an fremdem Leid und fremder Freude, ihrer harmlosen, etwas leichtlebigen Munterkeit, ohne dabei die wirklichen Schwächen des italienischen Volkscharakters, in erster Reihe den Mangel an Stetigkeit und Ausdauer, zu verheimlichen oder durch Schönfärberei zu verdecken. Dabei verstand er es, den geschilderten Verhältnissen, Zuständen und Typen durch den seinem Volke eigenen und in den Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens als etwas Selbstverständliches zu Tage tretenden demokratischen Zug — im guten Sinne des Wortes — einen für das Lesepublicum des aristokratisch gegliederten Englands eigenen Reiz zu verleihen. Vor Allem aber wollte er dem Leser einen richtigen Einblick in die politischen und socialen Verhältnisse Italiens eröffnen, über die man damals in England völlig im Unklaren war. Welche Meinung die vornehmen englischen Kreise von den italienischen „Patrioten“ hatten, geht gleichfalls aus der früher erwähnten Stelle in „Doctor Antonio“ hervor. „Die Elemente des gesellschaftlichen Körpers in Italien“ — heißt es dort — „waren in letzter Zeit durch blutdürstige republikanische Verschwörer bereichert worden, welche gegen ihre angestammten Herrscher unablässig complotirten, eine neue Abart der Gattung Italiener, über welche Sir John während seines letzten Aufenthaltes in Rom von einem jungen römischen Prinzen, dem Neffen eines Cardinals, Vieles gehört hatte.“ Für Ruffini und seine Gesinnungs- und Leidensgenossen waren diese „blutdürstigen republikanischen Verschwörer“ opferfreudige Märtyrer. Gehörte er doch selbst zu ihnen, und nur ein gütiges Geschick hatte ihn vor dem Loose so vieler derselben bewahrt. Hier galt es also eine Ehrenrettung vor den Augen nicht nur Englands, sondern der ganzen Welt, und darum schrieb Ruffini seinen Roman englisch, d. h. nicht nur in der Sprache des Landes, das ihm und seinen Gesinnungsgenossen ein Asyl bot und ihm ermöglichte, frei auszusprechen, was seine Seele bewegte, sondern zugleich in der am meisten verbreiteten Weltsprache.

Sein Erstlingswerk „Lorenzo Benoni“, welches sofort beim Publicum und bei der Kritik die glänzendste Aufnahme fand und Ruffinis Ruf als Schriftsteller sicherte (H. Morley nennt es in seiner Literaturgeschichte an admirable book) schildert die Zustände Piemonts während der Zeit zwischen der verunglückten Erhebung von 1821 bis zur Revolution von 1848. Wir begleiten den Helden, den Sohn eines Genueser Advocaten, von den Tagen der Kindheit, wo er seinem Oheim, dem Canonicus, beim Messellesen Ministrantendienste verrichten muß, durch die Schul- und Universitätszeit bis zu den furchtbaren Wechselfällen seiner Flucht nach Frankreich. In Form einer Autobiographie Lorenzos entrollt der Verfasser ein unzweifelhaft vollkommen wahrheitsgetreues Bild italienischen Lebens zu jener Zeit in dem Staate, der bestimmt war, wenige Jahrzehnte später Italien zur Unab-

hängigkeit und Einheit zu führen, ein Bild, das auch heute noch von mehr als bloß historischem Interesse ist. Ein bornirteres, gewaltthätigeres Unterdrückungssystem als das damals in Piemont herrschende, ist kaum denkbar. Rutte und Säbel geboten unumschränkt. Alles Uebrige war entweder feiles Sklaventhum oder durch blasse Furcht gebändigter, in seinen Ketten knirschender Troß. Das war der Boden, auf dem die politische Geheimbündelei mit Naturnothwendigkeit entstehen und üppig in die Halme schießen mußte. Was die Karlsbader Beschlüsse und die ihnen folgende „Demagogerie“ s. Z. bei uns zu Tage förderten, ist bekannt. Verglichen mit dem unglaublich veratorischen Vorgehen der großen und kleinen Machthaber in Piemont, dem, wie Ruffini sagt, „am despotischsten regierten Lande Italiens“, war das Alles noch Kinderspiel. Als Beispiel, allerdings ein Cabinetstück grotesker Bosheit und Niedertracht, führt er die Depesche des Gouverneurs der Provinz Cuneo an den Commandanten der Festung Mondovi an, welcher bei seinem Vorgesetzten anfragte, wie er es mit einem seiner politischen Gefangenen zu halten habe, der rasirt sein wolle. Der Befehl lautete: „Dem Gefangenen sind Hände, Arme und Beine fest an den Stuhl zu schnallen. Eine Schüßwache ist rechts, eine andere links von ihm aufzustellen. Hinter dem Stuhle hat ein Soldat mit gezücktem Säbel Wache zu halten. Vor den Gefangenen stellen sich der Commandant der Festung und der Major auf der einen und der Adjutant auf der anderen Seite. Ist dies geschehen, dann ist es dem Gefangenen gestattet, sich mit aller Bequemlichkeit (con tutto suo comodo) rasiren zu lassen\*.“ Wie solche Dinge auf das freiheitsstolze, englische Publicum wirken mußten, läßt sich leicht ermessen.

Geschrieben zu dem Zwecke, für die italienischen Bestrebungen Sympathien zu werben, muß das Buch begreiflicherweise der Politik einen verhältnißmäßig großen Spielraum zuweisen. Der Schwerpunkt des Romans liegt jedoch nicht in diesem äußerlichen und wechselnden Elemente, sondern, wie bei jedem echten Dichterwerke, in dem allgemein Menschlichen der Empfindungen, Gefinnungen, Hoffnungen, Enttäuschungen und Schicksale der vorgeführten Persönlichkeiten. Ein ebenso anschauliches wie zutreffendes, in markigen Zügen gezeichnetes Zeitbild, dürfte der Roman in der italienischen Literatur, der er durch die Person des Verfassers wie durch den Inhalt ja eigentlich zugehört, in dieser Beziehung nur durch Manzoni's „Verlobte“ übertroffen werden. Lorenzo, bei dem der Verfasser selbst zu Porträt geoffen hat, und seine gleichstrebenden Genossen verkörpern die italienische Jugend der mittleren und höheren Stände jener Zeit. In einer der vorgeführten Gestalten, „Fortunio“, wollen die Italiener den jungen Mazzini erkennen. Lächeln wir auch heute über die phantastischen, operettenhaft aufgepußten Verschwörungen des „jungen Italiens“, über deren hohlen

---

\*) Lorenzo Benoni, Cap. 21.

Kern Ruffini selbst ein vernichtendes Urtheil fällt, so dürfen wir doch andererseits nicht vergessen, daß, als die Sache ernst wurde, die jungen Feuerköpfe treu zu ihren Idealen standen, dafür litten und duldeten und sie später auf dem Schaffote und auf dem Schlachtfelde mit ihrem Blute besiegelten. Die Neugestaltung Italiens war ganz wesentlich das Werk der Jugend der gebildeten Klassen, während sich die unteren Volksschichten gegen die Bewegung durchwegs gleichgiltig, oft sogar feindlich verhielten. Einen bezeichnenden Beleg hierfür bietet u. A. die Thatsache, daß sich unter Garibaldi's „Tausend von Marsala“ nur ein einziger Bauer befand.

Was der Roman uns vorführt, ist wirkliches, frisch pulsirendes Leben. Jede der vielen Gestalten tritt uns mit plastischer Bestimmtheit und Unmittelbarkeit entgegen. Selbst das scheinbar Unbedeutende, wie das Leben und Treiben der Jungen im Royal College zu Genua, wird durch die Kunst der Darstellung interessant. Man fühlt, daß der Verfasser nach dem bekannten Goethe'schen Recepte verfahren ist, und das sichert die Wirkung.

Die Grundstimmung des Romans ist eine ernste. Aber von Zeit zu Zeit durchbricht ein Sonnenblick echten Humors wohlthuend die düstere Beleuchtung und bietet Situationen und Gestalten, die mit Dickens'scher Kraft gezeichnet sind. Solche Gestalten sind der das Verschwörerhandwerk als Sport betreibende kleine Lazzarino oder der skeptische Onkel Giovanni, der nicht eher an die Wiedergeburt des Vaterlandes glauben will, als bis man ihn in keinem italienischen Laden mehr über's Ohr hauen wird. Röstliche Episoden sind die Börse für heilige Messen bei der Loggia dei Banchi in Genua, wo der Priester, die plötzlich gesteigerte Nachfrage ausbeutend, durch die Drohung, sein Fasten mit einem Schluck Schnaps zu brechen, den herrschaftlichen Diener zwingt, das Angebot von zwei Franken allmählich auf fünf Franken für die zu lesende Messe zu erhöhen, desgleichen die geheime nächtliche Controlversammlung der bis an die Zähne bewaffneten „guten Bettern“, d. h. der Carbonari, denen beim dumpfen Schalle der Mitternachtsglocke eine geheimnißvolle Stimme verkündet, in diesem Augenblicke falle in Cadix ein treulofer Bundesbruder durch den Dolch der Verschworenen, worauf die in Erwartung des sofortigen Losbruchs der Revolution Gefommenen durch dieselbe geheimnißvolle Stimme einfach wieder nach Hause geschickt werden. Auch die geniale Art, wie der würdige Oberstudienrath Herr Merlini die Studenten hicanirt, der Kirchenbesuchs- und Beichtzettelzwang der Genueser alma mater und die pfliffige Weise, wie die Jünger der Wissenschaft ihren Peinigern ein Schnippchen schlagen, sind Humoresken von bestem Schrot und Korn. Die eingeflochtene Liebesgeschichte mit Lilla, als solche nur von untergeordnetem Belang, gewinnt dadurch Bedeutung, daß sie nicht nur für das Empfindungsleben des Helden, sondern für die Zeitströmung überhaupt bezeichnend ist. Das Schwergewicht der Dichtung liegt jedoch nicht, wie in anderen Romanen, in den Herzensangelegenheiten, sondern, wie ich bereits bemerkte, in der wahrheits-

getreuen, realistisch anschaulichen Darstellung der politischen, gesellschaftlichen und culturellen Zustände Piemonts vor 1848.

Grundverschieden von Lorenzo Benoni, was die Handlung betrifft, ist Ruffinis zweiter Roman „Doctor Antonio,“ obwohl die Absicht, für Italien Sympathieen zu werben, hier noch weit offenkundiger zu Tage tritt. Die Handlung spielt in Bordighera an der Riviera. Der Gegensatz zwischen den zumeist den unteren Volksschichten angehörigen Italienern und dem reichen, vornehmen, in seinen vorgefaßten Meinungen und Anschauungen über Land und Leute fest befangenen Sir John, einem im Grunde herzensguten Manne, der aber, als richtiger Engländer, Alles nach seinen steifgeordneten englischen Ideen bemisst, ist von unwiderstehlich humoristischer Wirkung und bietet zugleich dem Dichter Gelegenheit, stets sachlich eine Menge irriger Meinungen über Italien zu berichtigen. Der wahrhaft genial gegriffene Vorwurf des Romans ist ein höchst einfacher. Ein junger sicilianischer Arzt, der als Kind im Hause seiner mit einem Seeoffizier verheiratheten Tante Englisch gelernt hat, lebt als Landarzt — *medico condotto* sagen die Italiener — in Bordighera. Durch eine Verkettung von Umständen hat er, als ihm der Boden der heimischen Insel zu heiß wurde, hier eine bescheidene, aber ruhige Existenz gefunden und erfreut sich in seinem beschränkten Wirkungskreise der allgemeinen Sympathie, vorab des Landvolks, dem der einsame junge Mann durch seine gebiegenen ärztlichen Kenntnisse zum Wohltäter und während einer heftigen Choleraepidemie in vielen Fällen zum Retter geworden ist. Niemand kennt seine früheren Verhältnisse und seinen eigentlichen Namen. Er heißt einfach „Doctor Antonio“. —

Nun trifft den Baronet auf der Fahrt von Genua nach Nizza das Unglück, mit seiner etwas leidenden Tochter Lucy durch die Unvorsichtigkeit des Postillons in einiger Entfernung von Bordighera mit dem Reisewagen umzuwerfen, wobei die junge Dame den Fuß bricht. Der zufällig des Weges kommende Landarzt leistet ihr die erste Hilfe und läßt die Verunglückte, trotz des Widerspruchs ihres Vaters, nach dem in der Nähe befindlichen ärmlichen Wirthshause Speranzas bringen, wo Vater und Tochter nothgedrungen einen sechswochentlichen Aufenthalt nehmen müssen, weil die Möglichkeit einer Ueberführung Lucys nach Nizza unbedingt ausgeschlossen ist. Ein Sir John Davenne, der fünfte Baronet dieses Namens, dessen Ahnherr de Vere in der Schlacht bei Hastings gekämpft hat, dessen Vater, Sir Aubrey, lieber der erste der Baronets, als der letzte der Lords sein wollte, dazu verurtheilt, volle sechs Wochen in einem elenden italienischen Dorfwirthshause zubringen zu müssen! Entsetzlich! So etwas kann einem nur in diesem heillosen Banditenlande zustoßen! jammert der Baronet. Und dazu noch dieser „Doctor“ Antonio, der mit seinem langen schwarzen Barte und seinem Calabreserhute auch mehr einem Räuberhauptmann als einem soliden physician ähnlich sieht! Sir John möchte aus der Haut fahren! Natürlich steht er sofort mit dem Italiener auf dem Kriegsfuße

und schießt heimlich nach Nizza um einen englischen Arzt. Dr. Yorkt erklärt ihm jedoch rund heraus, er könne die Behandlung der jungen Dame, die unbedingt ruhig gehalten werden müsse, nicht übernehmen, spendet dem ihm befreundeten italienischen Kollegen, der sich beleidigt zurückziehen will, das höchste Lob und bringt es durch sein diplomatisches Vorgehen dahin, daß Sir John zu Kreuze kriecht und Doctor Antonio die Pflege Miß Lucys wieder übernimmt. Was diese betrifft, so ist sie mit ihrem langbärtigen „Banditendoctor“, der sie mit der zärtlichen Sorgfalt einer Mutter behandelt, vollkommen zufrieden. Allgemach und ganz von selbst entwickelt sich nun zwischen dem jungen Arzte und seiner schönen Patientin ein durch neunzehn Capitel gehendes Idyll, wie es noch keine Dichterphantasie reizender geschaffen hat. Dabei keine Spur von Sentimentalität; nichts ist idealisirt, und Alles erscheint so natürlich und selbstverständlich, als ob es gar nicht anders sein könnte, ein Beweis, daß wahrhaft künstlerischer Realismus und echte Poesie einander keineswegs ausschließen.

Selbstverständlich merkt Sir John nichts von dem, was in dem Herzen seines Töchterchens vorgeht. Eine Davenne und ein italienischer Bauerndoctor! Der Gedanke ist so namenlos absurd, daß er dem Baronet auch nicht im Traume kommen kann. Allmählich fühlt sich sogar Sir John in dem Dorfwirthshause Speranzas ganz behaglich, gewinnt nach und nach den Bauerndoctor, der ihm die Tochter durch seine Kunst wieder herstellt, wirklich lieb und verlängert schließlich freiwillig den Aufenthalt über die festgesetzten vierzig Tage hinaus. Er hat sich bei Speranza halbwegs comfortable eingerichtet, spielt allabendlich mit dem Doctor seine Schachpartien, die er natürlich alle gewinnt, giebt gemüthliche kleine parties, zu denen er his noble friend, einen alten Conte aus der Nachbarschaft, dessen Bekanntschaft er dem Doctor verdankt, regelmäßig einlädt, macht mit Lucy und dem jungen Arzte Ausflüge, wobei wir einige Landschaftsbilder ersten Ranges erhalten, empfängt die Staatsvisite des Bürgermeisters und mehrerer hervorragender Gemeinderäthe von Bordighera, kauft Battista, Speranzas Bräutigam, vom Militärdienste los, patronisirt eine wandernde Schauspielertruppe, die „Milorbo“ zu Ehren den letzten Act des „Aristodemo“ und den „Hofmeister in tausend Nengsten“ aufführt: kurz, er amüsirt sich entschieden weit besser in der italienischen Bauernkneipe, als er sich jemals auf dem Herrensitze der Davenne in —shire unterhalten hat.

Noch ist kein Wort über die Lippen der jungen Leute gekommen, das ihre Gefühle verrathen hätte. Wenn der arme Doctor vielleicht doch ganz im Stillen auf eine weniggleich in unabsehbare Ferne gerückte Möglichkeit des Glückes zu hoffen wagte, so zeigt ihm die Art und Weise, wie sich Sir John, gänzlich absichtslos, über die Ehe einer entfernten Verwandten, der Tochter des Lord Carnifer, mit einem jungen, italienischen Künstler aus guter Familie ausspricht, nur allzu deutlich, wie thöricht eine solche Hoffnung sein würde. Bis Mitternacht spielt er die gewohnte Schachpartie mit dem

Baronet. Dann geht er, anstatt nach Hause zurückzukehren, hinab nach dem Strande, streckt sich, das Gesicht zum Sternenhimmel gewendet, auf den Sand und bleibt bis zum Morgengrauen in schmerzliches Sinnen versunken. „Was liegt schließlich daran, ob ein Mensch glücklich oder unglücklich ist, wenn er nur seine Pflicht kennt und treu zu ihr steht!“ — sagt er sich erhebend. „Also: Es lebe Italien, meine erste und letzte Liebe!“ —

Wenige Tage später trifft ganz unerwartet der Sohn des Baronets in dem Wirthshause ein, und damit nimmt das Idyll ein jähes Ende. Capitän Aubrey sieht auf den ersten Blick, wie die Dinge stehen. Ein praktischer Mann, weiß er die Möglichkeit jeder unangenehmen Auseinandersetzung geschickt zu vermeiden, begnügt sich damit, Lucy einen einzigen, aber sehr deutlichen Wink zu geben, verkehrt mit dem Italiener in der lebenswürdigsten Weise, läßt seine Schwester mit ihrem Doctor keinen Augenblick allein, bis es ihm möglich wird, sie und den Vater zusammenzupacken und nach Paris zu führen. Doctor Antonio bleibt mit seinem von Niemand gekannten Schmerze in dem armen Bordighera zurück, und die schöne, so unsanft aus ihren kindischen, aber lieblichen Mädchenträumen aufgerüttelte Lucy wird im Laufe der Zeit Lady Cleverton.

Die Erzählung überspringt nun acht Jahre. Unterdessen hat sich Vieles ereignet. Lady Cleverton ist Wittve und unabhängig geworden, und in Italien hat die Revolution Alles oberst zu unterst gekehrt. Reich und frei, folgt Lucy dem Zuge ihres Herzens und geht nach Italien, um Doctor Antonio aufzusuchen. In Bordighera ist er bereits halb verschollen. Sie erfährt nur soviel, daß er wahrscheinlich in Neapel sein dürfte. König Bomba hat seinem Lande freie Institutionen geben müssen, und Lady Cleverton findet den ehemaligen Landarzt von Bordighera als einen der Rätthe der Krone wieder. Aber nur zu bald bricht die Reaction herein. Am 15. Mai kommt es in Neapel zum Straßenkampfe. Doctor Antonio, damit beschäftigt, einigen Verwundeten ärztliche Hilfe zu leisten, wird durch einen Bajonnetstich verwundet und gefangen. Als hervorragendes Mitglied der liberalen Partei des Hochverraths angeklagt, wird er zu Galeerenstrafe verurtheilt und nach Ischia gebracht. Lucy setzt Himmel und Erde in Bewegung, um ihn zu befreien. Ein kühn angelegter Plan zur Flucht wird aber im letzten Augenblick vereitelt. Diesen furchtbaren Schlag vermag die schon lange kränkelnde junge Frau nicht zu verwinden. Sie stirbt in Neapel am gebrochenen Herzen, Sir John folgt der Tochter nach wenigen Wochen in's Grab, und Doctor Antonio, der Galeerensträfling, „duldet, betet und hofft für sein Vaterland“.

Dies in flüchtigen Umrissen der Inhalt des Meisterwerkes Ruffinis, welches — man darf das getrost behaupten — der Sache des neapolitanischen Bourbonenthums in der öffentlichen Meinung Englands einen tödtlichen Stoß versetzt hat. Leider that es dies auf Kosten der künstlerischen Einheitlichkeit der Dichtung, denn die beiden vorletzten Capitel: *Vae victis*



(25 und 26) mit den empörenden Einzelheiten des bourbonischen Gerichtsverfahrens bei dem großen politischen Prozesse stehen in zu grellem Gegensatz zu dem Uebrigen und reißen den Leser aus der Stimmung. Es empfiehlt sich deshalb, diesen einer trüben Vergangenheit angehörigen, im Stile der „Gerichtshalle“ unserer Zeitungen gehaltenen Theil des Buches, der zum Glücke nur sehr klein ist, einfach zu überschlagen wie, wenn ich nicht irre, Wilmar es mit den „Mar- und Theklascenen“ im Wallenstein zu thun räth.

Das heutige Italien sieht in „Doctor Antonio“, obwohl er in fremder Zunge zu ihm spricht, nicht nur den Märtyrer der Ideen, denen es seine Einheit und Unabhängigkeit verdankt, sondern es erkennt in ihm, und zwar in ungleich höherem Grade, die poetische Verkörperung aller besseren Seiten seines Volksthums ohne selbstschmeichlerische Idealisierung. In dieser edlen Mannesgestalt paaren sich Weite und Tiefe des geistigen Blicks mit warmer Vaterlandsliebe ohne nationale Einseitigkeit, Geistesfreiheit mit gesundem religiösem Gefühle und tiefpoetisches Empfinden mit praktischem Sinne. Dabei athmet sie einen wahrhaft herzerfrischenden Humor, der uns trotz aller in der Schule des Schmerzes gereiften Welterfahrung manchmal wie mit unschuldigen Kinderaugen anblickt. Das Alles und mehr noch vereinigt sich zu einem Typus von plastischer Wirkung und reiht die Gestalt jenen literarischen Gebilden an, wie sie nur ein reichbegabter Dichter in glücklicher Stunde zu schaffen vermag.

Nicht minder vollendet ist die reizende Gestalt der Lucy, ein mit Goethe'scher Naturwahrheit gezeichneter Frauencharakter, und Sir John, der englische Aristokrat, wie er lebt und leidet, jeder Zoll ein Gentleman. Selbstverständlich treten die anderen Figuren des Romans gegen diese Hauptgestalten zurück, aber keine einzige wird zur schablonenhaften Staffage, sondern jede besitzt ihre eigene, bestimmt ausgeprägte Physiognomie. Speranza, Rosa, Battista, der alte Conte, der Zeichenlehrer, der einfiedlerische Hüter der Madonna von Lampedusa, Signora Eleonora, der Kunstschüler, der Theater- (wir würden sagen Schmiere-) Director Signor Pistacchini und dessen Gattin: Alle sind mit sicherer Hand aus der tiefsten Volksseele herausgegriffen und gewinnen durch den Gegensatz zu den Engländern ein um so schärferes Relief. Heute ist das italienische Lesepublicum mit den Gestalten des Ruffini'schen Romans ebenso vertraut wie mit denen der „Verlobten“ Manzoni's. „Wer von uns beugt sich nicht aus dem Waggonfenster, wenn er durch die grüne ligurische Riviera fährt, um zwischen den Palmenwäldern, aus denen das reizende Bordighera hervorlugt, Speranzas ärmliches Wirthshaus zu suchen, nach welchem Doctor Antonio die schöne Lucy bringen ließ, als sie aus dem Wagen auf die Heerstraße geschleubert worden war?“ — fragte erst neulich Eugenio Checchi, der geistvolle Leiter des *Fanfulla della Domenica*, in einem Aufsatz, mit dem er für die Berechtigung der Schöpfungen der Phantasie im Gegensatz zur

historischen Wahrheit eintritt. „Und als ich vor einigen Monaten in Acquate war“ — fährt er fort — „blieb ich wie traumbevangen unter den Fenstern des Pfarrhofes stehen und wunderte mich beinahe, daß ich nicht Perpetua, einen Rohkopf unter dem Arm, mit jedem Gesicht aus dem Gitterthor des Gemüsegartens treten sah.“ — Es ist bezeichnend und sicherlich nichts weniger als zufällig, daß der italienische Schriftsteller die Schöpfung des großen Manzoni mit „Doctor Antonio“ zusammen nennt, ein Beweis, wie volksthümlich Ruffinis Roman in Italien geworden ist.

Sein nächster Roman „Lavinia“ erschien 1860, somit fünf Jahre nach „Doctor Antonio“. Er behandelt gleichfalls, aber von anderen Gesichtspunkten aus, die Gegensätze zwischen italienischem und englischem Leben, steht jedoch in künstlerischem Werthe gegen die beiden früheren Werke merklich zurück. Der Held, ein genialer, national gesinnter Maler aus vornehmer, aber herabgekommener Familie, der Nefte eines Cardinals, macht in Rom in ziemlich ungewöhnlicher Weise die Bekanntschaft einer jungen englischen Dame, Miß Lavinia, der Tochter eines steinreichen plebejischen Börsenspeculanten. Beim Tode der Gattin desselben stellt sich plötzlich heraus, daß Lavinia nicht nur nicht seine Tochter, sondern überdies das uneheliche Kind eines gemeinen Weibes ist. Das junge Mädchen weist einen schimpflichen Antrag des Mannes, den sie bis dahin für ihren Vater gehalten hat, mit Entrüstung zurück, entflieht aus seinem Hause und findet sich nun mit einem Schlage aus allen Genüssen des Reichthums in die bitterste Armuth versetzt. Ihr Geliebter, für den sie verschollen ist, hat gleichfalls Schicksalswandlungen aller Art durchzumachen. Nach mehreren Jahren finden die Liebenden während des orientalischen Krieges endlich einander in der Krim wieder; der Künstler ist piemontesischer Soldat, Lavinia freiwillige Krankenpflegerin geworden. Durch die harte Schule der Leiden in ihren Lebensanschauungen geläutert, schließen sie, mit einem bescheidenen Loose zufrieden, den Bund für's Leben. Die Handlung spielt abwechselnd in Italien, in England, in Frankreich und in der Krim.

Die erste Hälfte des Romans ist ungemein anregend und vielversprechend und bekundet in der Zeichnung der Charaktere die Meisterhand des Dichters. In der zweiten Hälfte dagegen zerfasert sich die Handlung, wird vielfach unwahrscheinlich und bekommt etwas von dem Gepräge der leidigen sensation novel à la Mrs. Braddon, ein für die seine Dichterindividualität Ruffinis gänzlich ungeeignetes Genre. Es geht ihm hierbei wie Dickens, der auch in einigen seiner späteren Romane so manche Perle seines Genies unter gemeines Lesefutter gemengt hat.

Der letzte der größeren Romane Ruffinis „Vincenzo“ (1863) bezeichnet die Umkehr von dem verfehlten Wege und ist wieder ein Werk aus einem Gusse. Der Schauplatz ist Piemont unter dem Ministerium Cavour zur Zeit der Kriege von 1848 und 1849. Vincenzo, eine geistig hochbegabte Natur, wird durch seine in einseitig kirchlichen Anschauungen befangene

Gattin seinem mit Begeisterung erfaßten Berufe, an der freiheitlichen und nationalen Umgestaltung Italiens mitzuarbeiten, entrissen und zu einer ihn langsam aufreibenden Unthätigkeit verurtheilt. Sohn eines armen Landmanns, fesseln ihn unlösliche Bande der Liebe und Dankbarkeit an seine Gattin und deren Vater, den Signor Avvocato, seinen Taufpather, dem er seine ganze Existenz verdankt. Früher zählte der reiche Gutsbesitzer zu den entschiedensten Liberalen. Aber Alter, Kränklichkeit und der Einfluß Don Pios, seines Beichtvaters, haben ihn in das gegnerische Lager getrieben, und nun fordert er von seinem Schwiegersohne die gleiche Umkehr. Zwischen den Gatten selbst gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Rosa ist klerikal aus innerster Ueberzeugung; sie sieht ihren Mann, den Vater ihrer Kinder, auf dem Wege zur ewigen Verdammniß und setzt, geleitet von Don Pio, ihre Lebensaufgabe darein, den Verirrten mit allen, einem liebenden Weibe zu Gebote stehenden Mitteln zu retten. Eine Ausgleichung solcher Gegensätze ist unmöglich, und so schließt das große Zeitbild mit einer dumpfen Dissonanz. Die Entwicklung der Handlung und die Zeichnung der einzelnen Charaktere, Vincenzo, Rosa, der Signor Avvocato, Onofrio, Don Pio und der alte Diener in erster Reihe, bekunden die volle Meisterschaft des Erzählers. Verschiedene Episoden, wie jene, wo Vincenzo, der gänzlich weltunerfahrene Seminarist, nach seiner Ausschließung aus dem Priesterseminare mit dem Pseudoobersten, die Pio nono-Hymne singend, durch's Land zieht, seine lustige Nacht mit den Cavallerieoffizieren im Wirthshause mit ihren fatalen Folgen durchbrechen mit frischem Humor den ernsten Ton des Ganzen. Daß Ruffini einen Deutschen, Herrn Wolfgang, mit dem Vincenzo während seiner erzwungenen Muße deutsch studirt, als Freiwilligen in das piemontesische Heer treten läßt, ist ein sowohl für die Zeit wie für die Denkungsweise des Dichters höchst bezeichnender und ebenso wenig zu mißverstehender Zug wie J. J. Manzoni's Widmung seines „Einundzwanzigsten März“ im Jahre 1848 den „Manen Theodor Körners“.

Mit „Vincenzo“ scheint Ruffini seine politisch-poetische Mission als abgeschlossen betrachtet zu haben, denn von da ab schrieb er nichts mehr in dieser Richtung. Seine, einen schwachen Band umfassende Erzählung *A quiet nook* (ein stiller Winkel) enthält eine Reihe ungemein ansprechender theils ernster, theils heiterer Genrebilder aus der Gesellschaft des kleinen Schranksteinbades im Jura (von besonderem Interesse ist die eingeflochtene Beurtheilung G. Leopardis); die etwa ebenso große Erzählung *Carlino* berichtet von den Erlebnissen eines wackeren Savoyarden als Diener eines Stodkaristokraten, der schließlich in dem verachteten Domestiken den einzigen Freund und die einzige Stütze in seinen schweren Leiden findet. *The Paragreens*, von gleichem Umfang, erzählen mit drastischer Romik und köstlicher Laune die Odyssee einer reichgewordenen englischen Philisterfamilie durch die Fährlichkeiten der Pariser Weltausstellung. Das Uebrige sind kleine, von Ruffini in englischen Blättern veröffentlichte und später seinem

Carlino beigegebene Skizzen. In San Remo revisited erzählt er, wie man ihn bei einem ersten Besuche in San Remo wegen einer etwas abfälligen Bemerkung über den Ort in „Doctor Antonio“ sehr kühl, bei einem späteren dagegen höchst enthusiastisch aufgenommen hat, weil die Engländer, durch den Roman auf das kleine Paradies an der Riviera aufmerksam gemacht, nunmehr das Städtchen fleißig besuchen und hübsch viel Pfunde und Schillinge in den Taschen der biedereren Localpatrioten zurücklassen. A designing aristocrat (ein hinterlistiger Aristocrat) geißelt mit Humor die Schweizer Dorfdemokratie; A deed of darkness (eine nächtliche Schreckensthat) enthält ein drolliges Quiproquo; A modest celebrity (eine bescheidene Berühmtheit) verschafft dem Leser die interessante Bekanntschaft des Erfinders des Rölnerwassers, und A contemporary hobby (etwa: eine Modehorheit) schildert die tragikomischen Irrfahrten des Verfassers auf der Suche nach einem Photographen zur Zeit des Photographiealbumfieberes.

Von Ruffinis Lebensgang ist im Grunde nur wenig an die Öffentlichkeit gekommen. Zu dem anfangs dieses Aufsatzes gegebenen Andeutungen wäre noch beizufügen, daß er 1807 (und nicht, wie in De Gubernatis „Dizionario degli autori viventi“ angegeben, 1810, ferner nicht in Genua, sondern in Taggia) geboren, in Genua die Rechtswissenschaft studierte und bereits mit 23 Jahren Advocat war. Viele Klienten scheint er nicht gefunden zu haben, vorausgesetzt, daß er in Lorenzo Benoni Cap. 25 von sich selbst spricht. Ueber seine Betheiligung an der giovine Italia berichtet er in einer französischen Schrift: Ramorini et la jeune Italie, deren ich leider nicht habhaft werden konnte. Im Jahre 1834 flüchtete er nach Frankreich, begab sich von dort in die Schweiz, die er 1836 mit England vertauschte, kehrte aber 1842 nach Frankreich zurück, weil er das Londoner Klima nicht vertragen konnte. Seiner kurzen parlamentarischen und diplomatischen Thätigkeit in den Jahren 1848 und 1849 wurde bereits gedacht. Die Wähler von Bordighera und San Remo wollten ihn 1878 in's italienische Parlament entsenden. Er dankte jedoch für die ihm zugebachte Ehre, „weil er sich die Hände mit den Eisen in anderer Leute Werkstatt nicht zerschneiden wollte“ (per non spellar le mani nei ferri dell' altrui bottega).

Obwohl die Italiener Ruffinis Romane fleißig lesen, haben sie sich doch um ihren berühmten Landsmann, dem sie so viel verdanken, eigentlich nicht viel gekümmert. Erst durch De Amicis erfuhren sie Näheres über ihn. Die Angaben über seinen Taufnamen lauten sogar verschieden. Einige der italienischen Uebersetzer nennen ihn Giovanni, andere Antonio. Der richtige Name ist Giovanni Domenico. Auf den englischen Originalausgaben seiner Werke nennt er sich John Ruffini. Sein Hauptwerk „Doctor Antonio“ ist mehrfach in's Italienische übersetzt worden, am besten von Marina Carcano, dem Namen nach wohl eine Verwandte des genialen Shakespeare-übersetzers Giulio Carcano, der vielleicht die Uebersetzung überwacht hat.

Von ihr ist auch Carlino übersezt. Ein anonymmer Uebersetzer des „Vincenzo,“ welchem der Zusattitel *or sunken rocks* (verborgene Klippen) wohl nicht kräftig klingen mochte, hat denselben ungemein geschmackvoll, mit „oder die bigotte Ehefrau“ (*la moglie bigotta*) wiedergegeben. Traduttore traditore! mag sich Ruffini dabei gedacht haben. „Lorenzo Benoni“ hat drei verschiedene italienische Uebersetzer gefunden. Henriette Lewald hat „Lavinia“ in's Deutsche übertragen (Berlin 1869) und Adolf Stahr eine Einleitung dazu geschrieben. „Doctor Antonio“ ist zweimal (anonym) übersezt, Leipzig 1862 und Bremen 1862, „Vincenzo“ einmal, gleichfalls anonym, Leipzig 1864, desgleichen *A quiet nook* unter dem Titel „Ein stilles Plätzchen im Jura.“

Die Persönlichkeit Ruffinis schildert de Amicis in seinen *Pagine sparse* (zerstreute Blätter) wie folgt: „Etwa ein Sechziger, macht er den Eindruck eines guten Familienvaters. Er hat eines jener offenen, milben Gesichter, wie man sie nach der Meinung derjenigen, welche die Worte „die Welt wird immer schlechter“ in ihre Reden einzuschalten lieben, heutzutage nicht mehr sieht, eine jener Physiognomien, die an die großen, die Säle der Patrizierhäuser schmückenden Porträts gemahnen. Trotz seines ruhigen Aussehens erräth man aus gewissen nervösen (*risentiti*) Zuckungen der Lippen und gewissen Tönen der Stimme, daß sein Leben durch heftige Leidenschaften bewegt und durch irgend einen großen Schmerz getrübt (*afflitto*) worden ist. Wie aus den Blättern seines Doctor Antonio, spricht auch aus seinem Antlitz und aus dem Tonfall seiner Worte etwas Melancholisches.“

Bezüglich seiner Romane sagte Ruffini, „er habe die darin vorgeführten Persönlichkeiten nahezu alle gekannt, nur ihre Schicksale (*casi*) erzählt und sich dabei oft ihrer eigenen Worte bedient. Sein Zweck sei gewesen, in England ein Gefühl der Theilnahme für sein Land zu erwecken, das damals derselben so dringend bedurfte, damit man Italien auch außerhalb Italiens kennen und lieben lernen sollte.“

Auf die Frage des Besuchers, was er jetzt schreibe, erwiderte er: „Gar nichts, weil ich nichts mehr zu sagen habe. Ein Jeder von uns hat nur eine gewisse Menge Zeugs (*roba*) im Sacke. Ist aber der Sack leer, und will man noch immer daraus hervorholen, dann giebt man weiter nichts mehr als Worte.“ So ziemlich dieselbe Antwort, welche Gottfried Keller auf die gleiche Frage ertheilte: „Ich schreibe nichts mehr, weil mir nichts mehr einfällt.“

Auf den von einigen seiner Landsleute Ruffini gemachten Vorwurf, daß er seine Werke nicht italienisch geschrieben habe, antwortet de Amicis: „Er hat eine gute That gethan, und eine gute That bleibt stets eine gute That, gleichviel, in welcher Form sie geschieht. Unser nationales Selbstbewußtsein fühlt sich nicht minder geschmeichelt, wenn uns die Engländer sagen, einige unserer beliebtesten (*più cari*) Romane sind von einem Italiener geschrieben worden, als wenn wir ihnen sagen können, wir be-

sitzen einen Italiener, der einige Romane geschrieben hat, die würdig sind, den besten englischen Romanen an die Seite gestellt zu werden.“

Und das ist wahr. Aber das Wort gilt nicht nur von der englischen erzählenden Literatur, sondern von der zeitgenössischen Literatur Russlands überhaupt, und wenn ihm auch England kein Ehrengrab in St. Paul und Italien ihm keines in Santa Croce zugewiesen hat, ihm wohl auch keines zuweisen konnte, jenes, weil der Inhalt seiner Werke nicht englisch, dieses, weil die Sprache derselben nicht italienisch ist, so hat sich doch der Dichter selbst mit seinen Hauptwerken Doctor Antonio, Lorenzo Benoni und Vincenzo ein dauerndes Denkmal gesetzt, denn diese Bücher zählen zu jenen Sonntagskindern der Literatur, die wohl alt werden, aber niemals veralten können.





## Die Entstehung und die Formen des Ahnencultes.

Don

C. F. H. Bruchmann.

— Breslau. —

### I.

**W**ie Bastian in seinem Werke „Der Mensch in der Geschichte“ sagt, ist für das Wandervolk der Steppe das Familienoberhaupt der Brennpunkt alles Denkens und Wollens. Entscheidend bei allen Zwistigkeiten, ein väterlicher Rathgeber und Freund in allen Familienangelegenheiten, ein strenger Richter dem Schuldigen, genießt der Häuptling schon bei Lebzeiten in seinem Kreise hohe Achtung und Verehrung, und wenn ihn der Tod seinem Kreise entreißt, überdauert doch die dankbare Erinnerung an ihn auch das Grab. Sein Bild verklärt sich zu dem eines Heiligen, sein Einfluß wirkt auch auf die nächsten Geschlechter fort. Ragte er durch besondere Vorzüge des Geistes und Körpers vor seinesgleichen hervor, dann vererbt sich sein Andenken in Lied und Wort auf Kind und Kindeskind. Seine menschlichen Fehler und Schwächen werden vergessen, überstrahlt von den glänzenden Farben, mit denen eine dankbare Nachwelt das Bild seiner Tugenden und Vorzüge malt. Seiner Menschlichkeit entkleidet, nimmt er die gewaltigen Nebelformen eines Gottes an, je weiter sich der Kreis seiner Anhänger und Verehrer ausdehnt. Eine geschäftige Priesterschaft wird bald aus den so geschaffenen Göttern einen Götterstaat errichten und die wichtigsten und nützlichsten Amtsverrichtungen unter die einzelnen Mitglieder desselben vertheilen. So sind also nach Bastians Ansicht die Götter vergötterte Menschen, der Götterstaat erscheint als Nachwerk menschlicher Einbildungskraft. In Beziehung auf den griechischen Götterglauben erinnert Bastian daran, daß man die Gräber der Götter zeigte, welche allerdings meist leer waren und nur (wie das Zeusgrab in

Kreta) eine entsprechende Aufschrift trugen. „Durch Einmischung philosophischer Begriffe war in den schönen Zeiten der griechischen Civilisation der terrestrische Ursprung bei den Meisten vergessen; aber als jene durch inneren Zwiespalt zusammengebrochen war, haschte das Volk wieder nach dem Nächstliegenden und Greifbarsten, indem es zur Zeit des römischen Kaiserreichs überall an den Gräbern seiner Heroen, besonders der aus der Ilias und Odyssee bekannten, opferte.“

Vastians Lehre von der Entstehung des Götterglaubens ist im Wesentlichen eine Erneuerung derjenigen des Cyrenaisers Euemeros, eines Zeitgenossen Alexanders des Großen. Euemeros sah die ganze Göttersage als menschliche, in's Wunderbare gerückte Geschichte an. Die Götter und Heroen sind nach seiner Meinung durch Körper- und Geisteskraft ausgezeichnete Menschen gewesen; die vornehmsten Stätten ihrer Verehrung sind ihre Grabstätten. Auch des Euemeros Lehre war nicht durchaus neu. Schon der tiefsinnige Herakleitos (um 500 vor Christus) hatte gelehrt: „Die Menschen sind sterbliche Götter und die Götter unsterbliche Menschen.“ Ähnlich sagte auch schon Empedokles: „Wenn Du den Körper verlassend in den freien Aether kommst, wirst Du ein unsterblicher Gott, unsterblich und nicht sterblich sein.“ Auch Aristoteles spricht die Ansicht aus, daß Menschen durch ihre Vortrefflichkeit Götter würden, und daß sich Götter und Heroen von den Menschen nur durch Körpergröße unterscheiden. Von Kallimachos und anderen Gelehrten der alexandrinischen Zeit arg befehdet, fand die Lehre des Euemeros zu einer Zeit, wo der alte Götterglaube untergraben und schwer erschüttert war, viele Anhänger; zu ihnen gehört u. A. der Geschichtschreiber Diodor. An sie knüpften mit Vorliebe die ältesten wissenschaftlichen Vertheidiger der christlichen Kirche (wie Lactanz) an, indem sie ihren Gegnern vorwarfen, gar keine eigentlichen Götter, sondern, wie man selbst zugebe, nur vergötterte Menschen zu verehren. Von neueren Forschern erklärt Lippert (in seinem Buche „Die Religionen der europäischen Culturvölker“) geradezu, „daß Euemeros mit seiner Theorie der Wahrheit nicht allzu fern stand“. Lippert giebt zwar zu, daß die historischen Götter der classischen Völker im Allgemeinen nicht von Einzelpersönlichkeiten abgeleitet werden können, doch will er selbst den höchsten Gott nur als „einen der Macht nach in's Wunderbare erhöhten Ahnengeist“ gelten lassen. Auf ähnlichem Standpunkte steht ferner der englische Biologe Spencer, welcher in seiner „Sociology“ (Band I) sagt: „Using the phrase ancestor-worship in its broadest sense as comprehending all worship of the dead, the best of the same blood or not, we conclude that ancestor-worship is the root of every religion.“

Wie Vastian die Religion aus der dem Stammesoberhaupte gezollten Verehrung ableitet, so sieht auch Caspari (in seiner „Urgeschichte der Menschheit“ I) die im Familienleben und in der Nächstengemeinschaft sich bildenden und wachsenden Gefühle der „Furcht in der Liebe“ gegenüber



dem erhabenen erscheinenden Greisenalter, dem sittlichen Vorgeordneten und dem Leiter der Gemeinschaft als ursprünglichste Grundlage zur Ausübung von Sitte und Religion an. Ähnlich bezeichnet Milchoefer, der feinsinnige Kenner der alten Kunst, den häuslichen Herd und dann die Gräber der Angehörigen als die ältesten Cultmittelpunkte der Familie auf griechischem Boden. Findet doch, wie Caspari bemerkt, schon im losen Heerdenleben das sogenannte Leitthier eine allgemeinere Aufmerksamkeit und Beachtung; um wieviel mehr erhob sich auf der Grundlage höherer sittlicher Veranlagung beim Menschen das Streben, dem Führer der Gemeinschaft Dank und Ehrfurcht darzubringen. „Nächst der sittlichen Erfahrung aus dem engeren Familienleben ging daher zugleich der Bildung des Gottesbegriffes geschichtlich die Abhängigkeit und Hingebung an den erhabenen Stamm- und Landesbeherrscher voraus.“ Dieser ist der natürliche Mittelpunkt, auf den sich Hoffnung und Furcht der Stammgemeinschaft vereint und an dem „ein sittlicher Cultus von thatsächlicher Opferwilligkeit, Hingebung und Dankbarkeit zum Ausdruck kommt.“ Der erste religiöse Trieb, welcher den Menschen über das Thier erhob, war also derjenige der Dankbarkeit, die sich äußerte nicht bloß in Blicken und stummen Geberden, auch nicht in bloßer Nachahmung und williger Folgsamkeit, „sondern vielmehr jetzt durch eine eigene entgegenkommende Handlung als selbstständige That.“ So steigert sich die Verehrung, welche die Menschen ihrem Stammeshäupte darbringen, in unbewusster Selbstverleugnung und willenloser Selbstopferung zu einem wirklichen Cultus.

Wie bildet sich nun aus dieser Häuptlingsverehrung der Ahnencult? In der Beantwortung dieser Frage weicht Caspari erheblich von Bastian ab. Er nennt es selbstverständlich, daß die dem lebenden Häuptlinge gezollte Ehrerbietung auch dem todtten nicht vorenthalten bleibt, weil dem Naturmenschen überhaupt ursprünglich eine klare Vorstellung von dem Unterschiede zwischen Leben und Tod fehlt. Wie auch das Thier das todtte Junge weiter pflegt wie zu Lebzeiten und mit dem todtten Genossen sein Spiel fortzusetzen sucht, weil es den Unterschied von Leben und Tod nicht kennt, so sieht auch der Mensch seine Todten nur als Schlafende an und widmet ihnen dieselbe Pflege wie im wachen Zustande. Uebereinstimmend mit dieser Behauptung sagt auch Lubbock\*): „Ein Wilder pflegt den Tod für eine Art Schummer zu halten und glaubt selbst dann, wenn alle Hoffnung erloschen ist, mit Zuversicht, seinen hingegebenen Freund ebenso aus dem Tode erwachen zu sehen, wie ehemals aus dem Schlafe.“ Caspari sieht also den Ahnencult als eine unmittelbare, durch den Tod nicht unterbrochene Fortsetzung des Häuptlingscultes an. An einer anderen Stelle seines Werkes nimmt er dagegen die durch die Nächstengemeinschaft entwickelte Sittlichkeit als das vermittelnde Glied zur Ausbildung der Ahnenverehrung an. Er sagt: „Wenn wir uns die innige Anhänglichkeit der Familienmitglieder der frühesten Zeit

\*) The origin of civilisation; deutsch Jena 1875, S. 178.

und die Unterwürfigkeit und Hingebung der Gemeindeglieder gegen das erhabene Oberhaupt vor Augen führen, so muß es verständlich erscheinen, daß sich der sittliche Geist dieser patriarchalischen Gemeinde mehr und mehr auch den Entschlafenen als den gleichsam Hilflohesten des Gemeindefreies zuwandte. Und in der That, auf die Verstorbenen übertrug sich sehr früh die innige sittliche Anhänglichkeit, die das ganze Familienleben des staatlichen Verbandes so charakteristisch beherrschte, gegenüber dem lockeren Heerdenleben, dessen Mitglieder die Todten nicht beachteten. An dem Verstorbenen wollte das kindlich naive Bewußtsein des staatlich Lebenden Menschen darthun, daß die durch die lange Gewohnheit des Umgangs und der Gemeinschaft geknüpften Bande nicht insoweit zerreißen können, daß man die Entschlafenen den Raubthieren preisgab oder den Feinden überlieferte.“ Der Wunsch, die Todten vor den wilden Thieren zu schützen, war um so dringender, als die kindliche Anschauung herrschte, daß die Kräfte und Fähigkeiten des Menschen in den Leib des Thieres übergingen, sobald er von ihm gefressen wäre, ja daß die Thiere den Menschen nur deshalb nachstellten, um sich ihre Kräfte anzueignen. Dagegen hält Bastian den Ahnencult für einen Seelencult, d. h. für eine Verehrung, die der Seele des Verstorbenen dargebracht wird, während bei Caspari der Seelenbegriff, der Glaube an ihr Fortleben nach dem Tode, gar nicht in Betracht kommt; die Bildung des Seelenbegriffs nimmt Caspari überhaupt erst nach der Feuererfindung an. Nach Bastians Ansicht führt der Tod nicht nothwendig zu einer Vorstellung von der Vernichtung der Seele; sie wird weiter bestehend gedacht, ebenso wie im Leben, wo sie gleichfalls unsichtbar und ungreifbar war und im Schlafe den Körper vorübergehend zu verlassen schien, ohne deshalb aufzuhören zu sein. Der Begriff der Vernichtung ist an sich dem Geiste unmöglich; „überall macht sich im Gegentheil noch der fortwirkende Einfluß der hingeschiedenen Verwandten empfindbar, wodurch sich mit der Zeit die Gestalt eines schon im Leben verehrten Heros zu der Gottheit erweitert.“ Bei Caspari ist dagegen (in Uebereinstimmung mit Spencer u. a.) der Ahnencult ein Todtencult; die Verehrung gilt dem Leichname, nicht der Seele. Bastian betont die Nothwendigkeit des Glaubens an das Fortleben der Seele, Caspari den Mangel an einer klaren Todesvorstellung. Der Ansicht des Ersteren entspricht auch eine Bemerkung Tyllors\*): „Der todte Vorfahr, jezt in eine Gottheit übergegangen, fährt einfach fort, seine Familie zu beschützen und Dienst und Gehorjam wie ehemals von ihnen zu erhalten; der todte Häuptling wacht noch über seinen Stamm, bewahrt noch seinen Einfluß, indem er den Freunden hilft, den Feinden Schaden zufügt, er belohnt noch das Gute und bestraft das Böse mit Strenge.“

Was Caspari von der „innigen sittlichen Anhänglichkeit“ unter den Naturmenschen als Grundlage des Ahnencultes sagt, steht in schroffem Gegen-

---

\*) Primitive culture; deutsch Leipzig 1873, Bd. II. S. 113.

sage zu den durch zuverlässige Reiseberichte verbürgten Thatfachen. Schon Herodot berichtet von einem indischen Volke: „Wer unter ihnen in eine Krankheit verfällt, geht in die Einöde und bleibt daselbst liegen; Niemand kümmert sich um seinen Tod und seine Krankheit.“ Dieselbe Thatfache wird in Bezug auf afrikanische und amerikanische Völker durch neuere Reiseberichte vollkommen bestätigt. U. A. giebt Wuttke in seiner „Geschichte des Heidenthums“ zahlreiche Beispiele, welche beweisen, daß dem Wilden die Liebe zum Menschen völlig abgeht, „weil er die Persönlichkeit, den Geist und seine unendliche Bedeutung nicht kennt;“ er sucht den Menschen nur als einen Gegenstand von vorübergehendem Werthe auszubeuten und verkürzt, wo dies nicht möglich ist, ohne Scheu ein überflüssiges, werthloses Leben. Ebenso wenig als die Eltern ihrem Kinde eine Liebe entgegenbringen, welche sich von dem unbewussten Gefühlsleben der Thiere merklich unterscheidet, findet der Greis Achtung oder gar Verehrung bei seinen Stammesgenossen.

Mit Recht tadelt demgemäß auch Lippert an Casparis Lehre, daß er die liebevolle Anhänglichkeit der Menschen untereinander über das aus wirklicher Unselbstständigkeit hervorgehende Bedürfnis hinaus zu früh, — wie andererseits die Begriffsbildung über Leben und Tod zu spät eintreten und wirken läßt. Welches ist vielmehr die natürlichste Empfindung des Menschen, welche ihm der Anblick eines Todten einflößt? Zweifellos die des Abstoßens und Schreckens. Abstoßen empfindet der Naturmensch nicht nur vor dem Todten, sondern auch vor dem Kranken, Siechen, Altersschwachen, der das „Todesmal“ zu tragen scheint; Schrecken aber erregt der Tod, wie alles Unbegreifliche. Später erst erwacht im Menschen auch Furcht vor dem Todten, wenn der Glaube an ein Fortleben der vom Körper getrennten Seele entstanden ist, die wiederkehren und Spuk treiben kann.

Demgemäß verlegen Waiz-Gerland mit Recht den Beginn des Seelencultus in den Zeitpunkt, in welchem man die Seelen als „Revenants“ zu fürchten und dann diesen feindlichen Geistern gegenüber auch als Schutzgeister zu lieben oder wenigstens zu verehren angefangen hatte.

Wie gelangte nun der Mensch zur Bildung eines Seelenbegriffs und zur Annahme eines Fortlebens der Seele nach dem Tode? Wuttke, Bastian, Lippert u. A. haben den Tod eines Nahestehenden als dasjenige Ereignis im Leben des Wilden erkannt, welches ihn aus seinem stumpfsinnigen Dahinbrüten aufrüttelt und zum Nachdenken auffordert. Gegenüber dem eintönigen Wechsel von Tag und Nacht, Sommer und Winter, Sonnenschein und Regen ist der Tod ein räthselhaftes, überraschendes Ereignis, umsomehr, als die Naturmenschen nicht verstehen, ihre Jahre zu zählen und sich auf das kommende Alter und den nahenden Tod vorzubereiten. Noch heute fehlt vielen Völkern der Begriff des „natürlichen“ Todes; sie erklären ihn als etwas Unnatürliches entweder aus einer Verdorbenheit der ursprünglich unsterblichen menschlichen Natur, oder führen ihn auf eine fremde Schuld, auf Zauberei zc.

zurück. Das Naturgemäße des Vorganges vermag, wie Lippert bemerkt, der Mensch auf der untersten Stufe weder auf geschichtlichem, noch auf physiologischem Wege zu erkennen. Auf geschichtlichem Wege nicht; denn abgesehen davon, daß bei dem engen Bekanntenkreise der Tod eines Verwandten oder Freundes ein verhältnißmäßig seltenes Ereigniß ist, fehlen ihm der Sinn, solche Erkenntnisse zu sammeln, und die Fähigkeit, auf Grund der wenigen Erfahrungen eine allgemein gültige Wahrheit zu finden. Ebenso wenig gelangt der Mensch auf physiologischem Wege zur Erkenntniß. Des Todten nerviger Arm ist erschlafft, der Mund verstummt; äußerlich anscheinend unverändert ist doch der Körper des Verstorbenen ein anderer geworden. Die Ursache dieser Veränderung ist unbekannt; der Mensch glaubt sie zu finden durch die Vergleichung des todten mit dem lebenden Körper und gelangt so zu einer Vorstellung von einem dem Lebenden eigenthümlichen Etwas, dem Lebensprincip, der Seele. So wird der Mensch durch den Tod Anderer zur Bildung eines Seelenbegriffs angeregt. Es ergeben sich nämlich bei der vergleichenden Betrachtung des lebenden und des todten Körpers zwei Hauptunterschiede. Erstens ist dem letzteren der Athem entflohen, zweitens haben Herz und Pulse aufgehört zu schlagen, und das Blut hat sich zerlegt. Und wie noch jetzt der Ungebildete geneigt ist, ein Begleitendes nicht bloß für die Ursache, sondern für die Sache selbst zu nehmen, so war es natürlich, daß Athem und Blut nicht nur für die Begleitererscheinungen des Lebens, sondern für das Leben selbst gehalten wurden. Die Auffassung der Seele als Athem läßt sich z. B. in den indogermanischen Sprachen nachweisen: Sanskrit *ātman* und *prāna*, lateinisch *animus*, *anima*, *spiritus*, griechisch *ψυχή*. Die Seele verläßt bei Homer den Körper durch den Mund oder durch die Wunde, um zum Hades zu entfliehen. Bei der letzteren Vorstellung wirkt offenbar die Gleichsetzung von Blut und Seele mit, die nach den Zeugnissen des Aristoteles unter den älteren Philosophen, z. B. Empedokles, ihre Vertreter hatte. Dieser „naive Materialismus“ hätte jedoch niemals zum Glauben an das Fortleben der Seele nach dem Tode führen können, und Lippert irrt, wenn er den Gedanken naturgemäß nennt, daß der im Leben wahrnehmbare Athem, der den Menschen beim Tode verließ, ein von dem des Menschen trennbares Dasein habe. Im Gegentheil hätte man durch die Gleichsetzung der Seele mit Athem und Blut ihre Auflösung mit dem dauernden Verschwinden des Athems in der Luft und mit der Zerlegung und Vertrocknung des Blutes annehmen müssen, wenn nicht andere Umstände die Vorstellung eines Fortlebens nach dem Tode erweckt hätten. Als solche Umstände hat man schon längst mit Recht die Traumercheinungen erkannt. Erscheint einem Wilden ein tochter Anverwandter oder Freund im Traume, so zweifelt er, der von unregelmäßiger Gehirnthatigkeit als Ursache des Traumes keine Ahnung hat, nicht an der Wirklichkeit der Erscheinung, gelangt also zu dem Schlusse, daß dessen Geist noch lebe. Der Gedanke an eine Unsterblichkeit, wie Pöschel

glaubt, wird damit noch nicht wachgerufen. Die Seele lebt nur solange, als es ein Wesen giebt, das sich ihrer erinnert und dem sie also im Traume erscheinen kann. Die Seelen verstorbener Eltern gelten daher oft bei niederen Rassen als fortlebend, während die der Großeltern, von denen sie nie oder weit seltener träumen, für todt gehalten werden. Die Anschauung, welcher der Traum nicht als persönliche Empfindung, sondern als „etwas von Außen Zutretendes“ gilt, spricht sich u. A. in der Ilias (XXIII 66 f.) aus, wo zu dem schlafenden Achilleus die Seele des Patroklos tritt:

„Gleich an Größe, Gestalt und lieblichen Augen ihm selber,  
Auch an Stimm', und wie jener den Leib mit Gewändern umkleidet.“

Auch scheinen Spiegelbilder in ruhigem Wasser und noch mehr der Schatten bei seiner Körperlosigkeit und seiner engen Verbindung mit dem Körper, mit welchem er überdies eine rohe Ähnlichkeit hat, den Naturmenschen in der Ueberzeugung bestärkt zu haben, daß er ein unkörperliches Scheinbild besitze. Sprachliche Untersuchungen haben ergeben, daß viele Völker für die Begriffe „Schatten“ und „Seele“ sich desselben Wortes bedienen. So bedeutet z. B. im Griechischen εἶδωλον das Schattenbild und wird wie ψαῖς ebensomohl für den lichtleeren Raum als für die Seele eines Verstorbenen gebraucht. Derselben Gleichsetzung von Schatten und Seele verdankt der weit verbreitete Glaube seinen Ursprung, daß ein Todter keinen Schatten werfe. Vielleicht hängt damit auch die von Pausanias, dem bekannten Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, erzählte griechische Sage zusammen, daß wer den Tempelraum des Lykaiischen Zeus in Arkadien zu betreten wage, keinen Schatten werfe und binnen Jahresfrist sterben müsse. Der Schatten gilt hierbei offenbar als wesensgleich mit der Seele; wer ihn verliert, muß in kurzer Frist sterben. Leben, Geist, Athem, Blut, Träume, Schatten und Spiegelung wurden also bei Bildung des Seelenbegriffs vom Naturmenschen in Zusammenhang gebracht, „um“, wie Tylor\*) sagt, „das Eine durch das Andere in einer das Denkvermögen des Wilden befriedigenden Weise zu erklären.“ Die Vielheit dieser Anschauungen führte in leicht erklärlicher Weise bei manchen Völkern zu der Annahme, daß der Mensch mehrere Seelen besitze, eine Annahme, die sich nicht nur bei wilden Rassen findet, sondern auch auf die classischen und mittelalterlichen Lehren von den „vegetalen, sensitiven und rationalen Seelen“ eingewirkt haben mag.

Aus diesen Ausführungen ergiebt sich die Ansicht Casparis, welcher die Ausbildung des Seelenbegriffs für eine Folge der Feuererfindung nimmt, als verfehlt. Caspari macht geltend, daß der Urmench ebensomenig als das Thier den Begriff eines unsichtbaren Geistes und körperlosen Wesens ausbilden konnte. Zwar erscheinen uns im Traum die Gegenstände losgelöst vom Boden der Wirklichkeit, aber nur als Abbild oder Spiegelung

\*) Early history of mankind and of civilisation; deutsch Leipzig 1866, S. 414.

des Wirklichen, ohne daß ein „Vorstellungssprung von körperlicher Form zum körperlosen, unsichtbaren Wesen“ gemacht wird. Der Vorstellungsübergang vom Sichtbaren auf Wirkungen eines Unsichtbaren ist, wie Caspari meint, für das Fassungsvermögen des Wilden zu verwickelt, als daß er ihn ohne Handhabe machen könnte. Eine solche wird ihm bei Bildung des Seelenbegriffs erst durch das Feuer gegeben. Erst als der Mensch die Wirkungen von Wärme und Kälte an der Opferflamme des Priesters kennen gelernt hatte, gelangte er zu der Annahme eines sanft lodernden Feuers im Körper des Lebenden, das die dem Munde entströmende Feuerluft erzeuge. Dieser „feurig rauchende Athemdampf“ war es auch, der rauchartig, unsichtbar und geheimnißvoll den Körper des Sterbenden zu verlassen schien. Erst jetzt konnte, wie Caspari weiter ausführt, im Lichte der neuen Erfahrung der schon längst gekannte Leichencult, die Verehrung des toten Körpers, zu einem Ahnencult werden, nachdem sich der Begriff der Seele durch die Feuererfindung gebildet hatte. Traumbilder sind nach Casparis Ansicht belanglos für die Bildung des Seelenbegriffs, da sie als Abbilder des Sinnlichen und des Körperlichen stets nur auf dieses zurückgedeutet werden, so daß es unmöglich ist, aus ihnen den Begriff seelischer Körperlosigkeit abzuleiten. Der eigentliche Seelenbegriff trat erst dann in das Bewußtsein des Menschen ein, als die „Möglichkeit einer völligen Nichtbezüglichkeit der Seele zum Leibe, d. h. die volle Befreiung und Abscheidung derselben vom Körper eingesehen wurde“. Diese Ansicht Casparis, die in der Hauptsache übereinstimmt mit Cohen, Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele (Ztschr. für Völkerpsychologie IV. S. 118) und von Hellwald, Culturgeschichte (Mugsburg 1877, S. 79) angenommen worden ist, muß als unhaltbar bezeichnet werden. Erstens ist es undenkbar, daß sich der Mensch über den Unterschied von Leben und Tod erst nach der verhältnismäßig spät erfolgten Feuererfindung klar geworden ist. Zweitens kommt die (angebliche) Unfähigkeit des Rohen, sich etwas Unsichtbares vorzustellen, für die Bildung des Seelenbegriffs darum gar nicht in Betracht, weil derselbe sich die Seele eben nicht wie wir körperlos und unsichtbar, sondern stofflich dachte, indem er sie dem Blute und dem jederzeit fühlbaren und bei geringer Wärme auch sichtbaren Athem gleichsetzte. Auch gelten Träume dem Wilden nicht bloß als Abbilder der Wirklichkeit, sondern sie sind ihm leibhaftige Wirklichkeit selbst. Endlich darf Casparis Ansicht, daß der Mensch Wärme- und Kältewirkungen erst an der „Opferflamme des Priesters“ kennen gelernt habe, wohl nicht ernsthaft genommen werden.

Ebenso verfehlt ist die Ansicht Bastians, daß sich der Mensch den Glauben an ein Fortleben der Seele durch wissenschaftliches Denken erworben habe. Er sagt: „Daß ein jedes Volk an dem Fortleben der Seele nach dem Tode festhält, ist ein natürliches Product des Denkprocesses und muß jedem so erscheinen, der sich auf den natürlichen Standpunkt stellt. Schon die Schöpfung aus dem Nichts war es unmöglich zu denken, wie viel mehr

die Vernichtung, und erst spätere Speculationen haben den Uebergang ermöglicht, solche Vorstellungen zu bilden.“ Sieht nicht der Mensch täglich Vernichtung um sich her, und ist es nicht natürlicher, den Tod für eine Vernichtung des Lebens als für ein Fortleben zu halten? Unwissenschaftlich ist endlich auch Happels Ansicht, der in seinem Buche „Die Anlage des Menschen zur Religion“ den Unsterblichkeitsglauben eine nothwendige Naturanschauung nennt; denn nur so erkläre sich seine allgemeine Verbreitung.

Schrecken und Abjehen vor dem Leichnam, Furcht vor der fortlebenden Seele, das sind die Gefühle, welche den Naturmenschen beim Anblicke eines Todten erfüllen. Warum Furcht? Jeder Tod gilt, wie oben gesagt, als unbegreiflich, unnatürlich, gewaltsam, jede Seele daher als beleidigt. Ungern hat sie den Körper verlassen (man erinnere sich des letzten Verses der Aeneide Vergils „Vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras“!) und in ihrem Unmuth ist sie geneigt, auch andere in Mitleidenschaft zu ziehen. Fast überall wurden daher und werden zum Theil noch jetzt die Seelen derer gefürchtet, die einen augenscheinlich unzeitigen oder gewaltsamen Tod erlitten haben, weil man sie für ganz besonders unmuthig und schadensfroh hielt. Die Vapen fürchten sich besonders deshalb schon vor den Manen ihrer Todten, weil diesen daran gelegen sein muß, zu Trost und Freude die auf der Erde zurückgebliebenen Anverwandten in das Todtenreich nachzuziehen. Oft werden Krankheiten als eine von den Seelen mißmuthiger Verwandten verursachte Störung betrachtet. Besonders wenn die Seele nicht zur Ruhe kommen kann, wenn z. B. die sterblichen Ueberreste nicht bestattet sind, glaubt man von ihr, daß sie „umgehe“, um Spuk zu treiben und die Ueberlebenden zu belästigen. Die Furcht vor ihrer Wiederkehr führte zu einer zwiefachen Vorstellungsreihe; man suchte sie entweder gewaltsam zu beruhigen und ihr die Rückkehr abzuschneiden oder sie auf gütliche Weise mit ihrem Schicksale auszusöhnen. Die erste Reihe konnte wohl zu verwickelten Bestattungsgebräuchen, nie aber zu einem eigentlichen Culte führen.

Aus dem bloßen Glauben jedoch, daß die Seele beleidigt sei, würde sich die Furcht vor ihr noch erklären, wenn nicht noch der Glaube hinzukäme, daß sie ein mächtigeres Wesen sei als der Mensch. Denn nicht nur behält sie auch nach dem Tode ihre Gewalt und ihren Einfluß auf den Körper bei, sie hat jetzt ein geheimnißvolles Dasein gewonnen, ist eine überirdische Macht geworden und fällt so der beliebig steigenden Einbildungskraft anheim. Sie ist auch freier, beweglicher und wissender, zu nützen wie zu schaden fähiger geworden. So sagt auch Cicero, die Seele, vom Körper getrennt, erinnere sich der Vergangenheit, erfasse die Gegenwart und sehe die Zukunft vorher; quod multo magis faciet post mortem, cum omnino corpore excesserit.

Wenn nun auch Furcht als ursprünglicher Beweggrund des Ahnencultes gelten muß, darf man doch nicht bestreiten, daß bei fortgeschrittenen gesellschaft-

lichen Zuständen und entwickelterer, sittlicher Bildung häufig auch das Gefühl wirklicher Dankbarkeit und Liebe zu dem Verstorbenen eine Verehrung seiner Manen herbeigeführt habe. Wenn man ferner daran festhält, daß die Verehrung einer Seele mit dem Andenken an sie erlosch, so leuchtet ein, daß der Mensch, welcher in engem Kreise gelebt hatte, nur kurze Zeit nach dem Tode verehrt wurde, während sich der Cult desjenigen, der durch hervorragende Thaten und durch Geistes- oder Körperkraft sich bei Lebzeiten schon einen Ruf unter seinen Stammesgenossen erworben, „zeitlich und umfänglich in's Weite erstreckte“. War sein Name bei Lebzeiten ein Schrecken der Feinde, ein Stolz der Freunde gewesen, so wurde seine Seele auch nach dem Tode eine Macht, „die gerade nach Außen hin den Stamm kennzeichnete und vertrat“. Dem dem Stamm selbst mußte daran liegen, eine solche Seele den Feinden als Schreckbild entgegenzuhalten und womöglich durch eifrigste Pflege ihre Macht noch zu steigern. „Die Furcht vor einem mächtigen Stammesgeiste,“ sagt Lippert in seiner Schrift über den Seelencult mit Recht, „hielt die Feinde besser im Zaume als siegreiche Kriege.“ Die Thatfache, daß der gemeine Mann nach seinem Tode schneller vergessen wird als der Vornehme, hat bei manchen Völkern geradezu den Glaubenssatz erzeugt, daß nur die Seelen der Vornehmen den Tod überdauern. So sagt auch Waiz: „Bei vielen Völkern gelten nur die Fürsten und Reichen, überhaupt die hervorragenden Persönlichkeiten für unsterblich, weil die Menschen nach dem Tode dieselbe oder eine ähnliche Rolle fortspielen, wie im Leben. Das Jenseits ist ein ziemlich treues Abbild des irdischen Lebens, der Herr bleibt Herr, der Sklave Sklave; der gemeine Mensch ist zu unmächtig und gering, um fortzuleben, oder vielmehr zu gering, als daß sich die unentwickelte Reflexion der Naturvölker um seine Zukunft bekümmern sollte.“ So herricht z. B. angeblich bei den Polynesiern der Glaube, daß nur die Seelen der Hochgestellten fortleben, während die des niederen Volkes sofort nach dem Tode von dem an den Grabplätzen stets verweilenden Vogel Sota gefressen werden oder in Thierleiber übergehen.

Aus dem Gefagten ergeben sich für Entstehung und Entwicklung des Ahnencultes drei Voraussetzungen. Die erste ist der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode; die zweite ist die Vorstellung, daß die Seelen sich in einem Zustande befinden, der ihnen ein Eingreifen in menschliche Verhältnisse gestattet; die dritte ist das Verlangen des Menschen, dieses Eingreifen der Seelen zu einem für ihn selbst förderlichen zu gestalten. Hiernach ist Ahnencult bei solchen Völkern unmöglich, welche entweder ein Absterben der Seele zugleich mit oder unmittelbar nach dem des Körpers annehmen, oder welche einen Zustand oder Aufenthalt der Seelen annehmen, der ihnen ein Eingreifen in menschliche Verhältnisse unmöglich macht, welche also sich dem Eingreifen der Seelen nicht ausgesetzt und somit unabhängig von ihnen fühlen, oder welche selbst den Seelen eine Rückkehr zu den Ueberlebenden unmöglich zu machen suchen. Mit Unrecht leugnet



Meiners in seiner „Allgemeinen kritischen Geschichte der Religionen“, daß Völker, welche Thiere als Wohnungen der Seelen Verstorbener verehren, Ahnencult treiben könnten; denn im Grunde ist es gleichgiltig, ob die Seele als selbstständiges Wesen oder gebunden an einen Thierleib u. dgl. gedacht wird, wenn ihr nur überhaupt die Rückkehr zu den Lebenden möglich ist. Unbegreiflich ist es, wie Max Müller das Wesen und die Voraussetzung des Ahnencultes so mißverstehen konnte, daß er in den „Essays“ sagt: „daß die Ahnenanbetung nicht allein die Begriffe von Unsterblichkeit und einer idealen Einheit der Familie voraussetzt, sondern in vielen Fällen den Glauben ausdrückt, daß die Geister der Abgeschiedenen würdig sind, die sonst nur göttlichen Wesen gezollten Ehren zu theilen“. Mit Unrecht hält Müller (und ebenso auch Spencer) den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele für eine Voraussetzung des Ahnencultes; es genügt schon der dem Naturmenschen sehr nahe liegende Glaube an das (zeitlich ganz unbestimmte) Fortleben der Seele nach dem Tode. Auch kommt bei dem ursprünglichen Ahnencult der Begriff der Vergötterung gar nicht in Betracht. Der Mensch braucht noch gar keinen Gottesbegriff gebildet zu haben, wenn er in kindlicher Vorstellung von dem Fortleben seiner Manen diese durch Opfer und Gebet mit ihrem Schicksale auszuöhnen sucht. Der Ahnencult bildet sich vielmehr unbeeinflusst von irgend welchem Naturcult lediglich auf Grund einfacher Beobachtungen und Erwägungen auf der Stufe des Naturlebens mit zwingender Nothwendigkeit. Endlich kann man bei Müllers Wort von der „idealen Einheit der Familie“ sich nicht ganz der Erinnerung an Goethes Wort ent schlagen: „Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“

## II.

Im vorigen Abschnitte ist bemerkt worden, daß die Furcht vor der wiederkehrenden Seele eine doppelte Vorstellungsreihe hervorruft: entweder suchte man sie mit Gewalt zur Ruhe zu bringen oder sie auf gütlichem Wege mit ihrem Schicksale zu versöhnen. Das Erstere geschah, indem man entweder Vorkehrungen gegen ihre Rückkehr traf oder sie durch Lärm, Fegewerkzeuge u. dgl. verscheuchte oder in irgend einer Weise vernichtete. Dieses konnte, da man die Seele immer noch in unmittelbarer Nähe des Körpers weilend oder ihr Fortleben von der Erhaltung des Körpers abhängig dachte, dadurch geschehen, daß man ihn wilden Thieren zum Raube überließ oder selbst verpeiste und so die Seele im eigenen Leibe dauernd zur Ruhe brachte. Das Erstere thaten im Alterthum angeblich die Syrtanier (nach dem Zeugnisse Ciceros) und Andere, von neueren Völkern Kamtschadalen, Tibetaner und manche Hindus; das Letztere die Neuzeeländer, welche glaubten, daß ein getödteter und verzehrter Mensch leiblich und geistig vernichtet sei. Das Erschießen und Pfählen von Todten, das bei den slavischen Völkern

der Balkanhalbinsel bis zum heutigen Tage den Kampf mit Gesetz und Polizeigewalt siegreich bestanden hat, wurzelt gleichfalls in dem Streben, eine vermeintlich „umgehende“ Seele zu tödten. Offenbar konnte sich aus derartigen Anschauungen niemals Ahnencult entwickeln. Wollte man dagegen die Seele eines Abgeschiedenen versöhnen und gewinnen, so mußte man ihr Dasjenige darbieten, was ihr das Leben gewährt, der Tod geraubt hatte, dessen Verlust also recht eigentlich der Grund ihres Jornes sein mußte: Obdach, Kleidung, Belustigung, vor Allem Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse. Denn bezüglich der Art und Weise des Fortlebens herrscht allgemein der Glaube, daß das Leben nach dem Tode eine Fortsetzung des irdischen Daseins sei, wie auch die Seele selbst den Zustand, welchen sie vor dem Tode hatte, beibehält und daran sofort erkannt wird; man vergleiche z. B. die Schilderung der Unterwelt in Vergils Aeneide Buch VI, besonders B. 636 ff. Die Bestattungsfeierlichkeiten und Opferpenden aller Art sind also der Vorstellung entsprungen, daß der Mensch genau dieselben Bedürfnisse nach wie vor dem Tode habe, und da er nach dem Tode sie nicht selbst befriedigen könne, der Hinterbliebene durch ihre Befriedigung dem Todten sein Geschick erleichtern, seinen Unmuth besänftigen könne.

Entsprungen aus dem Selbsterhaltungstrieb, ist das Verlangen des Menschen, sich einen Zufluchtsort gegen Feinde, wilde Thiere und die Unbilden der Witterung zu schaffen, eine der natürlichsten und frühesten geistigen Regungen. Die einfache Erwägung, daß die Seele eines Verstorbenen ebenso eines Schutzes bedürfe gegen alle derartigen Einflüsse, führt in Verbindung mit der Anschauung, daß dieselbe auch nach dem Tode noch in unmittelbarer Nähe des Leichnams verweile und ihr Fortleben an seine Erhaltung gebunden sei, zu irgend einem Mittel, den (allein greifbaren) Leichnam zu schützen. Indianer legen den Leichnam auf ein Gerüst, um ihn wenigstens nothdürftig vor wilden Thieren zu schützen. Manche Völker überlassen den Todten ihre bisherige Wohnung. Die Chinesen und andere Völker richten von Alters her ein Gemach im Hause als Capelle der Vorfahren ein. Höhlenbewohner überließen dem Geiste des Gestorbenen die Höhle und bezogen eine neue. Als die Menschen nicht mehr in Höhlen wohnten, bezielten sie doch noch dieselben als Grabstätten bei. Die Höhle wird zum Höhlentempel, wenn sie der Mensch wiederholt betritt, um Opfer, d. h. Geschenke, dem Todten darzubringen und Gebete zu verrichten. Alle Grabstätten haben also zunächst nur den Zweck, den Seelen als Wohnstätte zu dienen, wie auch Vergil (III 67 f.) den Aeneas sagen läßt: *animamque (Polydors) sepulcro condimus*. Auch die Kenotaphien, welche die Griechen errichteten, wenn sie des Leichnams nicht habhaft werden konnten, sollten der umherirrenden Seele ein Heim bieten. Ein Ueberrest der ursprünglichen Empfindung des Abseins war es, daß man Leichname und Gräber für besiedelnd hielt. Man bestattete die Todten daher außerhalb der Städte

mit Ausnahme der Männer, deren Seelen man als Schutzgeister verehrte. Wie sich jedoch die Furcht vor der Seele zur Ehrfurcht läutert, so wird ihre Wohnung, die man früher nur aus Furcht vor ihrem Zorn geschenkt hatte, auf Grund entwickelterer sittlicher Begriffe zu einem geweihten Ort. Griechen und Römer verabscheuten daher gleichmäßig die That Philipps V. von Macedonien, welcher die bei Athen gelegenen Tempel und Grabmäler zerstörte und dadurch die Manen ihrer schützenden Bedeckung beraubte. Die Entwicklung des Grabmales aus dem Gestell, das den Leichnam trägt, oder dem kunstlosen Steinhäufen, der ihn deckt, zum prachtvollen Mausoleum oder zur gewaltigen Pyramide steht im geraden Verhältnisse zur Entwicklung jeglicher Cultur überhaupt.

Eine eigene Bedeutung unter den Bestattungsgebräuchen hat die Leichenverbrennung. Man ist zu der Annahme geneigt, daß mit der Verbrennung des Leibes auch die Seele vernichtet erschien, daß also Manencult mit der Leichenverbrennung unvereinbar sei. In der That glaubten die Californier die Seele durch Feuer zu zerstören, während die des Begrabenen weiter lebte. Diese Anschauung steht jedoch vereinzelt da; nach allgemein herrschendem Glauben kann die Seele, da ihr die Asche noch als stoffliche Grundlage bleibt, weiter leben und wird nur durch Vernichtung dieses letzten Ueberrestes vollständig zerstört. Dieser Glaube herrschte noch unter den Culturvölkern im Mittelalter und in den ersten Jahrhunderten der Neuzeit, wo man die Asche vermeintlicher Hexen und Zauberer, welche die Opfer eines abscheuerregenden Irrwahns geworden waren, den Wellen oder Winden preisgab. Da, wo Leichenverbrennung herrscht, wie bei den homerischen Griechen, wird die Asche sorgfältig gesammelt und aufbewahrt oder nachträglich noch beigelegt. Den Sinn der Leichenverbrennung sieht Caspari wohl nicht mit Unrecht in der Absicht, den Leib in einen der Seele ähnlichen Zustand zu verwandeln und ihn derselben gleichsam auf den Weg mitzugeben. Meiners bezeichnet als Gründe der Leichenverbrennung die Absicht, erstens den Leichnam vor feindlichen Mißhandlungen zu schützen, zweitens den Verstorbenen durch das Feuer von seinen Sünden zu reinigen, drittens ihn schneller und unmittelbarer in das Todtenreich zu befördern, und außerdem die Vorstellung, daß die Verbrennung edler und würdiger als das Begraben sei. Diese letzte Vorstellung kann als selbstständiger Grund nicht aufgeführt werden; sie beruht vielmehr auf den drei anderen (angeblichen) Gründen der Leichenverbrennung. Doch auch von diesen ist nur der erste stichhaltig. Der zweite ist mit den unentwickelten sittlichen Begriffen des Wilden unvereinbar, und der dritte setzt die Vorstellung von einem Todtenreiche voraus, die keineswegs von dem Menschen auf der untersten Stufe ohne Weiteres vorausgesetzt werden darf. Andererseits dürfte schon früh die Erfahrung, daß der unverbrannte Leichnam einer langsamen Zersetzung und Entstellung anheimfiel, den Wunsch erweckt haben, ihn auf kürzeste Weise in einen Zustand zu versetzen, der einer weiteren Auflösung

vorbeugte. Den Drydations-Proceß aufzuhalten, bezweckte offenbar andererseits das bei Aegyptern u. a. übliche Ausdörren, Einbalsamiren und Mumificiren der Leichen. Auch die Möglichkeit, die sterblichen Ueberreste bei Wanderungen und Kriegszügen leichter mitnehmen zu können, dürfte die Leichenderbrennung gefördert haben.

Der Gedanke, daß sich die Seelen aller Abgeschiedenen an einem Orte vereinigen, ergiebt sich leicht, aber ohne innere Nothwendigkeit, ist daher auch nicht bei allen Völkern anzutreffen. Der Glaube, daß die Seele im oder am Grabe verweile, der zweifellos als älter gelten muß, dauerte fort, während man sie andererseits eingekehrt dachte in die allgemeine Wohnstätte der Todten. Dieser Widerspruch ist auch den Alten nicht entgangen; Philostratos suchte z. B. eine Erklärung desselben, indem er eine fortwährende Wanderung der Seele aus dem Todtenreiche zum Grabe und zurück annahm, eine Vorstellung, die nach Spencers Zeugnisse auch bei den Rhonds (in Vorder-Indien) herrscht. Die Widersprüche werden noch vermehrt durch den Glauben vieler Völker, daß die Seele in andere Körper (Thiere, Pflanzen oder leblose Gegenstände) übergehe, während sie andererseits ein Todtenreich annehmen. Es ist ein vergebliches Bemühen, für derartige Widersprüche eine vermittelnde Lösung zu suchen. Die Einbildungskraft des Volkes schafft ihre Gebilde nicht nach der Richtschnur wissenschaftlichen Denkens, sondern wuchert willkürlich und unbeschränkt; ihre Verschlingungen sind häufig unentwirrbar.

Wo der Glaube an ein Todtenreich herrscht (das man sich der Vergung der Leiche unter der Erdoberfläche entsprechend meist unterirdisch dachte), beansprucht selbstverständlich die Seele zuvörderst an diesen Sammelplatz aller Seelen zu gelangen. Dieses Eingehen in das Todtenreich ist nach weit verbreitetem Glauben abhängig von der Bestattung des Leichnams. Die Geister der unbeerdigten Todten finden keine Ruhe; sie schweifen auf Erden umher und verfolgen ihre nächsten Anverwandten und Freunde, um für sich selbst von ihnen Ruhe im Grabe zu erzwingen. So fleht in der Ilias die Seele des Patroklos den Achilleus um Bestattung an, da sie sonst nicht in das Todtenreich eintreten dürfe; so schwebt in der Odyssee dem Odysseus bei seinem Eintritte in die Unterwelt die Seele seines Gefährten Elpenor entgegen und bittet aus demselben Grunde gleichfalls um Bestattung, und Odysseus beeilt sich sofort nach seiner Rückkehr auf die Oberwelt, seiner Bitte zu willfahren. Nicht beerdigt zu sein, gilt demgemäß als das größte Unglück, da in diesem Falle die Seele keine Ruhe findet und unstill umherirren muß. Noch im Sterben fleht Hector zu seinem erbitterten Ueberwinder, ihm die Bestattung nicht zu versagen, und der greise Priamos wagt sein Leben, um den Leichnam seines Sohnes zurückzuerhalten. Antigone stellte die Pflicht frommer Geschwisterliebe höher als die gestrigen Satzungen Kreons, indem sie seinem Befehle zuwider die Bestattung ihres Bruders wenigstens andeutete. Wo sich nämlich eine wirkliche Bestattung

durch die Umstände verbot, genügte ein Häuflein Sand, das eine liebevolle Hand auf den Leichnam streute, um die Manen zu beruhigen, wie z. B. bei Vergil der Schatten des Palinurus den Aeneas in der Unterwelt bei Allem, was ihm theuer ist, anfleht, ein wenig Staub auf ihn zu streuen, um ihn der Qual ewiger Ruhelosigkeit zu entreißen. Noch in geschichtlicher Zeit liefern sich (ähnlich wie im siebenten Gesange der Ilias) die kriegsführenden Parteien „unter dem Schutze eines Vertrages“ gegenseitig ihre Todten aus, um sie beisetzen zu können. Die athenischen Feldherren, welche nach ihrem Siege bei den Arginusen-Inseln in Folge eines Sturmes die Gefallenen nicht aufgesammelt und bestattet hatten, wurden wegen dieser Vernachlässigung der religiösen Pflicht ein Opfer der Volkswuth.

Die sittlichen Grundlagen für den Opfercult wurden nach Casparis Ansicht gebildet „von den Gefühlsregungen, welche das Herz des Menschen antrieben, der von ihm verehrten Person auch durch Handlungen seine Dankbarkeit und seine Hingabe zu beweisen“. Die Opfergabe selbst ist lediglich als Geschenk zu denken, das man der Gottheit darbringt, gleich als ob sie ein Mensch wäre. Mit Unrecht weist Wuttke die Meinung zurück, das Opfer sei ein Geschenk zur Erhaltung und Ernährung der Gottheit; er jagt: „Wenn der Mensch einer Gottheit Opfer bringt, so hat er auch vor ihr Respekt und weiß sich von ihr abhängig, es kann ihm nicht in den Sinn kommen, sie wie einen Kettenhund zu füttern.“ Wuttke sieht seinerseits die innere Bedeutung des Opfers in dem Vernichten des an sich Nichtigen und Unwahren. (!) Zweifellos glaubt ursprünglich der Mensch, daß die Götter die dargebotene Speise wirklich verzehren. Erst wenn er beobachtet, daß dieselbe nicht verschwindet, schließt er, daß der Gott nur den geistigen Theil derselben genieße, den stofflichen aber seinen Anbetern überlasse. Doch blieb z. B. in Athen, obgleich es offenkundig war, daß die Mahlzeiten, welche vorzugsweise von Reichen der Hekate an Dreiwegen dargebracht wurden, den Armen als Speise dienten, dennoch der Glaube bestehen, daß die Göttin selbst sich daran labe. Dem Naturmenschen stehen ja auch gar keine anderen Mittel zur Verfügung, um seine Verehrung zu bezeugen, als daß er bittet, dankt, schmeichelt und Geschenke darbringt, d. h. er betet an und opfert. Die Opfer sind dieselben Speisen, wie sie die Menschen genießen; „nicht das,“ sagt Lippert mit Recht, „würdigen diese Götter, was sich der Mensch verjagt, sondern was sie durch seinen Cult genießen.“ Als ganz verfehlt ergiebt sich hieraus die Ansicht Happels, welcher sagt: „Der eigentliche Sinn des Opfers ist, daß man sich selbst von den Göttern essen läßt . . . Die Menschen gehen durch den Leib der Götter hindurch . . . Aber man will sich nicht bloß von den Göttern aufessen lassen, die Gemeinschaft soll auch eine gegenseitige vollständige sein. Daher wird das Opferfleisch theils dem Gotte dargebracht, theils gegessen von den Opfernenden.“ An einer anderen Stelle sagt er: „Der Mensch, indem er sein Essen und Trinken mit unsichtbaren Wesen theilt, knüpft eine geistige Gemeinschaft und erhebt dadurch

sein Aneignen über das bloß sinnlich thierische Essen und Trinken.“ Gappel und einige andere Gelehrte, wie z. B. Stühr, muthen dem Wilden, der seinem Gözen ein wenig Blut von dem Opfethiere um den Mund schmirt oder ihm eine Handvoll Tabakblätter darbietet, eine geheimnißvolle Tiefe der Gedanken zu, die man kaum bei einem hochentwickelten Culturvolke entdecken kann.

Auch Todtenopfer und Todtenmahle entspringen offenbar der Anschauung, daß die abgeschiedenen Seelen alle Bedürfnisse und Begierden lebender Menschen haben und daß Speise und Trank, Feste und Schauspiele zu ihrer Befriedigung dienen. Der Indier spendete seinen Ahnen Wasser, Reis, Fleisch u. s. w., der Aegypter setzte Kuchen und gerupfte Enten auf Rohrgestellen in die Grabstätte oder, falls er die Mumie zu Hause behielt, machte er sie zum Tischgenossen. Auch bei den Griechen scheint der Glaube, daß die Seelen die dargebrachten Nahrungsmittel verzehren, wenigstens im Volke lange bestanden zu haben. So erzählt z. B. bei Philostratos ein Winzer vom Geiste des Proteßilaos, daß er ihn zwar noch nie habe essen oder trinken sehen, daß jedoch jedesmal die ihm dargebrachten Speiseopfer im Augenblicke verschwunden seien. Bleiben nun die Opferpenden aus, so müssen die Seelen der Abgeschiedenen Hunger leiden. — Im alten Griechenland wurden die Todtenopfer vorzugsweise an den Gräbern dargebracht, und noch in neuerer Zeit hat man Speisereste auf griechischen Gräbern gefunden; denn trotz der Annahme eines allgemeinen Todtenreiches lebte doch die Vorstellung immer noch fort, daß die Seele in der Nähe des Körpers verweile. Daß sich diese Sitte noch spät bis in die christliche Zeit erhalten hat, lehrt die heftige Anseindung, die sie von Augustin erfahren hat. In sinnlicher Weise wird dementisprechend der Todte gerabezu als schmausend vorgestellt, und schmausende Todte werden in der Kunst oft abgebildet. Götter und Heroen werden zu den ihnen veranstalteten Opfern wie zu Gastgelagen eingeladen, z. B. Apollo und Homer nach Aeltians Zeugniß von den Argivern. Das während der Mahlzeit zur Erde Fallende wurde nicht aufgehoben und gegessen, weil es gleichsam den Unterirdischen verfallen war; slavische Völker warfen sogar absichtlich bei Todtenmahlzeiten Speisestückchen unter den Tisch und glaubten die Geister rascheln zu hören, welche kamen, um den Duft der Speisen zu genießen. Auf den Gräbern spendeten die Alten Brot, Salz, Honig, Früchte und Blumen, besonders Weizen; denn, wie Ovid sagt, *non avidos Styx habet imago deos . . . nec maiora veto, sed et his placabilis umbra est*. Die vorzüglichsten Spenden aber sind Blut und Wein, der letztere, weil er die Seele erwärmt, das Blut, weil es dieselbe wieder zum Selbstbewußtsein bringt. Am übllichsten aber war es, entsprechend der unförplich gedachten Seelenatur das Opfer in einen Zustand zu versetzen, der es geeignet machte, von geistigen Wesen verzehrt zu werden, d. h. es ihnen durch Feuer zu übermitteln. Noch Porphyrios (um die Mitte des dritten nach-

christlichen Jahrhunderts) glaubte, daß die Seele von den Opferdämpfen, besonders von dem dampfenden Blute lebe.

Die Anschauung, daß das Leben nach dem Tode im Wesentlichen eine Fortsetzung des irdischen sei, hatte die Sitte im Gefolge, den Todten Kleider, Hausgeräth, Schmuckgegenstände, Waffen u. s. w. mit in das Grab zu geben oder mit zu verbrennen. Lubbock meint zwar, daß die in Gräbern gefundenen Gegenstände keinen Beweis von einem festen Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode geben, und bezweifelt, daß man dieselben den Verbliebenen zur Benutzung in einer anderen Welt mitgegeben habe; er sieht vielmehr in dem Vorhandensein derartiger Gegenstände einfach den rührenden Beweis persönlicher Anhänglichkeit. Im Gegentheile hierzu glaubt Tylor, daß der Abscheu vor Allem, was irgendwie mit dem Tode zusammenhängt, und der Gedanke, daß der Geist des Todten an den für ihn zurückgelassenen Gaben Vergnügen finden oder von ihnen Gebrauch machen könnte, die Ueberlebenden veranlaßt habe, Alles zu beseitigen, was an ihn erinnerte. Doch kann auch Tylor nicht leugnen, „daß eines der häufigsten Motive die mehr oder minder bestimmte Absicht ist, dem Verstorbenen eine Wohlthat zu erweisen, sei es aus Liebe zu ihm oder aus Furcht, sein Mißfallen zu erregen“. Ganz richtig hat schon Lucian die Bedeutung der Grabbeigaben erkannt, welcher sagt: „Kleidung und sonstige Ausstattung verbrannte oder vergrub man mit in dem Glauben, daß die Todten im Jenseits davon Gebrauch machen würden.“ Uralt und dem kindlichsten Volksglauben entsprossen ist die griechische Sitte, jeder Leiche eine Geldmünze als Fährgeld für den Charon, den Fährmann der Unterwelt, in den Mund zu stecken, eine Sitte, die sich auch bei Römern und Deutschen findet. Man gab ihr wohl auch gar ein Stück Honigkuchen zur Befänstigung des Höllenhundes Cerberos mit. Bei diesen Grabbeigaben kann also auch nicht der mindeste Zweifel hinsichtlich des Zweckes und der zu Grunde liegenden Anschauung obwalten. Augenscheinlich hat die naive Einbildung des Volkes einen Vorgang, der sich fortwährend bei jeder Ueberfahrt auf Erden wiederholte, auf eine unsichtbare Welt übertragen. Als völlig verfehlt ergiebt sich hieraus Schwarzs Auffassung dieser so leicht verständlichen Sitte, welcher in seinem Streben, womöglich alle Sagen und religiösen Gebräuche mit meteorologischen Vorgängen zu deuten, meint: „Nicht einmal das Fährgeld, welches nach griechischem und deutschem Gebrauch dem Todten mitgegeben wurde, entbehrt eines natürlichen Hintergrundes. Die Parallele der im Unwetter übergesetzten Zwerge und die in den Blitzen dabei herniederfallenden Geldstücke zeigen deutlich, daß man auch bei der Todtenüberfahrt dies so vor sich gehend dachte und deshalb allein dem Todten ein Geldstück mitgab.“

Den doppelten Zweck des Thier- und Menschenopfers, der Seele im Jenseits entweder als Speise oder als Zubehör seiner Haushaltung zu dienen, hat Spencer richtig erkannt, indem er sagt: „We have seen that for the immolation of human victims at funerals, there are two

motives: one of them being the supply of food for the dead; and the other being the supply of attendants for service in the future life.“ Dem letzteren Zwecke dient die bei den arischen Völkern weitverbreitete Sitte, den Todten Pferde, Hunde, Falken u. i. w. mitzugeben. Als Speiseopfer mußte das Thieropfer der Seele um so willkommener sein, als Blut ihre Hauptnahrung bildet. Daß Menschenfleisch ebenso als Speise für die Todten gegolten habe, als das Fleisch des Opfethieres, ist für die menschenfressenden Völker nicht abzuweisen. Auch konnte der Todte, der mit allen leiblichen Bedürfnissen im Jenseits weiter lebte, seiner Weiber und Sklaven nicht entbehren. Diese wurden daher bei der Leichenfeier oder später getödtet, um auch im Jenseits ihrem Herrn anzugehören. Die entsetzlichen Menschenflächereien, welche unter wilden Völkern bei Bestattung ihrer Häuptlinge üblich sind und jeder Religion zu widersprechen scheinen, wurzeln in dem Rechtsgrundsatz: „Jedem das Seine“, auch dem Todten, der anscheinend nur seinen Wohnsitz geändert hat und berechtigt ist, das Seinige mitzunehmen. Es kann hiernach nicht befremden, wenn sich auch bei den classischen Völkern Spuren des Menschenopfers im Todtencult nachweisen lassen. Achilleus opfert z. B. dem Patroklos zwölf trojanische Jünglinge; auf seinem eigenen Grabe wird ihm von den Griechen Polyxena, die trojanische Königstochter, geopfert. Noch in später Zeit begruben die Römer Lebende von fremden Völkern als Grabbeigabe. Freiwillige Grabfolge, wie sie z. B. von den indischen Wittwen allgemein bekannt ist, zeigt sich in den Sagen von Euadne, der Gemahlin des Kapaneus, von Laodameia, der Gemahlin des Proteilaos, und von der Perseerin Pantheia, der Gemahlin des Abradates; den Selbstmord dreier messenischer Wittwen bezeugt Pausanias. Die bei Naturvölkern weit verbreitete Sitte der Selbstverstümmelung schrumpfte bei den Griechen auf die Opferung des Haupthaars zusammen. Doch haben sich Ueberreste des Ahnencultes, so weit er sich in der Darbringung von Grabbeigaben äußert, bis in die neue und neueste Zeit erhalten. Noch im Jahre 1781 soll in Trier bei Beerdigung eines Reitergenerals sein Roß auf seinem Grabe geopfert und in dasselbe nachgeworfen worden sein, wohl das letzte Beispiel eines eigentlichen Todtenopfers in Deutschland. Auch heutzutage noch erinnert bei militärischen Leichenbegängnissen die Mitführung des Leibrosses und die Ausschmückung des Sargdeckels mit den Waffen des Verbliebenen an die uralten Thieropfer und Grabbeigaben. So sagt auch Milchhoefer: „Keine Zeit ist zu aufgeklärt, keine Sitte zu verblaßt, als daß wir nicht in die Formen ihrer Todtenbestattung Züge einfließen sehen, welche deutlich zu erkennen geben, daß man sich bewußt oder unbewußt die Verstorbenen abhängig und einflußreich, theilnehmend und gewährend dachte.“

Wie sich die Vorstellung von einem Todtenreiche als dem gemeinsamen Aufenthalte aller abgechiedenen Seelen bildete, so entstanden auch allgemeine Todtenfeste, als deren Theilnehmer die Seelen der Vorfahren gedacht



wurden. Bei den alten Griechen folgte schon unmittelbar der Bestattung ein Todtenmahl, zu dem sich die Verwandten des Verstorbenen in seinem Hause einfanden. Nachträglich fanden jedoch noch an bestimmten Tagen Todtenfeiern statt, die mit Opferpenden und Ausschmückung der Gräber verbunden waren, namentlich am Geburts- und Todestage des Verstorbenen, sowie an einem allgemeinen Todtenfeste, in Athen am dritten Tage der Anthesterien (Allerseele). Waren diese vorüber, dann wies man die Seele wieder aus dem Hause hinaus. Nach den Perserkriegen wurden große Todtenfeste veranstaltet, welche das Begräbniß der im Kampfe Gefallenen vorstellten. Daß es auch an den jährlich wiederkehrenden Todtenfesten nicht an reichlichen Speisepfern fehlte, die man durch Verbrennung den abgechiedenen Seelen übermittelte und genießbar machte, wird von Lucian ausdrücklich bezeugt. Dem Wunsche, die Todten zu versöhnen und zu erfreuen, verdanken endlich zwei der großen Nationalspiele ihren Ursprung. Wie Achilleus bei Homer dem Patroklos zu Ehren, Aeneas bei Vergil seinem Vater Anchises zu Ehren glänzende Wettspiele veranstaltet, so sind die nemeischen Spiele eine Wiederholung der Leichenfeier gewesen, welche die sieben Helden, die gegen Theben zogen, zu Ehren des Opheltes veranstaltet haben. Ebenso sind die irthmischen Spiele dem Andenken des Melikertes gestiftet worden.

In den Kreis des Ahnencultes gehören endlich auch die Todtenorakel, über die jedoch an dieser Stelle eine kurze Bemerkung genügen möge. Den lebhaften Wunsch eines jeden Menschen, Aufschluß über sein zukünftiges Schicksal zu erhalten, schien Niemand besser befriedigen zu können, als die Seelen Abgeschiedener. Abgehehen von der Anschauung, daß diese wissen-der und mächtiger seien als die Lebenden, mußten sie den lebhaftesten Antheil an dem Wohlergehen der Ueberlebenden nehmen und am willfährigsten den Hilfesuchenden ihr eigenes Wissen offenbaren. So legten sich nach Herodot die Rasamonen in Afrika bei den Grabmälern ihrer Ahnen nieder, um in Träumen Einblick in die Zukunft zu erhalten. Die eigentlichen Todtenorakel oder Nekhyomanteia, wie es z. B. in Heraklea am Marmarameere, sowie am See Aornos und am Ufer des Acheron in Thesprotien (Nordgriechenland) gab, verdanken ihren Ursprung dem Glauben an ein gemeinsames Geisterreich. Denn weil dadurch der Verkehr mit den einzelnen Seelen umständlicher wurde als früher, wo jede Seele im eigenen Grabe wohnend gedacht wurde, entstanden besondere Stätten und Zünfte für den Todtenverkehr und seine kundige Vermittelung. Belehrend ist eine kleine Geschichte, die Herodot von dem genannten Todtenorakel am Acheron erzählt. Der Tyrann Periander von Korinth schickte eine Gesandtschaft, um in einer bestimmten Angelegenheit den Geist seiner verstorbenen Gemahlin Melissa zu befragen. Diese jedoch verweigerte die Auskunft und beklagte sich darüber, daß sie nackt sei und frieren müsse. Bei ihrer Bestattung hatte man nämlich ihre Gewandung nur mit vergraben, nicht mit verbrannt, in

Folge dessen konnte sie ihr nichts nützen. Diese Erzählung ist ein schöner Beweis für den Glauben, daß die Grabbeigaben in der That für den Gebrauch im Jenseits bestimmt sind, für die Seele jedoch nur dann brauchbar sind, wenn sie ihr durch Feuer übermittelt und somit gleichfalls in einen körperlosen Stoff verwandelt sind\*).

\*) Man vergleiche zu den obigen Ausführungen besonders folgende Werke: Bastian, Der Mensch in der Geschichte. Leipzig 1860. 3 Bde. — Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. Leipzig 1873; 2. Aufl. 1877. 2 Bde. — Happel, Die Anlage des Menschen zur Religion. Haarlem 1877. — Lippert, Der Seelencult in seinen Beziehungen zur alt-hebräischen Religion. Berlin 1890. Die Religionen der europäischen Culturvölker. Berlin 1881. — Lubbock, Prehistoric times: deutsch, Jena 1874. 2 Bde. The origin of civilisation; deutsch Jena 1875. — Meiners, Allgemeine kritische Geschichte der Religionen. Hannover 1803, 1807. 2 Bde. — Milchhoefer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Leipzig 1883. — Schultze, Der Fetischismus. Leipzig 1871. — Schwarz, Der Ursprung der Mythologie. Berlin 1860. Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen. Berlin 1864—79. 2 Bde. — Tylor, Early history of mankind and of civilisation; deutsch Leipzig 1866. Primitive culture; deutsch Leipzig 1873. 2 Bde. Anthropology; deutsch Braunschweig 1883. — Wuttke, Geschichte des Heidenthums. Breslau 1851, 1853. 2 Bde. Außerdem die philosophischen Schriften von Spencer, die culturgeschichtlichen von Bastian, Klemm, Baig-Verland u. s. w.





## Die Hissarlik-Ausgrabung 1893.

Don

Gustav Schröder.

— Berlin. —

**W**ie es Mitte des vorigen Jahres um den Proceß „Boetticher wider Schliemann“ stand, ist bei den Lesern dieser Zeitschrift als bekannt vorauszusetzen. Seitdem ist Neues, wichtiges Neues hinzugekommen; Neues in Bezug auf die Ausgrabung und dessen Deutung seitens der Troja-Partei, insbesondere deren technischen Oberhauptes und Stimmführers Dörpfeld; Neues in Erwiderung darauf, von Seiten des Feuernekropolitikers . . . zur Feier des zehnjährigen Stiftungsfestes der „Sache“ Boetticher wider Schliemann und Consorten!

Zunächst will ich mich mit möglichster Feierlichkeit gegen Parteinahme verwahren. Ueberflüssig ist die Verwahrung nicht; vielleicht vergeblich! falsch verstanden worden ist, beiläufig bemerkt, mein guter Wille; ich will ihn gleichwohl ferner bezeugen; zunächst dadurch, daß ich hier ungesagt lasse, von welcher Seite er falsch verstanden worden ist.

Also nur Thatfachen! Zunächst natürlich die ausgräberischen, von Dörpfeld gelieferten, und dann die kritischen, von Boetticher gelieferten.

Jeder deutsche Zeitungsleser wird Mitte Juli von einem Athenischen Drahtbericht des Londoner Standard Kenntniß erhalten haben. Derselbe meldete Dörpfelds Heimkehr von der diesjährigen (beiläufig nur 80tägigen) Thätigkeit in der Troas. Das Ergebnis sei: Nicht die zweite, wie bisher angenommen, sondern die 6. der „7 Städte“, die im Hügel Hissarlik begraben sind, ist Troja. Es ist etwa doppelt so groß, als die Ansiedelung, die bisher dafür gegolten hat, und zeigt an Ringmauer und Gebäuden innerhalb derselben ein viel stattlicheres Gepräge; entspricht besser dem Bilde, das man sich nach den Schilderungen Homers von der „hehren Ilios“ (dem Troja des trojanischen Krieges) machen muß.

Mit dieser Nachricht war nicht viel anzufangen. Ehrlich gestanden — sie machte keinen guten Eindruck. Sie ist unverkennbar eine Berichtigung. Was Schliemann vor fast einem Vierteljahrhundert der Welt in einer Druckschrift verkündet hat („Ithaka, der Peloponnes und Troja“, 1869); demnächst sehr ausführlich geschildert („Trojanische Alterthümer“, das Tagebuch der Ausgrabungen enthaltend, 1874; dazu Atlas von 218 Blättern); dann im Zusammenhange dargestellt, als er glaubte die Spatenforschung abgeschlossen zu haben („Ilios, Stadt und Land der Trojaner“, 1881); endlich ergänzt und berichtigt, da er sich bewogen gefunden hatte, im Jahre 1882 nochmals zu graben („Troja“, 1884 — vordatiert; ausgegeben bereits im December 1883) — das Alles hat also auf einer irrigen Annahme beruht?

Wie groß dieser Irrthum gewesen ist — sagen wir vorsichtshalber: wie groß er dem erscheinen mußte, der sich für gut orientirt halten durfte — das muß man sich zunächst klar machen.

Boetticher vergleicht die Erscheinung des Hügels Hisarlik im Gelände mit einer Warze auf dem Finger. Es ist kein hübsches Bild, aber es ist ganz treffend. Der Finger ist ein Höhenzug zwischen zwei parallelen Wasserläufen in flachen Thälern. Beide treffen rechtwinklig auf den Hauptfluß der Gegend; in dem so begrenzten Winkel endet der Bergzug (der Finger) im Hügel Hisarlik (der Warze).

Der Hügel Hisarlik ist zu vergleichen mit einer halben, mit der Schnittfläche ausliegenden Zwiebel. Das ist auch kein edles Bild; aber auch zutreffend. Der innerste Kern der Zwiebel ist eine Felskuppe, die ursprünglich, d. h. bevor der Mensch in die Gegend gekommen war, den Thalboden um etwa 20 Meter, den angrenzenden Meerespiegel (Dardanellen) um 25 Meter überhöhte.

Der Mensch ist früh in die Gegend gekommen. Wahrscheinlich um dieselbe Zeit, wie in die übrigen Culturländer auf der Südseite des mittelländischen Meeres — Egypten, Assyrio-Babylonien. Weit über die Zeit rückwärts, die man historisch zu nennen pflegt, reichen Denkmäler, Bauwerke mit und ohne Schrift. Eine der neuesten chronologischen Feststellungen (beiläufig bei Gelegenheit der von der Pennsylvania-Universität veranstalteten Babylonian Expedition) hat bis zum Jahre 3800 vor Beginn der christlichen Zeitrechnung geführt. Gleichaltrig dürfen wir jetzt mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Besitznahme des Hügels Hisarlik seitens des Menschen schätzen. Als man 1000 nach Chr. schrieb, war der Besitz für immer aufgegeben. Demnach mindestens vier Jahrtausende haben Menschen hier gewohnt, oder — wenn Boetticher Recht hat — haben Menschen ihre Todten hier verbrannt. Doch nein! ich darf ihn nicht zu viel behaupten lassen; nicht für die ganze Zeit legt er den Anstalten auf Hisarlik den Charakter der Feuernekropole bei; nur für die prähistorische. Etwa seit 700 v. Chr. hat hier unzweifelhaft eine Stadt existirt, die „Ilion“ (griechische Form) bzw. „Ilium“ (lateinische Form) hieß. Der Parallelname „Troja“

(lateinisch und griechisch „Troia“; griechisch auch „Troieh“ wird nur für die alte Stadtanlage gebraucht (die Voetticher bestreitet). Homer hat „Ilion“ (sächlich) in einem einzigen Verse, den Manche für einen späteren Einschub halten; er schreibt Ilios (weiblich); daher heißt es bei ihm: die hehre (heilige) Ilios. Es mag hier noch erinnert werden, daß um die Stadt es sich eigentlich gar nicht handelt; die bleibt noch nachzuweisen. Die streitigen Anlagen im Hügel Hissarlik können nur die Burg (Citabelle) sein; die „Akropolis“ (Hochstadt; im Gegensatz zu Katopolis-Unterstadt), die hier den Sondernamen „Pergamos“ (weiblich) führte.

Lassen wir vorläufig die von keiner Seite bestrittene historische Stadt (Novum Ilium, Neu-Ilum; he Nyn Ilion, das dormalige Ilion) außer Betracht, so bleiben noch etwa drei Jahrtausende vorgeschichtlicher Existenz. In so langer Zeit, und in so früher Zeit, wo die politischen und socialen Verhältnisse der Menschen noch viel unfertiger, schwankender gewesen sind — welche wechselnden Schicksale muß da die Besiedelung des Hügels Hissarlik erfahren haben, wie viel Auf- und Niedergang, Kommen und Gehen! Das trifft zu für den Einzelnen und trifft zu für die einander folgenden Geschlechter. Und was von ihnen übrig bleibt und den kommenden Zeiten Kunde giebt . . . Trümmer, Schutt und Scherben!

Dreitausend Jahre Müll- und Schutt-Abfuhr! Da hat der Hügel schon corpulenter werden können, als er von Natur war. Er ist auch in der That doppelt so hoch und entsprechend umfangreicher geworden.

Die Jahrhunderte sind aber nicht in gleichem Tact und Rhythmus über die Landschaft und ihre Bewohner dahingegangen, und darum ist die Schutthülle nicht gleichmäßig und gleichartig in die Dicke gewachsen; vielmehr — wie die Menschen-Schicksale an dieser Stätte sich vielfach ruckweise umgestaltet haben, so ist entsprechend der Schutt in Schichten abgelagert. Und das sind nun die Zwiebelhäute!

Schliemann hat von oben her eine Grube ausgestochen, ungefähr wie die Köchin das Kernhaus herausgräbt, wenn sie ganze Äpfel schmoren will. Er hat gegraben, bis er auf den Urboden, d. h. bis auf den Felskern des Hügels, kam. Also durch alle Zwiebelhäute hindurch.

Die Trennung der Häute oder die Schichtung ergab sich dadurch, daß Strecken (Dickn, Lagen) voller Mauerreste und Kleinfunde, Töpferwaare, ganz und in Scherben, Metallgegenstände — wechselten mit fundarmen oder leeren Lagen, in denen nur Asche und Erde angetroffen wurde. Schliemann folgerte daraus: die Stätte ist nicht ununterbrochen bewohnt gewesen! zeitweise hat sie wüst gelegen, verödet — bis neue Ansiedler kamen. Diese Wahrnehmung hat ihn bewogen, verschiedene Städte anzunehmen, deren er sieben zählte. Er hat damit geschadet; sich selbst und der Wissenschaft. Er hätte anders räsonniren sollen. Was zu oberst lag, — das war unbestreitbar „Ilum“, die historische Stadt. Was er suchte, war ja doch auch Ilum, nämlich das alte, das homerische, das Troja des Trojanischen

Krieges. Dieses hat er und haben mit ihm alle Andern (außer Voetticher) in der 2. Zwiebelhaut oder Schicht gefunden zu haben geglaubt. Zwischen oben und unten unterschied Schliemann noch 4 Schichten. Sag es denn nicht eigentlich nahe, in diesen 4 Zwischenschichten 4 Perioden oder Phasen desselben Iliums zu sehen, das zu unterst und zu oberst festgestellt war? Aber Schliemann hat das nicht nahe liegend gefunden; er hat „sieben Städte“ unterschieden.

Der weitere Verlauf der Forschung wird sich kurz und deutlich aus der nachfolgenden Gegenüberstellung ergeben.

### Die Deutung der Hissarlik-Ruinen:

#### Schicht

- |     |  |                          |
|-----|--|--------------------------|
| Nr. | Nach Schliemann bis 1893.  | Nach Dörpfeld seit 1893. |
| 1.  | Uebereinstimmende Annahme: Uralt. Zeit unbestimmbar. Älteste Niederlassung; jedenfalls lange vor dem trojanischen Kriege. Wahrscheinlich ein Burgwall ältesten Stiles, wie er überall auf der Erde aus dem bereitesten Materiale (Holz, Erde, Leise-Steine) hergestellt worden ist. Zuflucht und Vergungsort für Mensch und Vieh bei feindlichen Anfällen.   |                          |
| 2.  | Ilios oder Troia. Gründung von Ilos oder Troos, vom Geschlecht des Zeus-Sohnes Dardanos, dem Ahnherrn des Priamos. Unzweifelhafter Burg-Charakter. Ringmauer ältester Culturform, Terrassen-Futtermauer mit Vorsprüngen, darauf teichos und pyrgoi (Mauer und Thürme). Die freistehende Mauer aus Luftziegeln wie in der Euphratebene, in Chaldäa; so dick (bis 4 m), daß die Anlage jedenfalls Raum für eine Brust- oder Innenmauer und einen Wehrgang darbot; daraus auf Festungs-Charakter, auf Vertheidigungsfähigkeit zu schließen. Ansehnliche Gebäude innerhalb. Nach Analogie des vollkommener erhaltenen Tyrins in der argolischen Ebene: ein Palast (Naktenhaus) mit Männer- und Frauen-Saal (Megaron und Gynaikonitis); Säulengang-umschlossener Vorhof (Aulch); Eingangsthor (Propylaion). |                          |

Die Burg kann nur die Pergamos aus der Zeit des trojanischen Krieges sein, denn in dieser Schicht allein ist eine entsprechende Ringmauer nachgewiesen. Erst in Neu-Ilios findet sich die von den Römern ausgeführte Akropolis.

Der Grund für Schliemanns Forderung ist fortgefallen. Die Anlage der sechsten Schicht entspricht noch vollkommen den Bedingungen der homerischen Ilios. Das Troia der 2. Schicht muß um einige Menschenalter, mindestens um eins, bis Laomedon zurückdatirt werden.

Das Troia der zweiten Schicht ist bis auf ein unbedeutendes Rest in einem gewaltigen Brande zu Grunde gegangen. Die Funde deuten auf hastige Flucht, auf vereitelte Versuche, werthvolle Habseligkeiten (namentlich einen Goldschatz) zu retten.

Diese Wahrnehmungen bestärken die Annahme, daß wir die von den verbündeten Griechen bekämpfte, endlich bezwungene und zerstörte Ilios der Ilios vor uns haben.

Die Sage weiß auch von einer entsprechenden früheren Katastrophe; herbeigeführt durch Herakles unter Laomedon.

- 3, 4, 5. Erstlich zeitlich getrennte, aber übereinstimmend dürrtige, dorartige Ansiedlungen. Die Sage schweigt über die Zeit nach dem trojanischen Kriege. Die regierende Linie der Dynastie Priamos mit seiner directen Nachkommenschaft war vertilgt. Nur Aeneas (griechisch Aineias), der Stammhalter einer Nebenlinie, ist dem Verderben entronnen. Ueber sein ferneres Schicksal lautet die Ueber-

Nach Schliemann bis 1893.

Nach Dörpfeld seit 1893.

Lieferung verschieden, ja unvereinbar widerspruchsvoll: 1. Er hat Ilion wiederhergestellt und ist im Lande geblieben. 2. Er ist ausgewandert, nach Italien gegangen und Gründer des römischen Volkes geworden.

In beiden Fällen ergibt sich aus dem Befunde der Schichten 3 bis 5, daß das alte Ilion vom neuen durch gänzlich geschichtslose Jahrhunderte und viele Menschenalter getrennt ist.

Da wir jetzt die sechste Schicht, wie begründet werden wird, für das Troja des trojanischen Krieges anzunehmen haben, so kann der Zeitraum, in den die Schichten 3 bis 5 fallen, so gar umfangreich nicht sein. Es sind jedenfalls Perioden eines ganz heruntergekommenen Ilion, von dem sich aber doch der Name im Gedächtniß der Menschen erhalten haben mag, da er zur Zeit des Griechisch-Einfalles (unter Agamemnon) in Gebrauch ist.

Da jetzt die Schicht als das Troja des trojanischen Krieges anerkannt wird, so ist dieselbe selbstverständlich noch nicht historisch, sondern prähistorisch.

Schicht  
Nr.

6. Schliemann glaubte Grund zu haben, die sechste Schuttlage für bereits der historischen Zeit angehörig anzunehmen. Er creirte die Bezeichnung „Iyblische Stadt“. (Näheres demnächst.)

Was jünger ist als die 6., hat ebenso wie das, was älter ist als die 2., für die Schliemann'sche Troja-Forschung keine Bedeutung; wohl aber für die Alterthums-Wissenschaft überhaupt. Schliemann, der bei Beginn seiner Spatenforschung auf Hissarlik vormalend Homer-Schwärmer und Homer-Ilios-Sucher war und nur nebensächlich und dilettantisch Archäolog, faßte demgemäß Neu-Ilion in Pausch und Bogen als „siebente Stadt“ auf, obgleich diese einen beträchtlichen Zeitraum, etwa von der Gründung Roms (750 v. Chr.) bis Julian Apostata (350 n. Chr.), also 1100 Jahre umfaßt. Was bei Schliemann — man kann es jetzt dreist sagen, er hört es ja nicht mehr — als eine Phantasterei, eine Marotte begonnen hatte, das wurde im Verlaufe der Jahre eine werthvolle, wissenschaftliche Forschung. Dementisprechend ist jetzt Dörpfeld auch der Schliemann'schen „7. Stadt“ mehr gerecht geworden und schlägt vor, sie in drei Perioden zu zerlegen, d. h. bis 9 weiter zu numeriren. Es mag das der Vollständigkeit wegen angeführt, aber soll der Räumersparniß wegen nicht näher ausgeführt werden. Dörpfeld unterscheidet: 7. Archaisch-griechische Bauwerke und Funde. Von der Gründung von Neu-Ilion, wahrscheinlich in Folge der sogenannten äolischen Einwanderung (Flüchtlinge aus dem Peloponnes vor den von Norden her eingebrochenen Dorern) bis etwa zum Zeitalter Alexanders des Großen. Schicht 8: Griechisch-hellenistische Zeit. Schicht 9: Zeit der Römer-Herrschaft bis zum gänzlichen Verfall des Platzes.

Es bleibt nun noch übrig, den großen Umschwung zu erklären, den die Beurtheilung der sechsten Schicht erfahren hat, also die Verlegung des eigentlichen Troja (des Troja des trojanischen Krieges) aus der 2. in die 6. Schicht, die — so weit chronologische Angaben sich machen lassen —

einer Zeitdifferenz von rund einem halben Jahrtausend entspricht, zu rechtfertigen. Man darf freilich nicht etwa sagen: Also sollen wir jetzt annehmen, der trojanische Krieg habe ein halbes Jahrtausend später stattgefunden, als bisher geglaubt wurde? vielmehr — und zwar ohne Zeitbestimmung —: die bisher für Troja (im Schliemann'schen Sinne d. h. Troja des trojanischen Krieges) gehaltene Burganlage ist nicht die gesuchte, sondern eine ältere Troja-Akropolis.

Die Geschichte der sechsten Schicht ist folgende:

Wie sich später herausgestellt hat, bei Beginn der Arbeit jedoch — vor jetzt mehr als 20 Jahren — sich durch nichts verrieth, hatten die Römer behufs Neubaus des Haupttempels („der iltischen Athene“) die damalige Ruppe des Berges regulirt, planirt, um einen genügend geräumigen Bauplatz zu schaffen. Dabei hatten sie alle alten Mauern, die ihnen im Wege waren, abgebrochen. So hatte sich unterhalb des Mauerwerkes, das nachmals die Römer aufgeführt haben, und oberhalb desjenigen, das aus alter Zeit (der nachmals als „5. Stadt“ numerirten Ansiedlung) eine Zwischenlage gebildet, die Schliemann durch zweierlei auffiel: erstens dadurch, daß sie, wie bereits angeführt, gar keine Reste von Hausmauern zeigte (die eben gelegentlich der römischen Planirung beseitigt worden waren) und zweitens durch eine in Form und Farbe von allen anderen Funden sich unterscheidende Töpferwaare. Dieser Fund bewog Schliemann, dieser mauerlosen Schuttlage eine besondere Nummer zu geben. Als er dann die Numerirung wirklich bewirkte, kam Nummer 6 auf die fragliche Schicht. Er nahm an, es sei dies doch ohne Zweifel eine besondere Ansiedelung gewesen (wenn er auch einstweilen noch keine Hausmauern entdeckt hatte), und bezeichnete daher auch diese Lage oder Schicht als „Stadt“. Die 3., 4., 5. hatte er namenlos gelassen, weil er in deren Bereich absolut keinen chronologischen oder mythologischen Anhalt hatte. Die 6. Stadt dagegen grenzte so unmittelbar an Neu-Ilium, daß er annehmen zu müssen glaubte, er sei hier bereits im Bereich des Historischen. Wir können uns nicht dabei aufhalten, seinem Gedankengange nachzugehen — kurz, er taufte schließlich die 7. Schicht „äolische“ und die 6. „lydische“ Stadt.

So blieb es bis 1890. In diesem Jahre fanden sich Schliemann und Dörpfeld bewogen, dem bisherigen Stiefkinde Lydia etwas mehr Sorgfalt zuzuwenden. Indem man das bisherige Loch im Berge erweiterte, in die bisherige Wand der Grube oder des Kraters einbrach, kam man selbstredend in bisher unberührte Regionen des Hügels\*). Dies führte zu einer doppelten, wissenschaftlich sehr werthvollen Entdeckung. Man kam über die Grenze der einstigen römischen Planirung hinaus, und alsbald stieß man auch auf die bislang vermißten Hausmauer-Reste der Stadt, die

\*) Hierdurch erweist sich der Einwurf Doettichers hinfällig: Da bis zur 2. Schicht abgegraben worden sei, könne doch jetzt von der 6. kaum ein Atom noch in situ, d. h. an seiner ursprünglichen Stelle gewesen sein.



zur Zeit noch die lydische hieß. Man kam aber zweitens dahinter, daß „lydisch“ eine schlecht gewählte, unzutreffende Bezeichnung gewesen war, denn die anderweitigen Kunde (es würde zu weit führen, das genauer zu erklären) sprachen dafür, daß die Bezeichnung „mykenisch“ treffender gewesen wäre. Nur so viel mag bemerkt werden, daß Schliemann zwischen seinen Hissarlik-Forschungen in Mykenä (der Residenz Agamemnons) geforscht hatte (der einschlägige Bericht ist 1878 erschienen). Die dort erzielten Ergebnisse sind von so großer Bedeutung gewesen, daß die Alterthums-Wissenschaft sich bewogen gefunden hat, eine bislang ungeahnte, überraschend hohe Früh-Cultur auf griechischem Boden anzuerkennen, die dann durch den oben gelegentlich erwähnten Einbruch der Dorer, eines viel roheren, kriegerischen Volksstammes, vernichtet worden ist, und einer Periode des Rückfalls in Barbarei Platz gemacht hat. Seitdem ist ein neuer Begriff und eine neue Bezeichnung aufgekommen, die — vielleicht nur vorläufig, bis man die wahre Quelle (Kreta?) entdeckt haben wird — „mykenische Kultur“ lautet. Man nimmt an, daß dieselbe zur Zeit des trojanischen Krieges geblüht hat. Lehrt nun die Entdeckungen von 1890, daß die bisherige lydische Stadt auf die mykenische Kultur-Periode zurückzuverlegen sei, so lag die Folgerung ganz nahe: Die sechste Schicht ist am Ende gar das homerische Troja! Diesen Gedanken haben die Forscher, Schliemann und Dörpfeld, vielleicht bereits 1890 gehabt; ausgesprochen haben sie ihn jedenfalls nicht. Die Symptome waren auch noch zu schwach; es fehlte namentlich zur Zeit noch an der leichtesten Spur einer Ringmauer, die doch nothwendig hätte nachgewiesen sein müssen, wenn man dem ange deuteten Gedanken hätte Worte geben wollen. Wir verstehen erst jetzt, warum Schliemann 1890 nach Einstellung der Arbeiten (wegen der eingetretenen Sommerhitze) der Welt verkündet hat (durch Vermittelung eines an Bismarck adressirten und demnächst durch die „Hamburger Nachrichten“ veröffentlichten Briefes): „Pallas Athene ist mir sehr gnädig gewesen,“ und warum er fest entschlossen gewesen ist, vom 1. März 1891 an sein Werk weiter zu führen. Er hat den Termin nicht erlebt. Die Fortsetzung hat erst im vergangenen Jahre durch Dörpfeld in Angriff genommen werden können.

Und Pallas-Athene ist wieder gnädig, oder vernünftiger ausgedrückt, Dörpfeld ist in der knapp bemessenen Zeit von 80 Tagen fleißig, umsichtig und glücklich gewesen. Er hat so bedeutende Entdeckungen an stattlich großen Gebäuden gemacht, und — was vor Allem wichtig — so sichere Spuren und Proben der Ringmauer an's Licht gezogen, daß er mit voller Zuversicht sagen zu können glaubt: die sechste Schicht ist die Burg des Priamos, die Pergamos der Ilias.

Wie hat nun Hauptmann Boetticher diese Erklärung aufgefaßt? Ich kenne nur das Urtheil, welches Boetticher in Form eines Briefes (aus Potsdam; 18. August) an die Redaction der Osmanischen Post in Con-

stantinopel abgegeben hat; es bildet das Feuilleton der Nummer der genannten Zeitung vom 30. August. Nach Zeit und Inhalt glaube ich annehmen zu müssen, daß zur Zeit Boetticher nur das Eingangs erwähnte Standard-Telegramm gekannt hat; noch nicht die von Professor Dörpfeld selbst verfaßte Berichterstattung in dem Organ des archäologischen Instituts (Athenische Mittheilungen 1893 XVIII). Daß Boetticher den Plan und die zahlreichen Photographien gesehen haben sollte, die Dörpfeld mit nach Berlin gebracht hat (er hat eine Audienz im Neuen Palais gehabt und den Allerhöchsten Herrschaften Vortrag halten dürfen) ist kaum anzunehmen.

Boetticher giebt begreiflicher Weise zunächst der Freude und Genugthuung Ausdruck, daß der Feind eine bis jetzt so hartnäckig („fanatisch“) behauptete Position auf dem Schlachtfelde hat aufgeben müssen. Das ist für ihn ein taktischer Erfolg. Er hebt hervor, daß nur sein Auftreten 1889 mit der Schrift „La Troie de Schliemann und Nécropole à incinération“ (in Buchform gebrachte Artikel, die zuvor in der internationalen Revue „Muséon“ in der belgischen Universitätsstadt Löwen [Louvain] erschienen waren), die Vorlage dieser Schrift beim Pariser Anthropologen-Congresse des genannten Jahres und deren Discussion Schliemann moralisch gezwungen hätten, nochmals nach der Troas zu gehen und Hissarlik weiter abzuräumen. Ohne seine „unablässigen Angriffe“ wäre es bei dem Abschlusse von 1882 geblieben, und die Majorität der Archäologen — die deutschen jedenfalls, auch die englischen — hätten „Schliemann's Troja“ — die „gebrannte Stadt“ der zweiten Schicht — acceptirt; ein wissenschaftlicher Irrthum wäre verewigt worden.

Die bisher behauptete Position aufgegeben hat der Gegner; aber das Schlachtfeld geräumt, seine Niederlage eingestanden hat er nicht. Er ist nur aus der Position „2. Stadt“ in die Position „6. Stadt“ gerückt und behauptet, diese sei noch viel stärker, als die zuerst eingenommene. Diese gegnerische Auffassung verwirft Boetticher ganz entschieden. Er beruft sich dabei auf Angaben in den Schliemann'schen Werken, auf Wahrnehmungen unbetheiligter Besucher und seine eigene (in der Zeit vom 1. bis 6. December 1889 gewonnene) Kenntniß der Fundstätte, wonach gewisses, in das Schliemann'sche Schema nicht recht passendes Ruinenwesen längst bekannt sei, darunter Steine von so bedeutender Größe, die im Wege gewesen wären, daß dieselben sich im Ganzen gar nicht hätten beseitigen lassen, vielmehr hätten zer schlagen werden müssen; aber das Alles sei neu=ilisch, historisch=griechisch bezw. römisch, es sei mißverständlich von Dörpfeld in das Zeitalter des trojanischen Krieges zurückgeschoben, der homerischen Ilios zugeschrieben worden. Dieser Widerspruch, der mit so sachverständigem Aplomb abgegeben wird, kann wohl stutzig machen. Diejenigen freilich kaum, die — ohne Voreingenommenheit — den neuen Plan und die bezüglichlichen Photographien studirt haben. Der ausführlichere Bericht, den Dörpfeld im Winter abzufassen und, mit passenden Zeichnungen versehen, zu veröffentlichen gedachte,

wird jedenfalls abzuwarten sein. Festgestellt ist einstweilen, daß — wie nicht anders zu erwarten war — Hauptmann Voetticher seine Nekropolen-Hypothese aufrecht erhält. Das würde er auch dann, wenn er zugeben müßte, daß die sechste Schicht in der That der zweiten mindestens gleichwerthig und gleichartig sei, d. h. die Reste einer Ringmauer aufwiese, über deren Charakter sich aber doch auch wieder würde streiten lassen.

Eine Vertheidigungsmauer mit Zinnen, oder auch mit Zulen, Pforten, Lochscharten; dahinter ein Wehrgang, vielleicht sogar ein bedeckter — das sind Vertheidigungsanstalten, die im Alterthum existirt haben. Sie sind deutlich geschildert, also acutenmäßig beglaubigt durch eine Inschrift, betreffend einen gewissen Neu- bezw. Correcturbau an den Mauern Athens, den sogenannten Themistokleischen. (Die Correctur ist lange nach Themistokles zur Ausführung gekommen). Sie sind ferner sehr glaublich gemacht durch zahlreiche assyrische Reliefs (gewissermaßen plastische Sieges-Bülletins), deren einige — in Gypsabgüssen — in der vorderasiatischen Abtheilung des Berliner Museum vertreten sind. Erhalten sein werden aber höchstwahrscheinlich die Bekrönungen der ilischen Ringmauer der sechsten Schicht ebenso wenig, wie es die der zweiten sind. Nur ein Neues und Charakteristisches, unbestreitbar Festungsmäßiges ist nachgewiesen in einem Bauwerke, das Dörpfeld Thurm nennt und wohl auch Niemand anders zu nennen wird unternehmen dürfen. Es ist ein prächtiges und imposantes Fundstück, eine vortreffliche Maurer-Leistung im Quaderbau. In richtiger Würdigung seiner Wichtigkeit ist dieses Bauwerk mehrfach von verschiedenen Standpunkten und bei gut gewählter Beleuchtung photographirt worden. Gegen diese Photographien und die namentlich durch sie unterstützte Behauptung Dörpfelds, ein Irrthum, eine falsche Datirung, eine Verkennung spätem, griechisch-römischen Mauerwerkes sei ausgeschlossen — wird Voetticher schwerlich durch die Bezugnahme auf seine Localkenntniß aufkommen.

Schließlich kann Voetticher freilich Alles, was Dörpfeld in diesem Jahre gefunden hat, wahrscheinlich auch Alles, was bei gehoffter Fortführung der Arbeiten von Reichez wegen er noch finden wird — zugeben und doch auf seiner Meinung bestehen. Hat es nicht in barbarischer, friedloser Zeit, in unsicheren Gegenden Klöster gegeben (es giebt deren noch jetzt, z. B. auf dem berühmten Kloster-Conglomerate des Berges Athos) — die zugleich Burgen waren?

Die Vocabel „Feuer-Nekropole“ nimmt Voetticher als seine Erfindung in Anspruch, und, soviel ich weiß, hat in der That dieses Compositum aus zwei bekannten Wörtern zuvor nicht existirt; bezeichnend ist es und kürzer als „Leichenverbrennungs-Anstalt“, auch weniger nüchtern als die letzte quasi amtliche Bezeichnung, die unangenehm an „Gasbereitungs-Anstalt“ anklängt. Voetticher wird also schlimmsten Falls, d. h. wenn er den Burgmauer-Charakter nicht läugnen kann, künftig sagen können:

Der Hügel Hissarlik war in prähistorischer Zeit eine vertheidigungsfähige Feuer-Nekropole; *Nécropole à incinération défensible!*



## Agnes Franz.

Eine biographisch-literarische Studie.

Don

Adolph Kohut.

— Berlin. —



Von den Literaturhistorikern kurz und stiefmütterlich behandelt, hier und da von den Geschichtsschreibern der deutschen Dichtung sogar nur mit einer Zeile abgethan, oft gar nicht erwähnt, nimmt dennoch die schlesische Dichterin Agnes Franz, seit deren Geburt gerade jetzt ein Jahrhundert verflossen ist, eine sehr beachtenswerthe Stellung auf dem deutschen Parnas ein. Sie war kein epochemachendes Genie, denn sie hat keine Werke geschaffen, welche einen Markstein in der geistigen Entwicklung bilden. Sie kann nicht den Heroen der Literatur beigezählt werden, die noch in fernen Jahrhunderten ihre glänzende Leuchtkraft bewähren; auch hat sie kein Werk geschrieben, welches dem Namen seiner Verfasserin Unsterblichkeit sichern würde, und doch verdient Agnes Franz eine eingehende Würdigung. Sowohl als Lyrikerin, wie als Erzählerin für Alt und Jung bekundet sie ein tiefes, zartes Gefühl, einen hohen, reinen Sinn, einen wohlthuernden Adel der Gesinnung. Manches ihrer Lieder ist inhaltlich und formell ein wahres Juwel der lyrischen Poesie. Namentlich sind ihre geistlichen Lieder wahre Cabinetstücke einer gemüthvollen, frommen, keuschen Dichtung. Zugleich war sie eine der namhaftesten Jugendschriftstellerinnen. Sie kannte und liebte die Kinderseele, und was sie für die Kleinen schrieb, kam aus ihrem liebevollen, kindlich-naiven Herzen und drang deshalb auch zum Herzen. Jene Kinderchriftenliteraturen, wie sie heutzutage gang und gebe sind und besonders zur Weihnachtszeit den Büchermarkt überschwemmen, haben nichts gemein mit den edlen und mustergiltigen Erzeugnissen der Agnes'schen Muse. Sie erquicken noch immer das unverdorrene Gemüth der Jugend und werden so lange ihre Wirkung ausüben, so lange es überhaupt Knaben und

Jünglinge geben wird, deren Herz für das wahrhaft Schöne, Große und Gute höher schlägt.

Wie sie als Dichterin eine der anmuthigsten und sympathischsten Erscheinungen ist, so bietet auch ihr Leben das Bild eines das Edelste anstrebenden Wesens. Von den Freuden des Daseins hat sie wenig genossen. Ihre Tage waren nicht dem Vergnügen, sondern dem Wohlthun geweiht. Wie ein Engel erschien sie unter den Armen und Elenden, um nach Maßgabe ihrer Kräfte ihnen Gutes zu thun, ihre Leiden zu lindern und ihnen Worte des Trostes und der Hoffnung zuzusprechen. Eine Heldin echter Menschlichkeit, übte sie in ausgedehntestem Maße Werke der Humanität durch Errichtung von Arbeitsschulen in mehreren Städten Deutschlands und war immer bei der Hand, wenn es galt, die Unglücklichen aufzurichten und die Enterbten in ihrem Kummer und in ihrer Verzweiflung zu besänftigen.

Liebte sie nun auch in ihrer umfassenden Humanität die ganze Menschheit, so hing sie dennoch mit ganz besonderer Sympathie ihrem Vaterlande, ihrer Heimat an. Diese Schlesierin war zugleich eine patriotische Dichterin, welche nicht wenig dazu beitrug, 1813 durch ihren poetischen Aufruf an die Schlesierinnen die Flammen der Begeisterung für König und Vaterland zu heller Lohe emporzujüngeln zu lassen. Sie wird deshalb mit Recht einen Ehrenplatz unter den vaterländischen Dichtern der Befreiungskriege von 1813 für immer beanspruchen können. Wenn auf Jemand, so kann man daher auf sie das Wort Goethes anwenden: „Der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publicum hervor, nicht die Künste seines Talents.“

Ich gebe mich deshalb der Hoffnung hin, daß dieses schlichte Lebens- und Literaturbild der seltenen Frau auch der Gegenwart es zum Bewußtsein bringen wird, daß Agnes Franz an ihrem Säculartage mit Ehren genannt zu werden verdient. —

Sie wurde am 8. März 1794 zu Militsch in Schlesien als Tochter eines Regierungsrathes geboren. Dieser starb, als Agnes kaum sieben Jahre zählte, und so lag die Erziehung der Kleinen hauptsächlich in den Händen der frommen, verständigen und geistvollen Mutter. Sie hing aber auch Zeit ihres Lebens mit wahrer kindlicher Liebe ihrer Mutter an, wie dies zahlreiche Gedichte der Tochter beweisen; so heißt es z. B. in einem kleinen Poëm ihres Nachlasses:

Dir, o Theure, die Du auf des Lebens Wogen  
Mich liebevoll vor jedem Sturm gedeckt,  
Die Du mit reiner Hand das Herz erzogen,  
Des Guten Keime in ihm aufgeweckt,

Dir pflegt es seine ersten zarten Blüthen  
Und bringt sie nun mit frommem Kindesinn,  
Nimm, was es fühlte, dachte und gelitten, —  
Die ganze Seele Deines Kindes hin!

Die Mutter zog mit ihr und ihren übrigen Kindern nach dem Tode ihres Mannes zuerst nach Steinau und dann nach Schweidnitz, welche Stadt durch ihre schöne Lage am Fuße des Zobtenberges dem jungen Mädchen, in deren Seele schon frühzeitig eine innige Naturliebe zum Ausdruck gekommen war, viel Anregung zum poetischen Schaffen gab. In Folge eines Sturzes gebrechlichen Körpers, war es ihr nicht vergönnt, die Freuden des Lebens mit der ungebrochenen Kraft der Jugend zu genießen. Das Siechthum, welches ihre Jugendblüthe knickte, drückte aber ihre starke Seele nicht nieder, und es ist geradezu bewunderungswürdig, daß sie mitten in ihrer herbsten Leidenszeit dennoch so viele schöne Preislieder der Heiterkeit dichten konnte! Seit jener Zeit war ihr die Dichtkunst die treueste Freundin und Trösterin, die sie für alles Ungemach, welches sie hienieden erleiden mußte, entschädigte.

Vor den Schrecknissen des Krieges floh Agnes mit ihrer Mutter nach Landeck. Von dort aus erließ die Neunzehnjährige den bereits erwähnten poetischen Aufruf an ihre Landsmänninnen, also lautend:

Auf, Schwestern, auf, — die Zeiten sind gekommen,  
Wo jede Kraft aus ihrer Fessel bricht,  
Der eble Funke, der in Euch geglimmt,  
Er bring' hervor an's helle Tageslicht.  
Und habet Ihr die Stimme auch vernommen,  
Die kühn und laut uns in dem Herzen spricht —  
So tretet auf! — doch kämpfet erst die Hyder  
Der Eitelkeit in Eurem Herzen nieder!

Streift ab den Schmutz! er sei von Euch geschieden,  
So lang der Mangel Eure Brüder drückt!  
O zögert nicht — sie bringen Euch den Frieden  
Nach schönem Sieg zum süßen Lohn zurück!  
Bringt das Geschmeid'! laßt Waffen daraus schmieden  
Zu Eurem Schutz, zu unsres Landes Glück! —  
So klein auch immer Eure Gabe wäre:  
Auch Tropfen endlich einen sich zum Meere!

Nur wenig hat der Zufall uns verliehen —  
Dies Wenige zu opfern fällt nicht schwer.  
Wem reichlicher des Glückes Blumen blühen,  
Der bringe jauchzend seine Gaben her.  
Den goldnen Ring laßt uns vom Finger ziehen,  
Und wenn es selbst der theurste wär',  
So legt ihn froh zum Besten Eurer Brüder  
Auf den Altar des Vaterlandes nieder!

Dieser zündende Aufruf verfehlte bekanntlich seine Wirkung nicht. Die schlesischen Frauen und Jungfrauen legten mit Freuden ihren Schmutz auf den Altar des Vaterlandes nieder, sie opferten Hab und Gut gern für die Verwundeten und Invaliden und erwarben sich durch ihr Wohlthun und ihre Pflege auf dem Felde unverlöschlichen Ruhm.

Als vaterländische Dichterin verstand sie es, in glücklichster Weise den Volkston zu treffen und der Begeisterungsstrunkenheit jener Zeit sowohl wie auch der späteren nationalen Strömung einen hinreißenden poetischen Ausdruck zu verleihen. Am besten gelangen ihr jene Gedichte, in denen ihr tiefes Gemüth und die schwärmerische Melancholie ihres Wesens in rührender Weise sich kundgeben konnten. Ich hebe hier nur zwei solcher Lieder in ihrem „Literarischen Nachlaß“\*), auf den Tod des Königs Friedrich Wilhelm III. und den Einzug seines Nachfolgers, des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der Königin in Breslau, hervor. Dort heißt's vom Ersteren treffend:

Groß im Unglück, mild im Glücke,  
Glaubensstark und ritterlich,  
Hohes Vorbild jedem Blide  
Sehen wir, Verkärter, Dich!  
Darum kann Dein Bild nicht schwinden!  
Allen Herzen eingeprägt,  
Wird es jene Flamme zünden,  
Deren Schwingen aufwärts trägt.

Und dem Königspaare entbietet sie den Willkommengruß Breslaus in einem Gedichte, von dem ich nur die Anfangs- und die Schlusstrophe mittheilen möchte:

Last, graue Dome, Eure Glocken schallen,  
Es kommt, es kommt das theure Königspar!  
Auf, Breslau, schmücke festlich Deine Hallen,  
Send' ihm entgegen Deiner Jungfrau'n Schaar,  
Laß frei empor der Liebe Flamme wallen  
Von ihrer Herzen kindlichem Altar,  
Damit sie's laut in Aller Namen sage:  
Dein, sind wir, Dein, mit jedem Herzensschlage! . . .

Thu' auf die Thore, zieh' die Eienkette  
Um Deinen Herrscher, treue Schlesier-Schaar!  
Auf, Land und Stadt, auf, bringe um die Wette  
Dem Heiliggeliebten Deine Huldigung dar!  
Für alle Zeit geweiht sei die Stätte,  
Wo es verweilt, das edle Königspar,  
Und flammend sei's in Breslaus Buch geschrieben:  
Des Königs Gnade ist uns treu geblieben!

Im Uebrigen war Agnes Franz eine zu weich angelegte, zarte Natur, als daß derartige schwungvolle patriotische, sowie Kriegs- und Friedenslieder mehr als eine Episode in ihrem dichterischen Leben hätten bilden können.

Nach ihrer Rückkehr in die Heimat versuchte sie ihr Talent in kleinen novellistischen Erzählungen, welche sie später in mehreren Bändchen herausgab, ebenso dichtete sie manches tiefempfundene, sinnige Lied. Auch unterhielt sie einen regen Briefwechsel mit zahlreichen Freundinnen, namentlich

\*) „Agnes Franz' literarischer Nachlaß“, herausgegeben von Julie von Großmann. 4 Bände, Berlin, 1845, S. 108 u. 120.

aber mit Julie von Großmann, welche nach dem Tode der Dichterin auch deren literarischen Nachlaß herausgab, und diese Briefe sind um so werthvoller, als dieselben ein durchaus getreues Spiegelbild des innersten Denkens und Fühlens der Schreiberin geben. Wie genau sie ihr eigenes Wesen kannte, und zwar schon als achtzehnjähriges Mädchen kannte, ersehen wir z. B. aus einer Zuschrift an eine Freundin, Leopoldine von S., aus dem Jahre 1812. Dort lesen wir u. A.: „Mein Gemüth neigt sich zur Stille hin; Viele mögen an mir vorübergehen und mich für verschlossen halten, nicht Jedem erscheine ich gleich. Nur ein leiser Hauch fremder Kälte bringt mein inneres Wesen zum Erstarren, wie sehr ich auch widerstreben mag, aber dafür wirkt ein Blick, der aus einer verwandten Seele auf mich fällt, auch so innig auf mein Leben, daß es, den freundlichen Einfluß anerkennend, sich mit frommer Zuversicht an sie anschließt, freundlich entschlossen, Alles, was es befißt und umschließt, um gleiches Vertrauen einzutauschen.“

Von ihren literarischen Freunden, mit denen sie einen eifrigen Briefwechsel vom Jahre 1818 bis zu ihrem Ableben pflegte, nenne ich noch den Dichter Hofrath Winkler, mit dem Schriftstellernamen Theodor Hell, den damals sehr einflußreichen Herausgeber der weit verbreiteten „Abendzeitung.“ Sie schrieb viel für dieses poetische Blatt, und er erinnerte sie stets daran, wenn sie einmal pausirte. Auch ging er ihr mit seinem kritischen Rath gern zur Hand. Wie sie ihre lyrischen Gedichte mit Vorliebe dort veröffentlichte, so that sie es auch mit ihren Prosa-Arbeiten, besonders ihren „Märchen“ und „Legenden“, für welche sie ein ausgeprochenes Talent besaß. Ebenso sandte sie ihm Beiträge für das von ihm herausgegebene Taschenbuch: „Penelope“. Der scharfsinnige Kritiker erkannte bald die hervorragende poetische Begabung der jungen Dame, und er rühmt in seinen Briefen an sie hauptsächlich ihre Kenntniß des menschlichen Herzens und ihr feines, reines Empfinden. Er empfahl sie auch auf's Wärmste seinem Freund, dem bekannten Schicksalsdichter Freiherrn von Houwald, der gleichfalls ein Taschenbuch herausgab, und für den sie dann Erzählungen, Parabeln und Gedichte schrieb.

Das Jahr 1822 brachte ihr manchen herben Kummer. Die innigst geliebte Mutter, welche von ihr mit größter Liebe und Aufopferung gepflegt worden war, wurde ihr nach langem Krankenlager entrißen, und dieser Verlust beugte sie auf's Tiefste nieder. Nicht minder berührte sie auf's Schmerzlichste der Selbstmord der ihr befreundeten Dichterin Luise Brachmann am 17. Sept. 1822. Tief bewegt schreibt sie darüber an ihre Freundin Mariechen Wentstern u. A.: „Denke ich, wie lange sie die Welt mit ihrem Talent erfreut, wie oft sie mit guten, frommen Gedanken ein Herz getröstet und erhoben hat — und wie sie dennoch ein Opfer des Schmerzes oder des Unglücks werden mußte, so ist mein Herz von der tiefsten Trauer erfüllt. Möge Gott jedes Gemüth vor innerer Zerspaltung bewahren! Ach, das tiefstfühlendste Herz ist oft den bittersten Leiden Preis gegeben!“



Die engelhafte Ruhe und Heiterkeit ihres Gemüths stellte sich aber bald wieder ein, und sie producirte mit großer Freude und Leichtigkeit. Ihr gläubiger und frommer Sinn ließ dauernd keine Bitterkeit in ihr aufkommen, und sie dachte und lebte immer nach dem Worte des Evangeliums: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in ihm,“ oder, wie es in einem ihrer Briefe heißt: „Wo Liebe ist, da ist keine Rache, kein Haß, kein Reid, keine Verleumdung, da kann kein dauerndes Mißbehagen stattfinden. Wir freuen uns an Anderer Glück wie am eigenen und haben so eine tägliche Ausbeute des reinsten Genusses. Wandelte unser Mittler noch auf Erden und träte bisweilen in die Versammlungen derer, die seine Jünger heißen, wie oft würde er trauern und sagen: es ist nicht mein Geist, sondern nur der Buchstabe, an dem sie so festhalten! Wie oft verbirgt sich die Schwäche hinter der pomphaften Hülle strenger Tugend, und welch' traurige Entdeckungen macht täglich ein Herz, das es wahrhaft redlich und treu mit den Menschen meint.“

Die allgemeinste Aufmerksamkeit richtete sich auf Agnes Franz, als sie 1826 ihre „Gedichte“\*) herausgab. Sie widmete dieselben der Kaiserin Alexandra Feodorowna von Rußland, welche sie in Landeck kennen gelernt hatte. Die Gedichte bestehen aus zwei Theilen und umfassen 244 bezw. 248 Seiten. Neben den bereits in Zeitschriften, Almanachen &c. veröffentlichten Liedern brachte der stattliche Band auch viel Neues, so daß sich die lyrische Individualität der Verfasserin darnach sehr gut beurtheilen ließ. In einer Ansprache an die Leser bemerkte sie mit Recht, daß die Lieder in frommer Stille aus des Herzens warmer Fülle keimten und nicht deutlich sagen könnten, was sie in die Welt getragen, denn:

Lieder sind wie Maiesblüthen;  
Hat ein Lichtstrahl sie befreit,  
Sind sie schnell zum Kranz gereiht,  
Wollen ein geliebtes Leben  
Gern mit Duft und Glanz umgeben.

Lieder sind behende Boten,  
Ziehen hin wie Noahs Taube,  
Ausgesandt in Lieb' und Glaube,  
Wollen gern mit lichten Schwingen  
Zur ersehnten Heimat dringen.

Sie, die verkörperte Liebe, besingt selbstverständlich auch die Liebe in all' ihren Formen und Schattirungen, aber weniger diejenige, welche das Weib für den Mann empfindet, die leidenschaftliche, glühende Liebe, wie die Sappho, die Brachmann und ihre Landsmännin im vorigen Jahrhundert, die Karßhin, sondern die Liebe zur Natur, zur Menschheit und zu Gott. Dieser Umstand spricht am deutlichsten dafür, daß die verzehrende Gluth sinnlicher Liebe das friedliche und sanfte Gemüth der heiligen Agnes kaum je in seinen Tiefen erschüttert hat. Groß hatte wohl auch nie ernstlich ihr Herz verwundet, wenigstens hat sie ihrer Freude oder ihrem Schmerz, falls sie der Pfeil des schelmischen Gottes in der That getroffen haben sollte, nie einen Ausdruck gegeben. Ruhe, Verklärung, Resignation und Glück — all

\*) Hirschberg, Verlag von C. B. J. Krahm; ohne Jahreszahl, aber bestimmt 1826 erschienen.

das spiegelt sich in ihren Liedern wieder. Bezeichnend für ihre still hoffende, glaubende und duldbende Seele ist z. B. das Gedicht: „Friede“:

Frieden umher!  
 Wächelnder Friede in endloser Weite,  
 Friede im feiernden Morgengeläute,  
 Friede im sonnenvergoldeten Dom,  
 Friede im Dörfchen, am freundlichen Strom,  
 Alles weht selige, heilige Ruh'  
 Wir auf den Schwingen der Morgenluft zu.

Friede in mir!  
 Könnte ein banges, kleinmüthiges Zagen  
 Sich vor das Auge, das göttliche, wagen,  
 Das mit den Strahlen voll Liebe und Licht  
 Unwiderstehlich zum Herzen mir spricht?  
 Nein, wie beruhigt die Welle sich senkt,  
 Schweigt's in der Brust, die den Göttlichen denkt.

Frieden mit Euch!  
 Ihr, die Ihr sorgend jetzt meiner gedenket,  
 Freundlich den Blick in die Dämmerung lenket,  
 Wo sich der Heimat entzückendes Bild  
 Dichter und dichter der Fernen verhüllt:  
 Grüß' Euch die Liebe mit innigem Gruß,  
 Sanft in der Morgenluft schmeichelndem Ruß!

Frieden der Welt!  
 Frieden und Liebe und sanftes Vergeben!  
 Schnell, wie das Frühroth, entgleitet das Leben;  
 Frevel, wer feindlichem Zürnen es wehrt!  
 Raum noch gewinnen zum Lieben wir Zeit,  
 Hier bei des Himmels weit strahlendem Belt:  
 Liebe dem Leben und Friede der Welt!

In ihrer Vereinsamung, da sie nie verheirathet und nach dem Tode ihrer Eltern ganz auf sich angewiesen war, hat sie über die Probleme des Lebens viel nachgedacht und sich eine praktische Lebensphilosophie zurechtgelegt, wie sie nur ein Wesen von dem sanftesten Temperament und dem heitersten Gemüth haben kann. Sie konnte das, weil sie, wie sie in einem ihrer Lieder singt, nie des Glückes vollkommene Blüthe forderte, sondern schon das, was der Augenblick freundlich verleiht, mit dankbarem Herzen nahm. Von den Menschen und der Welt hoffte sie das Beste, aber nie so, daß Täuschungen ihr den Muth rauben konnten. In das eigene Gemüth den Blick gefehrt, störte sie nie das äußere Treiben. Die Einsamkeit war ihr deshalb besonders lieb und werth. Sie feierte sie als diejenige Kraft, welche unserem Willen Klarheit gebe und ihn zu Thaten gedeihen lasse. In der Heimsuchung sogar fand sie Heil. Wo Thränen nie geflossen seien, da bleibe der Boden hart.

In Folge dieser Lebens- und Weltanschauung haben die meisten ihrer Lieder einen didaktischen Anstrich und lesen sich deshalb wie Lehrgedichte, ohne jedoch so aufdringlich zu sein und zu wirken, wie so viele dieses Genres.

Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, war sie wie geschaffen, eine Prophetin der himmlischen Liebe und eine Verkündigerin der Wonnen und Süßigkeiten der Frömmigkeit zu werden. Ihre geistlichen Lieder gehören deshalb zu den besten und reifsten Erzeugnissen der religiösen Lyrik in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts; doch legt sie nicht auf die Buchstabengläubigkeit, überhaupt auf den Ceremonialdienst Werth, sondern verlangt die Heiligung des Herzens, die Reinheit des Gemüths, die Läuterung der Seele. Ihr Evangelium faßte sie in die Worte zusammen:

„Weit dehnt sich des Himmels Bläue,  
Endlos sich das Sternenzelt:  
Doch am weitesten reicht die Treue  
Dessen, der sie liebend hält.“

Die „Gedichte“ enthalten u. A. auch einige sehr schöne und kunstvolle „erzählende Gedichte“, welche von dem historischen Blick der Verfasserin ein rühmliches Zeugniß ablegen. Besondere Perlen der Sammlung sind: „Die Bestalin“, „Petrarca und Laura“ und „Sappho“.

Wie sehr die höchsten Kreise jener Zeit sich für die Dichterin interessirten, beweist schon das dem Bande beige gedruckte Subscribentenverzeichnis; wir finden hier z. B. die Kronprinzessin Elisabeth, spätere Königin von Preußen, die Prinzessin Wilhelm von Preußen, den Prinzen Johann, späteren König von Sachsen, die Fürstin von Anhalt-Cöthen-Pleß, die Fürstin von Carolath u. Von berühmten und bekannten Namen nenne ich noch: den Feldmarschall Grafen Gneisenau, den Grafen von Schlieffen, Capitän und Adjutant des Prinzen Albrecht von Preußen, den Erblandhofmeister Grafen von Schaffgotsch, den Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode, den Grafen Händel von Donnerzmarkt, den Dichter Geheimrath von Miltitz u. a. m.

Eine besonders beliebte Lectüre wurden diese Gedichte namentlich bei der schlesischen Damenwelt, denn sie besingen die Reize der Frauen Schlesiens und diese Provinz überhaupt in sehr anziehender Weise. Ich verweise in dieser Beziehung nur auf die Lieder: „Der Fadenfall“, „Am Fuße des Zobtens“, „An die Nymphe des Salzbrunnens“ und „Buchwalb“. Hier hat sie auch dem Andenken Luise von Holteiz, der ersten Gattin des berühmten schlesischen Dichters, ein stimmungsvolles Lied geweiht; und hier findet sich auch das prächtige Gedicht „Das deutsche Mädchen“, welches man als das Hohelied der deutschen Frauenwelt bezeichnen kann. Ich führe dies an dieser Stelle an, um zu zeigen, wie man noch in der „alten guten Zeit“ die Aufgaben der deutschen Frauenwelt durch die ideal und rosig gefärbte Brille von Agnes Franz ansah; denn diese singt u. A.:

„Was ist des deutschen Mädchens Ruhm?  
Ein ehler Sinn, ein rein Gemüth,  
Ein Herz, das für das Gute glüht,  
Bescheidenheit und milde Tugend,  
Das sind die Vierden ihrer Jugend.

Wem weilt sich deutschen Mädchens Sinn?  
Nicht eitlen Prunk, noch glattem Lug'.  
Sie flieht der Mode leeren Trug!  
Sich höh'rer Anmuth Reiz zu geben,  
Danach geht ihres Herzens Streben!“ —

Nach dem Tode ihrer Mutter fing sie praktische Menschenliebe in ausgiebiger Weise zu bethätigen an. Sie veranstaltete zuvörderst in Schweidnitz für arme oder verarmte Familien Verloosungen von weiblichen Handarbeiten — auch sie nähte und strickte fleißig mit —, und ihren rastlosen Bemühungen gelang es fast immer, größere Summen zusammenzubringen und dadurch die Noth der Betreffenden bedeutend zu lindern. 1827 finden wir sie in Wesel, wo eine ihrer Schwestern, Claire, verheirathet war, dort wurde sie bald als eine der wohlthätigsten Frauen verehrt und geliebt. Sie gründete eine Arbeitsschule für arme Mädchen, einen Jungfrauenverein zum Besten hilfsbedürftiger Kinder und verschiedene andere Wohlthätigkeitsanstalten. Alle diese Stiftungen gediehen unter ihren sorgsamten Händen aufs Beste. Nach zweijährigem Aufenthalt in Wesel siedelte sie nach Siegburg über, und auch dort waltete sie segensreich mit ihren Feenhänden. Immer geschah ihr Wohlthun, ihr Anspornen zum Fleiß, zur Ordnung und Sittlichkeit mit jener Anspruchslosigkeit, die all ihr Thun und Streben kennzeichnet.

Agnes Franz war vor Allem eine große Kinderfreundin. Es machte ihr unaussprechliches Vergnügen, im Kreise ihrer kleinen Neffen und Nichten und der Jugend überhaupt zu verkehren. So lernte sie aus eigener, scharfer Beobachtung die Kunst, sich in die Seele des Kindes zu versetzen, und deshalb haben alle ihre Erzählungen, Legenden, Märchen, Parabeln und Geschichten für die Kindheit einen solchen Reiz und werden wohl stets ihren Zauber auf Herz und Gemüth der Knaben und Mädchen ausüben.

In Wesel war es, wo sie im Jahre 1829 ihre „Parabeln“ herausgab, die einer solch warmen Aufnahme sich zu erfreuen hatten, daß mehrere Auflagen nöthig wurden; die vierte und letzte erschien 1862 in Soest\*) — ein Beweis, daß das Büchlein noch nicht ganz veraltet ist. Jedenfalls waren unsere Großmütter über diese Gabe für die Jugend in hohem Grade entzückt, und zwar in Folge der idealen Auffassung aller Lebensverhältnisse, welche sich in den Parabeln kundgiebt. Sie sind Ausflüsse eines reinen, liebevollen Frauenherzens; sie geben, wie Ottilie Wildermuth in ihrem Vorwort zu der 4. Auflage mit Recht sagt, Wahrheiten, die für jede Zeit gültig sind, in ansprechendem Gewande und werden deshalb immer Eingang in junge Herzen finden; ist doch die Parabel die Form, in der uns einst die ewige Wahrheit aus dem höchsten Munde geboten wurde!

Es sind Alles in Allem 42 Parabeln und überdies noch 6 sogenannte Paramythien. Ob nun die Verfasserin ihre in volksthümlichstem, schlichtestem Tone erzählten Geschichten aus der Natur, den Chroniken, der Vergangenheit oder der Gegenwart schöpft, immer durchweht alle ihre literarischen Gaben der Hauch echter Poesie, wobei ihre anschauliche, plastische Darstellungskunst auf das Kindergemüth den tiefsten Eindruck hervorrufen muß.

---

\*) Soest, Verlag der Schulbuchhandlung.

Wenn auch einer späteren Zeit angehörend, sei doch schon hier auch der übrigen Jugendschriften der Dichterin Erwähnung gethan.

1830 erschienen zu Leipzig ihre sinnigen und gemüthvollen „Volks-sagen“, welche acht Jahre darauf in Wesel in zweiter Auflage herauskamen.

Am berühmtesten unter ihren Jugendschriften ist wohl das „Buch für Kinder“\*), welches 1850 in neuer Bearbeitung, verbessert und vermehrt, unter dem Titel: „Buch der Kindheit und Jugend“, mit 4 colorirten Abbildungen, nach Ferdinand Roskas Originalzeichnungen, erschien. Agnes Franz ließ sich in diesem ihrem Werke von dem Grundsatz leiten, daß für die Kinder das Beste gut genug sei. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen hatte sich diese classische Jugendschrift bei den Kindern sowohl wie bei deren Erziehern und Pflegern einer großen Beliebtheit zu erfreuen. Und mit vollem Recht! Das Anmuthige und Natürliche der Erfindung wie der Darstellung der Verfasserin, der zarte poetische Duft, welcher jede Erzählung auszeichnet, verbunden mit dem tiefsinnigen Wohlwollen eines liebevollen Herzens, der unbestechlichen Wahrheitsliebe eines edlen Sinnes, der unzerstörbaren Festigkeit einer harmonisch gebildeten und in sich gefesteten Natur — all' dies findet sich im „Buch für Kinder“.

Das kleine, als Vorwort dienende Gedicht: „Die Abendstunden“ spricht in trefflicher Weise den Stimmungszauber aus, welcher dem umfangreichen Buche noch immer eigen ist:

Schöne, traute Abendstunde,  
Wo an treuem Muttermunde  
Aug' und Seele lauschend hängt,  
Klein und Groß sich um sie drängt!  
Goldne Lieder und Geschichten!  
O, kein Meister kann sie dichten,  
Als die Mutter Phantasie,  
Der die Liebe Farben lieh!

Unzählige Jugend- und Kinderschriften der folgenden haben Zeit aus dem frisch sprudelnden harmlosen Quell der Dichtung, welcher sich hier urplötzlich erschloß, geschöpft, ohne daß dieselben sich mit Agnes Franz in Bezug auf Grazie und herzwinnende Einfachheit vergleichen ließen. In diesem Werke überrascht uns die Dichterin auch durch eine Fülle des lebenswürdigsten und erquickendsten Humors. Alle Gattungen der Erzählungskunst für die Jugend beherrscht sie hier gleich meisterhaft: ihre Parabeln, Fabeln, Sprichwörter, Gedichte, Räthsel, Charaden, Erzählungen, Sagen, Märchen, Schauspiele, Dramen, Fest- und Lustspiele — sie alle verfolgen nur den Zweck, die Seele des Knaben oder Mädchens mit den Bildern des Schönen und Edlen zu erfüllen, sie zu erheitern, aber auch zu belehren und zu läutern. Ich muß es mir versagen, hier Proben zu geben; doch sei es mir gestattet,

---

\*) Breslau, Ferdinand Hirt's Verlag.

eine kleine Parabel: „Fliege und Spinne“ hier als Stichprobe des Ganzen mitzutheilen:

Fliege:

„Frau Spinne, Sie gehen wohl gar nicht aus?  
Sie sitzen und weben, Jahr ein, Jahr aus!  
Ich möchte wohl wissen, wie Sie's beginnen,  
Und ob Sie große Schätze gewinnen?  
Um Ihre Kunst auch möcht' ich Sie fragen  
Und meinem Nachbar es wiederfagen;  
Möcht' auch Ihr feines Gespinnst erproben,  
Daß ich es könn' auf dem Markte loben!  
Ich bin geliebt in jedem Kreis,  
Erzähle gern, was ich Neues weiß.“

Da flog die Fliege in's Netz hinein;  
Bald hing sie gefangen an einem Wein;  
O weh, wie hat es die Arme bereut,  
Daß sie sich bekümmert um andere Leut'!

Die nächste Folge der ungemein günstigen Aufnahme des Werkes war eine dem Inhalte nach gesonderte Ausgabe desselben in drei einzelnen Theilen. Unter dem Titel: „Kinderlust“ erschienen zuerst die Erzählungen, Sagen und Märchen, als „Kinderschaz“ folgten die Parabeln, Sprichwörter, Gedichte, Räthsel und Charaden; die Schau- und Lustspiele, die sich zur Aufführung in Familienkreisen eigneten, wurden als „Kindertheater“ gesammelt.<sup>1)</sup>

Dieser Erfolg erfreute Agnes Franz höchlich. Sie ging deshalb mit großem Eifer an die Abfassung einer ähnlichen Jugendschrift, welcher sie, schon kränkelnd und ihren Tod fühlend, den Titel: „Mein Vermächtniß an die Jugend“<sup>\*)</sup> gab. Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht; ehe sie noch das Manuscript so vollständig wie beabsichtigt dem Verleger übergeben konnte, starb sie. Auch dieses — nicht ganz vollendete — Werk der edlen Jugendbildnerin hat überaus reichen Segen in Millionen von Kinderherzen gestiftet.

„Mein Vermächtniß an die Jugend“ bringt u. A. Gedichte, Erzählungen, Idyllen, Parabeln, Sagen, Legenden, Romanzen, Dramen, Festspiele u. in bunter Reihenfolge. Das Widmungsgebidt ist „an das Mutterherz“ gerichtet und enthält viele goldene Worte und Regeln über das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und umgekehrt, über Kindererziehung, Jugendspiel und Freuden, und sollte dasselbe in jedem Hause und in jeder Schule, für Alt und Jung lesbar angeschlagen, vorhanden sein. Ja, wie ein Vermächtniß klingen auch die in Prosa gehaltenen Schlußworte des wunderbaren Widmungs-poems: „Schon frühe lehre man das Kind die Bönne kennen, Anderer

<sup>\*)</sup> Breslau, 1844. Ferdinand Hirt's Verlag. Mit dem wohlgetroffenen Stahlstich der Dichterin, ihrem Facsimile: „Der Trost kommt von Oben“ und mehreren schönen Illustrationen.

Freude der eigenen gleich zu achten, Gefälligkeit, Mitgefühl, Dankbarkeit — alle diese schönen Reime wollen von früh an auf's Sorgfältigste gepflegt werden, wenn sie ihre Blüthen später segensreich entfalten sollen. Viel thut ein straffes, zurechtweisendes Wort, mehr noch die That und das Beispiel. Wo der Geist der Sanftmuth, Güte und Liebe herrscht, mit beharrlich ernstem Streben nach wahrer Heiligung vereint, da wird weder Hestigkeit noch unziemendes Wesen laut werden oder, wenn es einmal vorbricht, sich leicht mäßigen lassen und endlich besiegt werden durch den Einfluß einer höheren, sittlichen Gewalt. Wer also, wir wiederholen es, das Glück der Kinder begründen, wer ihnen die Heiligkeit des Gemüthes möglichst lange bewahren will, der gehe mit reinen Händen an's Werk und stehe vor Allem den Geist der Sanftmuth und Liebe, des Gehorsams und der Zucht und den Sinn für wahre Freude auf sie herab! Aber nicht das Glück der Kinder allein, auch jedes andere blüht am schönsten von innen heraus, und nur ein frommes, anspruchsloses Gemüth, dem anderes Glück gleich dem eigenen gilt, nur ein redlicher, auf alles Wahre, Schöne und Gute gerichteter Wille wird der Quell dauernder Zufriedenheit bleiben!"

Von dem kindlichen Gemüth unserer Agnes Franz erzählt ihre bereits erwähnte Freundin Julie von Großmann, daß jene nie die Heiterkeit der reiferen Jugend störte, sondern dieselbe oft mit eigener größter Selbstverleugnung auch in Anordnung gesellschaftlicher Spiele u. dergl. förderte. Mit unermüdblicher Güte konnte sie stundenlang am Fortepiano der fröhlichen Schaar zum Tanze aufspielen, aber sie auch ebenso ernst wie schonend in die Schranken der Sitte zurückweisen, wo diese in ausgelassener Fröhlichkeit übersprungen zu werden drohten.

Nach mehrjährigem Verweilen am Rhein begleitete Agnes Franz ihre Schwester Claire mit deren krankem Gatten und den Kindern nach Brandenburg. Hier ward ihr die Freude, daß ihre Gedichte eine zweite Auflage erlebten. Auf dem Wege dahin weilte sie kurze Zeit in Berlin und war entzückt von all' dem Schönen, das sie in der Hauptstadt Preußens sah; besonders das Museum und die Kunstausstellung fesselten in hohem Grade ihre Aufmerksamkeit.

Immer eins mit ihrer Lieblingschwester Claire, ging Agnes Franz mit derselben im Herbst 1837 nach Schlessien, bezw. Breslau, wohin Familienverhältnisse jene riefen. Es lag in dem Plane von Agnes, sobald die Umstände es zulassen würden, vielleicht nach einem einjährigen Aufenthalte in der schlesischen Hauptstadt, nach Brandenburg, wo sie beinahe sieben Jahre weilte und heimisch wurde, zurückzukehren. Ihre in Breslau verheirathete jüngere Schwester Adelheid — sie war jetzt eine Baronin von Siegroth — nahm sie mit offenen Armen auf, und ihre Neffen und Enkel bereiteten ihr dort bald ein behagliches und gemüthliches Heim. Reizend schildert sie das Treiben der Kinderschaar im Hause ihrer Schwester in einem Briefe an ihre Freundin, Frau Professor H. in Brandenburg, am 23. Mai 1838,

indem sie u. A. schreibt: „Unsere kleinen Singvögel im Siegroth'schen Raume zwitschern, daß es eine Lust ist, sie anzuhören; das ist ein Kinderneft, das Sie sehen sollten! Komme ich, so strecken sich alle sechs Aermchen mir entgegen, und das Kleinste, das noch nicht sprechen kann, schmiegt sein Gesichtchen an mich an und wird nicht ruhig, bis ich es auf den Schoß genommen. Kinder sind doch mein ganzes Leben, und ich weiß nicht, wie das werden wird, wenn ich einmal von hier scheiden werde; ich denke, ich nehme mir ein Singvögeln mit! Die Zeiten rollen, Schmerzen und Freuden wechseln, Alles findet sein Ziel; aber die Liebe steht darüber, ruhig harrend, denn sie weiß, daß sie doch Siegerin bleibt, und daß die Zeit ihr dereinst unterthänig wird!“

Trotz alledem nahm ihre productive Thätigkeit allmählich ab. Die vielen Sorgen und Mühen, welche mit der Erziehung von mehreren Kindern verbunden waren, wuchsen immer mehr; sie fand keine Ruhe zum Schaffen und zur Sammlung ihres Geistes. Ueberdies fühlte sie sich auch physisch schwach und angegriffen.

Eine besondere Freude bereitete ihr der Einzug Friedrich Wilhelms IV., welcher sie durch mehrfache Beweise seines Wohlwollens ausgezeichnet hatte, im October 1841 in Breslau. Ich habe schon erwähnt, daß sie dieses Ereigniß in poetischer Form feierte. Ihre Beobachtungen über jene Festtage theilt sie auch in einem Briefe an Hofrath Winkler, vom 19. October 1841, mit. Sie schreibt darin u. A.:

„Gewiß hat sich Breslau an jenen Tagen des Einzuges unseres geliebten Königs paares gar rühmlich hervorgethan, besonders war das ländliche Fest, welches die Stände-Versammlung am zweiten Tage den Majestäten angeordnet, von wahrhaft poetischer Schönheit, und die frohe Ueberraschung des Königs hat sich wiederholt in den erfreulichsten Beifallsäußerungen ausgesprochen. Mir wurde das hohe Glück, der Monarchin Majestät vorgestellt zu werden und zwar in einer Armenschule als Vorsteherin dieser Anstalt. Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen die hohe Milde und Freundlichkeit der lebenswürdigen Monarchin auf mich machten. Schon früher waren von beiden Majestäten meine Parabeln gnädig aufgenommen und mit einem werthvollen Geschenk erwidert worden, und auch mündlich gedachte die liebe Königin dieses Buches mit freundlicher Güte. Ich bedauerte nichts mehr, als daß ich meine Kinder nicht bei mir hatte, um für sie den Segen der milden Königin zu erblehen. Sie sprach so theilnahmsvoll mit den armen Kindern der Schule und scheint ein besonderes Interesse für alle solche Anstalten zu haben.“

Obgleich Agnes Franz in den letzten Jahren ihres Lebens sehr leidend war, ließ sie es sich nicht nehmen, ab und zu Theater und Concerte zu besuchen — sie spielte vorzüglich Clavier und hatte auch für Malerei besondere Begabung —, und als Franz Liszt in Breslau auftrat, wohnte sie seinem Concerte bei. Man wird gewiß mit Interesse lesen, wie die geistvolle



Dichterin über dieses Concert des damals 31jährigen Clavierheros, welcher die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, in einem Briefe an Frau B. urtheilt: „Gestern“ — d. h. am 21. Januar 1842 — „wurde mir das Glück, Liszt zu hören. Der Zufall wollte es, daß die Nummer meines Billets mich ganz in seine Nähe führte, und nun sah ich denn alle die riesenhaften Anstrengungen und unglaublichen Kunstfertigkeiten, die wirklich auch geschaut werden müssen, um die Meisterschaft seines Spiels zu würdigen. Ich weiß nicht, ob Sie ihn schon gehört? Sollte es indessen Ihnen noch bevorstehen und Sie können unter seinen Vorträgen wählen, so versäumen Sie doch nicht die Ouvertüre zu Wilhelm Tell, von ihm selbst componirt, zu hören. Das ist ein wahres Zauberwerk, wo das Stürzen und Donnern der Bergwässer, das Schreien der Abler und Jäger, das Abendläuten der Dörfer und endlich die fernen und immer näher kommenden Musikhöre, Jagd- und Militär-Musiken in überraschender Vollstimmigkeit gehört werden. Liszt ist Dichter, Maler, Musiker zugleich. Ich mußte keineswegs, daß dieses Stück die Ouvertüre zu „Wilhelm Tell“ war, aber mir war, als sähe und hörte ich, was ich eben beschrieben und verstand ihn in meinem innersten Wesen. Unbeschreiblich ist der Enthusiasmus, mit dem er hier aufgenommen wurde; aber er gebührte ihm auch. Henselt hat mich nicht so hingerissen, obgleich ich ihn gleich damals als ein Wunder anstarrte. Liszt ist in seinen zarten Vorträgen besonders ganz unerreichbar. Man glaubt, die weichsten Modulationen der Menschenstimmen zu vernehmen, wenn er eine Mozart'sche Gesangspartie zum Thema wählt. Keiner wagt dann zu athmen; alle Seelen sind sein.“

Auch wird es interessieren, zu erfahren, daß Gustav Freytag, welcher 1839 sich an der Breslauer Universität als Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur habilitirt hatte, nicht allein mit Agnes Franz sehr befreundet war, sondern auch als ihr specieller Hausgenosse ihr besonders nahe stand. Zu jedem ihrer Geburtstage widmete er ihr ein reizendes Gedicht bezw. ein kleines Festspiel, welches er einigen jungen Freundinnen des Geburtstagskinds eingeübt hatte. In einem Briefe an Frau Professor H. nennt sie Gustav Freytag „einen höchst genialen jungen Mann, den sie als ihren Hausgenossen betrachte“. Das Gedicht mache seinem Herzen alle Ehre, so sinnig in weibliches Wesen und Wirken einzubringen, obgleich auf sie selbst Alles darin viel zu schön gesagt sei.

Es zeugt von ihrem neidlosen Sinn, daß sie sich über eine Collegin, eine gleichfalls schlesische Dichterin, die Romanschriftstellerin Frau von Paalzow, welche sie im Herbst 1841 in Warmbrunn kennen gelernt hatte, in lobendster Weise äußert. Sie schreibt an Frau Professor H.: „Frau von Paalzow gebraucht das Bad wegen langwieriger Leiden. Ihr Aeußeres verrieth jedoch diesen Zustand wenig und that ihrer schönen Gestalt und Haltung keinen Eintrag. Sie ist eine sehr liebenswürdige Erscheinung, und der Blick ihrer schönen braunen Augen drang mir tief in's Herz. Leider hatte ich sie

nur wenige Augenblicke allein, dann kam Besuch auf Besuch, und wir wurden in dem anziehendsten Gespräch unterbrochen. So viel empfand ich in ihrer Nähe, daß sie zu den frommen, tiefen und schönen Seelen gehört, die durch Leiden innere Perlen ansetzen.“

Von ihren Publicationen ist noch der 1831 in Essen bei Bädeler erschienene Roman „Angela“ zu nennen, der sich hauptsächlich durch seine edle Sprache und geistvolle Charakteristik auszeichnet.

Ihre schwache Körperkraft unterlag endlich im Kampfe mit allerlei aufreibenden Krankheiten. Am 13. Mai 1843 starb sie, von Nah und Fern, besonders aber von den Armen, auf's Schmerzlichste bedauert. Sanft schied sie hinüber, als fromme und gottergebene Christin, wie sie in einem ihrer Gedichte so schön gesungen:

Köstlich ist's, dem Herrn vertrauen;  
Selig, welche Jesus liebt;  
Fröhlich kann zum Himmel schauen,  
Wer dem Himmel sich ergiebt;  
Heimatlüche Lüfte säckeln  
Stärkend ihn in jedem Streit,  
Und sein Sterben wird ein Lächeln,  
Sein Erwachen Seligkeit. —

Der, wie schon erwähnt, von Julie von Großmann besorgte literarische Nachlaß von Agnes Franz, welchen die Herausgeberin der Prinzessin Wilhelm von Preußen widmete, enthält religiöse und vermischte Gedichte, Novellen, Bolterabendscherze und Spenden für Familienfeste 2c. Unter den vermischten Gedichten befindet sich so manches Lied, welches durch seine Einfachheit und Sangbarkeit als eine Perle der Lyrik bezeichnet werden kann. Hier stoßen wir endlich auch auf einige tiefempfundene Liebeslieder, welche die Vermuthung nahe legen, daß die Dichterin wenigstens ahnte, daß Amor keines Mensch Herz verschone. Ein solch sinniges und minniges Liebeslied, betitelt „Liebesfragen“, soll hier zum Schluß noch ein Plätzchen finden:

Warum doch wohl die Liebe  
Vor Allem schweigsam ist?  
Ich glaube, weil die Liebe  
Die Worte nicht vermisht.

Warum doch wohl die Liebe  
Auch in die Ferne sieht?  
Ich glaub', weil Gottes Auge  
Mit Allmacht sie durchglüht.

Warum ist wohl die Liebe  
Auch in der Ferne nah'?  
Ich glaube, durch die Liebe  
Sind Menschen zwei Mal da.

Und warum drängt die Liebe  
Uns Welten in die Brust?  
Weil sie von Gott geerbet  
Die heil'ge Schöpferlust.

Und warum wird zu Ehen,  
Die Welt, die sie berührt?  
Ich glaube, weil die Liebe  
Den Himmel mit sich führt.



## Das Lotusfloster.

Eine buddhistische Legende.

Von

Maurice Paléologue.\*)

— Paris. —



Eine große, erhabene Glaubenslehre giebt es in der buddhistischen Religion, nämlich die, daß die Gesetze, denen die Seele unterworfen ist, höher stehen als die Gesetze der Natur, und daß der menschliche Gedanke im Stande ist, durch seine eigene Kraft seine Träume zu verwirklichen.

Aber eine solche Macht wird nicht Jedem zu Theil; der gewöhnliche Mensch kann sie nicht erreichen, und seine schwachen, unbestimmten und flüchtigen Wünsche bleiben ohne Kraft. Nur eine inbrünstige Sammlung und Uebung des Geistes vermag übernatürliche Wirkungen hervorzubringen.

Uebrigens ist die Dauer des Traumes, in den sich der mystische Denker vertieft, von keinem Einfluß. Oft haben heilige Asketen ihr ganzes Leben mit vergeblichen Betrachtungen in der Einsamkeit der Wälder und dem Schweigen der Klöster zugebracht, während zuweilen eine einmalige Verführung hinreichte, um den übermenschlichen Traum einer glühend frommen Seele zu verwirklichen. Die Stärke des Wunsches, die Kraft des inneren Aufschwungs sind allein entscheidend dafür.

Die Wahrheit dieser Glaubenslehre wird durch unanfechtbare Wunder bestätigt, von denen das folgende vielleicht eins der überraschendsten ist:!

### I.

Am Rande eines Waldes von hundertjährigen Cedern und Platanen befanden sich drei übereinanderliegende Teiche; langsam floß das Wasser

\*) Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen übersezt von M. Pillet.

von dem oberen nach den beiden unteren, und diese Bewegung war unter dem Reiz von Nymphäen, die auf der Oberfläche schwammen, kaum zu bemerken.

Der erste und kleinste der Teiche war fast ganz von den Zweigen der am Rande stehenden Bäume verdeckt. Auf dem Grunde entsprang eine unsichtbare Quelle, welche die drei Becken speiste und das Leben in ihren schläfrigen Wassern erhielt.

Tempel, Pagoden und langgestreckte Gebäude erhoben sich an den Ufern.

Das war das berühmte Lotuskloster, weithin bekannt, nicht nur in China, sondern bis in's japanische Reich, in's Land Korea und alle Theile des östlichen Asiens, wo das Licht des Buddha leuchtet. Eine fromme Schwesternschaft hatte sich hier niedergelassen, und in den mehr als zweihundert Jahren ihres Bestehens hatten Tausende von Geschöpfen, schwärmerische, nach dem Ideal dürstende Seelen, vom Leben verwundete Herzen, beschwerte Gewissen, daselbst das höchste Gut gefunden, nämlich das Vergessen, den tröstlichen Einblick in die Nichtigkeit alles Irdischen und jene gänzliche Auflösung der Sinne und des Gedankens, welche die erste Stufe zum himmlischen Nirvâna bildet.

Vor Zeiten hatte ein Wunder diesen Ort offenbar zu einer großen religiösen Niederlassung bestimmt. In einer klaren Sommernacht, wo der Mondschein so hell erglänzte, daß man die Sterne kaum zu unterscheiden vermochte, war Lotusamen vom Himmel in die unbeweglichen Wasser herabgefallen. In der Morgenfrühe des anderen Tages grünte und wuchs es üppig empor auf der durchsichtigen Fläche. Die Blätter entwickelten und entfalteten sich schnell, so daß vor Abend noch der ganze Wasserspiegel davon bedeckt war. Und als die Dämmerung kam und die Sonne hinter dem Horizont verschwand, erschlossen sich die Blüthen alle zugleich, den zarten, geheimnißvollen Duft ihrer rosigen Kelche zum Himmel emporhauchend.

Ein in großartigem Stile gehaltener, von Mauern umgebener Tempel war am östlichen Ufer des größten Teiches erbaut. Davor dehnte sich ein langer, marmorgepflasterter Hof aus, wo zahlreiche Brunnen ihr Wasser in bronzene Becken ergossen.

Von dem Eingange des Hofes aus sah man nur das Dach des Tempels, welches in der Mitte eingebogen war und sich an den Ecken wieder erhob. Es war mit blaugestrichenen Ziegeln gedeckt und von riesigen, goldenen Drachen auf der Höhe gekrönt. Dabei reichte es so tief auf die Erde hinunter und warf seinen Schatten so weit vor sich, daß man zuerst weder die Cedernsäulen, die das Gebäude umgaben, noch die hineinführenden Thore erkennen konnte.

Aber sobald man nahe kam, bis an den marmornen Unterbau, der den Tempel über den Erdboden erhöhte, erschien das ganze Innere des Heiligthums auf einen Blick durch die weiten, in die Säulenhalle hinausführenden Bogenöffnungen.

Unzählige Bildsäulen von Göttern und Halbgöttern erfüllten den Raum und beschworen vor den geblendeten Augen des Beschauers die Erscheinung jener höheren Welt herauf, wohin die vom Irdischen losgelösten Geister kommen, die lichtschimmernden Wesen, welche für immer von der Seelenwanderung der Menschen befreit sind.

Im Hintergrunde des Tempels, in geheimnißvoller Ferne, von bläulichen Rauchwolken, die ohne Unterlaß den Räucherpfannen entstiegen, umhüllt, erhob sich die riesenhafte Bildsäule des Buddha. In goldenem Glanze strahlte er, inmitten der anderen Götter, sie alle überragend, und erfüllte das Heiligthum mit seinem Geiste.

Um den zweiten Teich herum lagen Gebäude geringeren Ansehens; es war die Wohnstätte der Nonnen, deren Zellen in langer Reihe auf große Verandas mündeten, dann das Glockenhäuschen, die Reliquien-Schatzkammer und alle Wirthschaftsgebäude des Ordens.

Am Ufer des kleinsten Teiches endlich sah man nur eine einfache Pagode, in einem Gebüsch von Camilien, Azaleen und Mimosen versteckt.

Das Tempelchen war der Göttin Kuan-yn geweiht, „der gnadenreichen Göttin, der erhabenen Königin des lichten Himmels, der großen Herrin im weißen Kleide, der hohen, unbefleckten Göttin, der immer sanften, mitleidsvollen“. Ihr Bild allein befand sich darin; es war auf einen seidenen Vorhang gemalt, der an der Wand aufgehängt war. Es stellte sie in langen, weißen Gewändern dar, eine Lotusblume in der Hand, den Kopf von einem goldigen Schein umflossen, so wie sie vor Zeiten auf den azurblauen Fluthen des östlichen Meeres herangeschwebt war, um den Menschen Schmerz und Leid zu erleichtern mit dem Zauber ihres Denkens, der Sanftmuth ihrer Worte und der unendlichen Güte ihres Herzens.

Auf dem Boden steckte zu Füßen der Göttin ein Weidenzweig in bronzenem Kelche, der symbolische Zweig der heiligen Sprengungen, mit dem Kuan-yn die wohlthuenden Tropfen des göttlichen Nasses auf die dürstenden Seelen träufelt. Zwei rothe Wachskerzen, die auf dem Altar brannten, verbreiteten in der Capelle ein unbestimmtes, sanftes Licht, und der Duft der Magnolienblüthen in den geweihten Gefäßen vermischte sich mit dem Wohlgeruch des ewig brennenden Weihrauchs. Diese Capelle und das sie umgebende Camilien- und Azaleen-Gehölz schienen besonders zur Andacht aufzufordern, so ruhig, so schweigend geheimnißvoll war es hier.

Einen vorzugsweise heiligen Charakter trug auch der kleine Teich, in dessen Wassern die Pagode sich spiegelte. Die Gründerinnen des Klosters hatten ihn zu einem geweihten Fischbehälter gemacht, denn als der Buddha den Lotussamen hineinwarf, hatte er zweifellos die Absicht, daß man hier ganz besonders nach seiner Lieblingsvorschrift handeln sollte: „Eine Thräne und ein Lächeln habe stets für alle lebenden Geschöpfe; den niedrigsten Wesen, welche auf der Erde und im Wasser geschaffen wurden, versage nie

einen Gedanken der Liebe.“ Daher pflegte die Sorgfalt der Nonnen dajelbst alle Arten von Wasserthieren, Fische, Schildkröten, Kale und Schlangen. Jeden Abend trugen sie denselben ihre Nahrung hin, und dreimal im Jahre kamen buddhistische Priester in langer Procession, um ihnen Reiskuchen zuzuworfen, die wie die Sichel des Mondes, dem das Wasser geheiligt ist, geformt waren.

## II.

An einem Frühlingsabend erschien eine Jungfrau bei der Oberin des Ordens. Sie bat, sofort das Gelübde ablegen und ohne Noviziat das veilchenblau und weiße Gewand der Schwestern anthun zu dürfen. Sie hieß Leitsie und hatte kaum das achtzehnte Jahr erreicht.

Ein tragisches Geschick entriß sie, so jung noch, dem Leben in der Welt und führte sie in das Kloster. Schlag auf Schlag hatte sie getroffen; sie hatte den Vater verloren, den plötzliche Ungnade von dem Gipfel der Macht stürzte, und der ein allzu großes Glück mit seinem Kopf bezahlen mußte; dann beide Brüder, welche auf der Folter gestorben waren, weil sie die Verbrechen ihres Vaters nicht eingestehen wollten; die Mutter, die der Schmerz dahinraffte, und endlich sogar den Verlobten, den ein Verbannungsurtheil für immer in das öde Grenzland der Mandschurei verwies.

Ohne Stütze, ohne Familie, ohne Liebe, ohne jedes Band, das sie an die Erde fesselte, hatte die Waise einer Welt entsagt, die für sie nur noch Leid und Elend haben konnte, und im Lotuskloster eine Zuflucht gesucht.

Die ersten Eindrücke, welche sie hier empfing, waren sanft und wohlthuend. Nach soviel Angst und Schrecken, soviel Thränen und Prüfungen fand sie endlich den Frieden.

Die Schönheit der Lage, die schweigende Ruhe der Teiche und die Erhabenheit des Waldes übten einen günstigen Einfluß auf sie aus. In der vollkommenen Stille des Klosters, die kaum durch das Murmeln der Gebete unterbrochen wurde, konnte sie gleichsam hören, wie der scheinbar stockende Athem ihres Daseins sich wieder zu regen begann. Die stete Wiedertehr derselben Beschäftigung zu denselben Stunden regelte auch ihre Gedanken und den Pulsschlag ihres Herzens, und der Geist der sie umgebenden heiligen Dinge theilte sich nach und nach ihrer Seele mit und durchdrang sie mit seiner heiteren Klarheit.

Zwei Mal am Tage hielt man im großen Tempel den buddhistischen Gottesdienst. In langem Zuge traten die Nonnen durch die hinteren Thüren ein; sie nahmen in neun Reihen vor dem in Weihrauchwolken gehüllten Altare Platz, und auf ein Zeichen der Oberin begann die Feierlichkeit. Sie sangen Alle zusammen in leisem Tone die heilige Vitanei: „Heil Dir, o göttliche Perle, die Du im Lotus eingeschlossen liegst . . .“ Und dieses gemeinsame Heben und Senken der Stimmen klang wie der Flügelschlag eines Riesenvogels, der sich fortSchwingt.

In der Zeit zwischen den gottesdienstlichen Handlungen wurde Letzt-je in den Wahrheiten des buddhistischen Glaubens unterrichtet. Man sagte ihr, alle Wesen wären zum Sterben verurtheilt, und das Leben sei nur ein langsamer Tod; die Abgeschiedenen erwarte je nach Verdienst ein neues Geschick; die Bösen und die Verbrecher würden den Qualen der Hölle überantwortet; die große Masse der Menschen, deren Dasein trübe und mittelmäßig, ohne hervorragende Tugenden oder Laster verlaufen sei, müsse unter der Hülle eines anderen Körpers das irdische Joch wiederaufnehmen, während die durch Andacht und Leiden geläuterten Geschöpfe von der harten Nothwendigkeit des Wiedererstehens befreit seien und in den schimmernden Sphären der unkörperlichen Welt wohnten, und nur die auserlesenen der frommen Seelen, die sich, fleckenlos, von jeder Leidenschaft und jedem Wunsche frei, durch die Betrachtung zur höchsten Vollkommenheit des Geistes erhoben haben, in's Nirwāna gelangten und sich im Schoße des Unendlichen auflösten, wie eine Lampe, die sich nicht mehr entzündet. Man erklärte ihr, Milnthätigkeit und Keuschheit seien die vornehmsten Tugenden; man lehrte sie die drei Grade der Verückung, die vier höchsten Wahrheiten, die fünf Lebenswege, die sechs Formen der erhabensten Weisheit, die sieben heiligen Substanzen und die acht Stufen des freigewordenen Gedankens unterscheiden; endlich versicherte man ihr, die übernatürlichen Eigenschaften des Buddha seien zahlreicher, als das Unzählbare selbst. Und diese Glaubenslehren, diese Symbole, diese mystischen Formeln machten einen um so lebhafteren Eindruck auf ihre Einbildungskraft, als ihr junger Verstand nicht fähig war, sie zu begreifen.

Jeden Tag, um die Stunde, wenn die Sonne hinter dem Walde verschwand, wurden in dem Hauptsale des Klosters lange, gemeinsame Andachten gehalten. Schweigend kauerten die Nonnen auf den Matten, welche den Boden bedeckten, nieder und vereinigten mit Anstrengung alle ihre Gedanken auf einen Vers aus dem „Lotus des guten Gesetzes“, wie etwa auf den folgenden: „Alle Lagen des menschlichen Lebens sind eine Täuschung, ein Traum, gleich dem unsicheren Bilde des Mondes, welches vom Wasser zurückgeworfen wird,“ oder auf einen anderen: „Klammere Dich nicht fester an die Dinge dieser Erde, als der Wassertropfen am Blatte der Nymphäe hängt, denn Wünsche, Freuden, Reichthümer, die ganze Welt, — alles ist eitel.“ —

Die Wandfüllungen aus vergoldetem und gemaltem Lack, auf denen zuweilen die unbestimmten Blicke der sinnenden Schwestern hafteten, erläuterten im Bilde den inneren Traum, den ihr Geist verfolgte. Auf diesen Bildern entwickelte sich das ganze heldenhafte Dasein des Buddha, seine Geburt in dem blühenden Garten von Lumbinè, sein langes Einsiedlerleben in dem geheimnißvollen Walde zu Uruvilva, sein Eintreten in den Stand des Buddha unter dem Feigenbaum von Bôdhimanda, seine Wunder ohne Zahl, endlich sein Tod in Rucinagara und die Verbrennung seines

Körpers auf einem Scheiterhaufen von Sandelholz und Aloe, in Gegenwart der Dêvas und seiner Schüler. Da sah man auch die schimmernden Sphären abgebildet, wohin die höheren Wesen kommen, welche den bösen Traum des Daseins abgeschüttelt haben, oder Amita, Buddha's wunderbares Reich, wo die Natur mit Gold und Silber, mit Korallen, Perlen und kostbaren Steinen und mit unvergänglichen Blumen geschmückt ist, wo Wesen und Dinge stets rein und licht sind. Durch den Weihrauch hindurch stieg eine ambrastende Wolke zu dem Goldgrunde der Lackbilder auf und machte die schönen, frommen Träume, die auf den Wänden dargestellt waren, noch geheimnißvoller und unkörperlicher.

Diese gemeinschaftlichen Betrachtungen dauerten mehrere Stunden. Kein Ton störte die innere Sammlung. Kaum daß sich zuweilen ein Hauch erhob, so schwach, daß man im Zweifel blieb, ob es der gemeinsame Athem der Schwestern war oder das Gebetsmurmeln ihrer Seelen und der Aufschwung ihrer Gedanken. Die so verfließenden Stunden hatten für Lei-tse einen unaussprechlichen Reiz. Sie empfand einen so tiefen Frieden, daß sie sich wie durch ein Wunder an die Schwelle jener stillen, lichten Welt versetzt glaubte, wo der geläuterte Geist in dem gänzlichen Vergessen aller Leidenschaften Ruhe findet.

Wenn der Abend kam, kehrte Lei-tse allein in ihre Zelle zurück und betrachtete am offenen Fenster die Nacht, die hehre Nacht, welche den hundertjährigen Wald mit schwarzen Schattenschleiern bedeckte. Ein kühles, reines Lüftchen umschmeichelte ihr Antlitz, und eine Fluth frischen Lebens drang auf sie ein; der Dunst des schlafenden Hochwaldes erfüllte sie mit süßem Nausch; der weiche Gesang eines nächtlichen Vogels hallte in ihrem bewegten Herzen wieder, und eine ganze Welt von Erscheinungen und Düften, von Tönen und Bildern stieg in ihrer Seele auf, die, gestern noch so schmerz-erfüllt und wie entkräftet vom Unglück, sich nun wieder zu neuem Leben und Erblühen bereitete.

Aber dieser Friede ihres Herzens sollte nicht lange dauern. Es war eine kurze Frist, während welcher das bemitleidenswerthe Geschöpf nur dazu Kräfte gesammelt zu haben schien, um besser weiter leiden zu können. Eines Tages erwachte sie plötzlich, ohne Ursache, aus dem sanften, moralischen Schlummer, in den sie seit ihrem Eintritt in das Lotuskloster versunken war. Das Elend ihres Daseins, ihre verlorene Jugend, ihre geknickte Zukunft erschienen in einem einzigen Bilde vor ihrem geistigen Auge, und ein Angstschrei entrang sich ihrem Herzen.

Indessen hatte sich doch etwas in ihrem Schmerz geändert. Ein ganzer Abschnitt ihrer Vergangenheit war weit, weit zurückgetreten, hatte sich in Dunkel und Vergessenheit gehüllt und erschien ihr ebenso unbestimmt und schwankend, wie die goldigen Nebel, die sich des Abends über den Klosterteichen erhoben. Aber von diesem Erlöschen der traurigen Erinnerungen, von dieser Nacht, die sich in ihr Herz senkte, blieb nur eines



unberührt und stand hellbeleuchtet im Vordergrunde ihres Denkens, nämlich die erste Liebe, die sie zur Braut gemacht hatte, jene Liebe, die so hold erblüht war am Morgen ihres Lebens. Statt sich, wie früher, über alle Ursachen des Kummer, der sie allmählich getroffen, zu verbreiten, vereinigte sich nun ihr Schmerz auf einen Punkt und erschien ihr darum noch viel heftiger und unerträglich.

Die keusche Wehmuth der ersten Zeit, die fromme Ergebung ihrer Gebete machten von nun an einer verzweifeltsten Leidenschaft Platz. In ihrem Innersten erzitternd, wo das Leben zu lange gewaltsam unterdrückt worden war, dachte sie den ganzen Tag an den Geliebten und träumte des Nachts von ihm.

Die religiösen Uebungen, welche ihre Tage ausfüllten, die mystischen Gedanken, die man vor ihr entwickelte, die heiligen Symbole, welche sie umgaben, waren jetzt weit davon entfernt, sie zu trösten, und nährten nur ihren Schmerz, indem sie ihr inneres Elend klarer zum Bewußtsein brachten. Die Vorstellungen von vollkommenem Glück und ewiger Ruhe im Nirvāna, welche die buddhistischen Litaneien in ihr hervorriefen und welche sie früher so entzückt hatten, machten sie jetzt nur traurig, denn sie waren zu weitliegend, zu unausführbar, während ihr Kummer sie nie verließ und immer tiefer in ihre Seele drang. Und selbst jene vollkommene Seligkeit, die der Lohn der Frömmigkeit ist, erschreckte sie, denn sie konnte dieselbe nur erlangen, nachdem sie jeden Wunsch, jedes Gefühl und jede Erinnerung in sich erstickt hatte. Ein einziges Glück noch schien ihr begehrenswerth: mit Bewußtsein den heißgeliebten Bräutigam wiederzusehen, sei es auch nur für einen Augenblick, mit ihm einen letzten Kuß zu tauschen und einmal noch vor dem Tode ihre Seele mit der seinigen zu vermählen.

Besonders des Abends, während der langen gemeinschaftlichen Betrachtungen im großen Klostersaale, bemächtigte sich dieser Gedanke ganz ihres Geistes. Da saß Leatje, neben ihren Gefährtinnen niedergelauert, stumm und unbeweglich wie sie; aber sie war so weit entfernt von dem Gedankenkreise Jener, als lebte sie in einer anderen Welt, und ebenso unruhig in ihrem Gemüth und ihren Sinnen, wie Jene still und in Andacht vertieft.

Dann wurde das Trugbild ihres Herzens bestimmter und nahm vor ihren Augen eine feste Gestalt an. Durch die Weihrauchwolken sah sie den Geliebten sich von dem Goldgrunde der Lachwände abheben. Nun schien eine Liebkosung ihren ganzen Körper vom Kopf bis zu den Füßen zu durchschauern, und zitternd schwelgte sie im Anblick des Heißersehnten.

Aber das fortwährende Festhalten ihrer Gedanken auf denselben Punkt, der schwere Geruch der Duftwolken, welche den Saal erfüllten, die andauernde Unbeweglichkeit ihres Körpers betäubten sie endlich. Es summt ihr vor den Ohren; die Erschlaffung theilte sich ihren Gliedern mit, und eine seltsame Starrheit nahm ihr jedes Bewußtsein von der äußeren Welt und ihrem eigenen Denken.

An den folgenden Tagen traten ernstere Störungen ein. Sobald sie das geliebte Bild erblickte, erhob ein begeisterter Aufschwung ihre Seele und trug sie, wie mit starken Flügelschlägen, zu ihm hin. Aber plötzlich zog ein so scharfer, durchdringender Schmerz ihr Herz zusammen, wie wenn eine Saite in ihrem innersten Wesen zerrisse. Ihr Athem stand still; ihre Augen umflorten sich, und kalt und bewußtlos sank sie um. Als der Anfall vorüber war, blieb nur eine tiefe Erschlaffung zurück, die sich langsam in Wehmuth auflöste.

Eines Abends dauerte der Krampf fast eine Stunde. Einige Tage nachher erneuerten sich dieselben Zufälle und währten desto länger, je häufiger sie wurden; bald kamen sie täglich vor. Die mitleidigen Nonnen schrieben diese wiederholten Ohnmachten der Störung ihrer Gesundheit zu. Letztere bot in der That einen bejammernswerthen Anblick dar. Sie nahm fast keine Nahrung mehr zu sich; ihr Gesicht war mit tödtlicher Blässe überzogen und ihr Körper abgezehrt. Der Blick ihrer schwarz, untrübselten Augen schien sich in's Unendliche zu verlieren und hatte einen sonderbar sehnüchtigen Ausdruck; sogar der Ton ihrer Stimme war verändert und klang weich und seltsam. Wenn man sie in ihren langen, weißen, schlotternden Gewändern kommen sah, schien sie ein Geist zu sein, eine Traumgestalt, die zwischen Himmel und Erde schwebte.

Und wirklich lebte sie in einem immerwährenden Traume, welcher nur die Fortsetzung ihrer abendlichen Verzückungen war. Ueberall sah sie den abwesenden Geliebten und fühlte seine unsichtbare Gegenwart; sie führte eine stumme, entzückende Zwiesprache mit ihm und berauschte sich an dem Glauben, sich ihm vollständig hingegeben zu haben.

Ihr ganzes Leben ging in diesem Traume auf, so daß sie während der flüchtigen Augenblicke, wo sie zur Wirklichkeit zurückzukehren schien, gebrochen an Leib und Seele war, gleichgiltig gegen Alles und ohne die Kraft, zu fühlen, zu denken oder zu leiden. Ihr Traum war nur unterbrochen, das Erwachen bloß scheinbar, und ihr bewußtestes Leben glich einem tiefen Schläfe.

### III.

Inzwischen war der Herbst gekommen. Die Blätter hatten sich gelb gefärbt; Morgens und Abends wogte ein silberner Nebel über den Teichen, und graue Wolken eilten am blassen Himmel dahin. Die Erde hüllte sich in Wehmuth und Trauer.

Der Herbst brachte das jährliche Todtenfest mit sich.

Schon am Vorabende wurden kleine Tische mit Opfern, Blumen, Früchten und verschiedenen Speisen im ganzen Kloster aufgestellt, an den Eingängen des Tempels und der Pagoden, in den Gärten und am Ufer der Teiche; denn in den ersten Nachtstunden thun sich die Pforten des geheimnißvollen Reiches, wohin die Abgeschiedenen gehen, weit auf, und die

Seelen der Verstorbenen eilen voll Sehnsucht nach der Liebe und dem Gedenken der Lebenden hinaus.

Es war dies in ganz China und in allen Ländern buddhistischen Glaubens ein ernstes Fest, das wichtigste im ganzen Jahre. Es gab keine, wenn auch noch so bescheidene Pagode, welche es nicht prunkvoll begangen, keine noch so arme Familie, die nicht auf ihrem Hausaltare Wachskerzen, symbolische Speisen und Wohlgerüche aufgestellt hätte.

Im Lotuskloster gab das Todtenfest jedesmal Anlaß zu großartigen Ceremonien, bei denen eine außerordentliche Pracht zur Entfaltung kam. In feierlicher Procession wurde der heilige Schatz des Ordens, seine am meisten verehrten Reliquien, seine höchsten Götterbilder, seine kostbarsten gottesdienstlichen Gegenstände und alle Schätze religiöser Kunst, welche die Spenden der Gläubigen und der Kaiser dajelbst angehäuft hatten, um die Teiche und Pagoden herumgetragen. Eine ungeheure Menschenmenge eilte, um dies zu sehen, aus den nachbarlichen Orten und von weiter her, fünfzig Meilen in der Runde, herbei. Im Tempel wurde vom Tagesanbruch bis zum Abend ohne Unterbrechung Gottesdienst gehalten und das ganze Volk zugelassen, um sich daran zu betheiligen.

Aber zu der Capelle der Kuan-yn hatten nur die Nonnen Zutritt. An diesem Tage wurde die Göttin mit besonderer Inbrunst angefleht, denn ihr allein, ihrer barmherzigen Vermittelung bei dem Beherrscher des Todtenreiches verdanken die Seelen der Abgeschiedenen die Gnade, einmal im Jahre ihren höllischen Aufenthaltsort verlassen und unsichtbar und schweigend zum irdischen Licht zurückkehren zu dürfen.

Diese Feierlichkeiten waren für Lei-tse eine heilsame Ableitung, wenn sie sie auch mit Trauer erfüllten. An Stelle des einen Traumes, der sie in der letzten Zeit beherrscht hatte, trat von Neuem das ganze düstere Bild der Vergangenheit; mit schmerzlichem Erstaunen sah sie die Erinnerungen eine nach der anderen wieder vor sich aufsteigen, und ihr bedrücktes Herz floß in Thränen über.

Drei Stunden lang kniete sie vor dem Altar, den sie den Manen ihrer Eltern errichtet hatte. Sie opferte ihnen abwechselnd den kräftigen Geruch der heiligen Speisen, das Aroma der Herbstfrüchte, den Wohlgeruch des Thees, den geistigen Gehalt des Reisweines, den Duft der Magnoliensblüthen, welche die Bronzefasen füllten, und endlich den Rauch der Gold- und Silberpapiere, die sie auf dem Kohlenbecken entzündete, wo Weihrauch und Benzoe brannten. Sie betete aus tiefster Seele zum göttlichen Buddha, zu Kuan-yn, der barmherzigen; sie flehte sie an für ihre Vorfahren, für ihren Vater und ihre Brüder, denen ein ungerechtes Urtheil mit dem Leben auch eine ehrenvolle Bestattung genommen hatte, endlich für ihre Mutter, die gleichfalls nur elend und heimlich begraben worden war. In ihre Rührung mischten sich unbestimmte Vorwürfe, denn sie fühlte, daß sie zu früh der Ihrigen vergessen hatte über der einzigen Erinnerung, welche all ihr Denken gefangen hielt.

Bei der Pagode der Kuan-yn, unter den Camilien und Azaleen, war ein besonderer Altar aufgestellt. Er war für die Seelen der Verstorbenen bestimmt, die nicht bestattet worden waren, weil sie keine Angehörigen hatten, oder diese sie schmähslich im Stich ließen, arme, angsterfüllte Seelen, welche ohne Haß und ohne Hoffnung in der unsichtbaren Welt umherirrten und niemals Ruhe fanden. Nur die Frömmigkeit der Klöster öffnete ihnen einen Zufluchtsort während dieses Tages, der für alle anderen Abgeschiedenen so schön war.

Der Gedanke, daß die Seele ihres Geliebten vielleicht unter der Zahl dieser Unglücklichen wäre, daß er in der Ferne allein und verlassen gestorben sein könnte, daß sein Leichnam ohne die Ehren der Bestattung auf fremder Erde läge, stieg plötzlich in Lei-tse auf und erschütterte sie so heftig, daß sie unbeweglich und fast leblos hinsank. Als sie in ihrer Zelle, wohin sie getragen worden war, wieder zu sich kam, fühlte sie sich so schwach, so losgelöst von der Welt, daß sie zu sterben glaubte.

Gegen Abend trat ein heftiges Fieber ein. Ihre Sinne erwachten einer nach dem anderen wieder und zwar schärfer als gewöhnlich. Durch das geöffnete Fenster drangen ihre Blicke bis in unermessliche Weiten des Himmels; Myriaden von Sternen erschienen ihr deutlich erkennbar, und die Helligkeit des Mondlichtes, das ihre Zelle durchfluthete, war so strahlend, daß ihre Augen sie kaum zu ertragen vermochten. In der Stille, welche zu dieser späten Stunde das Kloster erfüllte, glaubte sie tausend zarte Töne zu vernehmen, deren Ursache oder Richtung sie nicht angeben konnte.

Plötzlich erschien, einige Schritte von ihr entfernt, eine dämmerige Gestalt vor ihren Augen; ein Geist näherte sich ihr mit weichen, schmiegsamen Bewegungen, als glitte er auf den Strahlen des Mondes heran; die goldene Lotusblume glänzte zwischen seinen Fingern.

Und ihr nahe tretend, redete er sie mit gebieterischer Stimme an, so leise jedoch, daß kein Hauch seine Lippen bewegte. „Komm,“ sagte er, „Komm! Diese Nacht schweben Tausende von Geistern Verstorbener im Weltenraum und mit ihnen auch alle Seelen, welche sich durch die Gnade eines höheren Glaubens oder durch die Prüfungen eines großen Kummeres von der irdischen Wirklichkeit frei gemacht haben. Komm! Diese Nacht ist voll von Geheimnissen, voll von der Liebe des Buddha; die Lotusblüthen haben heute Abend ihren reinsten Wohlgeruch ausgeströmt, und die Wege des Himmels sind davon durchduftet. Komm mit mir!“ Bei diesen Worten ergriff Lei-tse eine sonderbare Verwirrung, sanft und doch mächtig zugleich; ihr Athem flog, jeder Nerv erzitterte, und ihr Herz floß über. Eine Verzückung besiel sie, und mit einem Seufzer entfloß die Seele dem Körper. . . . Sie wurde so leicht, wie das verdunstende Wasser, so durchsichtig, wie ein Hauch. Dem geheimnißvollen Rufe des göttlichen Genius gehorchend, ging sie willenlos auf ihn zu; er faßte sie in seine Arme und trug sie fort in die Lüfte.

Er hob sie zuerst hoch in die bläuliche Helle des nächtlichen Himmels und schwebte einen Augenblick über dem Kloster, wie seines Weges unsicher; dann zog er sie schnell dem Norden zu.

Unter ihnen verschwanden Hügel, Thäler, Wälder, Reisfelder, Dörfer und Städte im Dunkel.

Bald erschien ein großer Fluß, der die Ebene durchschneitt; schimmernd im Glanze des Mondes und die glitzernden Strahlen der Sterne tausendfach zurückwerfend, wand er sich, einer riesenhaften Silbersehlange gleich, zwischen seinen Ufern dahin. Der langgezogene Gesang eines Fischers stieg zum Himmel empor, wie eine einsame Klage der Nacht.

Und Hügel, Wälder, Reisfelder folgten fort und fort.

Ganz weit nach Osten zu erscholl ein dumpfes Geräusch in rhythmischem Tonfall, ähnlich dem mächtigen, regelmässigen Athmen eines schlafenden Ungeheuers, und salzige Dünste schwebten in der Luft.

Aber langsam verlor sich dieses Geräusch in der Weite, und über sandige Ebenen ging nun der Flug der Geister.

Als sie sich der Erde näherten, erschien plötzlich eine ungeheure, von drei Mauern umschlossene Stadt; herrliche Alleen durchschnitten sie nach allen Richtungen, und Hunderte von Tempeln und Palästen überragten die Häuser. Im Mittelpunkt bildeten Gebäude von außerordentlicher GröÙe, deren vergoldete Dächer unter den Strahlen des Mondes zauberhafte Lichter warfen, gleichsam eine Stadt für sich. Ein großer Park mit Riosks und Pagoden dehnte sich ringsherum aus und umschloß einen bläulich schimmernden See, auf dessen Oberfläche Nymphäen träumten. Wohlklänge, Düfte, Festesstimmen stiegen von diesem märchenhaften Orte empor.

Durch die Geschwindigkeit ihres Fluges erschöpft, flüsterte Lei-tse: „Ist hier das Ziel unserer Reise? Bleiben wir hier, oder wohin führst Du mich?“ Aber schon hatte der Genius sie mit einem Flügelsschlage höher in die Lüfte erhoben. „Nein, laß uns weiter fliehen; diese Stadt ist Peking, dieser Palast die geheimnißvolle Wohnung des Himmelssohnes. Unter den Dächern dieses Prachtgebäudes verbirgt sich mehr Sorge und Elend, als an irgend einem anderen Orte der Welt . . . Die Nacht enteilt, der Tag steigt bald herauf, und wir müssen noch weite Strecken durchfliegen, denn hier ist erst die große Mauer.“

Sie bemerkten nun eine lange Linie von Steinen, welche über Klüfte und Flüsse fortließ und sich in der Ferne in der Wüste verlor, die den Horizont abschloß. Auf die sandigen Ebenen folgten jetzt Wälder von Tannen und Lärchenbäumen. Die blasser Scheibe des Mondes stand noch am Himmel, aber die flammenden Sterne waren alle erloschen. Die Luft wurde kalt; ein rauher, schneidender Wind segte massige Wolken vor sich her, und große Flüge von Sperbern zogen nach dem Süden.

Als der erste Schein der matten Morgendämmerung den Himmel zu färben begann, hielt der Genius still. Er ließ sich langsam zur Erde nieder,

wo einige ärmliche Häuser zwischen Festungsmauern und einem schon zu Eis erstarrten Fluß zusammengedrängt lagen. Jenseits dehnten sich endlose Ebenen, über welche der Schnee ein ungeheueres, weißes Leichentuch breitete. Das Dämmerlicht ließ das trostlose Land noch wilder und düsterer erscheinen. Es war die südliche Grenze der Magdichurei.

Dort ruhte in einer elenden, zerfallenen Hütte auf ärmlichem Bette der verbannte Bräutigam Lei-tjes. Von Allen verlassen, in seinen Hoffnungen betrogen, der Liebe beraubt, hatte er zu viel gelitten und weder die Kraft, noch den Willen, zu leben. Seit seiner Ankunft in dieser Gegend verzehrte ihn ein schleichendes Uebel, und der Tod ergriff langsam Besitz von seinem Körper. Am vorhergehenden Abend hatte sich sein Zustand unerwartet verschlimmert; jetzt athmete er kaum noch, und seine trübe gewordenen Augen sahen das Licht nicht mehr. Aber die Flamme des Gedankens brannte noch in seinem Innern; im Todeskampfe träumte er von Lei-tje und rief sie herbei mit der ganzen früheren Leidenschaft seiner Sehnsucht.

Sie trat plötzlich ein, drückte ihre blassen Geisterlippen auf den fahlen Mund des Sterbenden und fing seinen letzten Athemzug in einem Kusse auf.

Als er verschieden war, stiegen ihre endlich vereinten Seelen zusammen zum Himmel empor und erhoben sich über die Grenzen des sichtbaren Weltalls hinaus, bis in die idealen Regionen des unendlichen Aethers. Eine neue Welt öffnete sich ihnen jetzt, die unförperliche Welt, wo die seligen Wesen wohnen, die ihre irdische Hülle abgestreift haben, jene lichtschimmernde Welt, welche nur noch von der Sphäre des unbeschränkten Nichts, des göttlichen Nirwāna überragt wird. Sie hatten für immer das jenseitige Ufer des Thränenmeeres erreicht, und ihre irdischen Prüfungen ließen kaum noch eine Erinnerung zurück.

#### IV.

Der Körper Lei-tjes, welcher im Lotuskloster geblieben war, lebte unterdessen weiter. Er athmete, stand auf, ging; er setzte seine gewohnten Beschäftigungen fort, das Niederknien im Tempel, den langen Aufenthalt im Betsaale, die einsamen Spaziergänge am Ufer der Teiche. Aber eine tödtliche Mäße lagerte auf Lei-tjes Antlitz; ihre Brust hob sich kaum; ihre erloschenen Augensterne hatten kein Leben mehr; ihre Stimme entrang sich den schmalen Lippen wie ein Hauch, und ihre Worte hatten keinen Sinn; ihr Gang und ihre Bewegungen waren seltsam zögernd und unbestimmt. Sie schien einer wunderbaren, geheimnißvollen Macht zu gehorchen.

Dieser merkwürdige Zustand dauerte neun Tage.

Einige ihrer Gefährtinnen versicherten, sie sei irrünftig geworden; andere behaupteten erschrocken, es wäre der Geist einer vor Zeiten im Kloster gestorbenen und nicht vorschriftsmäßig begrabenen Nonne, der zwischen den Tempeln umherirre.

Endlich, am Morgen des zehnten Tages, fand man diesen seelenlosen Körper kalt und starr für immer.

Man bereitete die Leiche nach den kirchlichen Vorschriften zur Bestattung vor. Die Verstorbene wurde mit einem neuen Gewande aus weißer Wolle bekleidet, die sorgsam geflochtenen Zöpfe mit Schildpattnadeln oben auf dem Kopfe befestigt und die Fingernägel in lange, silberne Scheiden gesteckt. Dann legte man weiße Schminke auf die abgezehrten Wangen, etwas Roth auf die Lippen und zog einen blauen Strich über die Spitze des Kinns. Nun wurde die Todte in zwei Leichentücher gehüllt und in einen Cedernsarg gebettet, in den man noch Lotusblüthen und Weidenblätter streute.

Den anderen Tag wurde der Leichnam Leitjes nach dem azaleenbewachsenen Friedhof des Ordens gebracht, der von seiner Höhe herab das Kloster und die Leiche beherrschte.

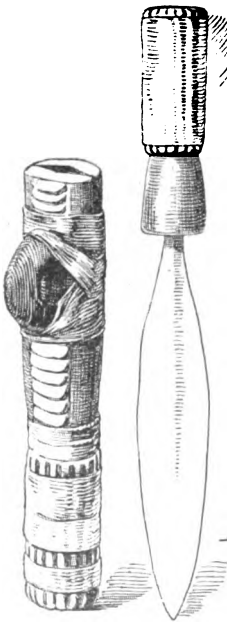
Während der Feierlichkeit traten merkwürdige Erscheinungen ein, welche die Anwesenden mit Entsetzen erfüllten. Die Gold- und Silberpapiere, die man entzündete, um die bösen Geister zu besänftigen, verzehrten sich ohne Qualm; die Weihrauchstäbe verbrannten ohne Geruch, und die Kerzen erloschen sofort, ohne daß ein Hauch die Luft bewegt hätte.





## Illustrierte Bibliographie.

**Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika.** Ein Reisebericht mit Beiträgen Dr. Emin Paschas und in seinem Auftrage geschildert von Dr. Franz Stuhlmann. Im amtlichen Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben. Mit 2 Karten, 2 Porträts, 32 Vollbildern und 270 Textillustrationen von W. Kuhnert u. a. Berlin, Geographischer Verlag von Dietrich Reimer (Hoefer & Bohsen).



Doch aus Unhamwösi.

Längst hat man sich darein gefunden, die anfangs mit mitfühlendem Zweifel aufgenommene Kunde vom tragischen Ende unseres hochverdienten, edlen Landsmannes Emin Pascha als eine unabänderliche Thatsache hinzunehmen. Seit Ende September v. J. mußte den eingegangenen Nachrichten zu Folge die leiseste Hoffnung aufgegeben werden. Noch stand Alles unter dem Eindruck der Trauerkunde, als der Begleiter Emin's auf dessen letzter, im Auftrage des Deutschen Reiches unternommener Reise, Lieutenant Dr. Franz Stuhlmann, in einem umfangreichen Werke die Ereignisse und Resultate jener Reise vorlegte und zu geeigneter Stunde uns das Charakterbild des merkwürdigen, lange Zeit so schwer verkannten Mannes warm und unbefangen vorführte. —

Am 5. December 1889 hatte Emin Pascha, wie bekannt, mit seinem „Netter Stanley“ die ostafrikanische Küste erreicht, am 26. Februar 1890 ward er, der fortan seine Kräfte seinem Vaterlande zu widmen beehrte, commissarisch in den Dienst des Auswärtigen Amtes gestellt. Major von Wikmann trug ihm zunächst eine gänzlich unabhängige Stellung an, in der er direct dem Auswärtigen Amt unterstehen sollte. Es kennzeichnet ebenso wohl Emin's Selbstverleugnung, wie seine Einsicht, daß er sich selbst trotzdem dem Reichscommissar unterstellte. Am 26. April 1890 brach die große, von der deutschen Regierung ausgerüstete Expedition unter Emin's Leitung nach dem Nyansa auf, der Dr. Franz Stuhlmann seitens des Reichscommissars beigegeben war. Außerdem befanden sich



— freilich nur für kurze Zeit — Freiherr von Bülow und Lieutenant Langheld bei der Expedition. Schon am 6. August — nachdem man über Mpwäpwa Tabóra erreicht hatte — mußte v. Bülow krankheits halber nach Urambo gehen, um dort seine Ge-

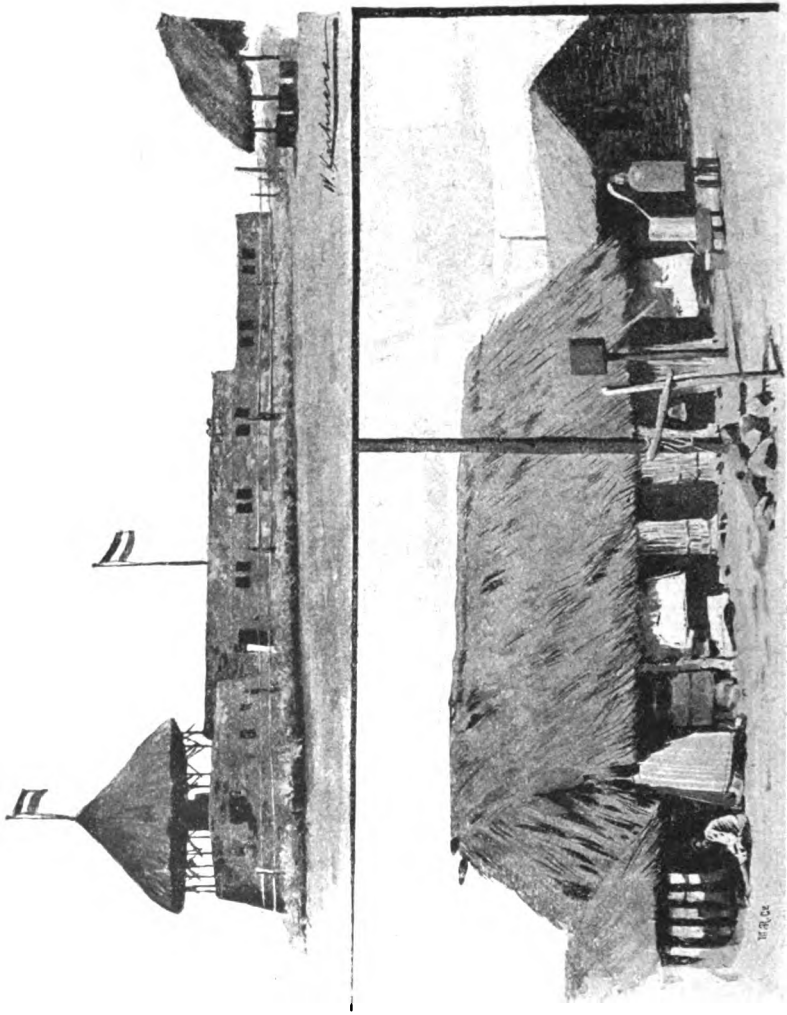


Shabane-Frauen.

Aus: „Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika.“ Von Dr. Franz Stuhlmann.  
Berlin, Dietrich Reimer (Goeser & Bohlen).

nung abzuwarten. Und Lieutenant Langheld, der auch mit Krankheit zu kämpfen gehabt, wurde am 20. August mit Sergeant Kühne und der Hälfte der Soldaten nach Urambo geschickt, um einem etwaigen Angriff der Wangoni entgegenzutreten. Emin gedachte nachzufolgen und über Urambo zum Nyanza zu marschieren, aber Nachrichten

von der Mission am Südenbe des Nyanja, die durch die Unruhen in Uganda, wo englische Wühlereien stattfanden, bedroht war, veranlaßten Emin, unverzüglich zum Nyanja aufzubrechen, nachdem er alle entbehrlichen Soldaten Langheld zugefandt und diesen beordert, ihm nach Erledigung seiner Aufgabe in Urambo über Uffongo nachzueilen. Von nun an war Stuhlmann der einzige Europäer, der mit Emin Pascha gemeinsam Noth und



Station Urambo im Jahre 1890. Gef. verfertigt.  
Aus: „Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika.“ Von Dr. Franz Stuhlmann. Berlin, Dietrich Reimer (Voelker & Wobst).

Gefahren bestand. Am 10. December 1891 war es, im Lager von Udüffuma, als auch diese beiden Männer von einander Abschied nahmen. In der Karawane waren nämlich die Vöcker ausgebrochen, und Stuhlmann mußte auf Emin's nachdrücklichen Befehl — obwohl widerstrebend — mit dem größeren, gesunden Theil der Expedition allein den Rückmarsch antreten. Stuhlmann umging — zum zweiten Male — den Albert-Schwarz-See, marschirte durch Ngóro-ro-Karagwe bis zum Nyanja, ging um das Südwest-Ende

des Nyansa, und nach einem längeren Aufenthalt in Bukoba, wo er die Station übernahm und Nachrichten vom Pascha erhielt, gelangte er nach Zrangi und von da durch das südliche Massai-Land zur Küste. —

Die letzten Schicksale Emin Paschas lassen sich nach dem, was bekannt geworden, in folgender Weise feststellen:

Am 9. März 1892 zog er von Undussuma ab und mußte bei den Mangoma am Bisgah-Berge bis zum 29. Mai bleiben. Dann zog er über Spurungu und Indekaru nach Ipoto, der Niederlassung von Kilongalanga, und von dort brach er am 1. August zu den Malumbi auf. Von den Malumbi aus überschritt er den Lindi-Fluß und kam am 12. October 1892 in Mnymsma an. Sechs Tagemärsche nachdem er von hier aufgebrochen, also etwa am 20. October 1892 ist Emin ermordet worden, wahrscheinlich von seinem Führer Smälli. —

In den Rahmen dieser Reisebeschreibung sind eine Fülle von werthvollen geographischen und ethnographischen Mittheilungen eingefügt. Von Emin Pascha selbst rühren folgende Capitel her: „Bericht über die Ereignisse der Aequatorialprovinz vom Abmarsch der Stanley'schen Expedition,“ „Die A-lur“, „Land und Leute in Watula“. Außerdem beruht Cap. XIII., das die Ereignisse im Lager von Undussuma und die Verhandlungen Emin Paschas mit den Sudanesen schildert, zum Theile auf dem Dictat Emin's.

Das noch unverarbeitete wissenschaftliche Material der Expedition und anderer Forschungs-Expeditionen in Ost-Afrika, insbesondere Anthropologie, Ethnographie, Zoologie, Botanik und Meteorologie wird in gesonderten Abhandlungen als Folgebände des gegenwärtigen ersten Bandes unter dem Sammeltitle Deutsch-Ost-Afrika der Oeffentlichkeit übergeben werden.

Die Routenkarten, von Dr. Kiepert construirt, sollen nachträglich in nicht zu langer Zeit erscheinen. Das zu umfangreiche Material konnte nicht zugleich mit dem Reisebericht fertig gestellt werden. An ihrer Stelle bietet das Werk eine Uebersichtskarte, in der die

Route der Expedition eingetragen wurde, und eine ethnographische Karte, die die Resultate der auf der Expedition unternommenen Studien



Salin von Dar-es-Salaam.  
Aus: „Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika.“ Von Dr. Franz Stuhlmann. Berlin, Dietrich Reimer (Götsche & Robsen).

anzeigt und als erster Versuch dieser Art, trotz mancherlei Mängel, die bei einem solchen ja unvermeidlich sind, freudig zu begrüßen ist. Derselben sind auch eine geologische Karte, eine Uebersicht über die annähernde Bevölkerungsichtigkeit und über die wichtigsten Culturen beigelegt.



Wasserpfeife  
aus Kalebasen-Kürbis  
für Tabak und Hanf.

Das Werk ist mit den Portraits Emin Paschas und Stuhlmanns und mit zahlreichen, vortrefflichen Illustrationen geschmückt, die Ausstattung ist überhaupt eine in jeder Hinsicht glänzende, die dem innern Werthe des Werkes entspricht. — 1 —

## Jahresberichte für Literaturgeschichte\*).

Die anwachsende Forschung auf dem jungen Gebiete der Deutschen Literaturgeschichte hat bereits das Bedürfnis nach einer Zusammenfassung der Ergebnisse und übersichtlichen Gruppierung der Quellen gezeitigt. Drei jüngere Gelehrte haben nach dem Muster der Jahresberichte für die Geschichtswissenschaft, die seit bald einem Jahrzehnt J. Jastrow herausgibt, diese Arbeit unternommen, und die erste Probe, die sie dem Leser vorlegen, ist ein Zeugnis wissenschaftlichen Ernstes und glücklichen Organisationstalentes. Die Herausgeber haben für jedes Einzelgebiet hervorragende und für den besondern Zweck ihres Werkes geeignete Mitarbeiter gefunden, und eine geschickte Redaction hat der Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Verschiedenartigkeit seiner Verarbeitung eine genügende Einheitlichkeit zu geben verstanden. Sicher werden die folgenden Bände in allen Theilen Verbesserungen zeigen. Denn bei Arbeiten dieser Art führt erst langjährige Erfahrung zur Vollständigkeit und zur glücklichen Bemessung des Nothwendigen. Man kann das Gebiet der neueren deutschen Literaturgeschichte enger und weiter fassen, als die Herausgeber. Hier ist ein Feld für Meinungen. Man wird nicht verlangen können, daß die drei Herausgeber nur genau die Grenzen inne halten, die man etwa selbst für die richtigen ansieht. Und sie sind eher zum Nutzen ihres Werkes über die Grenzen hinausgegangen, die die meisten Beurtheiler ihnen setzen werden, als daß sie sie zu eng gezogen hätten. Das Wesentliche ist, daß das Gebotene nach Form und Inhalt gut ist.

Einer fachmännischen Kritik, die den einzelnen Capiteln eine strenge Nachprüfung widmen würde, stände es zu, Ausstellungen im Einzelnen zu machen. Wer einem größeren Leserkreis über das Gesamtunternehmen zu berichten hat, kann nur Lobendes sagen. —

Das Werk ist zunächst für die engeren Kreise bestimmt, die sich der Erforschung und Darstellung der deutschen Literaturgeschichte widmen. Einzelne Abtheilungen, wie die „Geschichte der Deutschen Philologie“ (von Regierungsrath Dr. Anton E. Schönbach), die „Poetik und ihre Geschichte“ (von Dr. Richard Maria Werner), „Schrift- und Buchwesen“ (von Dr. Karl Kochendörffer) u. a. sind mehr für den gelehrten Leser; Uebersicht aber, wie „Culturgegeschichte“ (von Dr. Richard M. Meyer), „Drama“ (von Dr. Alexander von Weilen) und all' die Capitel, die sich auf die Herden der deutschen Dichtung beziehen, wenden sich an weitere Leserkreise. Die „Geschichte des Unterrichtswesens“ (von Dr. Karl Kehrbach), die „Literatur in der Schule“ (von Dr. Rudolf Lehmann) u. a. greifen weit über das Gebiet der neueren deutschen Literaturgeschichte hinaus und werden Forscher und Leser auch anderer Richtung befriedigen.

Die Jahresberichte umfassen die Literatur von der Zeit der Reformation bis auf unsere Tage. Sie gliedern sich in einen Allgemeinen Theil und in drei fernere Abtheilungen nach Zeitabschnitten:

- 1) von der Mitte des 15. bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts,
- 2) vom Anfange des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts,
- 3) von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.

---

\*) Jahresberichte für Neuere Deutsche Literaturgeschichte. Unter ständiger Mitwirkung von: J. Volke, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, O. Harnack, A. Heußler, G. Kauer, K. Kehrbach, K. Kochendörffer, A. Köster, E. Kühnemann, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, W. Michels, F. Muncker, E. Naumann, D. Pntower, A. Reifferscheid, G. Röhre, A. Sauer, W. Schlenker, Erich Schmidt, A. E. Schönbach, Gm. Schröder, G. Steinhausen, Ph. Strauch, W. Valentin, W. v. Walberg, D. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti, R. M. Werner, herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamarolski. 1. Band (Jahr 1890). Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlags-handlung.

Innerhalb dieser Hauptrubriken wird die Epik, das Epos, das Drama, die Didaktik gesondert abgehandelt, den überragenden Persönlichkeiten der Zeit wird ein eigenes Capitel gewidmet, so Luther (von Dr. Gustav Kaverau), Klopstock und Wieland (von Dr. Franz Muncker), Herder (von Dr. Ernst Raumann), Goethe (von Dr. Ludwig Geiger, Dr. Otto Pultow, Dr. Erich Schmidt und Dr. Otto Harnack), Schiller (von Dr. Albert Köster); Lessing soll im nächsten Jahrgang von Dr. Erich Schmidt behandelt werden. Die geistigen Strömungen der drei angelegten Perioden werden ebenfalls gesondert betrachtet: Reformations-Literatur (von Dr. Victor Michels), Humanisten und Neulateiner (von Dr. Max Herrmann und Dr. Siegfried Szamatolski), Romantik (von Dr. Oskar F. Walzel) und das Junge Deutschland (von Dr. Ernst Elster).

Den Theilen des Werkes, die wir sorgfältiger gelesen haben, ist Genauigkeit, Vollständigkeit und Klarheit in allen Angaben nachzurühmen. Auch die drei Register sind gut angelegt und erleichtern die Benutzung des werthvollen Buches.

Das Ganze ist die edle Frucht ernstes Gelehrtenfleißes und streng methodischer Arbeit. R. L.

## Illustrierte Musikgeschichte.

Von Adalbert Svoboda. Mit Abbildungen von Max Freiherrn von Branca. II. Band. 2. Auflage. Stuttgart, Verlag von Carl Grüninger.

Der zweite Band der Svoboda'schen Musikgeschichte behandelt die Tonkunst des Mittelalters und der Renaissance bis zur Gegenwart und schließt somit das vortreffliche Werk ab. Die Vorzüge, die wir f. Z. dem ersten Bande nachrühmen konnten, eignen auch dem zweiten, der naturgemäß durch seine Beziehungen auf die lebendige Gegenwart bei dem Gros der Leser und Musikfreunde noch höheres Interesse erregen muß. Auch hier hat wieder der Verfasser die Musik im Zusammenhang mit anderen Culturzweigen behandelt, ihre Stellung zur Religion, ihre Beziehungen zur bildenden Kunst und vor Allem ihr enges Verhältniß zur Poesie, speciell zur Volksdichtung. Nachdrücklich weist er auf die fundamentale Bedeutung des Volksliedes, der Volksweisen hin, die in gleichem Maße Vorbilder für das Kunstlied lieferten, wie das weltliche Lied der Mutterboden für das Kirchenlied war. Sehr interessant und unterrichtend sind auch die Abschnitte, in welchen die Rolle der Musik im öffentlichen und geselligen Leben, ihr Einfluß auf das selbst dargelegt wird, so in den Capiteln: „Höfisches Leben und dessen Beziehungen zur Tonkunst im 12. und 13. Jahrhundert“, „Musik und Tanz als Ausdruck der Festfreude“, „Hausmusik im 16., 17. und 18. Jahrhundert“ u. s. w. Hochinteressant ist, was der Verfasser in dem letzterwähnten Capitel über die contrapunktische Meisterschaft eines Michael Prätorius, über die tonmalerischen Versuche des 15. und 16. Jahrhunderts berichtet. In den folgenden Capiteln behandelt der Verfasser „Die musikgeschichtliche Bedeutung der Niederländer“, „Die Instrumentalmusik im 16. und 17. Jahrhundert“, „Die deutschen, englischen und französischen Operncomponisten“.

Den Tonhelden von J. S. Bach und Händel bis zu Wagner und Brahms sind selbstständige, ihrer verschiedenen Bedeutung entsprechend mehr oder minder eingehende Capitel gewidmet. Svoboda charakterisirt nicht nur den Tonkünstler, sondern auch den Menschen, wobei sein Streben nach einer objectiven Würdigung des Einen wie des Andern jeden von vorgefaßten einseitigen Meinungen freien Leser wohlthuend berühren muß. Svoboda steht nicht auf dem Standpunkt, daß das Genie ein Freibrief sei für sittlichen Defect; und wenn er auch der Eigenart eines Jeden gerecht zu werden und bloße menschliche Schwächen zu erklären und zu entschuldigen bereit ist, so tadelt er bedenkliche Charakterfehler mit ehrlichem Freimuth. Dies zeigen namentlich die Abschnitte über Gluck und Richard Wagner. — Die hervorragenderen Tonkämpfungen dieser Meister werden auf ihren Werth und ihre Bedeutung untersucht, wobei gelegentlich gewisse Interpretationen, die dem Hineingeheimnissen ergeben sind oder das Gras wachsen hören, mit feiner Ironie abgeführt werden. Dem laubläufigen Urtheil schließt sich der Verfasser keineswegs an; so läßt er z. B. einerseits den Verdiensten Meyerbeers, den herabzusetzen jetzt Mode geworden ist, bei allen Ausstellungen doch volle Gerechtigkeit widerfahren, und unterwirft andererseits die Werke Wagners, die eine eingehende

Analyse erfahren, einer strengen Prüfung, welche, unbekümmert um die Gefühle der Wagnerianer sans phrase, neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten scharf kennzeichnet. Der Verfasser sieht den Höhepunkt von Wagners Schaffen im „Holländer“, „Lampenfänger“ und „Lohengrin“; seine Technik der Leitmotive und seine Abkehr von der Polyphonie hält er nicht für nachahmenswerth; seine „ewige Melodie“ charakterisirt er als ein Zurückgreifen nach dem dürrtigen Recitativ in den Anfängen der Oper. Daß diese Anschauungen und die Urtheile über Wagners spätere Werke (Tristan, Meisterfinger, Nibelungen, Parsifal) hie und da Widerspruch finden werden, darauf wird der Verfasser gewiß gefaßt sein.

Nicht nur gebildete Laien, sondern auch Fachmänner werden Svobodas Musikgeschichte mit Nutzen lesen; giebt er doch an verschiedenen Stellen Componisten höchst schätzenswerthe Winke und Anregungen, wie er auch auf Werke, deren Studium instructiv ist, aufmerksam macht. Er weist Opern- und Viedercomponisten dankbare Sujets nach und hat ein besonderes Capitel mythischen Stoffen, die sich zur Vertonung eignen, gewidmet. Dankbar werden auch die Hinweisungen auf Tonwerke, welche sich für häusliche Aufführungen besonders gut eignen, entgegengenommen werden. Besondere Anerkennung verdient die anmuthige, fesselnde Form, in der uns die Resultate eines mühevollen und ausgedehnten Quellenstudiums dargeboten worden. Der Verfasser hat es vortreflich verstanden, jeden trocken lehrhaften Ton zu vermeiden; und sein Streben nach Objectivität schließt keineswegs jene warme Hingabe an seinen Gegenstand aus, die den Leser wiederum erwärmt. Er findet für wahrhafte Größe des Genies wie des Charakters stets treffende, begeisternde Worte, und das ist wahrlich nicht das Geringste an einem Werke dieser Art, daß es nicht nur todttes Wissen überliefert, sondern Empfindung und Gefühl in Bewegung setzt und so eine lebendige Wirkung übt, die sich weiter fortpflanzen, Früchte tragen wird.

Der Band ist mit guten Portraits und zahlreichen von Max Freiherrn von Branca herrührenden Illustrationen versehen, die uns Musikinstrumente, musikalische Genrebilder u. v. f. vorführen. Dem Abschnitt über Volkspoesie sind eine Reihe erläuternder Notenbeispiele eingefügt.

Die nunmehr vollständig vorliegende „Illustrirte Musikgeschichte“ von A. Svoboda sei Musikkennern und Musikfreunden, überhaupt dem gebildeten Publicum warm empfohlen.  
W.

## Bibliographische Notizen.

**Geschichte der Philosophie** von Julius Bergmann. Zweiter Band, 2. Abtheilung. (Nach Fichte.) Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.

Der Schlußband des Werkes, dessen ersten Band und zweiten Band, 1. Abtheilung wir bereits an dieser Stelle besprochen haben, liegt nunmehr vor und entspricht im Allgemeinen unserem früheren Urtheile. Auch bei der Darstellung der Philosophie nach Fichte finden wir das Bestreben nach klarer, zusammenfassender Hervorhebung der Hauptgedanken, doch ist der Verfasser aufrichtig genug, bei Schelling und Hegel auf eine gewaltsame Construction des Dunkels und der Verwirrung zu verzichten. Der Bericht über die Schopenhauer'sche Ethik ist nicht einwandfrei. Wenn z. B. der Verf. sagt: „Auch das Mittelbild führt Schopenhauer im Grunde genommen auf den Egoismus zurück,“ so

beruht dies auf einem Uebersehen der Doppelsinnigkeit von „Egoismus“ als ethischem und psychologischem Terminus. Leider müssen wir unser Bekremden darüber verstärkt wiederholen, daß der Verf. der englischen Philosophie gekennntlich aus dem Wege geht. Auch der Lehre des Auguste Comte wird mit keinem Worte gedacht.  
H. S.

**Die Entstehung des modernen Frankreich.** Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. 3. Abt. 2. Abtheilung des nachrevolutionären Frankreich. Leipzig, Verlag von Abel u. Müller.

Der Abschluß des großen Werkes ist erreicht! Aber nicht, weil der Verfasser seine Arbeit gethan zu haben glaubte, sondern weil der unerbittliche Tod ihm die



Feder aus der Hand nahm. Ein schwerer Verlust für die ganze Wissenschaft!

Es wäre in diesem Augenblicke wohl angemessen, einen kurzen Gesamtblick auf die „Entstehung des modernen Frankreich“ zu werfen; aber da uns für diese Zeitschrift bloß die beiden letzten Bände zur Besprechung zugegangen sind, so bemerken wir nur, daß, wie im vorletzten Bande die politische und militärische Begründung des Napoleonischen Cäsarismus, so hier die geistige Beschaffenheit dieses Despotismus geschildert wird. Es handelt sich mit einem Worte um die Einrichtung von Kirche und Schule, ihre innere und äußere Organisation, um die Ziele und Aufgaben, die ein Napoleon ihnen gestellt hat, endlich um die Jüglinge, die aus diesen Instituten hervorgingen, wie um die Lehrer, welche auf vorgeschriebener Marschroute ihre Geisteskräfte in den Dienst von Schule und Kirche stellen mußten. In der That, wer den gewaltigen Korben nur als den politischen und militärischen Despoten, als den Ueberwinder und Tyrannen Europas zu schauen gelernt hat, der wird auf's Höchste erstaunt sein, zu sehen, wie sich auch in den Regionen des Geistes der Grundzug seines Wesens niemals verleugnet, wie er auch hier Alles commandiren, gleichmachen, gewissermaßen militärisch umformiren will. Und wozu das Alles? Einzig und allein, um die Geister so von Jugend auf zu beherrschen, daß sie sich willenlos seinem allmächtigen Einfluß beugen, daß sie sich bei dem Namen Napoleon gewissermaßen ehrfurchtsvoll verneigen und einstimmen in die nie verklingenden Jubelhymnen, die dieser Napoleonicultus von seinen Jüngern verlangt. Doch genug. Auf einem kleinen Raume läßt sich das bunte, vielgestaltige Bild unmöglich auch nur annähernd andeuten, das auf diesen Blättern dem Leser geboten wird. — „Eine solche erstaunliche Mosaikarbeit,“ sagt der Bearbeiter, „ist wohl nur selten vollbracht worden!“ Ganz gewiß. Aber die feinste Mosaikarbeit läßt doch die Nähte erkennen, wo die einzelnen Steine aneinandergefügt sind! Somit glauben wir im Gegensatz zum Uebersetzer, daß die ungeheuren „Materialienmassen“ doch nicht so verarbeitet sind, wie man es von einem Werke, das auch zugleich ein Kunstwerk sein sollte, verlangen muß. Doch dieser Vorwurf, der sich gegen die Composition allein richtet, kann natürlich die Bedeutung einer Arbeit nicht beeinträchtigen wollen, die im Uebrigen über jeden Zweifel erhaben ist. wd.

**Friedrich Ludwig Schröder.** Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte von Berthold Ritzmann. Zweiter Theil. Mit 4 Portraits in Hellogravüre. Hamburg, S. Vohs.

In diesem zweiten Theile führt der Verfasser seine Biographie des berühmten Schauspielers und Theaterleiters bis zum Jahre 1781, dem Todesjahre Lessings und zugleich dem Jahre, in welchem Schröder seine erste Direction in Hamburg abschloß und nach Wien ging. Dieser Theil umfaßt also eine für die Geschichte der Literatur und des deutschen Theaters höchst bedeutungsvolle Epoche, die der Verfasser mit eindringendem Verstandniß und in ungemein klarer und fesselnder Darstellung dem Leser vorführt. Auch die zum ersten Male veröffentlichten Bildnisse (Schröder, seine Frau, Dorothea und Charlotte Adernann) bilden eine höchst willkommene Beigabe zu dem lehrnwerthen Buche. dr.

**Lenz in Briefen.** Von Dr. F. Walbmann. Zürich, Stern.

Ein Isländischer Landsmann von F. M. R. Lenz hat in streng chronologischer Anordnung alle Stellen aus Briefen an, von und über Lenz zusammengestellt, die für die Lebens- und Entwicklungsgeschichte des hochbegabten, aber unglücklichen Dichters von Interesse sind. Gerade das rein objective Verfahren des Herausgebers macht die sorgfältige Sammlung zu einem sehr schätzbaren Hilfsmittel für die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. E.

**Vill's Bild,** geschichtlich entworfen von Graf F. v. Dürckheim. Zweite verm. Auflage von A. Vielschowsky. München, C. F. Ved. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einer Auslese aus Vill's Briefwechsel.

Im Jahre 1878 erschien die erste Auflage des Büchleins, in welcher ein Enkel von Elisabeth Schönnemann nach eigenen Erinnerungen, Familienüberlieferungen und Briefen ein historisch treues und doch zugleich pietätvoll gezeichnetes Bild von Goethe's „Vill“ entwarf. Die neue Auflage ist vom Herausgeber durch sachlich werthvolle Anmerkungen bereichert worden. P.

**Ehre ist Zwang genug.** Roman aus der Neuzeit von Karl v. Weber. Dresden, Wierzon.

Das Thema, um welches sich die Begebenheiten dieses Romans bewegen, ist im

Titel angegeben. Diese Begebenheiten selbst sind wechselvoll und spannend erzählt, so daß der Roman für viele Leser eine anziehende Lectüre bilden dürfte. Freilich werden manche Leser mit den ausgesprochenen Grundsätzen schwerlich ganz einverstanden sein; speciell die Auffassung der Duellspflicht wird weder die principiellen Gegner des Duells noch seine Anhänger voll befriedigen.  
dr.

**Glück.** Novellen von Olga Wohlbrück.  
Berlin, Emil Felber.

In diesen Novellen, die wir richtiger ihrer stizzenhaften Anlage und Durchführung wegen „Novelletten“ nennen möchten, findet sich eine solche Fülle von Geist, feinpointirter Satire und guten Einfällen; Typen aus der Gesellschaft sind mit so prächtigen Farben charakterisirt; tiefer sittlicher Ernst liegt so deutlich den Schilderungen von Menschen und Verhältnissen zu Grunde, und die Begebenheiten selbst sind so anspruchlos gehalten, die Handlung entwickelt sich überall so zwanglos, daß sich Niemand der Wirkung dieses Buches wird entziehen wollen, der auch nur einen Blick hineingeworfen. —

Den größten Theil der bisher niedergeschriebenen Worte hat Olga Wohlbrück selbst gebraucht, um ein von ihr citirtes Buch zu kennzeichnen — sie sind uns besonders passend erschienen, ihre eigene neueste novellistische Veröffentlichung zu würdigen. Olga Wohlbrück ist eine geistreiche, aus dem Vollen schaffende Schriftstellerin, die grazios zu schildern und mit fesselnder Herzenswärme zu fabuliren weiß, und über Allem, was sie uns literarisch darbietet, liegt der undefinirbare Zauber echter Liebenswürdigkeit. Aber gerade weil es uns Ernst ist mit unserer lebhaften Anerkennung ihres schönen, großen Talentcs, müssen wir ein Wesentliches erwähnen, das die tiefer gehende Wirkung ihrer Schöpfungen dort und hier schädigt. Um recht interessiert, recht originell in ihren Gebilden und Gestalten zu werden, läßt sie häufig die Grenzen des Wahrscheinlichen hinter sich liegen und gefällt sich darin, das Absonderliche als rein menschlich darzustellen, während doch das Reimenschliche immer identisch ist mit dem Natürlichen. In dem uns vorliegenden Buche sind die Novellen „Glück“ und „Fedko, der Wächter“

kleine Meisterwerke. „Der Uhrenonkel“ dagegen macht einen gesuchten, der Erzählfunkst abgequälten Eindruck, und „Nur nicht sentimental“ ist nach unserer Dafürhalten psychologisch falsch. Wir machen hierauf besonders aufmerksam, weil Olga Wohlbrück alle Gaben besitzt, nur Besseres darzubieten, und wir auch ihr neuestes Buch als reizvolle Lectüre, reizvoll auch noch dort, wo die Dichterin sich durch ihre Phantasie hinreißen läßt, angelegentlich empfehlen wollen.  
A. W.

**Aus der Art geschlagen.** Novellen von Clara Enßell. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

**Drei Erzählungen.** Von Regine Friedlaender. Dresden und Leipzig, W. Pierson.

Die beiden Novellensammlungen sind so gleichartig in der Wahl des Stoffes, daß man die eine als Fortsetzung der anderen lesen könnte, ohne gewahr zu werden, daß eine jede von ihnen eine andere Schriftstellerin zur Verfasserin hat; selbst die Stimmungen in den kleinen Erzählungen bekunden eine merkwürdige Verwandtschaft, und doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die beiden Verfasserinnen einander vollkommen fremd waren; — es beweist diese Gleichartigkeit in der Composition nur, wie sehr die Technik in der Novelle Allgemeingut ist, und daß jede Schriftstellernde Dame heut zu Tage im Stande ist, eine recht ansprechende Erzählung zu schreiben; aber mehrere derselben hintereinander gelesen, wirken ermüdend durch ihre Ähnlichkeit mit einander, und man empfindet, wie wenig individuelles Gepräge ihnen anhaftet.

Das Merkmal einer wahrhaft dichterischen Veranlagung konnten wir bei keiner der beiden uns vorliegenden Novellensammlungen herausfinden.  
m. z.

**Von Einem zum Andern.** Gesammelte Erzählungen von Johannes Trojan.  
Berlin, Verlag von Freund und Jedel.

Gleich seinem Redaktionsvorgänger Rudolf Löwenstein hat der derzeitige Leiter des Kladderadatsch trotz der gefährlichen Thätigkeit in der Giffigabrik der politischen Satire sich harmlose Gemüthlichkeit, eine heraliche Laune, die nur erheitern, nicht verletzen will, ein warmes Herz für die Natur und die kleinen unscheinbaren Freuden des Menschenlebens erhalten. Wie Löwenstein findet er, der in das politische Kampfgewühl des Tages scharfe Pfeile sendet, Muße und Stimmung, reizende, schalkhafte,



und sinnige Kinderlieder zu singen und über allerlei Dinge in so lebenswürdiger, gemüthvoller Weise zu plaudern, daß der Uneingeweihte in dem Verfasser gewiß nicht einen scharf in's Zeug gehenden politischen Kämpfer vermuthen würde. Von dieser seiner menschlich lebenswürdigen Seite zeigt sich Trojan in dem vorliegenden Buche, an dem Anhänger aller Parteien und Confessionen ihre Freude haben können, — insbesondere aber die engeren Landsleute des Verfassers. Denn ein beträchtlicher Theil des Buches ist den Jugenderinnerungen des Verfassers und seiner ehrwürdigen Vaterstadt Danzig mit ihrer herrlichen, landschaftlichen Umgebung gewidmet. Dies tiefe, starke Familien- und Heimatgefühl — das z. B. in dem reizenden Gedichtchen „Duchent“ einen so schalkhaft-innigen Ausdruck findet — die warme, stille Empfindung, die dabei nie in Sentimentalität übergeht, vielmehr sich lieber hinter einer scherzhaften Wendung versteckt, — die uns zum Lächeln, nie zum Lachen herausfordernde harmlose Laune und gutmüthige Ironie, die sich zuweilen auch gegen die eigene Person wendet — all diese Züge machen dem Leser das Buch und den Verfasser lieb. Selbst über einfache und alltägliche Gegenstände läßt man sich gern in so gewinnender und anmuthiger Form unterhalten. Das lebenswürdige Buch sei hiermit bestens empfohlen.

O. W.

**Graf und Saltnerstochter.** Eine tiroler Geschichte aus Andreas Hofer's Zeit von J. C. Platter. Innsbruck, A. Edlinger.

Nicht eigentlich das Liebesverhältniß des Grafen Hauenstein mit der schönen Saltnerstochter steht im Mittelpunkt der Erzählung, sondern der Aufstand und die Kämpfe der braven Tiroler in der napoleonischen Zeit, deren Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit den tragischen Abschluß dieser Volkserhebung mit Andreas Hofer's Tode nicht verhindern konnte. Das Schicksal der beiden Liebenden war mit dem wechselnden Kriegsglück vielfach verflochten, da Graf Hauenstein an dem Aufstand thätigen Antheil nahm. — Die schlichte Erzählung ist wohl hauptsächlich für localpatriotische Leser berechnet; auch wer Tirol kennt und seine Bewohner, die im Laufe der Zeiten nichts von ihrer Urwüchsigkeit verloren haben, widmet dem Buche gern einige Leseunden in der Erinnerung an schöne Sommertage, die er in ihrer Mitte verlebte hat.

m. z.

**Morgenstimmen und anderes.** Von Max Hofmann. Mit dem Bildniß des Dichters. München. Verlag von Dr. E. Albert & Co.

Die vorliegenden Gedichte entsprechen ihrem Titel. Sie erinnern an das französische Citat: C'est le ton qui fait la chanson. Ihr Ton ist frisch, frei, flott, feurig. Man merkt es jedem einzelnen Liede an, daß es seinen Weg durch das Gemüth und die Phantasie eines echten Poeten genommen und dort Leben, Wärme und Farbe gewonnen hat. Max Hofmann zählt sich zu den Modernen, hält sich aber frei von ihren Auswüchsen und Ausschreitungen. Ihm dünkt ein Verchentriller noch wohlklingender, als ein Unkenruf. Wohl weicht er der Nacht und dem menschlichen Glend tief empfundene Lieder, feiert aber das Licht als Sieger und den kommenden Morgen als Befreier. Am werthvollsten und reichhaltigsten ist der erste Theil der Sammlung: Mit rosigem Banner. Besonders zeichnen sich hier aus: Morgenstimmen, Dem Morgen entgegen, Die Nacht, Das goldene Kalb, Die Seligen, Ein Sonnenstrahl, Aus der Tiefe, Das neue Buch, In der Arena. Im vierten Theil: Mit der Witische zeigt sich H. auch als hervorragender Satiriker. Die Uebersetzungen aus dem Französischen hätte der Verfasser ohne Nachtheil für sein Buch weglassen können. Solche Zugaben fördern nur den Glauben an die Ohnmacht der deutschen Dichtkunst und die Ueberlegenheit der fremdländischen. N.

**Drachenhort.** Von Engelbert Albrecht. München, Verlag von Dr. E. Albert & Co.

Wie in seinen vor Jahren erschienenen Dichtungen „In sieben Farben“ „Ger und Gowa“ und „Ecco homo“, so zeigt sich Engelbert Albrecht auch in seiner neuesten Sammlung als ein lebenswürdiger Poet. Er prahlt nicht mit gesuchten Bildern und Worten, er blendet nicht durch grelle Richter und Reflexe, steht aber auch nicht als naiver Träumer außerhalb der Gegenwart. Seine Poesie entspringt nicht der Absicht, um jeden Preis modern zu sein, sondern einer wahren, vollen Empfindung. Das tritt besonders in seinen trefflichen Naturbildern hervor. Zwei Meisterstücke realistischer Schilderung sind „Im Münchner Rathskeller“ — „A. erzählt hier eine Begegnung mit dem Dichter Heinrich v. Heber — und „Das Dorfgeviß“.

N.

**Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes.** Verlag von Ditto Hendel, Halle a. S.

Die letzten Hefte dieser bereits 745 Nummern umfassenden Bibliothek classischer Werke aller Zeiten und Völker bringen die bedeutendsten Werke Friedrich Hebbels: nämlich eine Auswahl seiner Gedichte nebst dem prächtigen Epös „Mutter und Kind,“ seine besten dramatischen Werke: „Die Nibelungen,“ „Maria Magdalena,“ „Judith“ und „Gogol und sein Ring,“ sowie seine Erzählungen (in Auswahl). — Man darf erwarten, daß die Verlagshandlung diese Hebbel-Ausgabe später noch durch das eine oder andere Werk des kraftvollen Dithmarschen vervollständigen wird. Den Bändchen ist das Portrait des Dichters sowie eine biographische Einleitung beigegeben, die zwar

nicht selbstständigen Werth besitzt, aber zur Orientirung für das große Publicum genügt. — Dieser Hebbel-Ausgabe schließen sich die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen sowohl in einer vollständigen Ausgabe, als in einer für die Jugend bestimmten Auswahl an, die einem vorhandenen Bedürfniß in dankenswerther Weise abhilft. Auch diesen Bändchen sind Portraits und Einleitungen beigegeben. — Es sei noch erwähnt, daß vor einiger Zeit auch einige bedeutende wissenschaftliche Werke in der Hebbel'schen Bibliothek, die sich sowohl durch Billigkeit, wie gute Ausstattung empfiehlt, erschienen sind; z. B. Darwin's: Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, Cäsar's Denkwürdigkeiten aus dem Gallischen Kriege, Einhard's Leben Karls des Großen u. a. — | —

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatschrift. Herausg. von J. Kirschner. 1894. Hef 3. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Balbi, A.** Allgem. Erdbeschreibung. Achte Aufl. Vollkommen neu bearbeitet von Fr. Helderich. Lieferung 41—45. Wien, Hartleben.
- Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Neunter Band. Heidelberg — Juxta. Mit 50 Tafeln, darunter 9 Chromotafeln, 11 Karten und Pläne, und 192 Textabbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Conrad, M. G.** Wahl-Fahrten. Erinnerungen aus meiner Reichstags-Candidatenzeit. München, Dr. E. Albert & Co.
- Das Mädchen-Gymnasium in Karlsruhe,** begründet vom Verein „Frauenbildungs-Reform“ eröffnet am 16. September 1893. Festschrift. Weimar, Weimarer Verlagsanstalt.
- Dominicus, J.** Vor der Auferstehung. Aus alten Familienpapieren. Roman. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.
- Dürer's Bilder zur „geheimen Offenbarung Johannis.“** München, J. Hamböck.
- Eckstein, E.** Verstehen wir deutsch? Volksthümliche Sprach-Untersuchungen. Zweite Aufl. Leipzig, C. Reissner.
- \* \* \* Eine suchende Seele. Roman. Leipzig, C. Reissner.
- Hase, A.** Liebe und Sport. Berlin, Verlag von „Splitter“ (Dr. B. Lohel).
- Hesse-Wartegg, E. v.** Andalusien. Eine Winterreise durch Südspäen und ein Ausflug nach Tanger. Leipzig, C. Reissner.
- Jensen, W.** Heimkunft. Roman. Zwei Bände Leipzig, C. Reissner.
- Jókai, M.** Zwei Mädchenherzen. Deutsche autoris. Ausg. von L. Wechsler. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Kraepelin, G.** Ueber geistige Arbeit. Jena, G. Fischer.

- Kraup, K.** Die Kunst der Rede und des Vortrags. Mit 16 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig J. J. Weber.
- Litteraturwerke des Vereins „Minerva.“** Illustrierte Volks-Ausgaben, von Meisterwerken aus den Litteraturschätzen aller Nationen. Lieferung 1—4. Berlin, S. Gerstmann.
- Mendelssohn, M.** Aerztliche Kunst und medizinische Wissenschaft. Eine Untersuchung über die Ursachen der ärztlichen Misere. 2. erweit. Auflage. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
- Die Pflicht der Selbstvertheidigung. 10 Tausend. Berlin, Imberg und Leskon.
- Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft.** II. Jahrg. Leipzig, R. Voigtlaender.
- Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.** III. Band. 2. u. 3. Heft. Leipzig, R. Voigtlaender.
- Postel, E.** Das weltliche Kloster. 3. Aufl. Illustr. von Theo Zatsche. Wien, R. Mohr.
- Reform, ostdeutsche.** Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrgang Nr. 4. u. 5. Königsberg, Brann u. Weber.
- Reizenstein, v.** Das Räthsel des Lebens. Roman in 2 Bänden. Leipzig, W. Friedrich.
- Relav, P.** Die Kallnerin. Roman. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Remer, P.** Unterm Regenbogen. Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft.
- Schaumburger, J.** Die neue Ehe, Drama in vier Acten. Der „Künstler-Dramen“ zweiter Band. München, Dr. E. Albert & Co.
- Stilgebauer, E.** Menschenschicksal. Der Novellen neue Folge. München, Dr. E. Albert & Co.
- Tolstoj, L. M.** Das Reich Gottes ist in Euch oder das Christenthum als eine neue Lebensauffassung. Vom Verf. autoris. Uebers. von R. Löwenfeld. Deutsche Verlags-Anstalt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdrucker, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

**Täglicher Versand**

## Quellen

und  
deren Wärmegrade.

—  
Sprudel . . 58<sup>30</sup> R  
Mühlbrunn . 40 "  
Schlammbrunn 41<sup>0</sup> "  
Therminbrunn 47<sup>1</sup> "  
Neubrunn . . 47<sup>0</sup> "  
Hartbrunn . 34<sup>0</sup> "  
Felsenquelle . 47 "  
Kaiser-Karl-Qu. 33<sup>4</sup> "  
Kaiserbrunn . 29<sup>1</sup> "

—♦—

**Karlsbader  
TRINKKUR  
im  
Hause**

## Quellen- Producte

—  
**KARLSBADER  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.**

—  
**KARLSBADER  
Sprudel-Seife.**

—  
**KARLSBADER  
Sprudel-Pastillen.**

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

## Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad <sup>1</sup>/<sub>4</sub>Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Uebersseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.


---

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-  
Wassers ist begründet durch den  
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. *September* 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY,  
LIMITED.



Band 69. — Heft 206.

**Nord und Süd.**

Eine deutsche Monatschrift.

Mai 1894.

**18.  
Jahrgang.**

Greslau.

Schlesische Verlags-Anstalt  
v. v. Schottlaender.



Mai 1894.

## Inhalt.

	Seite
Paul Bourget in Paris.	
Herr Legrimaudet. I. Sein Leben .....	139
Paul Schlenther in Berlin.	
Gerhart Hauptmann .....	162
Dr. Unruh in Dresden.	
Veranlagung und Erziehung .....	172
Moritz Cantor in Heidelberg.	
Cardinal Nicolaus von Cusa. Ein Geistesbild aus dem fünf- zehnten Jahrhundert. ....	188
Eudwig Fuld in Mainz.	
Die Handelsverträge Deutschlands. ....	203
Dr. Alfred v. d. Velde in Görlich.	
Adrienne Lecouvreur und Moritz von Sachsen .....	209
Bernhard Stern in Wien.	
Rußland und Frankreich. Eine zeitgemäße Skizze .....	222
Carl Petersen in Blainville.	
Maiblümchen. Eine Künstlernovelle .....	240
Bibliographie. ....	267
Brockhaus Conversations-Lexikon. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen. ....	274

Hierzu ein Portrait: Gerhart Hauptmann.  
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ be-  
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu  
richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.  
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilage zu diesem Hefte

von

Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart. (Unter Bismard von C. W. Allers.)



1870  
1871  
1872  
1873  
1874  
1875  
1876  
1877  
1878  
1879  
1880  
1881  
1882  
1883  
1884  
1885  
1886  
1887  
1888  
1889  
1890  
1891  
1892  
1893  
1894  
1895  
1896  
1897  
1898  
1899  
1900  
1901  
1902  
1903  
1904  
1905  
1906  
1907  
1908  
1909  
1910  
1911  
1912  
1913  
1914  
1915  
1916  
1917  
1918  
1919  
1920  
1921  
1922  
1923  
1924  
1925  
1926  
1927  
1928  
1929  
1930  
1931  
1932  
1933  
1934  
1935  
1936  
1937  
1938  
1939  
1940  
1941  
1942  
1943  
1944  
1945  
1946  
1947  
1948  
1949  
1950  
1951  
1952  
1953  
1954  
1955  
1956  
1957  
1958  
1959  
1960  
1961  
1962  
1963  
1964  
1965  
1966  
1967  
1968  
1969  
1970  
1971  
1972  
1973  
1974  
1975  
1976  
1977  
1978  
1979  
1980  
1981  
1982  
1983  
1984  
1985  
1986  
1987  
1988  
1989  
1990  
1991  
1992  
1993  
1994  
1995  
1996  
1997  
1998  
1999  
2000  
2001  
2002  
2003  
2004  
2005  
2006  
2007  
2008  
2009  
2010  
2011  
2012  
2013  
2014  
2015  
2016  
2017  
2018  
2019  
2020  
2021  
2022  
2023  
2024  
2025



Gerhart Hauptmann.



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

LXIX. Band. — Mai 1894. — Heft 206.

(Mit einem Portrait in Radirung: Gerhart Hauptmann.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. E. Schottlaender.





## Herr Legrimaudet.

Von

**Paul Bourget.\*)**

— Paris. —

I.

Sein Leben.



Seitdem ich in der wunderlichen Welt der Literaten verkehre, habe ich Gelegenheit gehabt, soviel Originalmenschen, soviel verschrobene Existenzen näher kennen zu lernen, daß mir weder der Schüler Marcas von Balzac, noch jener von dem kühnsten Prosaisker des achtzehnten Jahrhunderts frei nach dem Leben skizzierte Nefse Rameaus gar so auffallende Erscheinungen mehr sind. Dennoch, glaube ich, ist mir auf meiner Schriftstellerlaufbahn kein wunderlicheres Menschenexemplar begegnet, als ein gewisser Jean Legrimaudet, zur Klasse der berufsmäßigen Parasiten gehörig, dem man vielleicht zu viel Ehre erweist, wenn man ihn den „ausgesprochenen Feind“ des „großen Diderot“ nennt, welcher aber trotzdem Letzteren so persönlich und gallig haßte, als ob er ein ihm ebenbürtiger, gefährlicher Nebenbuhler gewesen wäre. Er weilt nicht mehr unter den Lebenden, und auch seine verleumderische Schrift gegen die Encyclopädisten, welche um das Jahr 1855 ungefähr der Reaction einen kurzen Erfolg verdankte, gehört wohl zu den vergessenen. Noch verschollener womöglich sind seine zwei Bände gegen Victor Hugo, eine Sammlung erfundener Klätschereien und ebenso alberner und falscher, als gemeiner Anekdoten. Ich weiß nicht, wer scherzweise von ihm sagte: „Legrimaudet? Legrimaudet? Vor dessen Verleumdung ist man schon durch seine ganze Art zu schreiben sicher.“ Und in der That ist sein Satzbau nichts weniger als mustergiltig; geschraubt und unzutreffend sind seine Wortbilder, abgeschmackt, nichts sagend und ungenau seine Mittheilungen in den wenigen Schriften, welche er hinterlassen hat.

---

\*) Autorisirte Uebersetzung von M. Bohl.

Indessen weder nach den genannten Fehlern, noch nach dem naiven Fanatismus einer sogenannten katholischen Strenggläubigkeit, welche sich darin documentirt, jeden eines freien Gedankens verdächtigen Gegner von dem allgemeinen Menschenrecht auszuschließen, kann man sich eine Vorstellung machen von der schroffen Originalität, wie sie in der Persönlichkeit des Pamphletisten selbst zu Tage trat. Durch eine sonderbare Laune des Zufalls erscheint, sich werde bald sagen wieso, dieses nun für immer dahingeschiedene Prototyp einer Diogenesabart, wie ich es mit meinen eigenen Augen gesehen, bei jeder neuen Jahreswende lebhaftig vor meiner Seele, weshalb mir auch die Versuchung gekommen, in zwei kleinen Aufsätzen die Lebensgeschichte dieses einsamen Menschen zu skizziren. Er hat in Paris ein überes, verlasseneres Leben gefristet, als Robinson auf seiner Insel. Zuerst will ich das kleine Geschichtchen erzählen, welches für mich in so eigenartiger Weise jene Erinnerung mit dem Ende des Monat December in Zusammenhang bringt; vielleicht finden die Originalschwärmer einiges Interesse an diesen, nach der Natur aufgenommenen Bleistiftskizzen, vielleicht aber auch erblickt hin und wieder ein Leser, dem es mehr auf eine moralische Tendenz ankommt, in der einfachen Erzählung einen neuen Beweis für den tiefen Gehalt der so oft verkanteten, aber so unantastbaren Lehre des Evangeliums: „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet.“ Oft schon wollte es mir scheinen, daß der höchste moralische Werth eines Kunstwerks und eines literarischen insbesondere darin bestehe, wenn es die im Innern jedes menschlichen Wesens, des beklagenswertheften, lächerlichsten, sowie des erhabensten, verborgene Ahnung von dem Wunderbaren stärkt und vermehrt. „Die Seele eines Anderen,“ sagt Turgienew, „ist wie ein finsterner Wald,“ welch schönes Wort! Derjenige, der es lebendig in sich fühlt, wieviel tägliche Ungerechtigkeiten, wieviel an Andern verübtes Herzeleid, das ja eigentlich nie etwas Anderes ist als Unwissenheit, könnte er sich ersparen!

Das erste Mal in meinem Leben begegnete ich Herrn Legrimaudet gegen Ende des Herbstes im Jahre 1874 bei meinem alten Jugendfreunde André Mareuil, welcher später als Feuilletonist so sehr in Aufnahme kam und noch später — —

Zu jener Zeit indeß füllte er den bescheidenen Posten eines Unterbeamten an der Nationalbibliothek aus, kennzeichnete sich aber damals schon durch eine Art naiver Vorliebe für Alles, was nach seinem Dafürhalten zum feinen Leben gehöre. Trotz seiner 1800 Frcs. Gehalt wohnte er in der Nähe des Monceau-Parks unter dem Giebel eines himmelhohen neuen Hauses. An dem genannten Tage bemerkte ich am Ramin des kleinen Arbeitszimmers meines Freundes einen Mann von ungefähr sechzig Jahren von äußerst elendem, heruntergekommenem Aussehen. Er saß mit seinen abschreckend großen auswüchigen Füßen fest angestemmt an den Raminvorsatz; von nicht zu beschreibender Unschönheit waren diese, wie bei einem Gichtkranken durch Ballen und Frostbeulen mißgestalteten Füße, welche, mühsam in Stiefel

eingezwängt waren, die er augenscheinlich von einem Trödler gekauft oder die auch von einem nichts weniger als hochherzigen Wohlthäter herrühren mochten. Dem kunstunverständigsten Philister mußte bei dem Anblick des Kopfes dieser Jammergestalt der Künstler Daumier einfallen; so frappant erinnerte derselbe an den eigenartigen Typus dieses berühmten Caricaturenzeichners. Im Ergrauen begriffene und stellenweis grünliche Haare umrahmten ein erbsabhes, verkommenes Gesicht, in welchem unter gerötheten Augenlidern kleine, wässrige Augen mit dem Ausdruck einer fast wilben Bosheit hervor zwinkerten. Zu dem welken Munde, dem schmutzigen Bart, den Runzeln, die so tief in die Haut gegraben, daß sie wie schwarze Striche aussahen, stand in harmonischem Einklang ein schäbiger Hut, den der Unbekannte auf seinen Knien hielt und an dem kaum noch eine von unzähligen Regengüssen verwaschene Seidenfaser sichtbar war. Und dieser Mensch — wie war er nur dazu gekommen — trug einen sogenannten Abendfrack; oder konnte man dieses schleierhafte, fadenscheinige Gewand, dieses dünne Arachnegewebe, von dem jeder Faden abgenützt, dessen Schuß bei der geringsten Bewegung zu zerreißen drohte und das eine Weste von ehemals kastanienbraunem Tricotstoff umschloß, wirklich mit einem solchen Namen bezeichnen? Eine blaue, um einen ausgefranzten Hemdkragen geschlungene Cravatte und ein zerlumptes Beinkleid gaben diesem Menschen vollends jenes schäbige, Mitleid erregende Aussehen, an welchem man in unserer Gesellschaft den talentvollen, aber schon notorisch unheilbaren Müßiggänger, den vom Leben Besiegten erkennt. Er hat sich darein ergeben, von dem Almosen Anderer zu leben, aber noch in seiner größten Dürftigkeit liegt ihm daran, ein gewisses, bürgerliches Decorum aufrecht zu erhalten, das ihn von dem bettelnden Arbeiter unterscheidet. Obgleich ich damals noch sehr jung war und in den Spielarten der gar umfangreichen Kategorie der „Bettler“ unter den Schriftstellern noch sehr wenig Bescheid wußte, erkannte ich doch bald in dem sonderbaren Gaste, der seine Lumpen an Mareuils Kaminfeuer wärmte, einen elenden Parasiten niedrigster Gattung. Zuerst nannte mir mein Freund gar nicht seinen Namen; augenscheinlich weibete er sich an der Neugierde und dem Interesse, den der wunderliche Unbekannte mir einzufloßen schien. Was Letzteren selbst betrifft, so that er, als ob er meine Anwesenheit gar nicht bemerkte. Eine beleidigende Frechheit, ein gewisses prahlerisches Selbstbewußtsein, welches das Mitleid verstummen ließ, lag auf seiner ganzen Erscheinung. Später habe ich erfahren, daß, wenn er von seinem Frack sprach, er zu sagen pflegte: „In ganz Frankreich bin ich derjenige Mensch, welcher es am Besten versteht, einen Frack zu tragen, denn seit fünfzehn Jahren bin ich aus dem meinigen nicht mehr herausgekommen.“

Und damit sagte er wirklich die Wahrheit. In seiner ganzen Haltung lag ein schrecklicher Eigendünkel, der sich bis zu einer Verachtung für Alle, die mit ihm verkehrten, steigerte; ich sollte bald bei meinem ersten Begegnen mit ihm ein Beispiel davon erfahren. Mitten im Plaudern waren wir,

André und ich, auf die Zeitschrift von Vestoile zu reden gekommen, welche mein Freund zur Zeit las. Er zeigte mir ein ganz merkwürdiges Exemplar davon mit zeitgemäßen Randbemerkungen, die seiner Bibliothek entlehnt waren. Der Fremde hatte seit einer Viertelstunde den Mund nicht aufgethan, nur immer geräuschvoll in den Kamin gespieen, da wendete er sich plötzlich an Mareuil:

„Wollen Sie mich mal in dieses Buch hinein sehen lassen?“ Er ergriff es mit seiner knöchernen Hand, von deren Magerkeit man auf den Verfall des ganzen, elenden Körpers schließen konnte, blätterte in einigen Seiten und gab es dann André mit den Worten zurück:

„Wissen Sie, mein Herr, daß das Amt eines Bibliothekars ein sehr wenig anständiges ist? Die Versuchung ist zu groß, und deshalb stehlen Alle zuletzt aus den ihnen anvertrauten Werken. Leben Sie wohl, mein Herr!“ Er stand auch wirklich in der Absicht auf, um sich nach dieser ungewöhnlichen Frechheit zu verabschieden. Ich bemerkte, daß Mareuil nur mit Mühe einen heftigen Lachanfall unterdrückte. „Warten Sie,“ sagte er, „ich will Sie doch einander vorstellen.“ Damit nannte er meinen Namen und hierauf mit feierlicher Betonung den seinigen: „Herr Jean Legrimaubet,“ ein persönlicher Feind von Diderot und Victor Hugo, der Verfasser der „Geschichte der Trunksucht in der Literatur“.

„Ach, der Herr ist Schriftsteller?“

„Dichter,“ antwortete Mareuil.

„So, der Herr ist Di—ch—ter,“ er legte eine lange Fermate auf die erste Silbe. Dann dichten Sie mir eine Ode, mein Herr, dichten Sie mir eine Ode! Wissen Sie, wie Herr Veuillot den Dichter nennt? Einen unzünftigen Sperling.“ Als er seine Verse veröffentlichte, habe ich, ich folgendes Epigramm auf ihn verfaßt:

Veuillot  
Tardif  
Moineau  
Lascif!

So bin ich also Ihr Bruder und College in Apollo. Na, leben Sie wohl, lieber Herr College. Nach diesem in verbissenem Tone hervorgebrachten Spott, von dem man nicht recht wußte, ob er ernst oder spaßhaft gemeint, oder überhaupt nur eine harmlose Abschweifung gewesen, ging er zur Thür hinaus.

Raum hatte er die Schwelle überschritten, so überließ sich Mareuil frank und frei einem tollen Lachen, während ich ihn fragte:

„Aber was ist denn das für eine Art Mensch? Ich glaube, er hat nur allzuviel Ähnlichkeit mit seinen Büchern. Warum verkehrst Du denn mit solchen Räuzen?“

„Ja, es ist in der That ein komischer Rauz, aber ich habe nun einmal ein mir selbst unbegreifliches Interesse an ihm. Er zerstreut mich, und

warum soll denn nicht Jeder auf dieser elenden Welt seine eigene Liebhabelei, seine eigenen Grillen haben? Ich habe es mir nun in den Kopf gesetzt, es so weit mit ihm zu bringen, daß er einmal ‚danke‘ sagt. Wundert Dich das? Ich gebe Dir meine Versicherung, daß ich vollkommen im Ernste rede. Seit zwei Jahren arbeite ich an meinem Vorhaben, und es will mir nicht gelingen. Wohl an fünfundzwanzig beschwerliche Wege habe ich für ihn gethan, unzählige Mal mich für ihn bemüht, ich habe die Miethe für ihn gezahlt, habe ihn bekleidet, ihn mit Wein versehen, ihm einen Arzt und Arzeneien zugesandt, als er krank war, niemals, niemals, begreift Du das, höre ich von ihm etwas Anderes, als eine Frechheit, wie die von vorhin. Du kennst doch unseren berühmten Freund d'Altaï und weißt, daß er die Schwäche besitzt, sein Alter zu verheimlichen. Zwanzig Jahre lang hat er Legrimaudet vollkommen unterhalten; Du wirst nicht rathen, auf welchen verrückten und zugleich boshaften Einfall dieser im verflossenen Jahre gekommen ist. Denke Dir! schreibt doch dieser Mensch an die Mairie der Heimatstadt des armen d'Altaï nach dem Geburtsatteste seines ehemaligen Wohlthäters. Die Geschichte hat ihm 3—4 Frcs. gekostet, und er besitzt zuweilen noch nicht 2 Sous in seiner Tasche. Mit Buchstaben aus ausge schlagenem Kupfer, so wie sie Kinder zum Spielen brauchen, hat er auf Karten, die er wohl an 100 Adressen in Paris versandt, drucken lassen. 2. November 1810, Geburtstag des kleinen d'Altaï. — Es ist ja nur ein geringfügiges Beispiel, aber doch sehr charakteristisch für ihn. Nach meiner Meinung fehlt ihm Nichts zu einem Schurken, bloß wohlverstanden, daß er nicht gerade ein Verbrechen begeht, welches ihn mit der Staatsanwaltschaft in Berührung bringt. Man sollte für ihn eigens den Titel ‚der berühmte Undankbare von Frankreich‘ erfinden. Seine Anmaßung ist nur dadurch zu erklären, daß er sich seit seinem ‚Hugo‘ für einen sehr berühmten, aber verkannten Schriftsteller hält. Trotz alledem gebe ich Dir mein Ehrenwort, ist er ein ganzer Mann!“

Ich erinnere mich, daß ich auf diese Schlußwendung meines Freundes gar keine Antwort gegeben. Ein gewisser, und zwar, wie mir schien, gekünstelter, mephistophelischer Zug, den ich noch heute schwer begreife, lag damals schon in ihm; menschliche Bosheit konnte ihn so belustigen, eine so humoristische Ader in ihm öffnen, daß es mir zuwider war, und dabei bejaß er in hohem ausgebildetem Maße Tact und freundschaftliches Zartgefühl. Dieselbe seelische Erscheinung, das Geständniß einer wilden Schadenfreude ansehts der menschlichen Gemeinheit, habe ich wiedergefunden, als ich den Briefwechsel Gustave Flauberts las. Wie soll man sich diesen seltsamen Widerspruch erklären? Ist er weiter nichts als ein Bekenntniß der eigenen Mithuld und Schwäche, das Schmerzgefühl einer verletzten Empfindsamkeit, welche, zu stolz, dieselbe einzugestehen, die Wunde mit einer so eigenartigen Ironie verbirgt? Oder liegt vielleicht darin ein gewisser Pessimismus, der mit trauriger, aber stolzer Genugthuung in dem Schauspiel der Vermorren-

heit, zu dem sich die anmaßende Geschöpfsgattung „Mensch“ erniedrigt, eine Bestätigung seiner Lehren findet? Oder ist in gewissen Culturmenschen, ohne daß sie selbst sich dessen bewußt sind, noch der Rest einer rohen Empfänglichkeit, ähnlich dem bei gewissen uralten Gottesgebräuchen sich bekundenden Hang für das Ungeheuerliche zurückgeblieben? Ich für mein Theil konnte nicht umhin, die sonderbare Gönnerschaft meines Freundes ein wenig seiner unwürdig zu finden, und als ich ihn deshalb zur Rede stellte und sagte: „Ueber so etwas muß man doch eher eine Empörung empfinden,“ gab er mir ein „ja, ja doch, Du Philister“ zur Antwort, welche mich entwaffnete. Ich machte ihm aus seinem Legrimaudet keinen weiteren Vorwurf mehr und dachte bei mir selbst, daß mein verschrobener Freund sich wieder einmal an einer recht unredlichen Stelle von einem heruntergekommenen Sonderling hatte rühren und mißbrauchen lassen. So hätte ich wohl das Schattenbild dieses Schriftstellerlumps trotz seiner so scharf gezeichneten Umrisse bald ganz aus der Erinnerung verloren, wenn der Zufall mir diesen größten aller „Undankbaren im Lande Frankreich“, wie sich Mareuil so drastisch ausdrückte, nicht noch einmal unter Umständen in leibhaftige Nähe gerückt hätte, wie ich sie so schnell nicht vergessen konnte.

Es waren vierzehn Tage seit meinem Besuch bei André verfloßen. Wir befanden uns in der zweiten Hälfte des Monats November, an einem jener kalten, hellen und trockenen Nachmittage, an dem auch die Trägsten es noch vorziehen, ihre Wege auf dem spiegelblanken Pflaster zu Fuß zurückzulegen und unter freiem blauen Himmel zu athmen. Munteren Schrittes kam ich durch eine der Straßen, die in der Nähe der alten Sorbonne liegen, wo ich damals gerade ein Colleg griechischer Philologie hörte, aus dem Hörsaal zurück und blieb vor der Auslage eines Antiquars stehen, um auf offener Straße in ein paar Büchern herumzublättern. Ich habe wohl nicht erst nöthig, hinzuzufügen, daß ich schon damals meinen Beruf als Hellenist nicht sehr ernst nahm und daß in den für die Vorübergehenden offen stehenden Fächern die Werke von Sophokles und Demosthenes nicht gerade die verlockendsten für mich gewesen. Für mich waren nur die im Selbstverlage der Romantiker herausgegebenen Bände Funde, an denen mir etwas lag und nach denen ich mit wahrer Begeisterung zugriff. Das einfache Stempelzeichen von Urbain Canel war mir dabei immer verheißender, als das vornehme Elzévirformat, und bei dieser ärmlichen Nachlese in den Gäßchen des Quartier latin habe ich Bücher gesammelt, mit denen ich zugleich die süßesten, harmlosesten und glücklichsten Erinnerungen meiner Lehr- und Wanderjahre eingeheimst: la Jacquerie (Bauernaufstand) von Mérimée, bei D'Honoré Balzac, dem großen Drucker auf der Rue Visconti, gedruckt. L'Anglais mangeur d'opium von A. D. M., das erste dünne Bändchen, welches Mussel noch vor den „contes d'Espagne“ herausgegeben, ein „Rouge et Noir“ von Bayle, veröffentlicht von Lecapasseur, mit einer Ueberschrift, die je nach dem Inhalt auf jeder Seite des Blattes fortlaufend



wechselt, das waren damals meine Schätze. An jenem kalten Novembernachmittage muß wohl meine Jagd nach den ersten Auflagen nicht die gewöhnliche Anziehungskraft für mich gehabt haben, denn unwillkürlich waren meine Blicke von dem vor mir stehenden Büchergestell abgeglitten und schweiften hinein in das Innere des kleinen Ladens, wo, bald in hochaufgetürmten Stößen, bald bunt durcheinander, die verschiedenartigsten alten Bücher und Scharteken herumlagen. Ich schaute nach rechts, nach links und entdeckte vier oder fünf Nachbarn und Kollegen aus der Vorlesung, welche die gleiche Bücherfammelmanie an diesen Ort geführt; sie waren Alle ärmlich, aber anständig gekleidet und wurden von einem Aufseher überwacht, in welchem ich zu meinem größten Erstaunen den wunderlichen Schützling von André Mareuil, den Bettler, welcher niemals „Danke“ gesagt, kurz, Jean Legrimaudet in eigener Person wiedererkannte. Ich irrte mich nicht; selbst wenn der allgemeine Umriss der Erscheinung einen Irrthum zugelassen, so mußte doch jede Einzelheit derselben mich überzeugen, daß ich nicht träumte, sondern daß er es wirklich war und kein Anderer, der die Aufsicht über das Ladenpublicum führte. Es war derselbe röthlich schimmernde Filz auf den in's Grüne spielenden weißen Haaren, dieselben unförmigen, in ausgetretenen beuligen Stiefeln steckenden Füße; wer trug wie er die blaue Cravatte um den zerlumpten Hemdtragen geschlungen, wer denselben abgeschabten, fast durchsichtigen Rock auf der verschossenen Tricotweste, und wo gab es ein zweites Gesicht, so erdsahl und heftisch, mit einem so bitteren, verächtlichen und anmaßenden Ausdruck, als das seine. Die Hände tief in den zu langen Ärmeln dieses sogenannten Salonrockes, wie in einem Muff steckend, ging er vor dem Schaufenster hin und her. Von Zeit zu Zeit brachte er die erfrorenen Gliedmaßen aus dem fadenscheinigen Tuch hervor, um einem jener dürftig aussehenden Leser, wie sie sich in Menge vor einem solchen, auf offener Straße liegenden Antiquariat einfanden, und die nur so im Vorübergehen ein Buch beschnüffeln, etwa wie der Hungrige durch die Spalte einer Garfücke den Duft einer Mahlzeit durch die Nase zieht, einen Band aus der Hand zu nehmen. Während dieser polizeilichen Patrouille nahm sein farbloses Aussehen einen noch frecheren Ausdruck an, und nicht ein einziges Wort entfuhr dabei diesem nur Weltverachtung verrathenden Munde; er pendelte nur unaufhörlich langsam zwischen einem Ende des kleinen Ladens und dem anderen hin und her. Ich konnte mir sicher nicht nachsagen, daß ich für den schrecklichen Pamphletisten, für den Verleumder eines großen Todten und eines ebenso großen Lebenden eine auch nur annähernd so tiefe Sympathie empfand, wie mein Freund Mareuil, und doch fühlte ich unwillkürlich mein Herz sich zusammenschließen, wie ich diesen Mann, den Verfasser von 7—8 Bänden, und doch immerhin einen Mann der Wissenschaft, auf diesem erbärmlichen Posten, einem Hungerposten, fungiren sah. Und andererseits, wieso verjah er denselben, ohne daß sein Beschützer das Geringste davon erfahren hatte? Er hörte nicht auf, hin und her zu pendeln,

ohne mir die Ehre zu erweisen, mich zu erkennen, ja mich nur anzusehen. In dieser grenzenlosen körperlichen Zerrüttung hatte er sich noch eine solche Strammheit der Haltung bewahrt, daß mir dabei eine Anekdote einfiel, welche mir, glaube ich, der Abbé von Pradt von einem Soldaten der kaiserlichen Garde einmal erzählt hat. Auf dem Rückzug aus Rußland sieht der Abbé im Gesandtschaftshofe zu Warschau einen Grenadier, auf seinen Gewehrkolben gestützt, wie er eben im Begriff ist, stehend einzuschlafen. Leise weckt ihn der Abbé und spricht zu ihm: „Warum legst Du Dich nicht schlafen, wackerer Krieger?“ „Ach nein,“ antwortete der Soldat, „es lohnt nicht erst, das viele Wecken, und stehenden Fußes war er sofort wieder eingeschlafen. Ein diesem kaiserlichen Veteranen ähnlicher spartanischer Gleichmuth spiegelte sich in den harten, wetterfesten Zügen Legrimaudets wieder. Aber wie war er eigentlich zu dem Amte eines Aufpassers in einem Antiquariat gekommen? Hatte er es nur angenommen, um nicht von Haus zu Haus betteln zu gehen? Und verheimlichte er es deshalb vor seinem Wohltäter, damit das dürftige Honorar ihm sein Almosen nicht noch verkürze? Es dauerte nicht lange, so sollte ich eine Erklärung dafür haben; es kam nämlich plötzlich ein anderer, aber sehr behäbig aussehender Alter in einem langen, warmen, ziegenfarbenen Ueberzieher herein und trat auf Legrimaudet zu; seine Hände steckten in großen Pelzhandschuhen, die an einer dicken Schnur um seinen Hals hingen, den Kopf bedeckte eine warme Mütze und Ohrfläppchen, und seine Füße waren sehr behaglich in wollenen Socken und Ueberschuhen verwahrt. Die rothe Gesichtsfarbe und die blau markirten Adern auf seinem Vollmondsgezicht waren ein Zeichen, daß er sich weder im Essen, aber noch viel weniger im Trinken etwas abgehen ließ. Gleich nach den ersten Worten dieses neuen Ankömmlings begriff ich, daß der wirkliche Eigenthümer des Ladens vor mir stand und daß der Andere ihn nur aus Gefälligkeit ein halbes Stündchen vertreten hatte.

„Nun, da bin ich wieder, Herr Legrimaudet,“ sagte er vergnügt, „ich habe Sie doch hoffentlich nicht zu lange schmachten lassen?“

„Na, geben Sie mir nur das Werk, das ich brauche,“ erwiderte der alte Schriftsteller, ohne sich dazu herabzulassen, auf die halbe Entschuldigung des Buchhändlers eine Antwort zu geben. In diesen Wintermonaten, wie wir sie jetzt haben, bricht die Nacht zu schnell herein, und zu viel Zeit bleibt mir nicht für meine Studien — ich gehe um 6 Uhr zu Bett — bei mir ist es nicht wie bei Ihnen —“

„Na, ganz natürlich,“ sagte der Antiquar, „zuerst eine kleine Partie Rems mit einem guten Freunde — dann die Läden zugeschoben, das Nachtmahl verzehrt, und dann — dann bin ich mein eig'ner Herr — halt, hier sind Ihre beiden Bände.“

„Schon gut, leben Sie wohl,“ erwiderte Legrimaudet, indem er ihm die Bücher aus der Hand nahm. „Aber ich warne Sie, mein Herr, nehmen Sie sich in Acht, nehmen Sie sich in Acht, Ihr Bruder ist an einem Schlag-

anfall gestorben, die Krankheit liegt in der Familie, und dieses Leben in den Cafés bei Ihrem Alter, nun, ein wenig vorsichtig muß man schon sein. Leben Sie wohl, mein Herr!”

Während dieser Unterhaltung hatte ich mich ihm genähert. Ob er mich nun nicht eher erkannt, ob er meinen Gruß erst abgewartet, oder ob er irgend einen boshaften Wiß, dessen Blödsinn er stets mit Galle versetzte, nicht verheißen konnte, kurz, eben als er im Begriff war, sich vom Buchhändler zu verabschieden, kam er noch einmal auf mich zu, zog den Hut vor mir bis zur Erde und sagte: „Ich grüße Sie, Herr Schriftsteller und zugleich Poet! Wie befindet sich Ihre Muse und Ihr Freund, Herr Mareuil? Ist er noch immer so ernst und weltchmerzlich gestimmt? Ich weiß nicht, warum die jungen Leute von heutzutage so schläfrig und kopfhängerisch herumlaufen, wie die Nachtmühen! Wie ich so jung war, wie Sie, mein Herr, da war ich von einer tollen Heiterkeit — ist das die Ode, die Sie zu meiner Verherrlichung gedichtet haben,“ frug er, als er das Heftchen bemerkte, das ich unter dem Arm trug. „Nein,“ antwortete ich naiv, „es ist das Heft, worin ich vorhin, bei der Vorlesung in der Sorbonne, mir Notizen gemacht habe.“

„Aha, Sie studiren also hier. Nun, so sagen Sie mir doch, lieber Herr Studiosus, haben Sie noch immer denselben Rector wie im vergangenen Jahre?“

„Ja, noch immer,“ erwiderte ich, „kennen Sie ihn?“

„Er ist ein Esel,“ sagte er kurz, „soll ich es Ihnen beweisen?“

„Aber ich habe ihn im Gegentheil immer als einen ausgezeichneten Gelehrten rühmen hören.“

„Ausgezeichnet, mein Herr, ausgezeichnet? Sie werden anders darüber urtheilen lernen —“

Ich trat ihm in den Weg, denn eine unbezwingliche Neugierde trieb mich, ihn weiter reden zu lassen. „Sie wissen doch, mein Herr, welches Aufsehen in der Welt meine „Häuslichkeit und materielle Verhältnisse von Victor Hugo“ gemacht hat; zwei Jahre habe ich darüber in einem wahren Glücksaufschub gelebt, und ich konnte keine Zeitung in die Hand nehmen, in der mein Name nicht stand.“ Das war wohl wahr, aber er vergaß, hinzuzufügen, daß gewöhnlich dieser Name in engster Verbindung mit einem Beiworte, wie närrischer Kauz, Schulfuchs, Salbader, Schmierer, verworfenes Gefindel, Geschmeiß, Auswurf der Menschheit und dgl. Liebenswürdigkeiten genannt wurde. „Mein Herr, ich habe einen Koffer voll von diesen Artikeln, und wenn ich allein zu Haus bin, passirt es mir, daß ich mir immer wieder einen vornehme und lese. Nach den Beleidigungen meiner Neider kann ich meinen Ruhm ermessen. Ich besitze Briefe, mein Herr, von den höchsten Persönlichkeiten. Ein großer Würdenträger aus Japan hat mir die größten Complimente gemacht, der Bischof von Orleans hat mir für mein Buch mit den Ausdrücken der höchsten Ehrerbietung und tiefsten Ergebenheit

gedankt, was noch kein Bischof für einen Laien gethan hat. — In vorigem Jahre nun, mein Herr, erhalte ich von Ihrem Rector einen Brief, in welchem er mich wegen einer mich betreffenden Angelegenheit zu sich beruft. — Ich frage mich: Was kann er denn von mir wollen? Gewiß wird es wegen des Kreuzes der Ehrenlegion sein. Aber, bei meinen politischen Ansichten, kann ich denn das von der Republik annehmen? Nun, wenn auch nicht, denke ich mir, auf Reisen werde ich es doch wenigstens tragen können.“ Ich entschlief mich also endlich und gehe an Ort und Stelle. Ich komme in Ihre Universität, wo Sie Ihre Vorlesungen hören. Man läßt mich warten. — Wissen denn die Professoren, welchen Werth für uns Schriftsteller Zeit und Stunde hat? Endlich werde ich vorgelassen. Können Sie errathen, was Ihr berühmter, ausgezeichnete Rector mir zu sagen hat? „Herr Legrimaudet, als Mann der Wissenschaft haben Sie an das Unterrichtsministerium eine Petition wegen Unterstützung eingereicht; haben Sie schon irgend welche Werke veröffentlicht?“

„Nun, und was haben Sie ihm geantwortet?“ fragte ich ihn, als er schwieg und darauf lauerte, daß ein Wuthstrahl über diese schreckliche Verkennung seines Genies auch aus meinen Augen schießen würde.

„Ich bin aufgestanden,“ entgegnete er und habe ihm gesagt: „Herr Rector. Sie lesen wohl nicht die Bücher in Ihrer Bibliothek? Alle meine Werke sind darin vertreten — so lesen Sie sie jetzt, das wird Ihnen gut thun und Sie bilden. Und darauf ging ich meiner Wege.“

„Und Ihre Unterstützung?“ fragte ich ihn.

„Mein Herr, dieser Ignorant ist natürlich Schuld, daß sie mir verweigert worden ist. Aber daran bin ich schon gewöhnt, es ist der Meid. Nur kein Talent haben, mein Herr! Man muß nur sein, wie Ihr guter Freund, Herr Mareuil. Er ist ein mittelmäßiger Kopf, und deshalb schon hat er gewonnenes Spiel — er stellt Niemand in den Schatten. Versetzen Sie sich in meine Lage, mein Herr, vor ungefähr fünf Monaten waren alle meine Mécene abwesend, und ich hatte keinen Centime. Für zwei Sous gebratene Äpfel habe ich auf Borg nehmen müssen, es ist hart, wenn man berühmt ist, so kleine Anleihen zu machen.“

Den letzten Satz stieß er mit einem bitteren und so heftigen Tone hervor, daß mir das Lächeln verging, umsomehr, als ich hinter diesem unglaublichen Größenwahn einen so tiefen Abgrund des Elends nicht vermuthet hatte. Alle Verachtung und aller Spott verstummt in mir; fast willenlos zog es mich fort, ich mußte weiter mit ihm gehen, um mehr von ihm herauszubekommen. So kamen wir die Straße Loufflot hinauf, bis dahin, wo die Kuppel des Pantheons vor unseren Augen sich erhob. Mit einem seltsamen Blick betrachtete Legrimaudet die Inschrift auf seiner Fassade. Jetzt konnte ich es mir schon eher erklären, warum sich Mareuil für diesen begabten Müßiggänger interessirte, der augenscheinlich in der Idee befangen war, daß das Vaterland eine heilige Pflicht verletzen würde, wenn es ihm

nicht eines Tages nach seinem Ableben in diesem, für die Großen und Berühmten bestimmten Tempel einen Platz einräumte. Ich frug ihn:

„Stehen Sie denn ganz allein auf der Welt? Haben Sie gar keine Familie, keinen Anverwandten? Woher sind Sie?“

„Was für eine müßige, selbstverständliche Frage, mein Herr! Kann ich eine andere Heimat haben als der große Bossuet? Ich bin aus Dijon gebürtig, mein Vater war ein Bäcker, so wie der Vater des General Drouot. Mit zehn Jahren schon setzte ich die ganze Stadt durch die Frühreise meines Verstandes in Staunen. Ich trat zuerst in das kleine Seminar und dann in's große. Meine Predigten waren zu eindrucksvoll, das hat die Eiferucht des Bischofs erregt, und deshalb mußte ich vor der Zeit zurücktreten; wäre das nicht gewesen, ich hätte sicher heute den Bischofshut. — Aber ich bedaure es gar nicht, mit solch zündender Gewalt hätte ich meinen Diderot nicht schreiben können, wenn ich nicht nach Paris gekommen wäre.“

„So sind Sie also gleich nach Ihrem Austritt aus dem Seminar nach Paris gegangen? Ist das schon lange her?“ unterbrach ich ihn.

„Sehr lange,“ erwiderte er ein wenig ausweichend. „Dank einem meiner verstorbenen Vettern, einem beschränkten Kopf, aber sonst einem gutmüthigen Menschen, wurde ich als Kanzlist in einem Advocatenbureau angestellt. — Dieser Posten ist mir bei meinem ‚Hugo‘ sehr nützlich und förderlich gewesen, ich habe mir dadurch Fachkenntniß angeeignet und bekam so das Zeug dazu, die Abrechnungen des sogenannten ‚Poeten‘ mit seinen Verlegern in das richtige Licht zu stellen. Ich hätte wohl, weil ich mich vortrefflich dafür eignete, beim Gericht bleiben können, aber mit der Gabe der Feder läßt sich nicht spaßen, sie forderte gebieterisch von mir ihre Rechte. Nach dem Tode meines Vaters erbte ich 15 000 Frcs. von ihm, mit ihnen stürzte ich mich in die schönen Wissenschaften und trat zum ersten Mal mit meiner ‚Geschichte berühmter Männer‘ vor das Publicum. Damals suchte ich noch meine Richtung. Erst später habe ich meinen Diderot in Angriff genommen, es war zur Zeit des Staatsstreichs. Sie wissen doch, mein Herr, daß ich ihn veröffentlicht und was er trotz der politischen Strömung für ein Aufsehen gemacht. Schon damals fing der Neid an, mich mit seinen Krallen zu packen, und seitdem haben sie mich auch nicht mehr losgelassen. Alle Zeitungen, alle Buchhandlungen haben sich mir verschlossen, mein ganzer Anhang hat mich verrathen. Sie wollten mich um jeden Preis zum Schweigen bringen, mich todt machen, und sie wählten dazu ein Mittel, das niemals fehlschlägt: den Hunger.“

„Haben Sie denn niemals daran gedacht, eine Stellung anzunehmen und nur für sich zu arbeiten?“

„Eine Stellung, wo denken Sie hin, mein Herr! Wie soll ich denn dazu kommen? es fehlt mir so schon an der richtigen Zeit zum Schreiben und zu den neuen Entwürfen. Aber ich fürchte mich nicht vor der Zukunft, denn es handelt sich nur um eine Geduldprobe.“

„Sie haben gewiß noch eine kleine Erbschaft zu erwarten,“ warf ich wieder ein, verwundert über den räthselhaften Ton, mit welchem dieser weißhaarige Sonderling in Lumpen von seiner Zukunft sprach. War nicht seine sichere Zukunft das Hospital, der Secirisch, im besten Falle das Massengrab? Und dennoch zuckte ein ganz eigenartiger Hoffungsstrahl, der sichere Glaube an eine Zukunftschimäre in diesen bißigen Zügen. In jenem Augenblicke wußte ich nicht recht, ob ich es mit einem Ehrlosen oder einem Somnambulen zu thun hatte.

Gleich darauf fuhr er in seiner Rede mit den Worten fort: „Mein Herr, schneiden Sie sich ein Büschel von Ihren Haaren ab, danach werde ich Ihnen die Zukunft voraussagen. Ich kenne eine Somnambule, die Napoleon seine Triumphe prophezeit hat. Als Jockey verkleidet ging er zu ihr, um sie zu befragen, ich habe es aus ganz sicherer Quelle, denn ich habe sie im Jahre 1855 eingeschlafert. Sie müssen nämlich wissen, daß ich ein außergewöhnlicher Magnetiseur bin. Ich bekam von ihr jeden Tag das Frühstück, und dafür mußte ich von 12 Uhr Mittags bis 3 Uhr Nachmittags bei ihr bleiben. Wir haben uns nur damals entzweit, weil sie mir abrieth, meinen „Hugo“ zu veröffentlichen. Für meine Gemüthsruhe, das hatte sie ja recht, wäre es gewiß besser gewesen. Sie hat mir nun prophezeit, daß ich als ein sehr reicher Mann und als Senator sterben würde. Warum sollte ich da nicht mit der größten Nonchalance und Gemüthsruhe hin und wieder eine Kleinigkeit borgen. Ich notire jeden Sou und gebe Alles zurück. Ihr Freund, Herr Mareuil, hat auch sein Conto bei mir. Ja, ja, ganz sicher, ich werde Alles abzahlen, bis auf den Centime, wenn nicht“ — — fügte er mit dumpfer Stimme hinzu, „wenn ich nicht — — Gott verläugne und in der Verdammniß sterbe — —“

Wir hatten inzwischen den Panthéonplatz verlassen und den Fußsteig an der Ecke der rue de la Vieille-Estrapade betreten, wo Herr Légrimaudet stehen geblieben war, um jene letzten unheimlichen Worte auszustößen. Es muß wohl sein, daß in einem solchen offen eingestandenen, sich klar bewußten und vor den letzten Consequenzen nicht zurückschauenden Größenwahn eine dämonische Anziehungskraft liegt, denn der Aufschrei dieses Elenden, in welchem dessen unererschütterlicher Glaube an seine glänzende Zukunft so grell zum Ausdruck gekommen war, ergriff mich in jenem Augenblick mit unwiderstehlich poetischer Gewalt.

Die fröhlichen Zurufe spielender Schulknaben auf dem Vorhof eines Gymnasiums unterbrachen allein die Stille dieses, fast einen provinziellen Charakter tragenden Viertels von Paris, dieses soviel Elend verchlingenden Paris, in welchem mein Begleiter sich ein so sonderbares Gebäude von Selbsttäuschungen und Ehrlosigkeiten aufzurichten den Muth gehabt. Er mochte wohl das Bedürfniß fühlen, vor mir einmal laut zu denken, denn weiter gehend und mich erst nach der Richtung der Rue Tournefort und

dann durch ein Gewirr von Gäßchen, in denen ich mich gar nicht zurecht fand, fortziehend, plauderte er weiter:

„Mein Herr, vor fünf Monaten befand ich mich in so bitterer Noth, es ist die schlimmste Zeit meines Lebens gewesen, daß ich dem Verzweifeln nahe war. Ich wollte mit mir selbst ein Ende machen, ich wußte bloß noch nicht recht, auf welche Weise. Ich hatte die Absicht, mich an der Bildsäule des Encyclopädistenführers Voltaire aufzuhängen, mein Herr, um meiner Partei eine Schande anzuthun. Da fällt mir eine kleine Erbschaft zu. Eine Wittve, die einst meine Nachbarin gewesen, schenkt mir alle alten Kleidungsstücke ihres verstorbenen Gatten. Die Kleidertröbler sind ja bekannte Spitzhuden, aber der alte Plunder hat mir doch noch so viel Geld gebracht, daß ich es wieder ein bißchen abwarten konnte. Jetzt erscheint eine neue Auflage von meinem ‚Hugo‘, warum auch nicht, trotz aller Intriguen ist es noch immer ein einträgliches Geschäft. Und dann, mein Herr, bin ich auch wirklich nicht anspruchsvoll, mit 300 Francs jährlich bin ich ein reicher Mann. Sie staunen darüber, weil Sie nicht zu leben verstehen. Soll ich es Ihnen vorrechnen! Für 15 Francs monatlich habe ich ein sehr gutes Zimmer, nicht weit von hier in einem Hause der Rue de la Clef. Es ist ein Arbeiterhaus, aber das ist mir ganz gleichgiltig, da man mich dort nur unter dem einfachen Namen Jean kennt. Später, wenn ich reich bin, habe ich ja noch Zeit genug, der Welt zu verkünden, zu welcher einer Zufluchtsstätte die Mißgunst seiner Zeitgenossen einen Legrimaudet verurtheilt hatte. Also, ich habe erstens einen Kamin, der mir zugleich als Küche dient. Deshalb nur behalte ich mein Zimmer, denn es hat auch große Mängel. Bei Schneewetter kann ich das Fenster, da es ein Tabatièrenfenster ist, weder öffnen, noch reinigen, weshalb es den ganzen Tag stockfinster darin ist. Aber es hat ja schon sein Gutes, im Warmen zu essen, und dann ist das ganze Viertel voll mit Garfküchen, schon wegen der Arbeiter. Wenn Sie mich früh am Morgen sähen, wie ich meine Einkäufe besorge, mit meiner Blechbüchse unter dem Arm — — da denkt Jeder, ich habe eine feine Pastete zu 6 Francs darin verwahrt. Freilich muß man den Einkauf verstehen und wissen, zu wem und an welchem Tage man geht. Da ist z. B., mein Herr, Rue du Pot-de-Fer-Saint-Marcel, ein Speisewirth, der an jedem Mittwoch selbst die Kunden bedient, und er giebt reichlich, wie ein Dieb. Für 7 Sous bekomme ich dort eine Portion, die für zwei Tage hinreicht. An den Sonntagen giebt es wegen der Löhnung immer viel Gebratenes. Vorsichtig in der Wahl seiner Lieferanten muß man natürlich sein. Wenn Sie den Faubourg St. Jacques ein wenig weiter hinauf gehen, die Adresse werde ich Ihnen schon sagen, und darauf Acht geben, daß Sie vor neun Uhr dort sind, so bekommen Sie eine Scheibe blutiges Rindfleisch — — — ich sage Ihnen, an solchen Vormittagen frühstücke ich besser, als Herr Hugo, trotz seiner unredlich verdienten Millionen und seinem Geize. Nur noch für 2 Sous Brot dazu, und ich bin bis

oben hinauf voll und frisch gestärkt zur Arbeit. Wenn ich nun keine unnöthigen Laufereien habe, bin ich um 10 Uhr in der Leihbibliothek, dort bleibe ich vier volle Stunden, lese und mache mir Notizen. Ich lese sehr viel. Vergangenes Jahr habe ich den ganzen Beyle gelesen, er wird sehr überschätzt. Gegen fünf Uhr komme ich nach Hause und bereite mir meine Weinsuppe oder meinen Milchthee; es ist freilich nur du lait und du thé, aber es ist ein schönes Wortspiel, es ist mein Vöthé, dann gleich darauf gehe ich zu Bett. Bei warmer Witterung gehe ich nochmals nach der Bibliothek Sainte-Geneviève, aber im Winter lege ich mich wegen der Kälte schlafen. Die Nächte sind allerdings sehr lang, und gegen zwei Uhr bin ich schon wieder munter. Aber es giebt in dem Viertel eine Menge Klöster und welche Bequemlichkeit! da brauche ich keine Uhr. Ich zünde mir meine Pfeife an und rauche im Dunkeln in meinem Bett. Das sind meine eingebungsvollsten Stunden, auf diese Weise habe ich auch den ersten Entwurf zu meinem nächsten Buche, dessentwegen ich diese beiden Bände brauchte, gefunden."

"Darf man vielleicht wissen, wovon es handelt," fragte ich ihn.

"Nein, mein Herr, ich kenne Sitten und Gebräuche unter den Literaten zu genau, als daß ich jemals, ehe das ganze Werk erschienen, und sei es auch, vor wem es wolle, sein Sujet verrathen würde."

Während unseres Gesprächs, das bei den mannigfachen Hemmnissen und Stockungen auf den schmalen Straßenübergängen oft unterbrochen und wieder aufgenommen worden war, kamen wir an eine Häusergruppe in der Nähe von St. Pelagie; auf einem Täfelchen konnte ich den Namen der Rue de la Clef erkennen. Ich bin seitdem nie wieder in jener Gegend gewesen, weiß also auch nicht, ob es dort, wie damals, noch so viel anrüchig aussehende Kostgängeranstalten und Auvergnatenbuden voll plumper Kramwaaren giebt, aus denen die Kinder des Cantal noch manchen Sous zu schlagen verstehen. Die ganze Straße ist mit Kleinhändlern bevölkert, und das hatte einen Landsmann und Auvergnaten dazu bestimmt, das Hôtel garni einzurichten, vor welchem Herr Legrimaudet stehen blieb. Es trug auf seiner Vorderseite folgende Inschrift: „Die vereinigten Hôtels de l'Ecu und de Saint-flour.“ Vor dem kleinen Weinverschleiß, der die Hälfte des Erdgeschosses einnahm, war ein anderes Schild, welches für jeden Andern als einen Landsmann von Vercingetorig und Pascal unverständlich gewesen wäre. Auf der anderen Seite befand sich eine Wäscherei, in welcher die sehr fragwürdige Sauberkeit eines armseligen, verblauten Leinenzeugs sich breit machte, und deren Zugang, eine grün angestrichene Gitterthür, weit offen stand. Am hintern Ende des Hausflurs markirten sich die Umrisse einer vor Nässe triefenden Treppe, und wenn man nach der schmutzig-gelben, vor Unsauberkeit starrenden Fassade, nach den Fenstern ohne Läden, dem ungepflegten, wie in sich selbst zerfallenen Aussehen des ganzen Gemäuers einen Schluß ziehen sollte, so mußten die sogenannten Stuben dieser schreck-



lichen Herberge wahre Räuberhöhlen sein. Wie konnte denn aber das Misl eines Legrimandet, dieses wahrhaften Zuchthaussträflings der Verleumdung, anders aussehen, als jenes elende, kaum der Unterbringung eines Hundes würdige Loch! Sowie wir um die Straßenecke herumgebogen waren, verstummte Legrimandet plötzlich und schien meine Gegenwart völlig zu ignoriren. Ich sah nur, wie er, vor dem haufälligen Hause angekommen, in seinen Rocktaschen wühlte und Etwas hervorzog, das so ausah, wie ein Stückchen in Papier gewickelter Kuchen. Mit einem Lächeln, wie ich es diesem bittern, giftigen Munde niemals zugetraut hätte, näherte er sich, das Packetchen in seinen Händen, einem ungefähr sechsjährigen Kinde, das vor der Thür der Wäscherei spielte — — — ach, es war ein gar blaßes, elend und abgezehrt aussehendes Bübchen, und mir bebte das Herz, wie ich es gleich einem verstümmelten Würmchen hin und her humpeln sah! Es hinkte nämlich und bediente sich, wenn es schnell laufen wollte, sehr geschickt einer kleinen Krücke.

„Guten Tag, Heinrich,“ rief Legrimandet ihm zu. „Wie geht es Dir heut? Ich habe Dir einen schönen Kuchen gebracht.“

Das Kind blickte gleichgiltig, ja mit einer gewissen unverhohlenen Abneigung auf den alten Schriftsteller, nahm aber doch den Kuchen und beschnüffelte ihn von allen Seiten: die unappetitlichen Hände seines Wohlthäters hatten auf der Zuckerglasur deutliche Spuren zurückgelassen.

„Der Kuchen ist beinahe so schmutzig, wie Du selbst,“ sagte das Kind, und ohne auf ihn zu achten, aber trotzdem tüchtig in die Wäscherei hineinbeißend, lief es wieder zu seinen beiden Spielfkameraden zurück. Legrimandet kam auf mich zu, zeigte auf das schiefwinklige Haus und sagte dann mit bißiger Miene und einem Augenzwinkern, aus dem ein Strahl bittersten Menschenhasses hervorstrahlte:

„Sehen Sie, so weit haben mich die Menschen gebracht.“ Er schwieg eine Weile ganz still — — — nach einer Pause steckte er mir mürrisch, aber sehr unterwürfig zugleich seine Hand entgegen, mit den Worten: „Hätten Sie nicht ein bißchen Silber für die kleine Capelle?“ Ich steckte ihm natürlich gleich aus meinem, zwar sehr spärlich gefüllten Studentenportemonnaie ein Zwanzigsgrosstück zu. „Was soll ich damit anfangen?“ war Alles, was er als Dank für das ihm zu bescheidene Almosen hervorbrachte; mit unsagbar verächtlicher Miene steckte er den Bettel in seine Westentasche, stieß die entseßlich knarrende Gitterthür weit auf und verschwand längs der von Rässe aufgeweichten Kalkwand des Hausflurs, ohne sich auch nur umzusehen.

Ich kann es dreist behaupten, daß ich an dieser Unterhaltung, welche ich noch an demselben Abend in mein Tagebuch eintrug, nicht zehn Worte geändert habe. Ich hatte in demselben Augenblick, wo ich mich von Herrn Legrimandet trennte, — da soll man noch leugnen, daß gewisse menschliche Physiognomien ihre Schicksale haben, — die Empfindung, als hätte mir der

Zufall in leibhaftiger Gestalt ein in seiner Art einziges Individuum, eine Species der leidenden, verbitterten Menschheit, wie es vielleicht schwer halten würde, sie noch ein zweites Mal anzutreffen, vor die Augen geführt. Welch tiefen Einblick gestattete mir derselbe Zufall in die Seele dieses social Geächteten, in sein bodenloses Elend, in seinen bitteren Haß und in seine wahnwitzige Verblendung! Wo konnte es für einen geschulten Menschenkenner eine interessantere Verschmelzung geben von seltsamer Eigenart und tiefer, sittlicher Verkommenheit? Und doch war in dieser unschönen Seele ein Fünkchen von Zartgefühl nicht ganz erstickt, noch lebte darin ein gewisses Erbarmen mit jenem armen, kränklichen, so undankbaren Kinde, welches seinerseits für den großen Menschenverächter nichts Anderes übrig hatte, als wieder Verachtung. So wurde die einzige, letzte edle Regung dieses Unglücklichen verkannt. War sie nicht trotzdem eine Mahnung, daß noch ein schwacher Hoffnungsschimmer für die mögliche Rettung dieses verderbten Gemüthes vorhanden war? Es wäre wahrscheinlich der heiligen Aufgabe eines wahrhaften Priesters würdig, von der Spur eines solchen letzten, edlen Bedürfnisses geleitet, auch in einem Falle, wie dem gegebenen, noch nicht ganz zu verzweifeln und einer solch verlorenen Seele noch in ihren abschüssigsten Bahnen ein Wegweiser zu werden. Mich hatte jene Begegnung tief erschüttert, sie wühlte Fragen und Räthsel in mir auf, die mich damals bei meiner großen Jugend so lebhaft beschäftigten, daß ich mich veranlaßt fühlte, die freudige Entdeckung, bei dem Manne, der nie in seinem Leben „Danke“ gesagt, doch noch eine so edle, großmüthige Regung gefunden zu haben, meinem Freunde André Mareuil mitzutheilen. Dieser aber lachte nur boshaft auf und antwortete mir: „Nicht doch, nicht, doch da hast Du wieder einmal nicht richtig gesehen, höchstens will Legrimaudet von Zeit zu Zeit dadurch von der Wäscherin etwas heraus schlagen. Nein, nein, setze ihn nur in meinen Augen nicht herab, denn er ist unvergleichlich, famos. Er hat Dich also auch angefahren und beleidigt, sowie er nur seine zwanzig Sous in Empfang genommen, nun, da hast Du's ja. — Ist er nicht wie die metallenen Automaten, die man auf den Jahrmärkten sieht? man legt zwei Sous in eine kleine Spalte, und ein Caramelbonbon kommt heraus. Bei ihm ist es immer eine Beleidigung, die nie daneben geht.“

„Nun meinetwegen, so habe ich ihn nur zu gutmüthig beurtheilt,“ antwortete ich, ohne mich weiter in ein Gespräch mit ihm darüber einzulassen.

Vor mir selbst tabelte ich Mareuils Spöttereien, und dennoch schüchtern mich wiederum seine Spottlust ein. Ich befand mich in einem Alter, wo die jungen Leute gern über ihre besten Regungen erröthen, weil sie das dunkle Gefühl haben, daß das falsche Spiel des Lebens sie hintergeht, wenn sie sich zu harmlos ihren ersten naiven Anschauungen desselben überlassen. Zu Freunden wählen sie dann mit Vorliebe solche, deren frühreifer Cynismus ihnen am gefährlichsten schadet, und dem höheren Trieb, dem idealen Aufschwung ihrer Seele, lassen sie erst dann wieder freien Lauf, wenn sie

dessen wahren Werth wohl erkannt, derselbe aber schon längst durch schlaffe und berechnende Selbstsucht unterdrückt worden ist. Das Gesetz, nach dem sich unsre innere Entwicklung vollzieht, will es nun einmal, daß wir diese sonderbare Krisis überstehen, deren acuteste Höhe sich durch das Aufschneiden und Prahlen mit lasterhaften Regungen äußert. So fühlte ich auch damals nicht die Sicherheit und feste Moralität, Mareuil gegenüber bei meiner Behauptung zu bleiben, daß ich dieses selbstlose Mitleid seines Parasiten mit dem hinkenden Kinde für ein durchaus echtes hielte, und noch viel weniger wagte ich es, hinzuzufügen, daß es eigentlich seine, Andrés, Pflicht gewesen wäre, dem armen Menschen nicht bloß spottend eine kleine Gabe zuzuworfen, sondern sich wärmer und nachhaltiger für ihn zu interessieren.

Wir sprachen an jenem Tage gar nicht mehr von Herrn Legrimaudet, und Tage auf Tage, Wochen, ja Monate vergingen, ohne daß es zwischen uns zu einer Fortsetzung dieses Gesprächs oder überhaupt zu einem anderen gekommen wäre. Zudem wollte es der Zufall, daß ich kurze Zeit nach meiner etwas ausgedehnten Plauderstunde mit dem cynischen Bemohner der Rue de la Clef Paris verließ; ich ging das erste Mal nach Italien und Griechenland. Als ich zurückkehrte, hatte sich Mareuil in einen solchen Strudel des Lebens gestürzt, daß unsere Beziehungen zu einander fast unmöglich wurden. Die Stelle an der Bibliothek hatte er ganz aufgegeben, und seine frühere Schwärmerei, sein jugendliches Träumen von idealer, selbstloser, literarischer Arbeit hatte sich in den viel praktischeren Wunsch verwandelt, aus seinem einträglichen Schreibtalent gleich klingendes Capital zu schlagen. Er hatte den Posten eines politischen Redacteurs an einer Abendzeitung angenommen. Wir trafen uns jetzt nur selten, vielleicht ein Mal nach 3 Monaten, wie man sich eben in Paris trifft. „Guten Tag!“ „Es geht Dir doch gut?“ „Können wir nicht einmal in den nächsten Tagen zusammen essen“ 2c. 2c. Man meint das Versprechen immer ganz ernst und ehrlich, und doch hält man das Rendez-vous niemals inne, so daß es Einem passiren kann, sich 4 ja 5 Jahre in einer Stadt zu befinden, ohne jemals ein paar Stunden für einen guten Freund übrig zu haben, den man bei alledem von ganzem Herzen liebt. Seit jenem denkwürdigen Nachmittag hatte ich Herrn Legrimaudet nicht wiedergesehen, trotzdem verfolgte mich unablässig die Erinnerung an seine räthselhafte Erscheinung, selbst bei der flüchtigsten Begegnung mit André vergaß ich niemals, ihn nach dem alten Schriftsteller zu fragen. Immer trat dasselbe spöttisch-mephistophelische Lächeln auf die Lippen meines Freundes und ehemaligen Collegen, immer hatte er mir eine neue Anekdote, einen neuen eigenthümlich charakteristischen Zug seines Lieblingsparasiten zu erzählen, sobald ich nur seines Namens Erwähnung gethan.

„Herr Legrimaudet? Das ist noch immer derselbe Undankbare. Bis jetzt habe ich ihm noch kein „Danke“ entlockt. Neulich einmal gehe ich auf's

Land und hinterlasse bei meinem Hausmädchen den Befehl, ihn von Kopf bis zu den Füßen auszustaffiren, es fehlten weder Hut, noch Stiefel, weder Beinkleid, Jaquet, noch Hemd. Ich erhalte darauf von ihm einen Brief und öffne ihn gespannt. Wollte er endlich mal an sich selbst zum Lügner werden und mir für dieses unerwartete Geschenk danken? Bewahre! Er giebt mir einen Auftrag für irgend eine Zeitung, und die einzige Anspielung auf meine Kleidersendung bestand am Schluß des Briefes in der Unterschrift: „Ganz der Ihrige, bis auf die Socken.“ Mein Hausmädchen hatte vergessen, ihm welche mitzuschicken, und in seiner gewohnten Unverschämtheit war er nicht zu blöde, mich daran zu erinnern.“

Oder ein ander Mal: „Herr Legrimaudet? Er macht noch dieselben schlechten Witze. Nach meiner Rückkehr aus England besuchte er mich einmal. „Haben Sie nicht etwas Silbergeld zum Besten „der kleinen Capelle?“ Du kennst ja die Formel. Ich gebe ihm das Silbergeld, da antwortet er mir, indem er es ruhig in die Tasche steckte: „Mein Herr, Sie sind mit viel besseren Manieren aus England zurückgekehrt. Das Reisen ist Ihnen förderlich, es bildet Sie! Leben Sie wohl!“

Oder ein ander Mal: —

„Herr Legrimaudet? Der ist noch immer großartig, schwebt immer noch in seinen stolzen Illusionen. Vor acht Tagen etwa hat er an einer spott-schlechten Schmähschrift über die „Krankheiten der Freidenker“ eine Kleinigkeit verdient; das war ein rechtes Essen für ihn! Was glaubst Du wohl was er mit diesem Gelde machte? Der elende, fiedhe, am Hungertuche nagende Mensch kauft sich einen Bischofsring, hörst Du wohl, einen Bischofsring, mit einem riesengroßen Amethyst. Er trägt ihn natürlich an der Hand, erinnerst Du Dich dieser Hand? „Mein Herr,“ sagte er zu mir, „seit Jahren habe ich mir alle außs Korn genommen, bei den Trödlern meines Viertels sind nämlich 23 zu haben, aber er ist der schönste gewesen!“

„Was meinst Du dazu, ist nicht das Seminar grade so wie die Universität? Niemals kann man weder das Eine noch die Andere ganz verleugnen.“

Oder wieder ein anderes Mal:

„Herr Legrimaudet? Noch immer verhungert und verbissen, gierig und gelüftig, wie ein Bettler, der sich noch nie in seinem Leben satt gegessen. „Der Sommer ist gut für mich gewesen“, sagte er mir erst neulich, „wegen der Cholera bekam man das Obst rein geschenkt. Ich habe mich ordentlich daran delectirt, und es erjeste mir das Fleisch.“

Oder noch ein ander Mal:

Herr Legrimaudet? der wird immer besser! dieser tugendhafte Richter und Moralprediger des „unsittlichen Diderot“ kehrt jetzt den Schwerenöther heraus. Bei Gelegenheit einer blauwollenen Mütze, die ihm eine mitleidige Nachbarin gestrickt, hatte er mir von seinen Liebschaften erzählt. „Das schwache Geschlecht liebt berühmte Männer,“ sagte er mit gedenkhafter Miene

und mit der nur ihm eigenen Art und Weise. „Als ich jung war, mein Herr, habe ich für drei Sous Raffee niemals einen Korb bekommen. Herr Paul de Rod hat mich, ohne mich zu kennen, in seinem „Gustave“ geschildert.“ Dann zog er einen Zeitungsartikel aus der Tasche, in welchem ausgerechnet war, wieviel der nächste Krieg an Menschen kosten würde. „Ich freue mich darüber,“ schloß er mit frecher Geberde, „da werden mehr Frauen für mich übrig bleiben.“ Dann wieder dieselbe Komödie mit dem „Bischen Silbergeld für die kleine Capelle“, hierauf die obligatorische Beleidigung — — kurz, ich wiederhole es Dir, ein solches Original existirt nicht zum zweiten Mal.“

So weit reichten meine Nachrichten über ihn, bis ich mich wieder einmal, ungefähr sechs Jahre nach dem Tage, an dem ich seine Bekantschaft gemacht, am 31. December 1880, mit André Mareuil zum Abendtisch zusammenfand. Ich weiß nicht, ob ich mich des Datums so genau wegen der kleinen Geschichte, oder ob ich mich der kleinen Geschichte wegen des Datums erinnere. Ich war damals selbst zur Presse übergegangen und schrieb Theaterfeuilletons für eine heut eingegangene Zeitung. André Mareuil, der aus dem politischen Redacteur wieder einmal Berichterstatter für das Feuilleton und später Kritiker geworden war, bekleidete dieselbe Stelle in einem gerade in Aufschwung gekommenen Blatt.

Wir hatten uns von Neuem angefreundet, wie man zu sagen pflegt, und manch ein Smollis tranken wir miteinander in den Pausen zwischen schlüpfrigen Schauspielcouplets und rührseligen Schauspielscenen. An jenem Abend besprachen wir uns, der komischen Sitte folgend, die verschiedenen Feste des Jahreschlusses in Orgien ausklingen zu lassen, gemeinsam miteinander zu essen, wenn auch unsere Orgie diesmal sehr harmlos verlief. Behaglich in der Ecke eines Restaurants sitzend, die Ellenbogen ungenirt auf den Tisch gestemmt, so hatten wir, André, ein halbes Duzend Landsleute und ich nichts Anderes im Sinn, als bei einem kalten Rebhuhn wieder einmal nach Herzenslust zu plaudern wie in alten Zeiten. Wir befanden uns gerade mitten drin in unserem anspruchslosen Menu, in welches nur durch das Kommen und Gehen neu hinzukommender Gäste etwas Humor und interessante Abwechslung hineinkam. Es machte uns tausend Spaß, Einen nach dem Anderen, ohne daß Jene es merkten, auf's Korn zu nehmen und er, der unverbesserliche Spötter, fand für Jeden ein treffendes Wort, mit dem er ihn lächerlich zu machen wußte. Plötzlich schlägt er sich mit der Hand vor die Stirn, wie Jemand, der sich eine Vergeßlichkeit nicht verzeihen kann, bittet den Kellner um seinen Ueberzieher, sucht darin nach seiner Brieftasche und zieht einen Brief mit den Worten heraus:

„Wie konnte ich aber auch vergessen, Dir von Dem zu erzählen.“

„Ich wette mit Dir,“ sagte ich zu ihm, ich errathe schon an Deinem Tone, um wen es sich handelt, um unseren Herrn Legrimaudet, ist es nicht so?“

„Du hast es getroffen,“ gab er, dieselbe mit einem hochkomischen Mienenpiel begleitend, zur Antwort.

„Nun, diesmal hattest Du wirklich Recht, und ich bitte Dir ab. Es giebt eben nichts Vollkommenes auf dieser Welt! Der wunderliche Rauz hat mir heut früh thatsächlich „Danke“ gesagt. Hörst Du wohl? Danke — — d—a—n—k—e. Es wird wohl das erste und letzte Mal in seinem Leben gewesen sein! — Da, lies nur diesen Brief.“

Er reichte mir ein Stück Papier, einen begriffenen Zettel, wie ihn Gymnasiasten untereinander zu benützen pflegen. In ungeheurer großen, fast kindischen Buchstaben war darauf folgende Epistel niedergeschrieben:

Paris, 23. December.

Junger, schöner, gefeierter Chroniqueur!

Durch einen Advocaten habe ich erfahren, daß Sie aus der Provinz zurück sind. Ich glaubte Sie noch verreist, da erzählte mir der junge Advocat Barrô-Desminidres, einer meiner Mécènes, daß er Ihnen in dieser Woche vorgestellt worden wäre. Sie haben ihm gefallen. Hat er Ihnen auch gefallen? Sie haben so viel Ähnlichkeit im Geschmack, sich zu kleiden.

Mein Compliment wegen Ihrer glänzenden Erfolge! Zum Weihnachtsabend morgen werde ich Sie besuchen. Hoffentlich sind Sie nicht eben so unsichtbar, wie Ihre Collegen in der Journalistik. Als ich noch jung und unbekannt war, machte ich Allen, Chateaubriand, Lamartine, Lacordaire, Berryer, Paul de Rœ, Montalembert, meine Ergebenheitsvisiten, bin überall sofort vorgelassen und mit dem größten Entgegenkommen aufgenommen worden. Ich hätte auch wohl die Fürsten der Presse besuchen sollen, aber aus Furcht vor Clichy (Gefängniß) waren sie unnahbar, es war gar nicht möglich, sie aufzufinden — — — Die Herren haben, scheint mir, Angst vor ihren Gläubigern. Sie brauchen doch gar nicht mehr zu fürchten, daß sie auf die Klage Derer, die sie betrogen haben, in den Schuldthurm wandern; das war früher einmal der Fall, wo eine Forderung von 200 Francs schon dazu genügte, fragen Sie nur Ihren lieben Freund d'Alai. Der Paletot vom October, den mir das Muster aller Schleußerinnen, ich wende dieses veraltete Wort mit Vorliebe an, überreicht, hat mich in einen ganzen Herrn Mareuil umgewandelt.

Und auch jener Advocat ist nett gegen mich gewesen. Zwei Paar prächtige Stiefeln hat er mir zugeschickt, ein Schuster auf unserer Straße hat eigens dazu nach meinem Maß einen Leisten für mich gemacht und darauf die Stiefel geschlagen. Ich sehe, der heilige Crispin (Gott der Schuhmacher) beschützt doch noch den „Triumphator über den gottlosen Diderot“. Wenn sie Flügel hätten, würde ich sie die Sandalen des Mercur nennen. Morgen ziehe ich sie an, wenn ich zu Ihnen komme, um mir mein Neujahrsgeschenk zu holen.

Die gewöhnliche Kleinigkeit wird mir diesmal nicht genügen, ich rechne auf einen Louis, aber es wird sicher meine letzte Bitte sein. Im Ministerium spricht man von mir wegen einer Pension, die mich natürlich in eine andere Kategorie stellen würde, als den wirren Haufen Unbekannter, denen man lumpige 100 Francs zuwirft. Diesen Louis brauche ich sehr nothwendig und das gleich, den Grund werde ich Ihnen sagen. —

Noch einmal mein Compliment! Sind Sie noch immer so lebensüberdrüssig? Sie, dem alle Schätze der Welt zu Gebote stehen.

Das wahre Talent kennt keine Sorgen — — sehen Sie mich an!

Jean Legrimaudet.

Das ist in der That ein Document, sagte ich, indem ich ihm den Brief zurückgab. Wozu brauchte er diesen Louis?

„Das ist eben der Punkt, über den Du triumphiren wirst,“ antwortete mit einer Handbewegung, welche Enttäuschung ausdrücken sollte, Mareuil. „Du erinnerst Dich doch eines kleinen, hinkenden Knaben, dem Legrimaudet einmal Kuchen mitgebracht? Du behauptetest damals, daß in der entlegenen Tiefe seines Herzens der erbärmliche Mensch doch ein warmes, echtes Mitleid für das fränkliche Kind empfunden.“

„Du spottetest noch über mich,“ sagte ich lachend.

„Ich hatte Unrecht,“ entgegnete darauf Mareuil, mit einem gewissen Ausdruck des Bedauerns, „ich hatte Unrecht. Ich hatte in Legrimaudet eine Figur von über Lebensgröße, frei von jeder menschlichen Schwäche, gesehen. Ich glaubte, in ihm Romantik zu finden, wie unser Freund Zola sagt, aber das Leben macht mürbe, ist dem Außergewöhnlichen feindlich. Der Grund des Louisd'or war der kleine, hinkende Knabe. Heut Morgen gegen zehn Uhr kommt Herr Legrimaudet zu mir; nachdem er mir seine gewöhnlichen Grobheiten in's Gesicht geschleudert, erzählt er mir, daß jenes Kind krank, sehr krank wäre; er, Legrimaudet, wolle wenigstens dem armen Kleinen noch mit einem schönen Neujahrsgeschenk eine Freude, eine kleine Ueberraschung bereiten. Dann erklärt er mir, aus welchem Grunde er sich für den kleinen Henri interessire. Die Mutter, eine arme Wäscherin aus dem Erdgeschosse, besorge ihm seit Jahren seine Wäsche umsonst, das Kind wäre so gescheidt, so lebhaft, und es wäre gar zu traurig, das arme Bübchen so weiß wie ein Laken, mit schon halb gebrochenen Augen in seinem Bettchen liegen zu sehen. Kurz, ich erkannte meinen Legrimaudet gar nicht wieder in dieser plötzlichen, unerwarteten Gerührtheit. Da kommt mir ein glänzender Gedanke. Ich muß Dir nämlich verrathen, daß ich gestern im Club gespielt; Casal hatte die Bank und dabei ein! Pech — — — mit einem Wort, ich habe beim Kartenspiel 50 Louisd'or gewonnen. — Da mir nun diesmal mein Freund wirklich ehrlich schien, so wollte ich ein letztes Mal und gewiß nie wieder die Größe seiner Undankbarkeit auf die Probe stellen. Ich nehme also aus meiner Brieftasche eine Hundert-Francs-Note und drücke sie ihm mit

den Worten in die Hand: Nun denn, mein lieber Herr Vegrinaudet, so wollen wir Ihrem kleinen Patienten zusammen dieses Geschenk machen; hier ist erstens der gewünschte Louis und noch vier darüber, kaufen Sie ihm dafür ein Spielzeug, wie er es sich in seinen kühnsten Träumen nicht ausgedacht hat.' Du hättest die Miene dieses Menschen sehen sollen, während ich diese Ansprache an ihn hielt. In seinen Augen, um seinen Mund, ja sogar in den schmutzigen Furchen des ekelerregenden Pergaments, aus welchem sein Gesicht besteht, tobte förmlich ein Kampf zwischen der glücklichen Ergriffenheit einerseits, in die ihn mein Anerbieten versetzte, und dem Gefühl des wilden Hasses, das ich ihm seit Jahren einslößte."

"Offen gestanden," unterbrach ich Mareuil, "hast Du ihn verdient, denn in Deiner ironisch spöttischen Wohlthätigkeit, die Du dem armen Kerl erwiesen, bist Du wirklich ganz abscheulich gewesen."

"Nun ja doch, Du schöne Seele," fuhr Mareuil fort, "also laß Dir nur das unerhörte, noch nie dagewesene großartige Schauspiel beschreiben. Mit meinen eigenen Augen habe ich gesehen, wie die Dankbarkeit in einem Herzen, das ich mir viel härter, aus viel größerem Metall geschmiedet vorgestellt, über den Haß den Sieg davon trug. Es ging freilich sehr schnell und klanglos vorüber! Seine Augäpfel rollten und drückten dabei ein unsagbare Anstrengung aus, sein Gesicht grinste, aber immerhin öffnete sich der zahnlose Mund doch, wenn es ihm auch die Kehle zusammenschnürte, nur zu dem Zweck, um ein „Danke“ hervorzubringen. Zu gleicher Zeit erfaßte er sogar meine Hand, ich wiederhole es, es war nur das Werk einer Secunde, denn sofort machte er sich mit den Worten auf den Weg: „Straßs gehe ich von hier zu einem Spielwaarenhändler."

"Ich hätte Dich bloß bei jener Scene sehen mögen," unterbrach ich ihn, von Neuem herzlich lachend. Ich war gerührt von dem, was mein Freund mir erzählt hatte, und auch wieder böse auf ihn, daß er selbst vor mir über seine eigene Rührung zu spotten sich bemühte; denn, daß ihn die kleine Episode von Herzen ergriffen, war sicher, wenn er es auch um ein Königreich nicht eingestanden hätte.

"Mich!" antwortete er. "Ich habe wohl ein Gesicht gemacht, wie der Baron in dem Lustspiel 'Man scherzt nicht', als Blasius ihm mittheilt, daß Perdican sich damit die Zeit vertreibt, mit allen Mädchen des Dorfes der Reihe nach eine kleine Liebschaft anzubandeln.

"Komm doch in jene Ecke, da können wir noch ein Bißchen weiter plaudern. — Also kaum hatte Herr Vegrinaudet die Schwelle meiner Thür überschritten, da kam ich mir schrecklich dumm vor, an jenes Märchen geglaubt zu haben. — Das kranke Kind, der zu einem Neujahrsspielzeug erbettelte Louisd'or, die menschenfreundliche Wäscherin — Freund Mareuil, sage ich zu mir, 'Du bist doch ein recht alberner Tropf,' nehme mir meinen Ueberzieher, setze mir den Hut auf und mache mich auf den Weg, um Herrn Vegrinaudet nachzugehen. Ich wollte doch sehen, ob er mich be-



logen oder ob er wirklich schnurstracks zu dem Spielwaarenhändler ginge. Bald entdeckte ich ihn am äußersten Ende der Straße, wie er mit Anstrengung seine ungeheuren Füße nach sich schleppt. Er dreht sich links, ich drehe mich auch links. Er geht den Boulevard Hausmann herunter, ich gehe den Boulevard Hausmann herunter. Eine kleine Viertelstunde später sehe ich meinen Freund richtig vor einem Spielwaarenmagazin in der Rue Rivoli stehen bleiben, er tritt wirklich und wahrhaftig ein. Es überfliegt mich eine helle Freude, ich weide mich ordentlich an der Verblüfftheit des Commis, der es gar nicht begreifen kann, wie ein in solche Lumpen gekleideter Kunde nach einem so theuren Gegenstande, im Werthe von fünf Louis, zu fragen sich erdreistet. Der Commis spricht leise etwas zu dem Besitzer, dieser wendet sich wieder an Herrn Legrimaudet, jener flüstert nochmals mit seiner Frau, ich mache mich schon bereit, den armen Teufel zu legitimiren, wenn man ihn etwa beschuldigen sollte, die blaue Note, die er in der Hand hält, gestohlen zu haben, und welche der Commis, der Geschäftsinhaber und seine Frau abwechselnd mit dem offenbarsten Mißtrauen nach allen Seiten drehen und gegen das Licht halten. Endlich entschließen sie sich dennoch, ihm Schachteln mit Bleisoldaten zu zeigen, Du weißt schon, jene Schachteln, nach denen wir Alle eine so brennende Sehnsucht getragen haben, mit Kanonen, die man abfeuert, Reitern, die man von ihren Pferden heben kann, mit Wagen, die zu öffnen und zu schließen, mit Zelten, die auseinander zu nehmen und wieder zusammen zu schlagen sind. Er trifft eine Auswahl, seine Schachtel wird ihm eingepackt, und das werthvolle Stück unter den Arm nehmend, geht er hinaus, nachdem er seine ganze Baarschaft, die volle Banknote, von welcher ihm der Verkäufer auch nicht einen Sou Kleingeld herausgibt, auf die Tafel gelegt. Der elende Hungerleider hatte sein ganzes Vermögen, alle seine 100 Francs, und noch dazu, ohne daß Jemand eine Anerkennung dafür hatte, hingegeben, um dem kleinen, kranken Knaben dieses fürstliche Geschenk zu machen.

„Nach dem, was Du mir erzählst, hat es der Kleine in Empfang genommen, ohne auch nur ein ‚danke‘ zu sagen,“ so schloß Mareuil.

Unglücklicher Legrimaudet! mußte ich unwillkürlich ausrufen.

„I was,“ nahm Mareuil mit komischer Verdrießlichkeit den Faden seiner kleinen Erzählung noch einmal auf, „ich habe viel mehr Lust, ihm von jetzt ab meine Thür zu verbieten. Acht lange Jahre hat mich der Lump getäuscht, ich hatte doch geglaubt, einen bis zur äußersten Consequenz Undankbaren, ein literarisches Monstrum in seiner unerbittlichsten Eigenart auszufüttern, ich habe ihn schon unsterblich verewigt, in Marmor ausgehauen, aus einem Stück in Erz gegossen, vor mir gesehen — und nun zeigt er sich von einer so ganz anderen Seite, wie der Tugendheld in einer Jugendschrift — nein, nein, jetzt will ich nichts mehr von ihm wissen, jetzt ist mir das Interesse, der ganze Geschmack an ihm verdorben!“

(Schluß folgt.)



## Gerhart Hauptmann.

Von

Paul Schlenther.

— Berlin. —



Seit dem Herbst 1889 ist Gerhart Hauptmann ein in literarischen Kreisen vielgenannter Name. Zuerst stieß er auf Hohn und Haß. Später gestand man ihm einiges Talent zu. Dann wurde er als armes Opfer irriger Schulmeinungen bedauert. Allmählich gewöhnt man sich daran, ihn als eine dichterische Persönlichkeit für sich aufzufassen, und gönnt ihm ein gewisses Recht des eignen Daseins.

Der Entwicklungsgang Gerhart Hauptmanns ist von äußern literarischen und künstlerischen Anregungen nicht ganz frei. Er fing nach deutscher Dichter Sitte mit einem großen Weltpoem in Versen an, worin auf eine ziemlich herkömmliche Art und Kunst der junge Geist die Bekenntnisse seines Glaubens, Liebens und Hoffens ausspricht. Dieses „Promethidenloos“ (mit seinem Sprachschmuck schon im Titel) ist der poetisirte Ausdruck dessen, was im Gespräch de omnibus rebus et quibusdam aliis die unklaren Köpfe junger Geister erhitzte. Dann regte ihn, den Versemacher, ein Buch streng naturalistischer Objervanz, als dessen Verfasser sich schließlich Holz und Schlaf herausstellten, mächtig an, und sein Kunstziel wurde der „consequente Realismus“. Aber jener „Papa Hamlet“ gab nur den äußern Anstoß, um aus Gerhart Hauptmann das Naivste und Eingeborenste an's Licht zu bringen. Mit einer solchen Entdeckung des eignen Talentes ist es nicht anders als mit der Entdeckung des Herzens. An hundert Mädchen eilstest Du in kühlem Wohlgefallen vorüber, und dann kommt Eine, von der Du sagst: „Die ist es oder Keine!“ So irrt ein Genius auf vielen Wegen und in vielen Richtungen, um etwas zu finden, was nicht von Andern schon vorher gefunden wäre. Früher oder später aber steht er plötzlich auf dem rechten Pfade, und nun geht es vorwärts.

Es war für Gerhart Hauptmann eine Bedingung seiner eigensten Natur, daß er zum Naturalisten wurde. Er ist dabei nicht, wie so viele Andre, von außen her gestoßen, einer Mode und einer Schule gefolgt, sondern es zwang ihn ein Gesetz seines Wesens, zur Richtschnur seines Schaffens die Beobachtung zu machen. So entstand sein erstes Drama „Vor Sonnenaufgang“, das er im Sommer 1889 schrieb, ohne jemals an die Möglichkeit einer Bühnenaufführung zu denken. Als er es dichtete, hat er sich nie die Frage vorgelegt: Wird dies und jenes darin wirken? ist dies und jenes nicht zu stark im Ausdruck, zu deutlich in der Situation? Wird ein Publicum es gutheißen, ein Regisseur nicht streichen? Wie er selbst allem Theaterwesen ganz fern stand und in seinem Leben kaum drei oder vier Vorstellungen gesehen hatte, so engten ihn beim Dichten auch nicht jene zahllosen Rücksichten ein, die den Vertretern der heutigen Tantiemenpoesie maßgebend sind. Er hatte im Kreise Jauer verwahrloste Sitten gesehen, er hatte dort beobachtet, wie unheilvoll die Macht des Geldes auf das Volk einwirkt, wie Trunksucht und Habgier die Seelen vergiften, wie fürchtbar gemein die Gemeinheit sein kann. Ihn schüttelte das Mitleid mit diesen Verkommenen, und ethisch erregt in seinem volksfreundlichen Herzen ging er unter diese Leute nicht als ein Moralprediger, den sie so wenig verstehen würden, wie seinen Helden, den Agitator Alfred Roth, nicht als Idealist, der ihnen schönere Welten als die ihrige im Traum gezeigt hätte, sondern als ein exacter Darsteller dieses Stück's Natur. Auch hierbei stand ihm ein literarisches Vorbild nicht fern. Zola hatte in seinem Roman „La Terre“ gezeigt, daß sich solche Zustände in Kunstform bringen lassen. Dem jungen Deutschen konnte der französische Meister wenigstens den Muth zur Arbeit stärken. Die Arbeit selbst ist unabhängig von Zola, den Hauptmann damals wohl erst vom Hörensagen kannte. Eines Tages war das Drama fertig und gedruckt. Dem Vorstand der in Berlin eben neu begründeten „Freien Bühne“ kam es gerade recht, um mit ihm ihren ersten Bühnenversuch zu wagen. Der Dichter sah sich plötzlich in eine ihm ganz fremde Situation versezt. Was er unter denselben consequenten und naturgetreuen Voraussetzungen geschaffen hatte, wie Zola im Roman, sah er nun unversehens in das Licht der Lampen gestellt und einer vielköpfigen Menge preisgegeben, die es theils als etwas ganz Neues und Unerhörtes bejubelte, theils als etwas Entsetzliches zurückwies. An jenem denkwürdigen October-sonntag, wo im Lessingtheater zu Berlin Gerhart Hauptmanns sociales Drama „Vor Sonnenaufgang“ zur ersten Aufführung kam, wuchsen wie Unkraut die Parteien, die Schlagworte, die Kampfsparolen hervor. Obwohl in der „Bosfischen Zeitung“ ein alter vornehmer Dichter wie Theodor Fontane das Kunstrecht dieses Dramas vertheidigte, ließen sich die sittlich Entrüsteten nicht zurückhalten, das Stück als einen Frevel und den Dichter selbst als einen Verbrecher zu verdammen.

Gerhart Hauptmann sah aus seinen blauen Träumeraugen mit stillem

Staunen in diesen wilden Lärm hinein. An seiner Wiege war es ihm nicht gelungen, daß er einst den Frieden einer Welt stören würde. Und es lag ihm auch sehr fern, die Rolle des Kampfhahnes weiterzuspielen. Er zog sich wieder nach Erkner bei Berlin in sein friedliches Landhaus zurück, und während sich das Geschrei über ihn vertobte, dichtete er ein zweites Stück, dessen Vorgänge er auf den Erkner'schen Schützenhügel verlegte: die Familienkatastrophe „Ein Friedensfest“. Auch hier stand ihm ein literarisches Vorbild zur Seite: Ibsens „Gespenster“. Aber auch hier ging er führerlos seinen eignen Weg. Er stellte dar, was er beobachtet hatte. Handelte sich's im „Sonnenaufgang“ um die Fäulniß einer ganzen Bevölkerung, so handelte sich's hier um die Fäulniß einer Familie. In strafferer und strengerer Kunstform, einheitlicher und runder geschlossen, dieselbe folgerichtige Durchführung des Stoffes ohne jede Rücksicht auf irgend welche Schonungsbedürfnisse des Publicums und Schönheitsregeln der Aesthetiker. Auch dieses Stück ging, noch ehe die Saison, die so geräuschvoll begonnen hatte, zu Ende war, über die Freie Bühne, an einem hellen Sommertage, der im denkbar größten Contraste stand zu der traurigen Winterstimmung des Dramas, das dem Publicum weniger Abscheu als Scheu einflößte.

Gerhart Hauptmann war mit seiner Frau und drei kleinen Buben inzwischen aus dem östlichen Vorort in einen westlichen, nach Charlottenburg übergesiedelt, und in einer bitterkalten, tief verschneiten Novembernacht 1890 rief er uns dorthin, um einigen literarischen Freunden sein drittes Drama vorzulesen. Es hieß mit einer Kataphonie im Titel und auch sonst nicht gerade zutreffend „Einsame Menschen“. Ich habe es seither auf der Freien Bühne, im Deutschen Theater und am Wiener Hofburgtheater aufführen gesehen, es sind hervorragende Schauspieler darin aufgetreten, aber ich habe von dieser arten Dichtung nie einen tieferen Eindruck empfangen als damals, wo der Dichter frisch vom Dichten selbst sie vorlas. Wieder stand gewissermaßen ein literarischer Leitstern über dieser neusten Schöpfung; man hat sich bei den „Einsamen Menschen“ überflüssig oft an Ibsens „Rosmersholm“ erinnert. Ein altes Thema der Weltliteratur, die Liebe zweier Frauen zu einem Manne, das, was ein Ibsen'scher Cyniker „das dreieckige Verhältniß“ nennt, wird hier von einer wesentlich neuen Seite behandelt. Der Dichter legt die feinsten Nerven moderner Seelen bloß. Es geschieht kein plummes Unrecht; nicht das, was die zehn Gebote eine Sünde nennen; es sind lauter gute und anständige Menschen, die hier einander quälen bis auf den Tod. Der Zwiespalt liegt viel weniger in den Charakteren selbst als in der verschiedenen Auffassung des Lebens. Eltern und Kinder, Mann und Frau, ja sogar die beiden Rivalinnen haben einander von Herzen lieb, aber sie verstehn einander nicht. Und nur weil der durch Sohnespflichten, Gattenpflichten, Vaterpflichten an den engsten Daseinskreis gebundene Mann in seinen tiefsten Empfindungen und höchsten Ideen von einem fremden Mädchen gut verstanden wird, wächst ohne Rücksicht auf den Unterschied

der Geschlechter eine Freundschaft auf, die dem kurzen Blick der Anderen verdächtiger scheint, als sie ist. Aber erst die Furcht vor der Gefahr beschwört die Gefahr herauf. Erst das Warnzeichen weist auf den Abgrund. Ein nur durch sich selbst erklärliches Seelenbündniß wird vor den allgemeinen Sittencoder gestellt und verliert dadurch seine unbefangene Reinheit. Die Tugendwacht, die auch etwas Zionswacht ist, bläst Feurio, und erst dadurch, daß in die sanften Dämmerungen zweier Seelen ein brutales Licht getragen wird, steht Alles in hellen Flammen. Erst als Herz von Herzen roh weggezerrt wird, fangen an, diese Herzen zu bluten, und das eine bricht. Aber Alles, was so roh, so brutal, so blind lärmend, so heimtückisch wirkt, ist auf's Beste gemeint, und Liebe wird vernichtet durch Liebe. Diese dunklen Gewalten, die von Mensch zu Mensch herüberwirken, ohne böse Absicht, im besten Glauben, sogar im Namen Gottes, durchzittern die Dichtung und geben ihr den tiefen poetischen Gehalt. Und die Dichtung wird zum Drama dadurch, daß alle diese Menschen leibhaftig und lebendig vor uns stehen. Es ist Gerhart Hauptmanns vornehmste Mission, der deutschen Bühne Menschenblut zugeführt zu haben. Man vermißt bei ihm Handlung und vergißt, daß sich die menschlichste Handlung in der Brust des Menschen selber vollzieht. Nicht bloß die geballte Faust, die gekreuzten Klingen, die Verhaftsbefehle und die eingeramnten Thüren, sondern auch das im Verborgenen zuckende Herz ist Handlung, ist Drama. Wer auf seinen Pulsschlag zu lauschen weiß, wird einem Schauspiel, wie „Einsame Menschen“, sofern sich dafür Menschen darsteller auf unseren Bühnen finden, mit athemloser Spannung folgen. Gerhart Hauptmann hat dieses Drama „denen gewidmet, die es gelebt haben.“ Er giebt damit seinen naturalistischen Ursprung zu. Auch diese Dichtung ist eine Verdichtung wirklicher Begebenheiten.

Daselbe ist mit dem „Collegen Crampton“ der Fall, einer Charakterkomödie, die trotz einigen meisterhaft gelungenen Nebenfiguren wie ein Einzelporträt wirkt. Das leicht entworfene und rasch geschriebene Stück hat seinem Dichter den ersten äußeren Theatererfolg eingebracht. Wenigstens war das in Berlin der Fall, wo ein genialer Bühnenhumorist dem Dichter die Gestalt des verbummelnden Genies in seiner Weise nachgeschaffen hat. Gerhart Hauptmann war eine Zeit lang Schüler einer Kunstakademie gewesen, hatte sich aber dem akademischen Zwange nicht anpassen können und war in Folge eines Austritts, den er mit dem Bebell hatte, relegirt worden. Unter den Professoren trat damals nur ein Einziger halb und halb auf seine Seite, und dieses war ein trunkfröhlicher alter Herr, der selbst fortwährend auf dem Punkte stand, seines Amtes enthoben zu werden. Treu nach der Natur, ohne jede Schonung seiner Schwächen, aber mit der vollen Liebe dessen, der ein Menschenwesen ganz versteht, hat Hauptmann seinen alten guten Lehrer im „Collegen Crampton“ geschildert. Wieder vermißt man hier eine vorwärtstürmende Handlung,

eine Entwicklung des Charakters, und doch sehen wir das Lebensglück des Professors zwischen Furcht und Hoffnung ängstlich hin und her schwanken, und um ihn zittern gute, dankbare Menschen.

Als Gerhart Hauptmann im Herbst 1891 das Manuscript des „Collegen Crampton“ nach Berlin brachte, hatten seine Freunde eigentlich etwas Anderes von ihm erwartet.

Er war aus der Nähe der großen, ihn zeitweilig betäubenden Hauptstadt in seine schlesische Heimat geflüchtet und hatte sich hoch oben im Riesengebirge bei Schreiberhau ein Bauergrundstück gekauft. Von dort aus durchwanderte er Berge und Thäler und fand die alte Fühlung wieder mit dem Volk seiner Väter. Die Weberaufstände im Gegendebirge aus den vierziger Jahren gehörten zu den Ueberlieferungen seiner Familie. Sein eigener Großvater hatte hinter dem Webstuhl gelesen, mit den armen Brüdern Noth und Hunger getheilt, und dieses Erlebnis vererbte sich im Hause Hauptmann von Geschlecht zu Geschlecht. Je mehr sich die Familie aus dem Proletariethum zu geordneten bürgerlichen Zuständen emporarbeitete, desto weniger vergaß man der Abkunft. Und wenn Herr Robert Hauptmann, der Webersohn, zu Salzbrunn in seinem stattlichen Gasthof Feierabend hielt, so erzählte er dem jüngsten seiner drei Knaben, dem blonden, bleichen, scheuen Gerhart, der in der Schule nichts Rechtes lernen wollte, der für etwas störrisch und schwerfällig galt, wie bitter einst die Armuth des Großvaters gewesen sei, wie er habe mit seinen Genossen ringen und kämpfen müssen.

Das prägte sich tief ein in die Seele des Kindes, das nicht so dumm war, wie es schien, und nur sein Bestes auch vor den Eltern und Brüdern verschloß. Als aus dem Kinde ein Dichter geworden war, der seine Kunst bereits an der Darstellung von Selbsterlebtem und Selbstbeobachtetem mächtig geübt hatte, stand die alte Weberfrage als dramatisches Problem vor ihm. Er fand in wissenschaftlichen Werken, in Zeitberichten und im Belauschen Derer, die noch aus eigenen Erfahrungen davon wußten, bestätigt, was er durch den Vater vom Großvater gehört hatte. Er suchte selbst die armseligen Stätten jener Vorgänge auf, und allmählich wuchs vor seiner nachdichtenden Phantasie die Tragödie eines Volkes auf.

Eine Fülle armer Gestalten wurde lebendig, alle vom Hunger gelenkt. Hauptmanns „Weber“ sind die Tragödie des Hungers, wie Zolas „Germinal“ der Roman des Hungers ist. Auch hier, in diesem gewaltigen, vom Mitleid gezeugten und von der Kraft geborenen Werk haben die Regeldästhetiker das alte Handwerkzeug des dramatischen Gewerbes vermisst. Wo ist der Held? rief man voll Mißbilligung. Ein Drama ohne Held, was soll uns das? Der Held ist die Noth, antwortete Friedrich Spielhagen, der für seine Ergriffenheit nach einem Kunstausdruck sucht. Der Held ist das Webervolk, antworten wir. Das Webervolk, das in der That wie ein Held leidet, streitet und untergeht.

Der dramatische Held im alten, ästhetischen Verstande ist eine übertragende Persönlichkeit, die durch ihren eigenen Sinn und Willen mächtig auf die Welt wirkt, die Welt mit sich zieht und dann im Uebermaß des Wagens entweder siegt oder untergeht. Was soll ein solcher Kraft- und Einzelmensch in einem Heerdenvolk, das immer nur durch dieselbe Noth des Lebens geleitet ist und dem sein Arbeitskittel zur Zuchthausjacke wird? Das ist kein Boden, auf dem sich Individualitäten bilden können. Hauptmann wollte nicht einen Einzelnen zeigen und auf ihn als Paradigma für die Anderen hinweisen; sondern er ist gründlicher. Er führt uns von Hütte zu Hütte und zeigt uns überall dasselbe Elend. Und doch sieht er in jedem dieser Weber auch das besondere Geschöpf, und aus zahllosen kleinen Individuen, die sich auf verschiedene Körper vertheilen, setzt sich ihm der Volkstypus, der Weberheld, zusammen. In dem alten Vater Baumert klagt und weinert, in dem alten Vater Hilse betet und arbeitet dieser Weberheld. In dem rothen Bäcker flucht er und schlägt drein, im jungen Hilse schwankt er zwischen Pflicht und Selbstbefreiung, und in dem entlassenen Reservemann Moritz Jäger, der sich in der Welt auskennt, steigt der trotzig Uebermuth in ihm auf. Sein Selbenthum überschlägt sich. Durch die vielgestaltige Seele dieses Leidenshelbenthums zieht weckend und werbend die Macht eines Liebes, das sagt, wie groß ihr Leiden ist. Wie eine Flamme springt das alte Weberlieb von Dach zu Dach, von Hirn zu Hirn, und endlich lodert das ganze Land in der Feuersbrunst. Am Webstuhl des frommen Greises stirbt betend und arbeitend der Weberheld. Sein Blut wird zeugen.

Dieses Drama, das Gewaltigste, was Gerhart Hauptmann bisher gelungen ist, fordert seine eigene Aesthetik. Der Dichter ist es, der die Gesetze giebt. Weil Schiller nach anderen Gesetzen schuf, soll man nicht Gerhart Hauptmann auf die Schiller'schen Gesetze einschwören. Die kritische Frage lautet: Hat der Dichter die seinem Stoff gemäße Form gefunden und rein herausgearbeitet? Und es entsteht die menschliche Frage: Greift er uns an's Herz? Wer diese Fragen angesichts eines Dramas, wie „Die Weber“ sind, bejaht, braucht weiter kein schöngeistiges Regelbuch nachzuschlagen.

Dieselben beiden Fragen entstehen auch bei der annoch neuesten Dichtung Gerhart Hauptmanns: dem „Hannele“. Wieder kam für die nächsten Freunde Gerhart Hauptmanns eine unvergeßliche Feierstunde. Wieder war er von seinen Bergen herabgestiegen; mit der schüchternen Grazie, die ihm eigen ist, zog er wiederum die großen Octavbogen eines Manuscriptes aus der Tasche und fing an zu lesen. Er liest meisterhaft. In den vielen Wandlungen seines Lebens hat es auch eine Zeit gegeben, wo er Schauspieler werden wollte. Er ging nach Leipzig, um bei einem richtigen alten Bühnenroutinier Unterricht zu nehmen. Es ging dem werdenden Mimen hier nicht viel besser, als vorher in Breslau dem werdenden Bildhauer. Die Schablone, die Convention, die Unnatur stieß ihn ab. Und sein Lehrmeister hat ihn gewiß als unfähig entlassen.

Auch heute wäre Hauptmann schwerlich im Stande, vor der Oeffentlichkeit aufzutreten und seine Dichtung vorzutragen. Aber im intimen Kreise, wo er sich frei und unbefangen fühlt, besitzt er eine Fähigkeit der Charakterisirung und des Stimmungschaffens, die beispiellos ist. Wer ihn gehört hat und von Andern so viel Verwirren über ihn hört, verliert nie das Gefühl, daß seine Dichtungen recht eigentlich nur der zu verstehen scheint, der sie von ihm selbst gehört hat. Unter den Wenigen, die sein Trauerspiel „Hannele“ durch sein eigenes Wort kennen lernten, waren auch der Oberregisseur und der Generalintendant des königlichen Schauspiels in Berlin. Sie standen sofort im Banne dieser Poesie, und es konnte für sie kein Zweifel sein, daß dieser Poesie die Bühne offen stehn müsse. Erst später sind sie von Andern belehrt worden, wie verschieden sich über das wunderbare Werk urtheilen läßt, wie bald pietistische, bald socialdemokratische Tendenzen dahinter gewittert werden, und wie groß der poesieverlassene Bildungspöbel ist.

In Wahrheit hat sich auch auf der Bühne herausgestellt, daß „Hannele“ oder, wie das Stück ursprünglich hieß, „Hannele Matterns Himmelfahrt“ zum Reinsten und Feinsten gehört, was je ein deutscher Dichter geschaffen hat. Ein armes Dorfskind, noch nicht voll zur Jungfrau gereift, liegt im Sterben. Der Fiebertraum des Endes zeigt ihr das Bild ihres elenden Daseins und das Bild ihrer sehnlichen Hoffnung. Aus der Religionsstunde des guten Lehrers, aus den Heiligenbildern des Kirchleins, aus den Volksmärchen, die sie von der Mutter gehört, aus den geistlichen Liedern, die sie in der Bewahranstalt gesungen hatte, war der Phantasie des träumerischen Kindes, das sich von ihresgleichen fern hielt, eine himmlische Welt aufgegangen, an deren Dasein sie glaubte und die sich nun in ihrem Todesraum verwirklicht. Mit den Wunderaugen dieses Kindertraumes sehn wir auf die Bühne. Wir sehn nichts, was der Einbildungskraft des kleinen Mädchens fern läge. Wir hören die scheltenden Worte des betrunkenen Stiefvaters, wir hören die tröstende Stimme der todtten Mutter. Wir sehn, wie Hannele als Aschenbrödel die gläsernen Pantoffeln auf das kleinste Füßchen bekommt und wie sie als Schneewittchen in den gläsernen Sarg gelegt wird. Wir hören, wie ihre kleinen Schulkameraden aus dem Gesangbuch ein Lied des Paulus Gerhardt singen, und wir sehn, wie der liebe Herr Jesus das arme Hannele als Jairi Töchterlein von den Todten auferweckt. Denn das sterbende Kind träumt sich selber todt, und ihre letzte Freude ist es, in kindlicher Eitelkeit mitzuerleben, wie ihr beim Begräbniß die letzten Ehren erwiesen werden. Wir sehn auch, wie sich das träumende Hannele den Tod gebildet hat, den sie tief unten im eiskalten Wasser gesucht hatte: als einen schwarzen, stummen Geist, mit einem Schwert in der Hand. Die Kunst, mit der der Dichter den Traum in scheinbare Wirklichkeit verwandelt hat, ist unvergleichlich. Jede Schwankung im körperlichen Befinden der Sterbenden macht sich bemerkbar. Wird der Zustand fiebriger, so kommen böse Träume; tritt etwas Ruhe ein, so tauchen lieblichere Bilder auf. In dem Moment,



wo aus dem wachen Zustande das Bewußtsein schwindet, verwandelt sich die wirklich vorhandene Diakonissin in die längst verstorbene, bis zum Verzweifeln schwer vermählte Mutter des Kindes. Und der liebe Herr Jesus, der die kleine Selbstmörderin so laut tief unten im Wasser gerufen hatte, erscheint ihr mit den Zügen des lieben Herrn Lehrers, der ihr allein unter den Menschen Gutes gethan hat und den die naiv keimende Sinnlichkeit des werdenden Weibes nun im Geiste anbetet. Himmlisch und irdisch zugleich, wie sich hier himmlische und irdische Liebe in Eins verwebt. Sind „Die Weber“ das Stärkste, so ist „Hannele“ das Süßeste, was Gerhart Hauptmann geschaffen hat.

Stark und süß wie die Liebe — lautet ein volkstümliches Wort. Und elementar wie die Liebe ist der Dichter Gerhart Hauptmann, der jetzt erst (am 15. November 1862 geboren) im 32. Lebensjahre steht, der noch im Aufstiege seines Schaffens ist und über den darum das letzte Wort heute noch nicht gesagt werden kann. Nach menschlichem Ermessen liegt noch ein halbes Jahrhundert vor seiner Jugend. Es ist nicht zu erwarten, daß während dieses ganzen Zeitraumes sein schöpferischer Trieb so rege sein wird, wie in den letzten fünf Jahren, wo außer seinen größeren Werken auch noch zwei kleine feine Novellen und die durchtriebene Diebskomödie „Der Biberpelz“ fertig wurden, tragikomische Formulierung eines criminalen Erlebnisses, das der bei Berlin an der Oberspree einquartierte Dichter einst der verirrten Demagogenriechei eines streberhaften Amtsvorstehers zu danken hatte. Es war, als drängte es den Dichter, immer aufs Neue zu zeigen, wie sehr sich die in ihm irrten, die ihn nach seinem Erstlingsdrama als einen Pornographen verurtheilten, wie recht die Minderheit hatte, die schon hier die starken Wurzeln seiner Kraft fühlte.

Noch jetzt ist das Urtheil über Gerhart Hauptmann verwirrt von der Parteien Gunst und Haß. Um seine hohe, helle Stirn schwirren noch jetzt verblendende, oft sogar verblöbende Schlagworte. Das Neueste war, der Dichter sei im „Hannele“ vom Naturalismus zum Symbolismus und Mysticismus übergegangen, und was des Unsinn mehr ist. Der Dichter ist gewachsen an Gestaltungskraft, Tiefe der Empfindung und Reinheit der Formen, aber er ist sich treu geblieben in der Behandlung seiner Stoffe, denn wie früher, so behandelt er auch jetzt noch jeden Stoff stoffgemäß. Wilhelm Scherer hat einmal gesagt: Wer über einen Dichter schreibt, muß möglichst im Stile des Dichters schreiben. Das ist, wenn man will, ein naturalistischer Grundsatz; denn sein Ziel ist, die Natur des Dichters wiederzugeben. So strebt ein Dichter wie Hauptmann darnach, die Natur seines Stoffes wiederzugeben. Wie wenig auf dieses Bestreben der hinkende Vergleich mit dem photographischen Apparate paßt, beweisen die vielen jungen und jüngsten Naturalisten, die dergleichen wollten und nicht konnten und darum zum Phantastischen überliefen. Gerhart Hauptmann hat nie etwas Anderes gewollt, als die Form finden, die dem Stoffe gemäß ist, und was

er wollte, hat er auch gekonnt. Ob es sich um die wüsten Sitten der Wigdorfer Bauern oder um die zartesten Schmerzen einsamer Menschen, ob es sich um das Diebsgellüste einer emporstrebenden Waschfrau oder um die Träume des sterbenden Kindchens handelt, überall hat der Dichter die Natur seines Stoffes gefunden, gewissermaßen seine Essenz. Und wenn er jetzt über das Weltmeer gegangen ist, um in Amerika neue Eindrücke zu sammeln, so wird er in seiner Seele das Spiegelbild der neuen Welt nach Hause bringen. Und wenn er, seine unterbrochene Arbeit wieder aufnehmend, sich in die historische Vergangenheit des deutschen Volkes vertieft, wenn er zu Nürnberg und Rothenburg an alten Bildwerken und alten Gemäuern den Geist eines früheren Lebens begeistert aufgespürt hat, so wird sein „Florian Geyer“ kein tragischer Jambenheld im Sinne der schöngeistigen Oberlehrer sein, sondern aus den wahrheitsgetreuen Gestalten eines Götz und eines Luther wird die Natur jener alten Zeit wieder aufleben. Es wäre eine treffliche Ironie des Schicksals, wenn der gänzlich unwissenschaftliche, ohne irgend welche Schulung aufgewachsene, vom Landmann zum Bildhauer, vom Bildhauer zum Schauspieler, vom Schauspieler zum Grundbesitzer hingeirrte, vielgeschmähte „consequente Realist“ es wäre, der die schmöckerhaften Haupt- und Staatsactionäre des hohen Stiles aus ihrem eigenen Tempel triebe wie weiland Christus die Phariseer und Schriftgelehrten.

Ein solches Werk vermag nur die Unschuld zu vollbringen. Und Unschuld ist vielleicht das Wort, welches die Wesenheit des Dichters Gerhart Hauptmann am treffendsten bezeichnet. Unschuld ist hier nicht in jenem moralistischen Sinne gemeint, der die Menschheit in Engel und Teufel einteilt. Auch Gerhart Hauptmann wird sich, wie wir Alle, gegen eines oder das andere der zehn Gebote vergangen haben; und wenn er auch nicht gestohlen hat, da seine Mittel es ihm stets erlaubten, dieses nicht zu thun, und wenn er auch nicht getödtet hat, da er eine friedfertige und enthaltame Natur ist, so wird er doch zum Mindesten den Feiertag des Dextern entheiligt oder den Namen seines Gottes unnützlich geführt haben. Also im Sinne der zehn Gebote ist seine Unschuld vielleicht anfechtbar. Dennoch ist es seine Unschuld, die ihn so oft den rechten Weg sicher führte: seine Unschuld an Vorurtheilen. Er hat so wenig von Anderen gelernt, daß er gar nicht in die Versuchung gekommen ist, soviel wie Andere, Falsches zu lernen und falsch zu verstehen. Das gab ihm den ungetrübten, eigenen Blick in das Wesen der Dinge. Das erhielt ihm sein großes, mitleidvolles Herz.

Dieserjenigen traditionellen Vorstellungen, die sich der Seele des Knaben zumeist bemächtigten, scheinen religiöser Natur gewesen zu sein. Mehr als bei den meisten seiner Altersgenossen ist das Religiöse ein Element, mit dem Gerhart Hauptmann seinen Geist beschäftigt. Schon im ersten Drama „Vor Sonnenaufgang“ erscheint Herrnhut als eine Stätte des Friedens, an die sich ein gequältes Menschenherz zurückseht. In den „Einsamen Menschen“

liegt der Gegensatz zwischen Alt und Jung hauptsächlich in der religiösen Weltanschauung. Die Jugend hat sich freigerissen vom Glauben der Väter, und an diesem Risse geht das Glück zu Grunde. Unter den Webern läßt Hoffnung nicht zu Schanden werden, daß die Leiden des Diesseits im Jenseits können gelohnt werden, und vor der eindringlichen Mahnung des geistlichen Herrn wird sogar die Frechheit des Frechsten etwas schüchtern.

Endlich, Hannele sieht in den Himmel, und es ist wie ein Schmerzensschrei des Dichters, daß dieser Himmel nichts weiter sein kann als die Ausgeburt des Fiebertraumes. Kein Zweifel, Gerhart Hauptmanns Herz hängt an seinem Vaterglauben, wie an einem lieben Kindermärchen, und vielleicht ließe sich die geistige Entwicklung des Dichters verfolgen vom Christgläubigen, frommen Kinde Hannele bis zum Darwinismus des Johannes Bockerat, der in seinem verlorenen Glauben ein einsamer Mensch wird.

Gerhart Hauptmann steht allem Dogma kritisch gegenüber, aber nie wird er auf der Bank der Spötter sitzen, denn über etwas Verlorenes lacht man nicht. Und über alles Dogma hinaus ist ein Heil und ein Segen des Christenthums seiner „unschuldigen“ Dichterseele geblieben. Das Christenthum ist die Religion der Menschenliebe. Von hier hat Gerhart Hauptmann das große Mitleid, das die Triebkraft aller seiner Dichtung ist. Ein heiliges Erbarmen mit der leidenden Menschlichkeit geht durch sein ganzes Schaffen und giebt seinem objectiven Naturalismus jenen starken Zug von Persönlichkeit, ohne den kein Kunstwerk groß und wirksam ist. Mit der gequälten Creatur schreit auch ihr Schöpfer auf. Das unterscheidet den edlen, hilfreichen Dichter von der „unführenden“ Natur und nähert ihn dem barmherzigen Gotte der Christen. Wo Reichtum auf Armuth drückt, wie im „Sonnenaufgang“ und in den „Webern“, hat man dieses Mitleid als demagogische Tendenz ausgelegt und wunderliche Verbote gegen diese Stücke erlassen. Wo blinder Glaube auf Geistesfreiheit drückt, wie in den „Einsamen Menschen“, verstand man dieses Mitleid überhaupt nicht. Und wo, wie im „Hannele“, ein wohlthätiger Todeschlummer die Pein des Erdenlebens einschläfert, sollte der mitleidende Dichter durchaus zum mittelalterlichen Finsterling geworden sein. So wird von den Erbpächtern bürgerlicher Moral eine große ethische Seeleneigenschaft partiisch mißdeutet. Den Dichter aber, „will er Menschen menschlich sehn,“ darf der Unverstand der Menge nicht schrecken. Seine Zeit wird kommen. Und dann sind wenig beneidenswerth Diejenigen, die nicht wußten, was sie thaten, als ihnen für eine neue große poetische Erscheinung der Maßstab fehlte.





## Veranlagung und Erziehung.

Don

Dr. Unruh.

— Dresden. —

Raum für Alle hat die Erde.



Noch hat dieser Ausspruch unseres gefeierten Dichters seine volle Gültigkeit auf lange Zeit hinaus, noch darf den Eltern, die bangend in die Zukunft sehen, ob es wohl gelingen könne, für ihre Söhne den richtigen Beruf zu wählen, die tröstende Antwort gegeben werden: Raum für Alle hat die Erde, und nicht nur Raum zum Leben, sondern auch Raum zum Schaffen und Arbeiten und zur Entfaltung der Kräfte und Gaben, die, sei es durch Veranlagung, sei es durch Erziehung, dem Einzelnen innewohnen. Wer wird leugnen wollen, daß der Raum enger geworden sei, wer wird achtlos daran vorübergehen, daß zur Zeit diese, daß jene Berufsart geringe Aussicht gewährt, ein innerlich befriedigendes und äußerlich gesichertes Dasein zu führen, aber die Meinung ist irrig, daß heute nur eine hervorragende Begabung oder nur der Besitz eines über das Gewöhnliche hinausgehenden Vermögens die Wege öffne, im Leben den rechten Platz zu finden und zu behaupten. Noch steht und immer wird stehen über dem nicht zu unterschätzenden Einflusse der Veranlagung der Einfluß der Erziehung; diese haben wir in unserer Gewalt, wir werden sie ändern, einrichten, den jeweiligen Verhältnissen anpassen können und dürfen uns daher der wohl berechtigten Hoffnung hingeben, daß der besser Erzogene dasselbe erreichen kann wie der, dem durch bevorzugte Veranlagung das Schicksal einen Vortheil unverdient in den Schoß geworfen hat. Es gründet sich diese Meinung auf die nachfolgenden Thatfachen, Beobachtungen und Schlußfolgerungen.

Wir bringen bei unserem Eintritte in die Welt mit: einen feinen Ausdehnungen nach recht unscheinbaren Körper, der trotz seiner sehr beschränkten

Ausdehnung aber bereits alle zum augenblicklichen und späteren Leben nöthigen Organe in vollendeter Entwicklung in sich trägt, vor Allem, und das ist ja für den Augenblick und für längere Zeit hinaus das Wichtigste, sind die Werkzeuge, die zur Erhaltung des Lebens nothwendig sind, so vollständig ausgebildet, daß sie eigentlich nur des Wachsthums, nicht einer besondern Weiterentwicklung oder Vervollkommnung bedürfen, um den gesteigerten Anforderungen zu genügen, welche das zunehmende Alter stellt. Eine Ausnahme hiervon machen in gewissem Sinne die Sinneswerkzeuge und vor Allem das Gehirn. Wohl sind die Sinneswerkzeuge, wenn auch in beschränktem Umfange, im Stande, äußere Eindrücke aufzunehmen, aber das Gehirn ist zunächst nicht fähig, diese weiter zu verwerthen. Der auf das Auge fallende Lichtstrahl blendet; der Erwachsene schließt das Auge, ehe er den Schatten verläßt, das größere Kind thut dies im Augenblicke, wo das Auge vom Lichtstrahl getroffen wird, der Säugling braucht zu dieser Abwehrbewegung eines viel längeren Zeitraumes, nicht deswegen, weil sein Auge weniger gut eingerichtet ist, als das des Erwachsenen, sondern weil die Bahnen, welche vom Auge rückwärts zum Gehirn, dieses selbst und die Bahnen, welche vom Gehirn wieder zum Auge gehen und schließlich diese Abwehrbewegungen ausführen, langsamer wirken beim Säuglinge als beim Erwachsenen, welch' Letzterem die Erfahrung, also die Erziehung gelehrt hat, rechtzeitig und nicht erst nachträglich, wie der Säugling, das Richtige zu thun, nämlich das Auge zu schließen, wenn die Sonne blendet.

Aber nicht nur das Leben, ausgebildete Lebenswerkzeuge und ein, wenn auch nicht selbstthätiges, aber auf äußere Eindrücke ziemlich empfindlich antwortendes Gehirn bringen wir mit auf die Welt, sondern, was sehr bestimmend für das ganze spätere Leben wirkt, wir bringen mit eine Veranlagung, zunächst einmal eine körperliche. Es ist nicht ein Ammenmärchen, es ist nicht ein Uebermaß elterlicher Einbildung und elterlichen Stolzes, und es ist nicht eine beabsichtigte Schönrederei zärtlicher Großeltern und sonstiger Verwandten, wenn in dem soeben geborenen Kinde die Züge der Vorfahren, besonders der nächstliegenden, der Eltern, wiedergefunden werden, sondern es ist eine festbegründete, besonders auch durch bestimmte Ausnahmen bestätigte Thatsache, daß die Kinder das mehr oder minder zutreffende Spiegelbild der Eltern sind, natürlich mit den durch die Kopfform, den Mangel der Behaarung und der Zähne und sonstigen vom Alter gegebenen Abweichungen. Es wird wenige Familien geben, in denen nicht in jedem Kinde wenigstens eine hervorragende Eigenthümlichkeit des Vaters oder der Mutter oder Beider aufzufinden ist, und wenige Geschwister, die nicht wenigstens ein gemeinsames Zeichen übereinstimmender Abstammung aufzuweisen haben, wobei natürlich gern zuzugeben sein wird, daß die bei älteren Kindern sich herausentwickelnde, oft täuschende Ähnlichkeit die Folge der Anpassung, der Nachahmung, also der Erziehung ist. Es mag überflüssig erscheinen, diese im Allgemeinen nicht bestrittene Thatsache besonders zu

erwähnen, aber bei dem brennenden Streite, was angeboren, was anerzogen, was die Erbllichkeit vermöge und was ihr fälschlicherweise in die Schuhe geschoben werde, muß mit Nachdruck betont werden, daß die Erbllichkeit der äußeren Form eine unbestreitbare Thatsache ist, die zu erklären man heute noch nicht in der Lage ist, ebensowenig wie die weitere Thatsache, daß einzelne Formen in der Regel vom Vater, andere wieder leichter von der Mutter ererbt werden, daß Zwillinge sich sehr häufig nicht ähneln, auch wenn sie gleichen Geschlechtes sind, und doch ein Jedes von ihnen eines oder das andere Merkmal vom Vater oder der Mutter deutlich zeigen. Der Mangel einer Erklärung für diese wunderbare Thatsache darf nicht zur Ablehnung der Thatsache der Erbllichkeit der äußeren Formen führen. Wenn aber die Form der einzelnen Werkzeuge der Menschen vererbbar ist, dann wird es nicht Wunder nehmen, wenn gelegentlich auch regelwidrige Formen eines elterlichen Organes schließlich beim Kinde oder Kindeskinde wiederkehren; wir kennen als eine sehr wichtige, namentlich durch Vererbung ausgezeichnete Regelwidrigkeit die Bauart des Auges, die zur Kurzsichtigkeit führt; eine höchst bedenkliche, gleichfalls durch Vererbung sich fortpflanzende Regelwidrigkeit ist der lange und flache Brustkorb, eine Bauart, die der Entwicklung schwerer Erkrankung der Lungen Vorjchub leistet; ein von Ärzten stets mit berechtigtem Mißtrauen betrachtetes Ereigniß ist ferner die Vererbung jener später noch zu besprechenden sogenannten Entartungszeichen, kleiner, an sich unbedeutender Mißbildungen, die von Geschlecht zu Geschlecht forterben, häufige körperliche Begleitererscheinungen bei solchen Menschen, die sich durch Regelwidrigkeiten der geistigen und sittlichen Veranlagung sowohl als ihrer Handlungsweise vor anderen Menschen auszeichnen.

Neben dieser ererbten Veranlagung, die in mehr oder weniger bestimmten Umrissen die Formen der Eltern und Voreltern wiederpiegelt, die gelegentlich schon einen ziemlich sicheren Schluß auf die dereinstige körperliche Entwicklung des Kindes gestattet, und die ihre Licht-, natürlich aber auch ihre Schattenseiten hat, denn wir sehen ja nicht allein die kräftigen und regelmäßigen Formen, sondern auch ebenso häufig die Mißbildungen und die mangelhafte Entwicklung forterben, liegt in jedem Neugeborenen noch die eigene, rein persönliche, körperliche Veranlagung, deren Güte und Vortrefflichkeit, deren Minderwerthigkeit von allen möglichen Ursachen abhängig ist. Das Kind des ländlichen Arbeiters hat vor dem in der dumpfen Straße der Großstadt geborenen schon einen gewaltigen Vorjprung an Veranlagung voraus; dem Kinde, welches einer Ehe entsprossen ist, in der alle Verhältnisse der Eltern sich in wohlthuender Uebereinstimmung befinden, blüht eher die Aussicht auf ein körperliches Gedeihen, als jenem, das, bei seiner Geburt nicht freudig begrüßt, unvernügend ist, zwischen den Eltern bestehende Gegenjaze zu überbrücken. Zeiten wirthschaftlichen Niederganges, der Sorge und des Kummers werden nicht Veranlassung sein, einem besonders kräftigen Geschlecht das Leben zu geben: ein ruhmvoll beendeter Krieg füllt die Kinder-

stuben mit rothwangigen Knaben und Mädchen, und so legen tausend bekannte und unbekannte, berechenbare und unberechenbare, willkürliche und unwillkürliche Kräfte dem Neugeborenen eine persönliche Veranlagung in die Wiege, deren Wirkung wir anfänglich nicht ahnen, nicht schätzen können, die möglichst richtig und rechtzeitig zu beurtheilen sehr nothwendig ist, da die vorhandene Veranlagung unser Handeln, unsere Erziehung bestimmt.

Während die Thatfachen der Vererbung und Veranlagung körperlicher Formen kaum bestritten werden dürften, ist die Anzahl derer, welche der Vererbung sowohl als der Veranlagung des Charakters und der sittlichen Fähigkeiten eine wenig ausschlaggebende Rolle für die dereinstige Leistungsfähigkeit nach dieser Richtung hin zusprechen, namentlich im Kreise der zur Erziehung Berufenen nicht gering. Sie meinen, daß Vieles, was man Ererbung nennt, zum Theil Anpassung an die Gewohnheiten der Eltern, Nachahmung ihrer Bewegungen und Handlungen, Ausbildung durch Pflege und Erziehung sei, daß eine Vererbung des Charakters, der sittlichen Veranlagung kaum bestehe, ja nicht bestehen könne, weil zur Aeußerung sowohl des Charakters als zur Sittlichkeit das Bewußtsein gehöre, das ja dem Neugeborenen abgehe. Wohl will das Ererbte, um es zu besitzen, auch hier erworben sein, aber auch hier ist das Erben leichter als das Erwerben, und ein beträchtlicher Theil dessen, was der Mensch dereinst an sittlicher Kraft und an Bildung und Form des Charakters besitzt, dankt er, soweit er zum Danke Veranlassung hat, der Vererbung, in zweiter Linie der Veranlagung, deren Vorhandensein für die geistigen Fähigkeiten im engeren Sinne wohl von Niemand bestritten wird.

Man braucht nicht ein begeisterter Anhänger der Lehre zu sein, welche im geistigen Leben des Menschen nur eine Steigerung der ja schon dem niedrigststehenden Thiere eignen Fähigkeiten erblickt und jede geistige Thätigkeit nur als einen Ausfluß und eine Wirkung der besonders fein zusammengefügten Organe des menschlichen Körpers betrachtet, um trotzdem die Meinung haben zu können, daß unsere geistige und sittliche Leistung doch mehr oder weniger von der Form beeinflusst ist, in die wir während des Lebens eingefügt sind, daß Körper und Geist in einem sehr kraftvollen Abhängigkeitsverhältnisse von einander stehen; der Erschreckende erblickt, das Schamgefühl röthet die Wangen ganz ohne den Einfluß des Willens; die geistige sowohl als die sittliche Empfindung löst eine Thätigkeit der Nerven aus, die zu bannen wir nicht in der Lage sind, ebensowenig wie der stärkste Wille nicht vermag, vom Antlitze des Schwerleidenden die deutlichen Spuren gedrückter Stimmung und des Unbehagens zu entfernen; und was für die augenblicklichen körperlichen und geistigen Eindrücke und ihre gegenseitige Abhängigkeit gilt, zeigt sich deutlicher noch unter der Wirkung dauernder Einflüsse: wir erkennen den Neugierigen, den Geizhals oft schon aus der Form seines Gesichtes, seiner Haltung auf große Entfernung, und wir irren nicht bei der Annahme, daß der frisch und fröhlich uns Entgegentretende seine rothen Wangen und seinen heiteren Muth nicht erheuchelt, daß vielmehr

Beides, rothe Wangen und heiterer Muth, der nicht vom Willen erzeugte, sondern unmittelbare Ausdruck körperlichen Wohlbefindens ist. Bei dieser über jeden Zweifel erhabenen Abhängigkeit der geistigen Thätigkeit von äußeren Formen, für welche sich noch Duzende von Beispielen aus dem alltäglichen Leben bringen ließen, und umgekehrt der äußeren Formen von der jeweiligen oder dauernden seelischen Stimmung darf man schon von vorn herein, da die Uebertragbarkeit, die Vererbung der äußeren Form unbestritten ist, annehmen, daß eine gleiche Uebertragbarkeit, eine gleiche Vererbung der sittlichen und geistigen Veranlagung stattfinden muß, wenn auch der Weg, wie sie zu Stande kommt, zunächst noch in Dunkel gehüllt ist, ebenso wie die Vererbung der äußeren Form.

Die Erkennung einer Veranlagung als einer ererbten in frühester Jugend ist in der Regel unmöglich, weil das jugendliche Alter eine geistige und eine sittliche Thätigkeit nicht kennt, die Merkmale einer bestimmten geistigen Veranlagung daher erst zu einer Zeit in die Erscheinung treten, wo die Erziehung bereits begonnen, gewirkt haben kann und gewirkt haben wird, wir also kein reines, ungetrübtes Bild der ererbten Veranlagung erhalten können; die Vererbung deswegen leugnen zu wollen, wäre falsch. Es ist diese Erkennung auch um deswillen schwer, weil die Vererbung einer bestimmten Veranlagung sowohl im Guten als im Schlechten nicht gerade häufig vorkommt, noch am ehesten bei der sittlichen Veranlagung, sehr selten bei der geistigen Veranlagung im engeren Sinne. Söhne berühmter Männer erlangen selten den Ruf, den ihre Väter berechtigter Weise genossen, und sie erlangen ihn um so weniger, wenn sie denselben Beruf erwählen wie ihre Väter. Die Beispiele für eine Vererbung einer bestimmten Begabung durch viele Glieder einer Familie hindurch sind überaus spärlich; eine bekannte Ausnahme bildet die Familie Bach, aus welcher seit dem Jahre 1625 in ununterbrochener Reihe bis zum heutigen Tage eine große Anzahl hervorragender Musiker hervorgegangen ist. Viel häufiger tritt bei der Vererbung der Veranlagung eine Umwandlung in verwandte, näher oder ferner liegende Formen der Veranlagung, sowohl der wiedergebenden, als der schöpferischen, ein; Mathematiker haben Musiker zu Söhnen, Söhne der letzteren zeigen eine besondere Veranlagung zur Malkunst oder zur Architektur. Wir sehen diese wunderbare Umwandlung von besonderen Veranlagungen auch auf anderen Gebieten unseres Geisteslebens, besonders aber bei den Nervenkrankheiten, deren Vererbbarkeit über jeden Zweifel erhaben ist, in verschiedenen Geschlechtern aber selten dazu führt, daß aufeinanderfolgende Geschlechter in derselben Form erkranken, sondern daß das eine Mal mehr das Gehirn, das andere Mal mehr die Nerven, und diese wieder in anderer Weise als bei den Vorfahren ergriffen werden. Etwas Aehnliches sehen wir bei den Charaktereigenschaften, der Stolz des Vaters findet sich beim Sohne wieder in der Form der Ueberhebung, Vorsicht wandelt sich in Mißtrauen und Geiz, Geiz in Härte und Grausamkeit um.



Am ehesten findet sich die gleichartige Veranlagung vor im Bereiche der sittlichen Eigenschaften, sowohl der guten als namentlich der schlechten, die Strafanstalten sprechen zum Beweise hierfür eine erschreckend deutliche Sprache und lehren, daß die Neigung zu bestimmten Verbrechen sich von Geschlecht zu Geschlecht fortzuerben vermag, freilich mag hier die Erziehung oder vielmehr der Mangel derselben, das Beispiel der Eltern und der Nachahmungstrieb mindestens soviel thun, wie die Vererbung und Veranlagung, aber es muß doch an die Erfahrungen erinnert werden, die dahin gehen, daß Kinder, deren Eltern wegen Eigenthumsvergehen Gefängnißstrafe abzubüßen hatten, und die der öffentlichen Fürsorge anheimgefallen waren, schon im jugendlichsten Alter von 1—2 Jahren in auffälliger Weise die Neigung zeigten, zu naschen, den neben ihnen in öffentlichen Anstalten untergebrachten Kindern die Nahrungsmittel wegzunehmen und dabei in einer so berechneten und schlaunen Weise zu verfahren, die mit der sonst üblichen ähnlichen Handlungsart aller anderen Kinder unvergleichbar ist, und an die weitere Beobachtung, daß der Knabe eines Elternpaares, welches überführt worden war, gemeinschaftlich einen Mord begangen zu haben, ein kaum 1 Jahr altes Kind, eine geradezu erschreckende Neigung zu Kraftäusserungen, ja, man könnte fast sagen, wenn gegenüber einem so schwächlichen Geschöpfe der Ausdruck am Platze wäre, zu Gewaltthätigkeiten zeigte. Solche Beobachtungen sind nicht vereinzelt, sie sind vielmehr in reicher Fülle von verschiedenen Seiten gemacht worden, so daß auch hier von einer Vererbung oder von einer angeborenen Veranlagung gesprochen werden muß, und die späteren Handlungen nicht lediglich als durch Nachahmungstrieb oder durch erzieherliche Einflüsse hervorgerufen angesehen werden dürfen. —

Wie nun die körperliche Veranlagung abhängig ist nicht allein von der Vererbung der äußeren Form der Eltern und Voreltern, sondern auch namentlich von der Gunst oder Ungunst der äußeren Verhältnisse, so ist dies auch der Fall mit der geistigen und sittlichen Veranlagung, einmal dadurch, daß sie mittelbar ja durch die vererbte äußere Form beeinflusst wird, das andere Mal, daß sie unabhängig von dieser Form durch die Eindrücke der Eltern und Voreltern ihre besondere Gestaltung erlangt. Die Erfahrung lehrt, daß die äußeren Verhältnisse hier ungleich mächtiger wirken, als auf die körperliche Veranlagung; wohl kann Kummer und Sorge das Haar vorzeitig ergrauen machen, wohl vermag Hunger und harte Arbeit zum rascheren Verbrauch der Körperkräfte zu führen, aber tiefer und nachhaltiger, theils vernichtend, theils aufbauend wirken die den Menschen umgebenden Verhältnisse auf sein geistiges und sittliches Leben, und diese tiefe und nachhaltige Wirkung wird sich auch auf das unter der Herrschaft der jeweilig obwaltenden Umstände geborene Kind erstrecken, und dadurch allein wird die oft staunenerregende und sonst unbegreifliche Veranlagung verschiedener Geschwister einer Familie sich erklären lassen; mitten in einer Kinderstube, deren Insassen sich durch Fröhlich-

keit und glückliche Veranlagung auszeichnen, ein Querkopf, der alle Freundlichkeit mit Undank lohnt und jeder Besserung unzugänglich ist; mitten unter mittelmäßig begabten, unscheinbaren Geschwistern ein durch glänzende Veranlagung hervorragender Knabe, ein durch besondere Liebenswürdigkeit, gewinnende Güte bestechendes Mädchen. Während, wie schon früher betont, ein durchgehender Zug von Familienangehörigkeit in der äußeren Form unter Geschwistern sich fast niemals vermissen läßt, kommt es bei der geistigen Veranlagung unter Umständen zu Unterschieden und Gegenjäten innerhalb einer Familie, die in der äußeren Form in solcher Ausgeprägtheit nicht bestehen und deren Vorhandensein nicht durch den Einfluß der Erziehung erklärt werden kann, wenngleich selbstverständlich zugestanden werden muß, daß die Erziehung der Eltern zu verschiedenen Zeiten verschieden gehandhabt werden kann und gehandhabt wird. Nicht die Erziehung, nicht die Vererbung, sondern die durch die äußeren Umstände bewirkte Veranlagung ist im Stande, diese Verschiedenheiten zu erklären und begreiflich zu machen. Vor Allen aber beweisend für den Einfluß der Veranlagung im Gegensatz zur Erziehung ist die Verschiedenheit der geistigen Veranlagung von Zwillingen, und in durchschlagender Weise bezeugt die Bedeutung der Veranlagung das Schicksal solcher Zwillinge, die ein grausames Geschick zwingt, körperlich vereinigt und unzertrennlich durch das Leben zu gehen. Nur wenige dieser unglücklichen Geschöpfe erreichen ein hohes Alter, die außergewöhnliche Aehnlichkeit im Bau ihrer inneren Organe ist staunenswerth; die wenigen, welche alt geworden sind, und deren Schicksal weiter verfolgt werden konnte, zeigten eine geradezu entgegengesetzte charakterliche, sittliche und geistige Veranlagung. Die berühmte gewordenen Preßburger Zwillinge, ungarische Mädchen, machten zuerst von sich reden, Zudith häßlich, launisch, böse, Helene hübsch, sehr lustig und von miltem Charakter; bekannter geworden sind durch ihre Reisen um die ganze Welt die siamesischen Zwillinge, zwei Brüder; Chang schwächlich veranlagt, heiteren Sinnes, zu jedem tollen Streiche aufgelegt, wurde zum Trinker, Eng kräftig, aber leicht trübsinnig, sehr mäßig, namentlich im Alkoholgenuß. Wir stehen auch hier vor einer Thatfache, welche das Vorhandensein einer angeborenen Veranlagung außer Zweifel stellt.

Im Weiteren lehrt die Beobachtung und Erfahrung, daß, während die Blutsverwandtschaft, d. h. die gleiche oder wenigstens sehr ähnliche körperliche Veranlagung und Beschaffenheit der Eltern ihrer Nachtheiligkeit für die Kinder wegen mit Recht gefürchtet wird, eine Geistesverwandtschaft der Eltern den Nachkommen in der Regel zum Segen gereicht, sich ergänzende Veranlagung und Charaktere meist zu einer Steigerung der Veranlagung des nachfolgenden Geschlechtes führen, ein Gemisch zwischen sehr hoher und sehr niedriger Geistesbeschaffenheit eine niedrige Veranlagung des Sprößlings vorherzujagen läßt und die Vereinigung zweier ganz gleichartiger oder zweier ganz entgegengesetzter Veranlagungen als etwas Günstiges im Allgemeinen nicht betrachtet werden kann. Die gewiß nicht seltenen Ausnahmen dieses

Saßes bestätigen nur seine Nichtigkeit, drum prüfe, wer sich ewig bindet, nicht allein, ob sich das Herz zum Herzen findet! —

Mit erschreckender Deutlichkeit beweisen uns die Jedermann bekannten Zahlen, daß nur ein Bruchtheil der in's Leben Getretenen Aussicht hat, sich zu einem brauchbaren Mitgliede der menschlichen Gesellschaft erziehen zu lassen oder sich zu einem solchen heranzubilden; nur  $\frac{3}{4}$  der Lebendgeborenen erreicht das Ende des 1. Lebensjahres und gewinnt dadurch eine ziemlich große Wahrscheinlichkeit, weiter zu leben und das ererbte Besizthum und das in dasselbe gelegte Vermögen an körperlicher und geistiger Veranlagung so fruchtbar anzulegen, daß es ihm und Anderen nutzbar gemacht werden kann;  $\frac{1}{4}$  erliegt dem Unverstande der Erzieher, der Ungunst der äußeren Verhältnisse, die eine zweckmäßige Erziehung unmöglich macht, endlich ein Bruchtheil der für ein Fortleben ungenügenden körperlichen Veranlagung; es ist unmöglich, die Größe dieses letzten Bruchtheils ganz genau festzustellen, denn die Erfahrung lehrt, daß ein besonders reiches Maß von aufopfernder Pflege dem mit wenig Aussicht auf das Fortleben Geborenen das Leben erhalten kann, so daß die Versuchung nahe liegt, zu glauben, daß ein früher Tod solcher Kinder in der Regel abwendbar sei und durch besondere Pflege hintangehalten werden könne; das mag manchmal möglich sein, und das muß dazu auffordern, auf alle möglichen Mittel und Wege zu sinnen, dies herbeizuführen, und thatsächlich bemühen sich Staat, Gemeinde und meist auch die Eltern, durch allerhand Maßregeln dies zu erreichen. Aber die Erfahrung lehrt andererseits, daß unser Können hinter unserem Wollen auch hier ganz erheblich zurückbleibt, und daß eine große Anzahl von Lebendgeborenen nicht an allerlei Krankheiten, von denen hier nicht die Rede sein kann und soll, sondern lebiglich an der mangelhaften und minderwerthigen körperlichen Veranlagung zu Grunde geht. Sie kommt zu Stande, ohne daß wir sie in jedem Einzelfalle genügend erklären können, sie entsteht bei minderwerthiger Veranlagung und namentlich bei Trunksucht der Eltern, bei Ungunst der diese umgebenden Verhältnisse. Dieselbe Ungunst der äußeren Verhältnisse, dieselbe körperliche und andererseits auch geistige Minderwerthigkeit der Eltern und zahllose andere Ursachen, deren Einwirkung um deßwillen ableugnen zu wollen, weil wir sie nicht kennen und zu beurtheilen vermögen, thöricht wäre, können nun, ohne zu müssen, das nachgeborene Kind mit einer minderwerthigen geistigen und sittlichen Veranlagung ausstatten. Was unter geistiger Minderwerthigkeit zu verstehen ist, vermag man nicht mit wenig Worten zu sagen, weil die unterste Grenze, von welcher abwärts die Bezeichnung „minderwerthig“ berechtigt erscheint, schwer zu bestimmen ist. Was ein Dummkopf, was ein Blödsinniger ist, nun, das weiß zur Noth Jedermann, aber erst in den letzten Jahren hat man mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf jene eigenthümlich veranlagten Kinder gelegt, die sich in ihrem ganzen geistigen Verhalten von dem Durchschnitte ihrer Altersgenossen unterscheiden, die sich durch ihre Eigenart dem Beobachter auffällig und verdächtig machen, die der

Erziehung besondere Schwierigkeiten entgegenzusetzen, namentlich dann, wie dies ja in der Regel geschieht, wenn sie nach den Grundsätzen und den Erziehungsplänen erzogen werden sollen, die für die durchschnittliche Veranlagung als berechtigt und zweckmäßig allgemein anerkannt sind. Es unterscheiden sich diese Kinder sehr wesentlich von den Schwachsinnigen dadurch, daß nicht etwa die ganze geistige Veranlagung mangelhaft, minderwerthig ist, sondern daß diese mangelhafte Veranlagung sich entweder nur auf das geistige oder das sittliche oder nur auf das Charakterleben erstreckt, oder das geistige Leben nur nach der einen oder anderen Richtung beschränkt, während nach anderer Richtung ein Uebermaß von Veranlagung vorhanden zu sein scheint. Ein Jeder kennt aus eigener Erfahrung jene überaus klugen, den oberflächlichen Beschauer und leider nur allzuoft auch die Eltern und die Lehrer geradezu blendenden Kinder mit dieser oder jener Begabung, die sie schon in frühester Jugend zum Abgott der Familie macht, der Glanz erlischt oft recht bald, oft erst im späteren Kindesalter, wenn die Schule geordnete und regelmäßige Arbeit verlangt, die nicht geleistet werden kann trotz angeblicher Begabung; ein Jeder kennt jene Kinder, ausgezeichnet durch geistige Höhe, neben welcher ein tiefer Abgrund mangelhafter sittlicher Veranlagung gähnt; ein Jeder kennt jene Kinder, die, kaum der Sprache mächtig, im Stande sind, dem Großvater einen langen Geburtstagsglückwunsch aufzusagen und nicht die Fähigkeit besitzen, sich und Anderen die einfachsten Handreichungen zu leisten und durch ihre Unbehilflichkeit den Spott herausfordern; ein Jeder kennt jene Kinder, die durch die geringste äußere Veranlassung, ja ohne dieselbe in die größte Freude, den heftigsten Zorn versetzt werden können, Stimmungen, die im nächsten Augenblicke in das gerade Gegentheil sich verkehren, nur ein Zeichen dafür, daß einmal die Erregbarkeit dieser unglücklich veranlagten Kinder eine überaus große und das andere Mal die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Eindrücke bedenklich abgeschwächt ist. Es wäre ein Irrthum, in jeder Schrulle, in jeder Unart eines Kindes die Anzeichen einer minderwerthigen Veranlagung zu erblicken und mit dieser die Kinder zu entschuldigen, und der Ueberängstliche hat Unrecht, der aus jeder kraftvollen Aeußerung sprudelnden Geisteslebens bei einem Kinde die Befürchtung ableiten zu müssen glaubt, das Kind sei zu klug, um alt werden zu können, aber die Mutter sündigt an ihrem Kinde und der Lehrer an dem ihm anvertrauten Zöglinge, der achtlos an der Thatsache vorübergeht, daß minderwerthige geistige Veranlagungen ebenso angeboren sein können, wie die minderwerthigen körperlichen, daß sie durchaus keine Seltenheit sind und daß sie einer mindestens genau so sorgfältigen Behandlung bedürfen, wie jene körperlich minderwerthig Veranlagten, für welche eine besondere Rücksichtnahme als selbstverständlich gilt.

Freilich ist die frühzeitige Erkennung der minderwerthigen und der geistigen Veranlagung überhaupt schwer, oft unmöglich; sie stößt um bewilligen auf besondere Schwierigkeiten, weil die Beurtheilung der geistigen

Veranlagung schon in eine Zeit fallen muß, wo eigentliche Aeußerungen einer solchen noch nicht stattfinden. Wir sind bei dieser Beurtheilung lediglich auf mehr oder weniger sicher zutreffende Schlußfolgerungen auf Grund unserer Beobachtungen angewiesen, die im Einzelfalle gelegentlich eine Täuschung nicht ausschließen, doch aber nicht selten eine richtige Beurtheilung schon in allerfrühesten Jugend gestatten, was oft ja überflüssig sein mag, unter Umständen aber, wenn es sich namentlich um eine zu bekämpfende Veranlagung handelt, von größter Wichtigkeit sein kann. Man wird aus der Aehnlichkeit der äußeren Formen, dem Ueberwiegen der mütterlichen oder der väterlichen Veranlagung schon einen nicht selten berechtigten Schluß auf die vorhandene geistige Veranlagung ziehen können. Man wird die äußeren Verhältnisse, die zur Zeit herrschten, als der Eintritt des Kindes in das Leben erfolgte, berücksichtigen dürfen, man wird auf die geistige Veranlagung beider Eltern keine besondere Aufmerksamkeit lenken und besonders darauf achten müssen, ob diese sich entspricht oder ergänzt, oder ob in derselben sich auffällige Widersprüche finden, und man wird den ersten geistigen Regungen des Kindes, der Art und Form seiner Willensäußerungen, seinem Verhalten Eltern und Pflegerinnen gegenüber mit einer gewissen Spannung entgegen sehen müssen, um rechtzeitig erzieherliche Einflüsse zur Geltung zu bringen oder, was unter Umständen gewiß auch zum Vortheil gereichen kann, unterlassen, solche in ungestümr Weise anzustellen. Mit solchen recht frühzeitig, aber außerordentlich vorsichtig zu beginnen, erscheint besonders jenen Kindern gegenüber geboten, bei welchen eine minderwerthige geistige und sittliche Veranlagung wahrscheinlich ist. Diese Wahrscheinlichkeit ist um so größer, wenn neben der Aehnlichkeit der äußeren Form gegenüber den Eltern im Allgemeinen diese oder jene kleine Mißbildung, diese oder jene kleine Abweichung von der gewöhnlichen Gestaltung am Kinde zu beobachten ist, jene mitunter nur dem geübten Beobachter ersichtlichen Störungen, die als sogenannte Entartungszeichen gelten. Man hat diesen Entartungszeichen gewiß an mancher Stelle ein zu großes Gewicht beigelegt, und die Sucht, sie in Klassen einzutheilen und bestimmte Formen derselben mit bestimmten Formen geistiger und sittlicher Verirrungen in Bezug zu bringen, hat zu Nichts geführt, aber schon die Thatfache, daß die Insassen unserer Irrenhäuser und Strafanstalten solche Entartungszeichen, als da sind Mißgestaltungen des Kopfes, eigenthümliche Verfrüppelungen der Ohrmuschel, Verwachsung des Ohrläppchens mit der Wangenhaut und Anderes mehr, in besonderer Häufigkeit zeigen, und die ferner nicht abzuleugnende Thatfache, daß Kinder besondere Charaktereigenthümlichkeiten, Schrullen desjenigen Theils der Eltern zeigen, dessen Mißbildung sie ererbt haben, lassen das Bestreben, diese Entartungszeichen als etwas Zufälliges und Unbeachtliches anzusehen, ungerathet erscheinen. Doch nicht diese oder jene einzelne Erscheinung, nicht ein Urtheil über die vermeintliche geistige Veranlagung der Eltern, sondern nur eine Summe von Erwägungen und Beobachtungen wird den bei der

Erziehung einzuschlagenden Weg bestimmen; wehe, wenn der Weg schlecht gewählt, voreilig eingeschlagen wird. —

Wir verstehen unter Erziehung nicht allein den in Güte und Strenge durch Anweisung und Verbot, Belobigung und Tadel von den Eltern ausgeübten Einfluß auf die Kinder, der im späteren Kindesalter durch die Schule unterstützt wird, die ihrerseits nicht lediglich die Aufgabe hat, ein bestimmtes Unterrichtsziel zu erreichen, sondern, da sie die Kinder einen guten Theil des Tages in ihre Obhut nimmt, auch an der Ausbildung der geistigen und sittlichen Veranlagung mitwirken muß; vielmehr wir verstehen unter Erziehung die Wirkung aller möglichen, die körperliche und geistige Weiterentwicklung beeinflussenden äußeren Ursachen. Diese Wirkung ist eine überaus mächtige, kann wenigstens und muß unter Umständen sogar so mächtig sein, daß die Wirkung der ursprünglichen Veranlagung in den Schatten tritt, ja verschwindet, und in der Bervollkommenung der Erziehung muß, wenn körperliche und geistige Veranlagungen nicht mehr ausreichen sollten, der Ausweg zu finden sein, um Raum für Alle zu schaffen. Die Erziehung wird einzurichten sein, wenn zweckmäßig und rathlich, unter Berücksichtigung der besonderen Veranlagung, wenn nothwendig, unter Bekämpfung derselben. Eine jede Erziehung wird zu beginnen haben und beginnt im Leben regelmäßig mit der Ausbildung der körperlichen Veranlagung; die durchschnittliche wird nach den Grundsätzen zu erfolgen haben, welche die Erfahrung geheiligt hat, in die hervorragende wird Niemand den Muth haben, hemmend einzugreifen in der richtigen Ueberlegung, daß ein Ueberschuß von Kraft gelegentlich von großem Nutzen sein kann, die minderwerthige wird besonders zu schützen und zu kräftigen sein. Familie, Gemeinde, Staat werden sich vereinigen müssen, diesen Schutß zu gewähren, und es darf an Mühe, Sorgfalt und sonstigem Aufwand nicht fehlen, um das gefährdete Dasein zu erhalten; im edlen Wettstreit mit den zur Fürsorge Verpflichteten ist die Wohlthätigkeit bestrebt, etwa vorhandene Lücken auszufüllen. Den Schwergeschädigten, den Blinden, den Taubstummen ist diese nothwendige Fürsorge schon lange gewidmet worden, den Minderwerthigen hat erst die Neuzeit durch Sommerpflegen an der See und auf dem Lande und andere Einrichtungen die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt; das Alterthum verfuhr nicht nur grausam, sondern auch sehr unklug, indem es sich dieser Gattung von Kindern einfach gewalttham entledigte. Die Zeit, seit welcher diese Einrichtungen getroffen sind, ist noch zu kurz, um schon jetzt den Segen ermeßsen zu können, erst kommende Geschlechter können und werden ihn lehren. Ob wir mit dem, was heute zur Ausbildung der körperlichen Veranlagung und Leistungsfähigkeit geschieht, genug thun, stehe dahin, es wäre denkbar, daß auf dem Boden bereits bestehender oder noch zu schaffender Einrichtungen etwas mehr für die körperliche Ausbildung geschehen könnte, als bisher. Mag auch das Kindesalter nicht dazu veranlagt und bestimmt sein, eigentliche Kraft- und Arbeitsleistung zu Tage zu fördern,

die Gewandtheit, die Geschicklichkeit, den raschen und zweckmäßigen Gebrauch seiner Glieder und Sinne erwirbt man nur in der Jugend, deren Leistungsfähigkeit nach dieser Richtung sicher unterschätzt und der zu wenig Gelegenheit zur Steigerung derselben gegeben wird. Man vergegenwärtige sich einmal, daß wir den Säuglingen zwar zumuthen, bei einer sehr einfachen Kost, die zweckmäßiger Weise nur aus Milch besteht, im ersten Lebensjahre nicht nur sein Anfangsgewicht zu verdreifachen, sondern außerdem soviel Muskelarbeit und Uebung zu leisten, daß er kurz nach Vollendung dieses Jahres laufen kann, aber uns andererseits oft bedenken, ob wir ein schulpflichtiges Kind turnen lassen sollen, weil wir fürchten, es könne sich überanstrengen. Welcher Aufwand an Zeit, welche Summe von Muskelkraft wird geleistet im jugendlichen Alter beim Erlernen des Clavierspielens, zu welcher erstaunlichen Leistungen bereits im jugendlichen Alter führt hier die Uebung, also die Erziehung. Es sei ferner erinnert an die hocherfreulichen und befriedigenden Erfolge, die erreicht werden beim Unterrichte solcher Kinder, die an Sprachgebrechen leiden. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß seit einer Reihe von Jahren in mehreren größeren Städten Deutschlands seitens der Gemeinde unentgeltlich von eigens hierzu ausgebildeten Lehrern in besonderen Unterrichtsstunden den bedauernswerthen Stotterern zur Beseitigung ihres Uebels verholfen wird; durch planmäßige Muskelübungen gelingt es, in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Heilung herbeizuführen, freilich bedarf es hierzu einer Anzahl von Vorkehrungen, die der gewöhnliche Unterricht nicht kennt. So könnte man die Hinweise leicht vermehren, wie der durch Anleitung gestärkte Wille und sorgfältige Uebung vermögen, nicht nur eine vorhandene Veranlagung auszubauen und zu kräftigen, sondern auch eine minderwerthige zu verbessern und sie zur Durchschnittsleistung zu erheben. Daß aber noch lange nicht Alles geschieht, was nach dieser Richtung gethan werden könnte, wird Niemand leugnen wollen, ebensowenig wie die Thatsache, daß unsere Jugend noch lange nicht, eben mangels der entsprechenden Erziehung, bis zur Grenze ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit ausgebildet wird; und solange dies nicht geschieht, solange wird man nach Mitteln und Wegen zu finnen haben, wie wir im Rahmen unserer bisherigen Einrichtungen oder durch Umänderung derselben oder durch Neuschaffungen dieses erstrebenswerthe Ziel erreichen, das, wie schon angedeutet, nicht sowohl und allein darin besteht, eine vorhandene besondere körperliche Veranlagung auszubilden, sondern vor Allem den minderwerthig Veranlagten so zu kräftigen, daß er im Leben allein stehen und gehen kann. Die Nothwendigkeit, dies zu thun, wird von Niemandem bestritten werden, ebensowenig wie die Möglichkeit, dies durch geeignete erzieherliche Maßregeln zu erreichen. Wir werden Noth und Elend, Krankheit und Siechthum nicht aus der Welt schaffen, und wie der Kräftigste, so wird so manches Kind dem Kampfe um's Dasein zum Opfer fallen, aber wenn es schon gelungen ist, durch eine Reihe von Vorkehrungen und Einrichtungen des Staates, der Gemeinde

und Familie das durchschnittliche Lebensalter des einzelnen Menschen zu verlängern, so dürfte es schließlich wohl auch zu erreichen sein, die durchschnittliche körperliche Kraftleistung des Einzelnen zu erhöhen, d. h. durch Erziehung mehr zu leisten, als was Veranlagung gegeben.

Während die Wichtigkeit dieser Anschauung für die körperliche Veranlagung und Erziehung gewiß ohne weiteres zugegeben werden dürfte, wird die Erziehbarkeit der geistigen Veranlagung vielerseits unterschätzt, mir scheint mit Unrecht. Es setzt sich das, was wir geistige Veranlagung nennen, zusammen aus drei verschiedenen Veranlagungen, aus der Charakterveranlagung, der ihr sehr nahe verwandten sittlichen Veranlagung und endlich der von den beiden vorgenannten ganz unabhängigen geistigen Veranlagung im engeren Sinne.

Wir kennen aus der Geschichte nicht wenige Fürstensöhne, die, abgesehen von ihrer sonstigen Veranlagung, zum Herrschen geboren wurden und von ihren Vätern nicht nur den Thron, sondern auch und vor Allem die zum Herrschen nothwendigen Charaktereigenschaften erbten. Wir sehen ferner die außerordentliche Abhängigkeit des Charakters von den äußerlichen Formen: es wird der Kurzsichtige, weil er die Größe der ihm gegenüberstehenden Gefahr nicht ermessen kann, sich selten zum muthigen Angriffe entschließen; er wird, da ihm die zum Muthige nöthige Waffe, der umsichtige Blick, fehlt, seine Kraft in der Vertheidigung versuchen, er wird ein anderes Organ, nehmen wir an die Zunge, ausbilden und mit dieser Waffe die Blöße des Gegners zu treffen suchen und sich so, lediglich durch seine körperliche Veranlagung gezwungen, zum geschwägigen, tadelstüchtigen, ja boshaften Menschen herausbilden können, wenn ihm nicht gelehrt, anerzogen wird, am Gegner nur das Gute zu sehen; man wird aus einem kurzsichtigen Kinde schwerlich ein muthiges, wohl aber ein unterhaltendes, wohlwollendes erziehen können, und so wird jeder Versuch, den Charakter zu bilden oder umzubilden, vorzunehmen sein unter genauer Berücksichtigung der körperlichen Veranlagung, und es wird der Versuch um so mehr Aussicht auf Erfolg bieten, je zugänglicher einer Verbesserung oder Hemmung diese körperliche Veranlagung ist. Aber nicht lediglich, nicht einmal in hervorragender Weise bestimmt die körperliche Veranlagung die dereinstige Form des Charakters, sondern vielmehr, eindringlicher und unmittelbarer die Erziehung, und mächtiger als alle Erziehungsmittel wirkt hier wie bei der sittlichen Ausbildung das Beispiel. Der jähzornige Vater wird sich nicht wundern dürfen, wenn sein Sohn vom Spiele mit Kameraden mit zerfetzten Kleidern und blauge schlagen nach Hause kommt, hat doch der Sohn gleich wie der Vater einen geringen Widerspruch mit einem Faustschlag beantwortet; das besser erzogene Kind würde im Stande gewesen sein, die Leidenschaft im Zaume zu halten, selbst wenn, was ja nicht ausgeschlossen ist, die Vererbung ihm den Jähzorn in die Adern gelegt hätte. Ganz unabhängig von der Vererbung und Veranlagung vermag das Leben und die Lebenserfahrung den Charakter zu bilden des einzelnen Menschen, ja der Gesamtheit; denn nicht wie vor 30 Jahren



mit zu Boden gesenktem Blicke, schüchtern, sondern erhobenen Hauptes, selbstbewußt, schreitet heute der Deutsche einher, nicht etwa, weil anderes Blut in seinen Adern rollte, weil der Einzelne kräftiger, redenshafter geworden wäre, sondern weil Lehre und Erziehung das Bewußtsein geweckt haben, sich gleichberechtigt zu halten den Angehörigen jener Völkerstämme, denen der Nationalstolz schon vor uns anerzogen ward. Aehnlich wie mit der Erziehung des Charakters steht es mit der Erziehung der sittlichen Veranlagung, sie ist nicht in dem Maße an die äußeren Formen gebunden wie die Charakterveranlagung, sie ist aber namentlich nach der schlimmen Seite durch Erblichkeit übertragbar und, wenn der Ausdruck gestattet ist, ansteckungsfähig, besonders im jugendlichen Alter; ein von einem jugendlichen Mißethäter verübtes Bubenstück wird in der Regel eine Reihe gleicher und ähnlicher Schandthaten zur Folge haben, doch darf es zum Troste gereichen, daß derselbe Nachahmungstrieb auch manches Heldenthum, manche edle That gezeitigt hat. Die Vererbbarkeit der sittlichen Veranlagung wie der Charakterveranlagung wird die sittliche Erziehung besonders wichtig und verantwortungsreich machen, um wenigstens in das nachkommende Geschlecht eine günstige Veranlagung zu legen. Die Geschichte ganzer Völker und einzelner Familien lehrt, daß der Verfall dann und am raschesten eintritt, wenn die Sittlichkeit in's Wanken geräth, zahlreiche sittlich Minderwerthige geboren werden, Familie, Gemeinde und der Staat nicht die Kraft und Fähigkeit besitzen, die Minderwerthigen zu Gleichwerthigen zu erziehen. Die durchschnittlich hohe Veranlagung und die durchschnittlich hohe Leistungsfähigkeit der geistigen Thätigkeit im engeren Sinne schützt, wie die Erfahrung lehrt, schon das nächste Geschlecht nicht vor Minderwerthigkeit, während, wie schon gesagt, die hohe sittliche Stellung der Eltern nicht nur ihnen selbst, sondern besonders den Kindern zu Gute kommt.

Dieser unbestrittene Erfahrungssatz einerseits und die nicht minder zweifelloso Thatsache andererseits, daß für die Ausbildung der sittlichen Veranlagung nichts so gefährdend wirkt, wie der Nachahmungstrieb, wird die Nichtschnur andeuten, nach welcher die sittliche Erziehung zu erfolgen hat. Es ist hier der Ort, für die so oft und so kräftig angefeindete Zwangserziehung eine Lanze zu brechen, eine Art der Erziehung, die dann einzutreten hat und zwar unumgänglich, wenn entweder die Eltern nachgewiesenermaßen den nothwendigen günstigen Einfluß nicht auszuüben vermögen, oder wenn die minderwerthig sittlich veranlagten Kinder ihre Umgebung gefährden; die Berechtigung, ja sogar die Verpflichtung der Gemeinde oder des Staates, unsere Kinderwelt vor dem Umgange und dem Einflusse der minderwerthig oder schlecht Veranlagten zu schützen, scheint zweifellos, und ebenso zweifellos erscheint es, daß die Allen offenstehende Volksschule nicht der Ort ist, wo diese Art der Erziehung stattzufinden hat, die ihrerseits die besten Erfolge aufzuweisen haben wird, wenn neben dem Beispiele, neben der Belehrung der Strafe eine nicht zu eingeschränkte Rolle zugetheilt wird; den Charakter ändert, erzieht man nicht mit dem Rohrstock, aber eine Tracht Prügel,

rechtzeitig angewendet, hat schon oft ein Kind von der Wiederholung eines bösen Streiches abgehalten und dadurch weiteres Unheil verhütet.

Während man für die Entwicklung des Charakters und der sittlichen Veranlagung die Erziehung im Allgemeinen für zweckmäßig, ja für nothwendig halten wird, auch dann, wenn die Veranlagung eine günstige ist, glaubt man vielerseits, der geistigen Veranlagung im engeren Sinne am Besten zu dienen, wenn man sie sich schrankenlos entfalten lasse, sie nicht dem Banne einer den freien Flug beengenden oder gar hemmenden Erziehung unterwerfe. Das ist ein schwerer Irrthum, ein großes Unrecht denen gegenüber, die mit jener Form der Veranlagung ausgestattet sind, die wir als die wiedergebende zu bezeichnen pflegen, von der wir Alle ein gutes Theil haben in Form des Gedächtnisses, der wir besonders begegnen in unseren Schauspielern und bei jenen Künstlern, die auf irgend welchem Instrumente wiederzugeben bestrebt sind, was an Empfindungen und Gedanken die schöpferische Veranlagung großer Meister der Tonkunst in ihre Werke gelegt hat. Man thue einen Blick in die Werkstatt dieser Künstler, und man wird rückhaltslos bekennen müssen, daß, ganz abgesehen von der Fülle rein körperlicher Arbeit, die dazu nöthig ist, zum Rufe eines vollendeten Darstellers oder eines anerkannten Künstlers zu gelangen, eine überaus mühsame und strenge Selbsterziehung aufgewendet werden muß, um ein verständiger und verständlicher Vermittler zwischen Dichter und Zuhörer zu sein. Wehe dem Schauspieler, dem nachgesagt wird, mit dem Mantel fällt der Herzog; wehe dem Tonkünstler, dem es zum besonderen oder ausschließlichen Ruhme gereicht, fünf Sonaten von Beethoven ohne Noten gespielt zu haben. Bei der wiedergebenden Veranlagung muß die Erziehung unendlich viel mehr leisten, als die Vererbung und die Veranlagung freiwillig und unverdient gegeben hat. Diese wiedergebende Veranlagung, dafern sie rechtzeitig erkannt wird, auszubilden, ist um so mehr Pflicht, als sie erfahrungsgemäß vererbbar ist; freilich erlischt sie bald, wenn sie nicht gepflegt wird; man erkennt den Enkel des großen Schauspielers eher an seinen äußeren Formen, als an seinen Leistungen, nur der eiserne Fleiß des Vaters und Enkels vermag die vom Großvater ererbte Veranlagung zu erhalten, und die Erfahrung und Beobachtung lehrt, daß dies um so eher geschieht, wenn sich auch die äußeren Formen forterben. —

Doch nicht nur die wiedergebende Veranlagung, sondern auch die schöpferische bedarf der Erziehung in hohem Maße, schon aus dem einen Grunde, weil sie überaus selten nur nach einer Geistesrichtung entwickelt, sondern, wenn überhaupt hervorragend vorhanden, in der Regel vielfach ausgebildet ist. Nicht die Veranlagung, sondern die weitere Ausbildung und Erziehung bestimmt schließlich die Leistungsfähigkeit und die Leistung selbst der bevorzugten Veranlagung, und nicht immer ist die bei der Erziehung bevorzugte Veranlagung diejenige, welche an sich die beste und der Erziehung zugänglichste gewesen wäre. So gefährlich es ist, hervorragende Ver-

anlagungen zügellos sich entwickeln zu lassen, weil sie ungebunden und nicht erzogen schon dem Träger Schaden bringen können, und weil sie in den Nachkommen überaus rasch sich verlieren oder entarten, rascher als alle anderen Veranlagungen, namentlich als die körperliche, so erscheint es doch wohl geboten, schöpferische Veranlagungen nicht allzu früh in das Joch einer allzustrengen Erziehung, unter den Einfluß einer bestimmten Schule zu stellen, sie vielmehr, entgegen dem bedauerlichen Zuge unserer Zeit, der dahin geht, die Berufswahl und dementsprechend auch die Schulung in eine frühe Jugend zu legen, zwar innerhalb gewisser Grenzen, doch ungebunden sich entwickeln zu lassen und die strenge Erziehung erst zu beginnen, wenn eine Täuschung über das Vorhandensein einer Veranlagung überhaupt und namentlich über ihre Form ausgeschlossen ist. Die Neigung, die Macht der Gewohnheit, der Zwang der äußeren Verhältnisse wird leider nur allzuoft eine Abweichung von diesem empfehlenswerthen Grundsatz bedingen. Unsere öffentlichen Einrichtungen, namentlich unsere Schulen begünstigen diese Abweichung, insofern sie der vorzeitigen Berufswahl Vorschub leisten, und weil für eine Trennung der durch Veranlagung Bevorzugten einerseits und der Minderwerthigen andererseits nicht Sorge getragen ist; aber nicht nur auf einer Schulbank sitzen der hervorragend Begabte, der Durchschnittsmensch und der Minderwerthige zusammen, sondern auch das Elternhaus pflegt allen Dreien die gleiche Sorgfalt, die gleiche Behandlung oder endlich den gleichen Mangel an solcher zu Theil werden zu lassen. Das mag zur Noth bis jetzt gegangen sein, aber immer lauter werden die Klagen über Ueberbürdung, immer stürmischer die Rufe nach Entlastung; sie haben nur Berechtigung aus dem Munde derer, die durch das falsche Urtheil der Eltern oder Erzieher gezwungen werden, nach einem für ihre Veranlagung zu hoch gesteckten Ziele zu streben, das mühelos und rasch zu erreichen dem Bevorzugten eine besondere Freude sein würde, wenn dem raschen Fortschritte nicht durch das Mitschleppen der Minderwerthigen ein Hemmschuh angelegt wäre, zu deren besonderen Ausbildung ungleich mehr, als bisher geschehen, gethan werden muß. So wie es durch Verbesserung unserer Einrichtungen möglich sein wird, die körperliche Leistungsfähigkeit der Gesamtheit zu erhöhen, so dürfte dies auch zu erreichen sein mit der geistigen.

Es ziemt uns nicht, von der Zinne unserer angeblich hohen Bildung, zu der wir nicht durch Veranlagung, sondern durch Erziehung gelangt sind, mittheilend herabzublicken auf unsere Vorfahren, die von alledem nichts wußten, was wir heute schon als dem Kinde bekannt voraussetzen; wir sind ihnen zu großem Danke verpflichtet für das, was sie an Veranlagung in uns gelegt haben, aber in aller Bescheidenheit sei es gesagt, das wären wir nicht, was wir heute sind, wenn uns nicht die Erziehung dazu verholfen hätte, und solange Erziehung mächtiger ist als Veranlagung, so lange wird zu Recht bestehen das Wort, welches an die Spitze dieser Auseinandersetzungen gesetzt wurde:

Raum für Alle hat die Erde!



## Cardinal Nicolaus von Cusa.

Ein Geistesbild aus dem fünfzehnten Jahrhundert.

Don

Moritz Cantor.

— Heidelberg. —



iel' Feind', viel' Ehr'. Wie kaum eine zweite Persönlichkeit, welche in der Geschichte der Naturwissenschaften und der Mathematik eine Rolle spielte, — Galilei möchten wir etwa annehmen — kann der Mann, dessen Schilderung uns beschäftigen soll, das erwähnte Sprichwort auf sich beziehen zu lassen beanspruchen. Nicht an Feinden, nicht an Ehre hat es ihm gefehlt und fehlt es ihm bis auf den heutigen Tag, wo die Schriftsteller, denen es mehr oder weniger Pflicht war, sich mit seiner Persönlichkeit zu beschäftigen, in ihrem Urtheile nach äußersten Gegensätzen sich scheiden.

Wir haben uns darüber nicht zu wundern. Das Leben des Cusaners fällt von 1401 bis 1464. Es umspannt die Zeit, welche mit dem Auftreten von Johannes Huß beginnt, in welche die großen Kirchenversammlungen fallen, die Zeit, welche für Deutschland als die der Vorbereitung auf die großen Geisteskämpfe zu gelten hat, denen man mit Riesenschritten sich näherte. Die Culturgeschichte nennt diese keineswegs unblutigen Umwälzungen Renaissance, die Religionsgeschichte Reformation. Wenn aber in solchem Rahmen das Bild einer bedeutenden Persönlichkeit hervortritt, so ist es gar nicht anders möglich, als daß der Widerschein der Verschiedenheit in der Auffassung der Begebenheiten auch auf den Mann fällt, der inmitten der Begebenheiten stand, der sie geradezu beeinflusste; und ein solcher Mann war Cardinal Nicolaus von Cusa.

Am linken Moselufer, fast gegenüber von Berncastel und von den rebenbewachsenen Hügeln, denen ein schon von Aufonius besungener Wein entstammt, liegt das Dörfchen Cues. Dort lebte ein Mann Johannes Chryppfs. Später wurde der Name Krebs ausgesprochen und als Cancer latinisirt, wie auch der rothe Krebs im Silberfelde zum Wappen der Familie wurde, nachdem sie durch Nicolaus zu hohen Ehren gekommen war. Chryppfs war nach Aussage von Zeitgenossen ein Fischer, aber jedenfalls kein unbedeutendster, da von Gütern desselben an verschiedenen Orten um Cues herum die Rede ist. Das älteste von vier Kindern, Nicolaus genannt gleich dem Schutzheiligen der Fischer, sollte dem Gewerbe des Vaters folgen. Man erzählt, der Knabe habe sich einmal schlecht angestellt, oder habe nicht gehorchen wollen, da schlug ihn der jähzornige Vater mit dem Ruder und warf ihn aus dem Nachen.

Der Knabe entfloß solcher Behandlung. Ein Graf von Manderstheim in der Eifel gab ihm Obdach. Bei kleinen häuslichen Dienstleistungen wuchs er auf, muß aber doch nicht als niedriger Untergebener betrachtet worden sein, denn als er das erforderliche Alter erreicht hatte, schickte der Graf ihn zu den Brüdern des gemeinsamen Lebens nach Deventer. Nikolaus erlernte dort, was jene Schule, die mit Recht als Musteranstalt für die damalige Zeit genannt wird, ihn lehren konnte; nur im lateinischen Stile scheint er nicht von den Besten gewesen sein, was Jeder, der durch sein recht schlechtes Latein sich hindurchquälen muß, noch heute zu bedauern sich gedrungen fühlen wird. So viel Latein, als erforderlich war, um Universitätsvorlesungen, welche selbstverständlich überall ausschließlich in dieser Sprache abgehalten wurden, zu verstehen, erwarb sich Nicolaus in Deventer unter allen Umständen, und so bezog er denn 1416 die Universität Heidelberg, in deren Matrikelbuche jenes Jahres sein Name sich eingetragen findet. Von Heidelberg wandte er sich nach Padua. Wohl waren schon deutsche Hochschulen in ziemlicher Anzahl vorhanden, wohin sein Wissenstrieb ihn hätte führen können. Da war z. B. Leipzig während der Kindheit unseres Nicolaus entstanden, indem die deutschen Studenten und Lehrer von Prag aus dorthin übersiedelten. Aber an keiner deutschen Universität wurde vor 1450 römisches Recht gelehrt. Dieses sich anzueignen war ausschließlich in Italien möglich und dieses Land dem entsprechend das nothwendigerweise bevorzugte für Alle, welche das Rechtsstudium als Ziel sich gesteckt hatten. Ein dreißigjähriger Doctor decretorum kehrte Nicolaus 1424 aus Padua zurück.

Wie viel oder wenig juristischen Wissens er sich angeeignet hatte, darüber ist Zuverlässiges nicht bekannt. Erzählt wird nur, er habe in Mainz seinen ersten Proceß geführt und, wahrscheinlich in Folge eines durch ihn verschuldeten Formfehlers, verloren. Wenigstens eifert er in seiner ersten Schrift, von welcher bald die Rede sein muß, gegen den fremdländischen Formelstram, dessen Unkenntniß die beste Sache zu Schanden werden lassen kann.

Jedenfalls wurde Nicolaus der Rechtsgelehrsamkeit untreu, und wie er schon 1416 in der Heidelberger Matrikel als Clericus bezeichnet ist, so muß er auch ferner theologische Studien mit den juristischen verbunden haben, welche es ermöglichten, daß er bereits 1430 mit der Würde eines Dechanten des Collegiatstiftes zu St. Florin in Coblenz bekleidet war. Umfassendes Wissen, glänzende Beredsamkeit kennzeichneten Nicolaus von Cusa, und unter diesem Namen ward er bald weit und breit bekannt, ein streitbarer, um nicht zu sagen streitsüchtiger Theologe.

Im Frühjahr, April oder Mai, 1431 erhielt Nicolaus in Coblenz den Besuch eines einsimaligen Paduaner Studiengenossen, der, nur um drei Jahre älter als er selbst, jetzt schon eine hervorragende Stellung einnahm. Es war Cardinal Giuliano Cesarini, der päpstliche Legat, welcher den Auftrag hatte, die nach Basel berufene große Kirchenversammlung zu leiten. Die Coblenzer Zusammenkunft ist als der Keim zu betrachten, aus welchem die Bücher *De concordantia catholica* hervorsprossen, als deren Verfasser Nicolaus 1432 in Basel erschien, um nunmehr als berufenes Mitglied am Concile sich zu betheiligen.

Bücher sind Thaten des Geistes. Sie bilden einen Theil der Lebensschicksale ihrer Verfasser, und so sind wir verpflichtet, bei jenen Büchern von der „Aufgabe, die gesammte Christenheit eines Herzens zu machen,“ einen Augenblick zu verweilen. Wir vermeiden indessen geistlich jedes Eingehen auf religiöse Fragen, sofern die Würdigung unseres Helden es nicht unerläßlich macht, sie mindestens zu streifen, und so heben wir aus jenem Erstlingswerke des Cusaners vorzugsweise einige Theile des dritten Buches hervor, wo von staatlichen Dingen die Rede ist, von Aenderungen der deutschen Reichsverfassung, welche, wenn sie zur Geltung und zur Durchführung kamen, von größter Tragweite gewesen wären.

Wie ganz im Sinne neuerer Anschauungen muthet es uns an, wenn Nicolaus zur Sicherung des allgemeinen Rechtszustandes kaiserliche Gerichtshöfe verlangt. Jeder einzelne Gerichtshof, von denen es im ganzen Reiche etwa zwölf geben solle, habe aus drei Personen zu bestehen, einem Adligen, einem Geistlichen, einem Gemeinen. Recht spricht immer nur Eines, je nach dem Stande der streitenden Parteien der dem gleichen Stande angehörende Richter, aber zur Berathung über den Streitfall muß er die beiden anderen Richter zuziehen. Im Allgemeinen giebt es von dem Gerichte eine Berufung an den Reichstag.

Und ist es etwa mittelalterlicher Geist, wenn Gesetz und Reich unter den Schutz eines Reichsheeres gestellt werden? Die kleinen Einzelheere verschlingen unverhältnißmäßige Summen, ohne wahre Sicherheit zu geben; deshalb solle ein einheitliches Reichsheer geschaffen und zum Zwecke seiner Erhaltung von dem jährlich zusammentretenden Reichstage ein bestimmter Bruchtheil des Ertragnisses der Zölle und Auflagen bewilligt werden, wie auch dem Reichstage wieder über die Verwendung der für

das stehende kaiserliche Heer im Vorjahre verausgabten Summen Rechnung abzulegen sei.

Die Zusammensetzung des Reichstages selbst ist gleichfalls geordnet. Er soll bestehen aus allen Reichsrichtern, aus den Kurfürsten und aus Vertretern der einzelnen Städte. Ob nach einzelnen Stimmen, ob nach Stimmengruppen die Entscheidungen zu treffen sind, darüber fehlt eine Bestimmung.

Die Kaisermahl überläßt der neue Verfassungsentwurf nach wie vor den sieben Kurfürsten. Eine Wahlmonarchie erscheint nämlich dem Verfasser der *concordantia catholica* als die weitaus vorzüglichste Regierungsform überhaupt und insbesondere wünschenswerther als eine erbliche Monarchie. Dagegen will er das Wahlverfahren wesentlich geändert wissen. Gesezt, es seien zehn Candidaten vorhanden, so sollen nach dem neuen Vorschlage ebensoviele einzelne Zettel von genau gleicher Beschaffenheit jedem einzelnen Kurfürsten eingehändigt, im Ganzen also siebenzig Zettel vorbereitet werden. Auf je sieben Zetteln befindet sich der Name eines der zehn Candidaten, auf jedem Zettel die Zahlbezeichnungen von 1 bis 10. Alle Namen und alle Zahlen sind von einem und demselben Schreiber hergestellt, so daß kein Zettel besonders kenntlich erscheint. Nun geht jeder Kurfürst mit seinen zehn Namenszetteln bei Seite und giebt jedem Candidaten eine Rangnummer, indem er die beabsichtigte Zahl mit einem kleinen Striche bezeichnet — darauf wirft er selbst seine sämtlichen Zettel in ein Säckchen, das im Wahlzimmer von der Decke herabhängt. Sind alle Zettel abgegeben, so erscheint ein Geistlicher und ein Rechner. Ersterer verliest die einzelnen Zettel, Letzterer addirt die jedem Namen beigegebenen Rangnummern. Wer die größte Summe erlangt, soll als der Erwählte gelten.

Man hat oft gesagt, es gebe kein wirklich gutes, wie kein vollständig schlechtes Wahlverfahren, und auch diesem, auf dessen Erfindung der Urheber sich sehr viel einbildete, und das ihm, wie er sagt, langes Nachdenken gekostet hat, ist Tadel nicht zu ersparen. Ganz abgesehen von der geradezu entsetzlichen Umständlichkeit des Verfahrens, wenn man etwa nur hundert Wähler an Stelle der sieben Kurfürsten sich denkt, ist die Möglichkeit, daß gleiche Summen auf mehrere Candidaten fallen und eine Wiederholung der Wahl vielleicht gar mehrmals nöthig machen, keineswegs ausgeschlossen, so daß jene schon gerügte Umständlichkeit nur noch empfindlicher wird. Endlich erreicht bei Nichtbeachtung aller Formschwierigkeiten jenes Verfahren gar nicht, was es erreichen will: daß wirklich der gewählt erscheine, welcher der Würdigste in der Schätzung der Wähler ist. Ein Candidat kann vielmehr die Mehrheit erhalten, der nur in geringem Maße die Wähler befriedigt. Denken wir uns, wie in dem Werke selbst angenommen worden ist, zehn Candidaten. Einen derselben erachtet etwa jeder der Kurfürsten nur an dritter Stelle für gerignet. Er erhält siebenmal die Rangnummern acht und damit die Summe sechsundfünfzig. Ein anderer Candidat erscheint

fünf Kurfürsten als der geborene Kaiser, und sie stellen ihn an die Spitze ihrer Liste; die beiden anderen Kurfürsten, welche seine Bedeutung fürchten, weisen ihm deshalb nur die zweit- und drittletzte Stelle an; er bringt es dadurch auf die Summe fünfundsünfzig, und der Erstgenannte wird Kaiser, den Niemand dazu vorwiegend geeignet fand. Der Sieg der Mittelmäßigkeit über das Verdienst ist entschieden.

Was in der concordantia catholica rein kirchlichen Inhaltes ist, bietet gleichfalls wenigstens einige Ausbeute, die uns fesseln darf, auch wenn wir vermeiden, ein Urtheil auszusprechen. Es war damals allgemeine Annahme, daß Kaiser Constantinus dem Papste, welcher ihn getauft hatte, die Herrschaft über das Abendland zugewiesen habe, und auf diese sogenannte Constantinische Schenkung gründete sich das von der einen Seite behauptete, von der anderen, wenn auch widerwillig, mehr oder weniger zugestandene Uebergewicht des kirchlichen Oberhauptes über die weltlichen Fürsten. Nicolaus von Cusa fragt nun nach den Quellen, welche jene Annahme förderten, und findet in prüfend geschichtlicher Untersuchung, daß die ganze Constantinische Schenkung haltlose Fabel sei.

An einer anderen Stelle ist von der weltlichen Herrschaft von Kirchenfürsten die Rede. Nicolaus von Cusa entscheidet sich gegen dieselbe, wenn auch die Einkünfte eines Landes sehr wohl kirchlichen Zwecken zur Verfügung gestellt sein mögen. Der Papst insbesondere verfare nur klug, wenn er das Erbtheil Petri der weltlichen Herrschaft zurückgebe.

Endlich ist auch das Verhältniß zwischen Papst und Concilium Gegenstand der Untersuchung. Der Papst könne irren und habe geirrt, wie geschichtlich nachweisbar, die Kirche sei unfehlbar. Die Kirche aber stelle sich dar in der allgemeinen Kirchenversammlung, und somit stehe diese, das Concilium, über dem Papste.

So war das erste schriftstellerische Auftreten des Cusaners ein Programmwerth und, wenn wir auch nur die dürftigen Auszüge in's Auge fassen, auf die wir uns beschränken mußten, ein Programmwerth einer fernen Zukunft. Kühnheit und Reichthum der Gedanken erfüllen uns mit Staunen, und in dem vorgeschlagenen Wahlverfahren bei der Ernennung eines neuen Kaisers sehen wir eine Geistesrichtung sich offenbaren, auf welche aufmerksam zu machen wir nicht unterlassen dürfen. Es war, wie wir schon gesagt haben, ein künstliches, seinen Zweck nicht einmal erfüllendes Verfahren, aber es offenbarte eine mathematische Neigung dessen, der es ersonnen hatte, und der Verfasser ist dieser nie untreu geworden.

Er konnte sie auch in einer zweiten Schrift bethätigen, zu deren Abfassung das Concil selbst ihn veranlaßte. Das nach Basel berufene Concil ist als Fortsetzung dessen zu betrachten, welches vorher in Constanx stattgefunden hatte. In Constanx war eine gründliche Reform der Kirche an Haupt und Gliedern versprochen worden, in Basel sollte sie in Angriff genommen werden. In Constanx hatte Peter d'Ally die Nothwendigkeit einer



Kalenderreform zum Gegenstand eines Antrages gemacht, nachdem schon längst durch Beda, später durch Bacon die Mangelhaftigkeit des bestehenden Julianischen Kalenders erkannt worden war. In Basel beauftragte man Nicolaus von Cusa mit der Berichterstattung über jenen Antrag, und so entstand die Schrift *De reparatione calendarii* von 1436. Es ist unthunlich, die Geschichte der Kalenderreform, auch nur so weit, als sie zum Verstehen des Berichtes des Cusaners unentbehrlich ist, nebenbei zu behandeln. Wir müssen uns darauf beschränken, hier nur so viel zu sagen, daß durch jenen Bericht vorge schlagen wurde, man solle im Jahre 1439 den ersten Pfingsttag am 24. Mai feiern, dann solle man aber sieben Tage ausfallen lassen und das Datum des zweiten Pfingsttages nicht als 25. Mai, sondern als 1. Juni schreiben; ferner solle man künftig alle 134 Jahre einen Schalttag weglassen, wodurch auf mindestens ein Jahrtausend hinaus der Kalender richtig gestellt sein werde.

Aber die Hoffnungen, welche auf die Baseler Kirchenversammlung gesetzt worden waren, gingen nicht in Erfüllung. Nicht einmal über die Kalenderfrage kam man zu einer Einigung, ja über sie nicht einmal zu einer eigentlichen Verathung. Unter fruchtlosen, immer mehr Erbitterung verrathenden und erzeugenden Streitigkeiten verliefen die Sitzungen. Am 7. Mai 1437 erfolgte gar eine Spaltung. Eine Minderheit entfernte sich, und auf sie gestützt, erklärte Papst Eugen IV. am 18. September das Baseler Concil für aufgelöst und berief ein neues nach Ferrara. Ein weit klaffender Zwiespalt trennte die katholische Gemeinschaft; an die Stelle von Zwistigkeiten zwischen Papst und Gegenpapst waren solche zwischen Papst und Concilium getreten.

Zu der erwähnten Minderheit, welche Basel im Mai 1437 verließ, gehörte der Verfasser der *Concordantia catholica*. Er stellte sich damit in Widerspruch zu dem eben in jenem Werke begründeten Uebergewichte des Concils über den Papst, aber er wußte, er suchte wenigstens eine Abweichung von der früher ausgesprochenen Meinung zu rechtfertigen. Wohl habe der Spruch einer wahren Kirchenversammlung mehr Gewicht als der Wille des Papstes, allein eine Kirchenversammlung, die in Zwist und Haber auseinandergehe, sei keine wahre, und ihr dürfe und müsse ein Ende durch den Papst, als einzig vorhandene Obrigkeit, gesetzt werden. Von jetzt an war Nicolaus von Cusa selbstverständlich ein um so einflußreicheres, von den Einen geschätztes, von den Anderen verfolgtes Mitglied der eigentlich päpstlichen Partei.

Im August 1438 erhielt seine Bedeutung ihre erste Anerkennung in Gestalt eines päpstlichen Auftrages, der ihn nach Constantinopel entsandte. Seit der Mitte des XI. Jahrhunderts war zwischen der griechischen und der lateinischen Kirche eine bleibende Trennung eingetreten. Gegen Ende des XIII. Jahrhunderts wurden zwar Versuche angestellt, den Riß wieder zu heilen, aber sie mißlangen. Jetzt, unter dem Drucke der immer näher

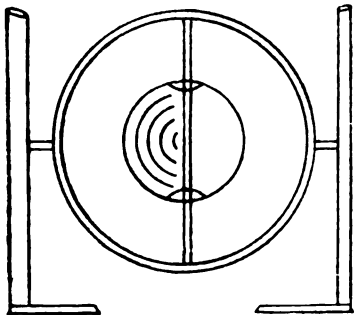
rückenden Türkengefahr, sollte ein neuer Versuch der Wiedervereinigung stattfinden. Schließlich mißlang auch er, aber zunächst waren die Aussichten nicht ungünstig, da die Partei des Baseler Concils nicht minder als Papst Eugen IV. die neue Einigung als ihr Werk rühmen zu können wetteiferten, Beide also den Griechen so weit als möglich entgegenzukommen bestrebt waren. Nicolaus von Cusa hatte die Aufgabe, die Griechen für's Erste wenigstens dazu zu bestimmen, an dem päpstlichen Concil theilzunehmen. Es gelang ihm. Unter den Persönlichkeiten, welche ihn nach Italien zurückbegleiteten, war der gelehrte Bischof von Nicäa, Bessarion, der später ganz zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Es war das derselbe nachmalige Cardinal Bessarion, der zu Regiomontanus in freundschaftlichen Beziehungen stand und diesen in seinen griechischen Studien, insbesondere soweit sie auf die Uebersetzung griechischer Astronomen und Mathematiker gerichtet waren, auf's Erfolgreichste beeinflusste.

Noch im gleichen Jahre 1438, in welchem der Cusaner Constantinopel besucht hatte, kehrte er nach Coblenz zurück, wie man aus einer damals dort gehaltenen Weihnachtspredigt weiß. Wieder ein Jahr später, am 19. December 1439, ist ein anderer Aufenthaltsort bekannt. Damals lebte Nicolaus in stiller Zurückgezogenheit in Münster-Mainfeld in der Eifel. Er arbeitete an einem philosophischen Werke *De docta ignorantia*, über die gelehrte Unwissenheit. Vollenbet wurde dasselbe am 12. Februar 1440 in Cues an der Mosel, dem Heimatsorte des Verfassers.

Gelehrte Unwissenheit! Ist der in dieser Wortverbindung sich äussernde Gegensatz eine bloße Spielerei? Keineswegs. Für Nicolaus von Cusa war die Vereinigung von Gegensätzen die Grundlage alles Wissens, und er hatte für dieselbe einen besonderen Namen sich gebildet: die Kunst der Coincidenzen. Mit der gelehrten Unwissenheit aber hat es folgende Bewandtniß. Erkenntniß findet nach Nicolaus von Cusa dann statt, wenn das Verhältniß des Erforschten zu Allem, was da ist, zum Bewußtsein gelangt. Damit ist Unmögliches gefordert, denn Alles ist ein Unendliches, und unendlich viele Vergleichen anzustellen, ist dem menschlichen Geiste innerhalb der Endlichkeit nicht vergönnt. Weil aber andererseits der Erkenntnißtrieb in uns gelegt ist, suchen wir über unser mangelhaftes Wissen, unsere Unwissenheit, in's Klare zu kommen, und dementsprechend ist unser Ziel die gelehrte Unwissenheit, die also streng genommen nichts Anderes bedeutet, als was wir vom Weltall zu wissen glauben.

Beim Vergleichen tritt bald ein Größeres, bald ein Kleineres auf. Das Größte ist das, über welches hinaus es Größeres nicht giebt; es ist das Vergleichungslose und kann, damit es das Größte bleibe, nicht kleiner gedacht werden, als man es denkt. Eben dieses gilt aber auch vom Kleinsten; könnte man es noch kleiner denken, so wäre es nicht das Kleinste. Hier ist also eine Coincidenz: Das Größte fällt mit dem Kleinsten zusammen. Die größte Krümmung zum Beispiel hört auf, Krümmung

zu sein, die unendliche Gerade und der Kreis mit unendlich großem Halbmesser sind Einunddasjelbe. Ebenso fällt die größte Bewegung mit der Ruhe zusammen, und diese findet nur in dem unterschiedslosen Wesen, in Gott statt; überall sonst muß vergleichbare Bewegung vorhanden sein.



Auch die Erde bietet solche Bewegung und zwar mehrfach. Die Meinung des Verfassers ist richtig dahin erläutert worden, man müsse sich die Sache etwa so vorstellen, als wenn um einen Durchmesser eines Ringes als Achse eine Kugel sich drehte, während der ganze Ring sich um eine zur ersten senkrechte Achse dreht. Sonne, Mond, Sterne haben auch insgesammt Bewegungen.

Zwischen der feurigen Sonne und der schwarzen Erde ist kein so gewaltiger Unterschied, als Viele annehmen. Wer in der Sonne selbst sich befände, würde nicht die große Helle wahrnehmen, die unsere Augen mit blendendem Lichte trifft. Bei genauer Betrachtung sieht man nämlich einen erdartigen Kern mit leuchtender Umgebung und dazwischen gewissermaßen Wolken. Diese Schilderung der Sonne und namentlich die von Nicolaus von Cusa als Wolken bezeichneten Erscheinungen wird man kaum anders verstehen können, als daß die Sonnenflecken von ihm bemerkt worden waren, deren Entdeckung man sonst vielfach erst dem XVII. Jahrhundert zuschreibt.

Dem Einwurf gegen die behauptete Erdbewegung, man bemerke sie ja nicht, wird mit Worten begegnet, die in jedem neueren Lehrbuche stehen könnten: „Und es ist jetzt klar, daß diese Erde sich wirklich bewegt, wenn wir es gleich nicht bemerken, da wir die Bewegung nur durch Vergleichung mit etwas Unbeweglichem wahrnehmen. Würde Jemand nicht, daß das Wasser fließe, und sähe er das Ufer nicht, wie würde er, wenn er in einem auf dem Wasser hingleitenden Schiffe steht, bemerken, daß das Schiff sich bewegt?“

Wir lassen es bei diesen wenigen Auszügen aus dem Werke des nun fast vierzigjährigen Gelehrten bewenden. Genügen sie doch, um erkennen zu lassen, wie hoch der Gedankenflug des Cusaners über den mittelalterlichen Sehkreis sich erhob. Und dennoch blieb er in dem Luftraume des Mittelalters, der Scholastik! Er hatte glückliche, er hatte große Gedanken, aber sie waren nicht fest gegründet auf erfahrungsmäßiger oder rechnender Unterlage. Es waren Hirngepinnste einer nur durch den Glückszufall der Genialität richtig rathenden Einbildungskraft.

Natürlich will damit nicht gesagt sein, es habe für Nicolaus gar keiner mathematischen und astronomischen Vorbildung bedurft, um die *Docta ignorantia* zu schreiben. Im Gegentheil sind wir zu der Frage veranlaßt, wo

er wohl jene Vorkenntnisse sich aneignete? Ob die Schule von Deventer, wie sie Nicolaus sprachlich vorbildete, auch mathematischen Unterricht gewährte, ist mindestens zweifelhaft. Nur vom Rechnen, welches in jener Schule geübt wurde, wird erzählt, und dieses können wir uns dem Brauche jener Zeit entsprechend kaum niedrig genug denken. Zahlenschieben, Addiren und Subtrahiren, Dupliren und Halbiren, welche in den Klosterschulen seit dem XIII. Jahrhunderte als besondere Rechnungsarten galten, Multiplizieren und Dividiren bildeten, wenn es sehr hoch kam, mit Wurzelauusziehung und der Summation arithmetischer Progressionen verbunden, das Rechnen mit ganzen Zahlen, den Algorithmus de integris. Kam vollends dazu ein Bruchrechnen, ein Algorithmus de minutiis, in gleichem Umfange, so war noch am Ende des XV. Jahrhunderts der Gipfelpunkt erreicht, und daß Schulen wie die von Deventer keinenfalls die höchsten Zielpunkte sich steckten, kann als unzweifelhaft gelten. Geometrische, astronomische, physikalische Lehrgegenstände vollends gab es für solche Schulen gar nicht. Etwas, aber nicht viel besser sah es an der Universität Heidelberg aus. Wer dort den zweiten akademischen Grad eines Licentiaten sich erwerben wollte, mußte mit einem Eide versichern, daß er einige mathematische Bücher ganz, nicht bloß theilweise gehört habe. Unter diesen vorschriftsmäßig zu hörenden Büchern stand eine Art von Astronomie unter dem Titel einer Vorlesung über die Weltkugel, De spera mundi, obenan, doch werden auch andere Vorlesungen genannt, freilich mit dem kennzeichnenden Vorbehalte: wenn sie gehalten worden seien, si saltem legerentur. Ueber die Vorlesungen aus der Zeit, während welcher Nicolaus von Cusa in Heidelberg verweilte, sind wir ohne Anhaltspunkt. Anders bei Padua, wo er, wie wir uns erinnern, den Grad eines Doctor decretorum erwarb. Padua besaß, wie alle italienischen Universitäten, von Anfang an eine Professur der Astrologie, und zwar der judiciären (weisssagenden) Astrologie, deren Inhaber als der nothwendigste Lehrer, necessarissimus, durch die Satzungen selbst bezeichnet war. Dieser Professur standen oft hervorragende Männer, ein Blasius Pelacani, ein Prodocimo de Veldomandi vor. Von diesen Beiden wurde Pelacani 1411 entlassen, weil die über seine Habgier erzürnten Studirenden ihn nicht mehr hören wollten. Veldomandi kam erst 1422 in Besiz der Professur. Ob 11 Jahre lang eine Lücke war? Es scheint fast so, und es muß angenommen werden, Nicolaus von Cusa habe in Heidelberg, wir wissen nicht bei wem, astronomisches Wissen sich anzueignen begonnen, er habe dann in den beiden letzten Jahren seines Studiums in Padua vielleicht den Unterricht des Veldomandi genossen.

Wir wissen von einem Paduaner Studiengenossen, mit welchem Nicolaus sicherlich gemeinsam mathematische Gegenstände betrieb: Paulus Physicus. Dieser geistreiche Mann lebte von 1397 bis 1482 und ist bekannter unter seinem Familiennamen Toscanelli.

Er war es, der dem kühnen Gedanken einer westlich gerichteten See-

fahrt nach China zuerst Worte verlieh, er, den Columbus darüber zu Rathe zog, er, der durch zu kurz angegebenen Zwischenraum den Genueser ermunterte, die Fahrt zu wagen, welche zur Entdeckung von Amerika führte. Toscanelli besaß aber neben diesen fragwürdigen Verdiensten, welche überhaupt zu solchen nur durch einen seine Voraussetzungen Lüge strafenden Erfolg gestempelt wurden, auch wirkliche um die Wissenschaft. Er wies Fehler in den allgemein in Gebrauch befindlichen, großen astronomischen Tafeln nach, welche Alfons X. von Spanien 1240—1252 hatte berechnen lassen, und vermuthlich war er es auch, der Nicolaus von Cusa zu einer ähnlichen Arbeit ermunterte, welche in einer kleinen besonderen Schrift Ueber die Alfonsinischen Tafeln niedergelegt ist.

Gesichert ist der wissenschaftliche Verkehr beider Männer durch die warme Worte der Rückerinnerung an gemeinsame Jugendtage enthaltende Widmung der ersten eigentlich mathematischen Abhandlung, mit welcher Nicolaus von Cusa in die Oeffentlichkeit trat. Bis zu deren Erscheinen sollte es allerdings noch eine Zeit dauern, und wir müssen mit den ferneren Lebensgeschicken ihres Verfassers zuvor uns bekannt machen, sie beim Jahre 1440 wieder aufnehmend, bis wohin wir sie verfolgt haben.

Wir verließen ihn am Anfange des Jahres in seinem Heimatsorte Cues. Innerhalb eines enger begrenzten Lebensbildes dürfen wir ihn nicht begleiten, wenn er in den nächsten Jahren auf den deutschen Reichstagen die päpstliche Sache führt, wenn er in gleichem Interesse zu Karl VII. nach Frankreich sich begiebt. Vielleicht war es schon eine Belohnung dieser Thätigkeit, daß Nicolaus seit 1446 Archidiaconus in Lüttich war. Größeres wartete seiner. Auf Eugen IV. folgte im März 1447 Papst Nicolaus V., und ihm gelang zum allgemeinen Jubel, in welchen der Cusaner begeistert einstimmte, die Herstellung des kirchlichen Friedens. Im December 1448 fand dann die Ernennung des Nicolaus von Cusa zum Cardinale statt, und fünfviertel Jahre später, am 23. März 1450, wurde ihm zu jenem von Einkommen nicht begleiteten Titel das Bisthum Brizen zu Theil. Der Cardinal von Cusa, wie wir ihn jetzt nennen müssen, war inzwischen in Rom eingetroffen, wohin der Papst ihn wiederholt eingeladen hatte.

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß abgesehen von den Verdiensten, welche der Cardinal um das Papstthum sich erworben hatte, auch ähnliche Geistesneigungen ihm mit Nicolaus V. gemein waren. Hat doch dieser den mathematischen Studien solches Interesse entgegengebracht, daß er 1449 Jacob von Cremona zu einer Uebersetzung der inzwischen im griechischen Texte in Rom aufgefundenen Werke des Archimedes veranlaßte.

Um nicht nochmals den Lebensabriß des Cardinals durch Berichterstattung über Werke desselben unterbrechen zu müssen, führen wir ihn rasch zu Ende. Die Jahre 1451 und 1452 bis zum August brachte der Cardinal auf Reisen in Deutschland zu. Reinigung der Klöster von den empörenden Uebelständen, welche nach dem Berichte gut kirchlich gesinnter

Schriftsteller wie Scharpff, Dür, Stumpf allerwärts zu rügen waren, bildeten die eine Seite seiner Sendung als päpstlicher Legat. Sammlung von Beiträgen zum Baue der Peterskirche in Rom bildete deren andere Seite, und es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, in wie weit jene reichen Spenden, welche der Cardinal beibrachte (angeblich 200 000 Goldgulden) bei Gelegenheit des Ablasses oder für den Ablass bezahlt wurden; man hat ihm dieselben jedenfalls unter der zweiten Annahme zum Vorwurfe gemacht. Im August 1452 erschien der Cardinal in Brigen am Sitze seines Bisthums, und sofort begannen neue Streitigkeiten, welche bis zum Tode des Cardinals sich fortspannen, und welche weit über das besondere Rechtsleben einzelner Persönlichkeiten auf ein allgemeinpölitisches Gebiet hinübergreifen. Hat doch der Schriftsteller, der sie zum Inhalte eines zweibändigen Werkes machte, Albert Jäger, sie mit Recht ein Bruchstück aus den Kämpfen der weltlichen und kirchlichen Gewalt nennen dürfen. In gedrängtester Kürze handelt es sich um Folgendes.

Das Domcapitel von Brigen erwählte nach dem Tode des Bischofs Johannes einen Nachfolger in der Person des Leonhard Wiesmayer, Kanzler des Grafen von Tirol. Der Papst hatte gemäß der Bestimmungen der vor wenigen Jahren 1448 erst abgeschlossenen Wiener Uebereinkunft allerdings das Recht, statt des erwähnten Bischofs eine würdigere und nützlichere Persönlichkeit einzusetzen, aber die Ernennung des Cusaners fand statt, ehe nur die Wahl Wiesmayers in Rom zur Meldung gelangt war, und das war gegen das Recht, bildete zum Mindesten einen Streitpunkt. Ein zweiter Streitpunkt war durch das Bestreben des Cardinals hervorgerufen, eigenmächtige Landesgewalt in seinem Bisthume zu üben, während wieder in Vertragsurkunden es ausdrücklich hieß: Die Bischöfe von Brigen erkennen die Herzöge von Oesterreich als ihre rechten Herren und Landesfürsten. Neben diesen beiden grundsätzlichen Streitpunkten erscheint ein dritter fast kleinlich, und doch war er es, welcher eine regelrechte Fehde verursachte. Es handelte sich um das Nonnenkloster zu Sonnenberg. Der ordenswidrige Lebenswandel von dessen Insassen forderte die Strenge des Cardinals geradezu heraus, aber nur um so mehr nahm sich Herzog Sigismund von Oesterreich der störrischen Klosterfrauen an.

Inmitten dieser Streitigkeiten trat ein zweifacher Papstwechsel ein. Nach dem Tode von Nicolaus V. erhielt 1454 Calixtus III., nach diesem 1458 Pius II. die päpstliche Würde, Letzterer unter seinem bürgerlichen Namen Aeneas Sylvius weithin bekannt und Nicolaus von Cusa längst befreundet. Jetzt wurde dieser, der vordem alle Wechschelschicksale eines Kampfes des 15. Jahrhunderts, Siege und Niederlagen, sogar Gefangenschaft, durchzumachen gehabt hatte, wieder nach Rom berufen. Aber den Streit zu schlichten, gelang auch Pius II. nicht. Nicolaus von Cusa starb, ein halber Flüchtling, den 11. August 1464 zu Todi in Umbrien, fern von dem Sitze seines Bisthums.

Und der dieses mild bewegte Leben führte, der außerdem noch Reisen in päpstlichem Auftrage zu machen hatte, von denen in unserem Berichte nicht die Rede ist, und deren weiteste ihn 1454 in das ferne Deutschordensland an die Ostseeküste führte, der auf Predigten, auf politische Reden und Schriftstücke eine Zeit zu verwenden hatte, die man nicht bloß nach ihrer Dauer, sondern auch nach der vorhergehenden und nachfolgenden Geisteserregung bemessen muß, er fand Ruhe und Muße innerhalb der letzten 24 Jahre seines Lebens, also nach der Docta ignorantia, noch so viele wissenschaftliche Werke zu verfassen, daß sie 950 Druckseiten eines Foliobandes füllen!

Die Schrift *Cribratio Alchorani*, Durchlöcherung des Korans, von 1461 ist ein Versuch gründlicher Widerlegung der im Koran enthaltenen Lehren, eine damals, als durch die Eroberung Constantinopels der Islam dem Abendlande bedenklich näher rückte, für nicht überflüssig erachtete Arbeit.

Andere Schriften haben einen philosophisch-mystischen Inhalt, wieder andere einen theologisch-versöhnenden. Aber mehr als 220 Folioseiten der Basler Ausgabe von 1565, welche die verbreitetste ist, sind angefüllt mit mathematischen und physikalischen Untersuchungen.

Es ist leider nicht möglich, in anderer als nur dem Mathematiker von Fach zugänglicher Darstellung über die mathematischen Schriften so zu berichten, daß deren Inhalt scharf hervortrete. Wir müssen uns damit begnügen, als Ziel der Untersuchungen des Cardinals die Quadratur des Kreises zu nennen. Der Nichtmathematiker pflegt nur so viel über diese Aufgabe, die Verwandlung einer Kreisfläche in eine genau flächengleiche geradlinig begrenzte Figur, zu wissen, daß sie mit den Hilfsmitteln der niedrigen Geometrie, d. h. mit Zirkel und Lineal, eine zeichnende Auflösung nicht besitzt, und daß auch ein rechnendes Verfahren nicht genau, sondern nur näherungsweise zum Ziele führt, wenn auch die Annäherung bis zu jedem gewünschten Grade fortgeführt werden kann. Es handelt sich eben um eine gewisse Zahl, welche seit der Mitte des 18. Jahrhunderts durch den griechischen Buchstaben  $\pi$  (ausgesprochen pi) bezeichnet wird, und welche das Verhältniß der Kreisfläche zu dem Quadrate mit dem Kreishalbmesser als Quadratsseite oder, was ebenso richtig ist, das Verhältniß der Länge der Kreislinie zur Länge des Kreisdurchmessers darstellt. Schon der Grieche Archimedes hat im dritten vorchristlichen Jahrhunderte gezeigt, daß  $\pi$  zwischen  $3\frac{1}{7}$  und  $3\frac{10}{71}$  liegt, kleiner als die erstere Zahl, größer als die letztere, und weiter ist man viele Jahrhunderte nicht gekommen. Im europäischen Mittelalter machte man vielmehr einen Rückschritt, indem man meistens  $\pi = 3\frac{1}{7}$  für genau richtig hielt und damit weiter arbeitete. Praktisch war das und ist es heute noch in fast allen Fällen gestattet, theoretisch ist es falsch. Der Cusaner nun, der die archimedische Kreismessung kannte — sie lag ihm z. B. in der, wie wir oben sagten, 1449 unter Papst Nico-

laus V. entstandenen lateinischen Uebersetzung vor, als er selbst seit 1450 an die Aufgabe herantrat — blieb bei  $\pi = 3\frac{1}{7}$  nicht stehen. Er vollzog neue Uebergänge von geradlinig zu krummlinig begrenzten Figuren. Er betrachtete die letzteren als den ersteren gleichartig, indem er jede krumme Linie als aus unendlich vielen unendlich kleinen graden Linien zusammengesetzt ansah. Das sind aber Gedanken, mit welchen er sich weit über die Mathematik seiner Zeit erhob, wenn sie auch nicht ganz und gar unvorbereitet waren, denn schon seit einem Jahrhunderte und mehr war der Begriff der Stetigkeit, d. h. des unmerklichen Ueberganges aus einem Zustande in einen anderen, Untersuchungsgegenstand der Gelehrten geworden, waren weitläufige, schwierige Schriften darüber entstanden, welche die Klosterbibliotheken füllten, und Nicolaus von Cusa erzählt selbst, daß er es liebte, in den Bücherhöfen der Klöster, welche er bereiste, zu wühlen. Wohl hat Nicolaus in seinen mathematischen Abhandlungen die an sich richtigen Grundgedanken nicht immer zu richtigen Schlußfolgerungen ausgebeht, aber der Mathematiker wird gerade diese Fehler am leichtesten verzeihen. Genügt doch zu ihrer, zu seiner Entschuldigung ein Hinblick auf die mannigfaltigen Irrthümer, welche auch heutzutage bei einigermaßen verwandten Aufgaben vorkommen. Nirgend ist mehr Behutsamkeit nothwendig, als wo man den Werth eines Ausdruckes unter der Voraussetzung zu untersuchen hat, daß gewisse in ihm vorkommende veränderliche Größen unendlichem Wachstume oder unendlicher Abnahme unterworfen sein sollen. Ueberdies hat Nicolaus von Cusa die Vorwürfe, welche ihm von streng richtenden Mathematikern gemacht werden können und gemacht worden sind, sich muthmaßlich selbst schon gemacht.

In immer neuen Abhandlungen suchte er immer neue Werthe von  $\pi$ , was doch wohl unterblieben wäre, wenn er sich sicher gefühlt hätte, irgend einmal die volle Wahrheit gefunden zu haben. Und gleichwohl ist eine seiner Formeln, welche die Länge eines kleinen Kreisbogens berechnen läßt, sofern gewisse gerade Linien im Kreise, der Sinus und der Cosinus des Bogens, bekannt sind, bis auf den heutigen Tag in Uebung, nachdem sie am Anfange des 17. Jahrhunderts durch Willebrord Snellius weitere Verbreitung gewonnen hat.

Diese letztere Bemerkung bildet einen scheinbaren Widerspruch gegen den früheren Ausspruch, Nicolaus von Cusa habe die Quadratur des Kreises sich zum Ziele gesetzt. Die Länge eines Bogens und die Fläche eines Kreises zu finden, sind doch zwei ganz verschiedene Aufgaben. Strenggenommen ist dem so, aber man pflegt insgemein alle Untersuchungen, welche auf die Auffindung der Zahl  $\pi$  sich zu spitzen lassen, unter jenem Namen der Kreisquadratur zu begreifen. Die Quadratur selbst hat Nicolaus nur in einer einzigen Abhandlung gesucht, meistens stellte er sich die Aufgabe, den Halbmesser des Kreises zu finden, der gleichen Umfang mit einer gegebenen geradlinig umgrenzten Figur besitze. Es handelt sich also darum,



eine gerade Länge zu einem Kreisbogen zu gestalten, eine Aufgabe, welche man Arcufication genannt hat, und welche in Europa Nicolaus von Cusa zuerst aufbrachte. Indische Mathematiker waren der Zeit nach seine Vorgänger, doch ist nicht anzunehmen, daß er von ihren Leistungen Kenntniß erlangt haben sollte.

Eine letzte Schrift des Cardinals verlangt noch unsere Betrachtung, nicht als ob sie thatsächlich seine letzte Leistung gewesen wäre, sie dürfte vielmehr kaum später als 1452 entstanden sein, aber wir bringen sie zuletzt, weil sie einen von den sonstigen Schriften ziemlich abweichenden Inhalt besitzt. Wir meinen das vierte von den Gesprächen des Idioten. Der Verfasser bringt einen Idioten, d. h. einen ungebildeten Laien, in Gespräch mit einem Orator, einem philosophisch gebildeten, aber geistig untergeordneten Redekünstler. Ersterer erweist sich daher Letzterem auch weitaus überlegen und spielt mit demselben ganz ähnlich wie der Sokrates Platos mit seinen Gesprächsgegnern, so daß uns wenigstens der Gedanke nahe liegt, Plato, dessen schwärmender Bewunderer Cardinal Bessarion, der Freund des Cardinals von Cusa, war, habe dem Verfasser als Muster vorgeschwebt. In viermaliger Zusammenkunft kommen vier Gesprächsgegenstände zur Behandlung, zuerst die Weisheit, dann Gott, als Dritter der menschliche Geist. Das vierte und letzte Gespräch führt die ganz unerwartete Ueberschrift *De staticis experimentis*, von Versuchen mit der Waage, wie wir am Liebsten übersetzen möchten, da eine Randnote ausdrücklich erläutert, statische Versuche seien solche mit der Waage, *statera*. Der Orator, heißt es am Anfange des Gespräches, lobte die Waage der Gerechtigkeit als ein dem Staatswesen vorwiegend nützlich Werkzeug. Da fiel ihm der Idioten in die Rede, ob denn wohl Versuche mit der Waage in genügender Menge angestellt worden seien? Er halte sie für hochwichtig, und nach kurzem Hin- undherreden entwickelt er dann einen ganzen Plan vorzunehmender Abwägungen. Wir heben nur Einzelnes aus den sehr reichhaltigen Vorschlägen hervor. Man solle die flüssigen Absonderungen des Menschen mit der Waage untersuchen; je nach Alter, Gesundheitszustand, Heimat der Persönlichkeit, von welcher die Flüssigkeit stamme, werde das Gewicht ein anderes sein, und aus dem Gewichte in Verbindung mit der Farbe werde der Arzt zutreffendere Schlüsse zu ziehen im Stande sein, als aus der Farbe allein. Die Schwimmfähigkeit eines Holzes wird durch Abwägen in folgender Weise erprobt. Man drückt das Holz in Wachs, füllt den so entstehenden Hohlraum mit Wasser und wägt Holz und Wasser jedes für sich. Ist das Wasser schwerer als das Holz, so schwimmt dieses; im entgegengesetzten Falle geht es unter. Eine gewogene Pflanze wiegt um so viel mehr als ihre Asche, als die in ihr enthaltene Flüssigkeit beträgt. Das Gewicht einer aus einem Gefäße auslaufenden Wassermenge dient als Zeitmaß. Man solle es insbesondere anwenden, um die Häufigkeit des Pulschlags oder der Ein- und Ausathmungen bei verschiedenen Persönlichkeiten zu vergleichen.

Ein für die damalige Zeit merkwürdiger Versuch ist folgender. In eine abgewogene Menge Erde wird abgewogener Samen gebracht. Die entstandene Pflanze wird wieder gewogen, und ihr Gewicht übersteigt sicherlich den Gewichtsverlust der Erde, denn es entstammt nicht bloß den Erdbestandtheilen, sondern auch dem Wasser, das man zum Begießen benutzt hat. Von einer Wirkung der Luft ist allerdings noch nicht die Rede. In dem letzten Versuche, welcher überhaupt vorgeschlagen wird, erkennen wir wieder den Verfasser der mathematischen Abhandlungen. Es soll nämlich aus zwei Stücken Blech von genau gleichem Gewichte eine Kugel und ein würfelförmiges Gefäß hergestellt werden; beide Gefäße sollen mit Wasser gefüllt und dessen Gewicht alsdann auch ermittelt werden, um das Raumverhältniß der beiden an Oberfläche übereinstimmenden Körper zu erkennen. Dieser Versuch war indessen kein neu erfundener. Ein anderer Gelehrter hatte ihn beiläufig hundert Jahre vor Nicolaus von Cusa schon vorgeschlagen: Albert von Sachsen, der bekannte erste Rector der 1365 gegründeten Wiener Universität.

Wir sind mit unserer Darstellung zu Ende. Ein vollkommenes Geistesbild des Mannes, den wir zu schildern unternahmen, mit allen Einzelzügen zu zeichnen, haben wir nicht beabsichtigt, geschweige denn erreicht. Gab es schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts nur wenige Menschen, deren Vielseitigkeit der des Cusaners gleich kam, so ist bei der fortschreitenden Arbeitstheilung unserer Tage wohl nicht leicht irgend Jemand im Stande, mit gleich gerechtfertigter Urtheilskraft die in Nicolaus von Cusa, man könnte wohl sagen, vereinigten Persönlichkeiten der Abschätzung zu unterziehen. Die von uns kaum gestreifte kirchengeschichtliche Bedeutung des Cardinals, seine Bedeutung innerhalb der Geschichte des Hauses Oesterreich und der kaiserlich-päpstlichen Händel, welche wir ebenso obenhin berührten, verdienen und bedürfen die Beachtung des Fachmannes, wie sie ihnen thatsächlich wiederholt geworden ist. Auch der Philosoph, der Mystiker Nicolaus von Cusa ist eine Persönlichkeit, mit welcher nur ein Fachgelehrter sich abzufinden vermag, dem die mittelalterliche Denkart und Ausdrucksweise verständlicher sind als uns. Wir versuchten vorzugsweise den Mathematiker, den Astronomen, den Naturforscher in Nicolaus von Cusa zu schildern, und das Ergebniß dieser Schilderung war das Bild ausnahmsweiser Begabung gerade auf diesem Gebiete. Beruf und Lebensschicksale, sowie der damalige Zeitgeist verhinderten den Cardinal, sich noch mehr, sich ausschließlich den genannten Wissenschaften zu widmen. Es gab im 15. Jahrhunderte Männer verschiedener Stände, welche mit ihnen sich beschäftigten, eine eigene Lebensstellung gaben sie ihrem Förderer nicht. Wäre dem anders gewesen, es läßt sich nicht ahnen, bis zu welchen Höhen der Gedankenflug des Cusaners sich dann erhoben hätte.





## Die Handelsverträge Deutschlands.

Don

Ludwig Fulb.

— Mainz. —

**F**ür die Entwicklung der deutschen Handelspolitik bilden die Jahre 1877 und 1892 wichtige Marksteine, welche an dem Beginn einer neuen Periode stehen, die nicht nur für Deutschland, sondern auch für die übrigen Länder von hoher Wichtigkeit ist; in dem erstgenannten Jahre brach die deutsche Politik mit dem Systeme des Freihandels, sie wandte sich einem ausgeprägten Schutzollsysteme zu und entwickelte in den folgenden Jahren die Gedanken, auf denen dasselbe beruht, in folgerichtiger Weise; starke Industriezölle hielten der Industrie Deutschlands die lästige Concurrenz des Auslandes fern, und hohe Getreidezölle suchten der Landwirthschaft den inländischen Markt dadurch zu sichern, daß sie die Einfuhr ausländischer Cerealien hohen Gebühren unterwarfen. So lange diese Politik festgehalten wurde, war der Abschluß von Handelsverträgen außerordentlich erschwert; da Deutschland weder die Getreidezölle herabsetzen, noch auch an den Industriezöllen wesentlich gerüttelt wissen wollte, so fehlte es für die Staaten, die zu dem Abschluß eines Vertrages geneigt gewesen wären, an der Gegenleistung, die für sie ein Anlaß gewesen wäre, dem deutschen Handel und der deutschen Industrie Vortheile und Begünstigungen einzuräumen; wenn es trotzdem auch während der achtziger Jahre gelang, Verträge abzuschließen, in welchen Deutschland Vortheile erhielt, ohne den betreffenden Staaten mehr zu gewähren als die Rechte der meistbegünstigten Nation, so ist dies vor Allem der politischen Machtstellung und dem diplomatischen Ansehen zu verdanken, welches auch auf wirtschaftlichem Gebiete zu verwerthen die Politik des Fürsten Bismarck befähigt

war. Mit dem Jahre 1892 wandte sich Deutschland wieder der Vertragspolitik zu; die Gründe hierfür waren solche, daß jeder Staatsmann, mochte er im Herzen Freihändler oder Schutzzöllner sein, sich gezwungen gesehen hätte, das zu thun, was der Nachfolger Bismarcks that. Gegen Ende der achtziger Jahre wurde es klar, daß dem europäischen Abfalle nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika eine schwere Gefahr drohte, die schutzzöllnerische Bewegung daselbst machte immer größere Fortschritte, sie führte zu dem Erlaß der Mac Kinley Bill, welche die ausländische Einfuhr in einer Weise erschwerte, daß für zahlreiche Producte die Erschwerung einer gänzlichen Verhinderung gleichkam; welche Bedeutung diese Maßnahme aber für den deutschen Handel hatte, kann daraus entnommen werden, daß vor Erlaß des eben genannten Gesetzes die Vereinigten Staaten den zweitwichtigsten Staat für die deutsche Ausfuhr bildeten; nach der Statistik betrug der Werth der im Jahre 1889 nach den Vereinigten Staaten ausgeführten deutschen Waaren über 395 Millionen Mark. Mußte die Abschließung dieses Abzugesgebietes die Aufmerksamkeit der deutschen Politik auf die Erschließung anderer Märkte lenken, so trug auch weiter die Entwicklung der französischen Handelspolitik dazu bei, in Deutschland weiteste Kreise von der Nothwendigkeit der Rückkehr zu der Vertragspolitik zu überzeugen; Frankreich, welches unter dem zweiten Kaiserreich der Träger der Ideen des Freihandels war, hatte sich unter der Republik mehr und mehr dem Schutzzoll zugewendet; schon der erste Präsident der Republik, Thiers, der allerdings sein ganzes Leben hindurch ein starrer Schutzzöllner war, sprach sich dahin aus, daß nach Ablauf der Handelsverträge die französische Politik auf weitere Verstärkung des Schutzzolles bedacht sein müsse; im October 1890 war in der französischen Kammer im Hinblick auf die im Jahre 1892 ablaufenden Handelsverträge der neue Generaltarif eingebracht worden, der unter dem Einflusse des französischen Staatsmannes Meline, des Führers der Schutzzöllner, zu einem die äußersten Consequenzen des Schutzzollsystems ziehenden Tarife wurde. Auch hierdurch drohte dem deutschen Ausfuhrhandel eine erhebliche Gefahr; nach der Statistik von 1889 wurden von Deutschland nach Frankreich Waaren im Werthe von über 210 Millionen ausgeführt; da diese Ausfuhr in Folge des neuen Tarifs wesentlich zurückgehen mußte, so konnte die deutsche Politik nicht umhin, Handelsverträge mit anderen Staaten abzuschließen, um dadurch einen Ausgleich für die zu erwartende Einbuße zu schaffen. Wäre Deutschland noch der Staat gewesen, der er zu den Zeiten der Befreiungskriege war, ein Agriculturstaat, so hätte allerdings die deutsche Politik von der Schaffung günstiger Ausfuhrgebiete absehen können; allein Deutschland ist heute ein Industriestaat, der mit Nothwendigkeit auf die Ausfuhr angewiesen ist; das stolze Wort, das vor einiger Zeit ausgesprochen wurde, daß Deutschland der erste Industriestaat der Welt sei, ist vielleicht heute noch nicht vollständig zutreffend, allein jedenfalls gehört Deutschland bereits zu den Industriestaaten ersten

Ranges und ist im Begriff, der erste zu werden; ein Industriestaat kann aber unmöglich auf die Ausfuhr verzichten, und es ist bezeichnend, daß der bedeutendste deutsche Verfechter der Schutzollpolitik, Friedrich List, schon vor mehr als einem Menschenalter seinem so leidenschaftlich geliebten Vaterlande den Beruf voraussagte, sich zu einem ausführenden Industriestaate zu entwickeln.

Diese Erwägungen führten zunächst dazu, dem Abschluß von Handelsverträgen mit Oesterreich-Ungarn und Italien näherzutreten: empfahl sich derselbe schon aus wirtschaftlichen Gründen, so kam hierzu noch das politische Moment, daß der Dreibund durch die Ausbildung einer innigen Interessengemeinschaft zwischen den beteiligten Staaten wesentlich befestigt und gestärkt würde; eine Zollunion zwischen Deutschland und Oesterreich, die diesseits und jenseits der deutschen Grenze warme Freunde und Befürworter gefunden hatte, ist für lange Zeit noch unmöglich, um so mehr war es geboten, eine vertragsmäßige Grundlage für den Güteraustausch zwischen den beiden verbündeten Reichen zu schaffen. Neben der Einbeziehung der beiden Dreibundstaaten mußte aber auch an die Gewinnung der übrigen benachbarten Staaten für die handelspolitische Einigung gedacht werden. Demgemäß schloß das Reich im Jahre 1892 Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, der Schweiz und Belgien ab, und zwar auf die Dauer von zwölf Jahren, also bis zu dem 31. December 1903; werden dieselben nicht zwölf Monate vorher gekündigt, so bleiben sie bis zum Ablaufe eines Jahres nach der erfolgten Kündigung in Kraft. Der Inhalt dieser Verträge besteht einerseits in der Zusicherung der Stellung als meistbegünstigter Nation, d. h. die Vortheile, welche einer der Vertragsstaaten im Laufe der Zeit irgend einem Staate gewährt, kommen ohne Weiteres dem anderen Staate zu Gute, sobald aber in der Festlegung der Zollsätze für eine größere Anzahl von Waarengattungen; diese Festlegung hat die Bedeutung, daß während der Vertragsdauer zwar eine Herabsetzung der Zollsätze gestattet ist, dagegen nicht eine Erhöhung; die willkürliche Aenderung der Zölle, unter welcher die Industrie so sehr zu leiden hat, ist somit für die betreffenden Waaren auf die Dauer des Vertrags ausgeschlossen. Die bedeutendste Zollermäßigung, welche Deutschland in dem Vertrage mit Oesterreich-Ungarn gewährte, besteht in der Herabsetzung des Getreidezolles von 5 Mk. auf 3,50 Mk. für 100 kg, während Italien gegenüber die Zölle auf frische und eingestampfte Weinbeeren erheblich vermindert wurden. Die Herabsetzung des Getreidezolles hat in den landwirtschaftlichen Kreisen, insbesondere in denjenigen des Ostens, erhebliche Befürchtungen hervorgerufen und bildet die Ursache für die gegnerische Stellung eines großen Theiles der Landwirthe zu dem ganzen System der Vertragspolitik; hierbei muß aber bemerkt werden, daß der in den Verträgen vereinbarte Zoll von 3,50 Mk. weit über den 1879 bestimmten, ja selbst noch über den im Jahre 1885 festgesetzten Zollsatz hinausgeht und erst bei der im Jahre 1887 vor-

genommenen abermaligen Erhöhung der Zollsaß von 5 Mark normirt worden ist.

Die Erweiterung des durch die genannten Verträge geschaffenen Absatzgebietes erfolgte im Jahre 1893 durch die Verträge mit Spanien, Serbien und Rumänien; der erstere begegnete so gut wie keinem Widerstand, umso lebhafter war die Gegnerschaft der agrarischen Kreise gegen die Verträge mit den Donaufstaaten, und der „Bund der Landwirthe“ ließ es an keiner Bemühung fehlen, dieselben zu Fall zu bringen; trotzdem erfolgte ihre Annahme durch den Reichstag, allerdings mit einer nicht besonders erheblichen Mehrheit. Die Verträge mit den beiden Donaufstaaten haben für die deutsche Industrie eine besondere Bedeutung, weil diese Staaten noch auf dem Standpunkt der Agrarstaaten stehen und deshalb ein reiches Absatzgebiet für industrielle Erzeugnisse bieten, die Ausfuhr besteht sowohl in Rumänien wie in Serbien zum größten Theile in Getreide; bei der Entwicklungsfähigkeit, deren diese jungen, fruchtbaren Länder fähig sind, war es für Deutschland von hohem Werthe, seinem Gewerbestreben dort einen kaufkräftigen Markt zu sichern. Die deutsche Ausfuhr nach Rumänien betrug in den letzten Jahren annähernd 50 Millionen, der Werth der rumänischen Einfuhr ist weit geringer. Auch diesen beiden Ländern gegenüber besteht die wichtigste Gegenleistung Deutschlands in der Einräumung des ermäßigten Getreidezolles, während die Verträge im Uebrigen auch verschiedene für die Sicherung der rechtlichen Stellung der beiderseitigen Unterthanen wichtige Bestimmungen enthalten.

Hatte schon der Abschluß der letztgenannten Verträge die Ueberwindung großer Schwierigkeiten verursacht, so erforderte der Abschluß eines Handelsvertrages mit Rußland, dem östlichen Nachbar des Reiches, außerordentliche Anstrengungen. Seit Beendigung des russisch-türkischen Kriegs ist in Rußland die Schutzollpolitik zur Herrschaft gelangt und je länger, je consequenter durchgeführt worden; zum Theil hängt dies mit der in Rußland maßgebend gewordenen Abschließungspolitik gegenüber dem Westen zusammen, zum Theil ist dafür auch das Bestreben verantwortlich zu machen, unter dem Schutze hoher Zollschranken die russische Industrie zu entwickeln und groß zu ziehen, ein Bestreben, das bis auf Peter den Großen zurückgeht. Wenn dasselbe auch zweifellos erhebliche Erfolge gehabt hat und es thöricht wäre, zu behaupten, daß die russische Industrie heute noch eine Treibhauspflanze sei, so ist Rußland trotzdem noch ein Agriculturstaat, der Agrarproducte ausführt und Industrieproducte einführt, ein Agriculturstaat, der dieses seines Charakters wegen voraussichtlich noch lange Zeit ein kaufkräftiges Absatzgebiet westeuropäischer Industrie bleiben wird. Der Werth der deutschen Einfuhr nach Rußland betrug 1889 noch über 196 Millionen Mark, in den Jahren 1880 und 1881 war er noch wesentlich höher; der Rückgang seit dieser Zeit ist auf die Aenderungen des russischen Zolltarifs zurückzuführen. Unterhandlungen mit Rußland zum Zwecke des Abschlusses

eines Vertrages fanden seit längerer Zeit statt, gegen Ende des vorigen Jahres schien es, als ob sie endgiltig scheitern sollten; von Seiten beider Staaten wurden außerordentliche Zuschläge auf die bestehenden Zollsätze gelegt und damit Maßregeln ergriffen, welche man als den Beginn des Zollkrieges zu bezeichnen pflegt. Trotzdem nahmen die Verhandlungen ihren Fortgang, und endlich wurde der Abschluß eines Vertrages bekannt, der zwar nicht alle Wünsche erfüllte, aber doch den Erwartungen entsprach, die man berechtigt war, hegen zu dürfen. Industrie und Handel erklärten sich einstimmig für seine Annahme, auch ein Theil, allerdings nicht der größere der Landwirthschaft, sprach sich dafür aus, und nach langwierigen Debatten erfolgte seine Genehmigung durch den Reichstag mit einer sehr stattlichen Mehrheit. Die Vortheile dieses Vertrages sind höchst bedeutend, sie werden sich vielleicht erst im Laufe einiger Jahre zeigen, aber früher oder später werden auch die Gegner einsehen, daß die Ablehnung des Vertrages der Landwirthschaft Nichts genützt, der Industrie aber außerordentlichen Schaden zugefügt hätte. Die Ablehnung des Vertrages hätte den Zollkrieg zwischen den beiden großen Staaten in schärfster Form zum Ausbruch gebracht, zahlreiche deutsche Fabriken, welche auf die Ausfuhr nach Rußland angewiesen sind, hätten ihren Betrieb wesentlich vermindern, zum Theil vollständig einstellen müssen. Tausende und Abertausende von Arbeitern wären brodlos geworden, die Arbeitslosigkeit hätte kolossale Dimensionen angenommen, und die Noth und das Elend in jeder Form hätten ihren Einzug in die dichtbevölkerten Arbeiterdistricte gehalten, in welchen eine fleißige Bevölkerung den harten Kampf um's Dasein unverdrossen kämpft. Hierin liegt die sociale Bedeutung des Handelsvertrages, welcher es ermöglicht, Tausenden von Arbeiterfamilien lohnbringende Beschäftigung zu gewähren. Die Fortdauer des Zollkrieges hätte die deutsche Industrie vollständig von dem russischen Markte verdrängt; ist aber eine Industrie einmal eines früher besessenen Absatzgebietes verlustig gegangen, so wird es ihr nur in Ausnahmefällen gelingen, dasselbe wieder zu erobern. Der Verlust des russischen Marktes wäre vor Allem Frankreich zu Gute gekommen, das im verfloffenen Jahre schon einen für seine Industrie höchst günstigen Vertrag mit Rußland abgeschlossen hat. Alle Vortheile desselben genießt Deutschland ohne Weiteres, da ihm die Rechte der meistbegünstigten Nation zugesichert sind. Die Befürchtungen, daß in Folge der Herabsetzung des Getreidezolles auch Rußland gegenüber die deutsche Landwirthschaft eine weitere Schädigung erfahren werde, können nicht als begründet erachtet werden, die bedeutendsten deutschen Agrarpolitiker und hervorragendsten Landwirthe haben diese Behauptung zurückgewiesen. Nachdem durch die vorgenannten Verträge mit den wichtigsten europäischen Agrarländern der Getreidezoll bereits ermäßigt worden war, hätte die Aufrechterhaltung des nicht ermäßigten gegenüber Rußland unzweifelhaft zu der Verschlechterung der politischen Beziehungen zwischen diesem Staate und dem Reiche beigetragen. Wenn nun auch Deutsch-

land im Bewußtsein seiner Kraft Rußland nicht zu fürchten hat und aus Furcht vor dem Grimm des russischen Autokraten niemals einen Vertrag annehmen wird, der ihm nachtheilig ist, so liegt doch andererseits gewiß keine Veranlassung vor, den östlichen Nachbar ohne Grund zu erbittern; wenn ein Vertrag, welcher sich für Deutschland als vortheilhaft erweist, auch dazu beiträgt, die politischen Beziehungen zwischen ihm und Rußland zu guten zu gestalten, so darf dieses Moment bei der Entscheidung über die Annahme oder Ablehnung des Vertrages gewiß mit in Betracht gezogen werden, und kein Vorwurf kann unbegründeter sein, als der in der Behauptung enthaltene, man sei durch Kriegsfurcht zu der Annahme des Vertrages bestimmt worden; das deutsche Schwert fürchtet keinen Gegner, aber es ohne Grund zu ziehen, wäre ein Verbrechen, wie die Welt kein zweites gesehen. Die deutsche Politik ist seit der Begründung des Reiches eine Friedenspolitik gewesen, und dieser auf die Erhaltung und Befestigung des Friedens gerichteten Politik dient der Abschluß von Verträgen, welche den gegenseitigen Güteraustausch begünstigen und befördern. Der Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland bildete den Schlußring in der Kette der zahlreichen, seit zwei Jahren abgeschlossenen Vereinbarungen, er ist weder der schlechteste, noch der am wenigsten bedeutsame unter diesen Verträgen, durch welche zwar nicht ein mitteleuropäischer Zoll- und Wirthschaftsbund, wohl aber ein mitteleuropäisches Wirthschaftsgebiet geschaffen wurde, das eine geschlossene Fronte gegen die französische Zollpolitik darstellt.

Wir haben vorhin schon den Namen Friedrich List genannt, des leidenschaftlichen Patrioten, dessen erregbares Herz die kühle Erde in Rußstein deckt; wenn der hochbegabte Mann heute noch lebte, wenn er, dessen Schriften den orthodoxen Schutzzöllnern lange Zeit als eine Art wirthschaftlicher Bibel galten, heute berufen wäre, sein Urtheil über die Handelsverträge des deutschen Reiches abzugeben, würde er wohl zu denjenigen gehören, welche hierin einen Fortschritt erblicken, oder würde er sich auf die Seite jener schlagen, welche von einem nationalen Unglück, von einem „wirthschaftlichen Jena“ sprechen? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein, einen Platz würde er in den Reihen derjenigen beanspruchen, welche durch die besprochenen Verträge die Möglichkeit geschaffen haben, daß Deutschland immer mehr das wird, wozu es der Fleiß und die Tüchtigkeit, die Bildung und die Thatkraft seiner Bewohner befähigt — ein Industriestaat.







## Adrienne Lecouvreur und Moritz von Sachsen.

Von

Alfred u. d. Welde.

— Görlitz. —

**D**ie französische Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, welche von 1692 bis 1730 gelebt hat, ist eine in dreifacher Beziehung interessante Persönlichkeit: interessant als eine der hervorragendsten Künstlerinnen des Théâtre français, dem sie die letzten dreizehn Jahre ihres Lebens als Gesellschafterin angehörte; ferner als die mehrjährige Geliebte des Grafen Moritz von Sachsen, jenes allgemeinen Lieblings des 18. Jahrhunderts, und endlich durch ihr ebenso tragisches wie geheimnißvolles Ende, dessen dichten Schleier auch die neuesten Forschungen nicht ganz haben lüften können.

Unter den bisherigen Darstellungen des Lebens und der Leistungen der Künstlerin steht die von Sainte-Beuve obenan; dieselbe hat aber, so trefflich und vollständig sie bei ihrem Erscheinen vor einigen vierzig Jahren gewesen sein mag, neuerdings eine wünschenswerthe Ergänzung erhalten durch die zum ersten Male veröffentlichten „Briefe der Adrienne Lecouvreur“. Der Herausgeber derselben, Georges Monval, ist Archivar der Comédie française und hat seine urkundlichen Darbietungen mit Anmerkungen versehen und durch eine Biographie eingeleitet\*), die bei solchem Ursprunge und solchen Grundlagen nun allerdings als die verläßlichste gelten muß.

Adrienne wurde am 5. April 1692 in dem kleinen Städtchen Damery bei Épernay in der Champagne einem Hutmachergesellen geboren, welcher

---

\*) *Lettres de Adrienne Lecouvreur réunies pour la première fois et publiées avec notes, étude biographique, documents inédits tirés des archives de la Comédie, des minutes de notaires et des papiers de la Bastille, portrait et fac-simile. Par Georges Monval, Archiviste de la Comédie française. Paris, Librairie Plon. 1892.*

kurz darauf mit seiner Familie nach dem etwas größeren Städtchen Fismes übersiedelte. Schon in frühester Kindheit erregte das Mädchen durch sein Declamationstalent die Bewunderung der Kleinstädter, deren hervorragendste sie oft zu sich einluden, um Verse von ihr sprechen zu hören.

Im Jahre 1702, als Adrienne zehn Jahre alt war, verlegte der Vater seinen Wohnsitz nach Paris, und zwar ganz in die Nähe des Théâtre français, welches damals gerade ein neues Haus in der Rue des Fossés-St.-Germain-des-Prés bezogen hatte. Seine erste Erziehung erhielt das hoffnungsvolle Mädchen bei den Filles de l'Instruction chrétienne de la rue du Gindre, denen sie ihr Leben lang treue Dankbarkeit bewahrt und die sie in ihrem Testamente mit einem Legat von 1000 Livres bedacht hat.

In derselben Stadtgegend war eine Anzahl von jugendlichen Liebhabern der dramatischen Kunst zusammengetreten, um im Hause eines Specereiwarenhändlers Komödie zu spielen, und zwar ganz wie es im Théâtre français geschah, zuerst eine Tragödie und dann ein kleines Nachspiel; als Tragödie hatten sie sich den Polyeucte von Pierre Corneille, und als Nachspiel das Lustspiel „Le Deuil“ von Hauteroche und Thomas Corneille gewählt. Im Polyeucte spielte die Rolle der „Pauline“, welche am Théâtre français der berühmten Duclos gehörte, unsere damals kaum vierzehnjährige Adrienne.

Schon die Proben hatten in dem Stadtviertel viel von sich reden gemacht, und die Gerüchte von den Leistungen der kleinen Liebhabergesellschaft veranlaßten die Frau Präsidentin Dugue, welche in der Nähe wohnte, den großen Hof ihres Hôtels für die Aufführung zur Verfügung zu stellen. Der Zudrang war so gewaltig, daß die an der Thür aufgestellten acht Schweizer nicht im Stande waren, die Ueberfüllung zu vermeiden. Die Zuschauer waren aus den besten Gesellschaftsklassen, und auch die Schauspielerzunft war vertreten. Da es an römischen Kostümen fehlte, wurde der „Polyeucte“ in französischer Modelkleidung aufgeführt: Adrienne trat in einem von dem Kammermädchen der Frau Präsidentin geborgten Kleide auf, welches ihr nicht sehr vorthellhaft stand; aber „sie entzückte Alles durch eine ganz neue Vortragsweise, so natürlich und so wahr, daß man einstimmig erklärte, sie habe nur noch einen Schritt zu thun, um die größte Schauspielerin zu werden, die jemals auf dem Théâtre français aufgetreten wäre.“

Raum war die Aufführung des Polyeucte beendet, so erschienen Polizeibeamte im Hôtel der Frau Präsidentin, um die jugendlichen Darsteller zu verhaften, weil dieselben mit der Aufführung von zwei Repertoirestücken des Théâtre français gegen das Privilegium dieses Instituts verstoßen hatten. Auf Fürsprache der Frau Präsidentin, die das Versprechen gab, daß die Vorstellung abgebrochen werden sollte, nahm man von der Verhaftung Abstand. Die so der Gefahr entronnene Truppe flüchtete nun hinter die unverletzlichen Mauern des dem Malteserorden gehörenden Temple, wo sie

unter dem Schutze des Großpriors Vendôme ihre Vorstellung zwei oder drei Mal wiederholte, dann aber sich auflöste.

Durch eine Tante Adriennens, welche Wäscherin war und auch für den Schauspieler Legrand von der Comédie française wusch, wurde dieser auf das Wunderkind aufmerksam gemacht und erklärte, nachdem er sie geprüft hatte, die Natur sei ihre erste Lehrerin gewesen; er wolle ihr zweiter Lehrer sein.

Er nahm sie zu sich in's Haus, ertheilte ihr dramatischen Unterricht und ließ sie auf verschiedenen Privattheatern, deren es seit Molière in Paris sehr viele gab, auftreten. Der Erfolg dieser Debüts war ein so entschiedener, daß der Vater, der in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte, den Entschluß faßte, die Tochter sich der Bühne widmen zu lassen. Ihr Schutzherr Legrand, der mit Recht die Provinzialtheater für die einzig wahre Vorschule der Comédie française erklärte, empfahl Adrienne an die Wittwe Fonpré, welche die Direction des Theaters in Lille führte. Nachdem sie vor dieser Dame, die es mit der Kunst sehr ernst nahm, einige Scenen aus Corneilles „Cid“ recitirt hatte, wurde sie auf der Stelle engagirt und ging im Winter 1707, von ihrem Vater begleitet, nach Lille.

Die Concession der Frau Fonpré lief nur bis zum Aschermittwoch 1708, wurde aber wegen der vortrefflichen Leistungen der Gesellschaft bis 1709 verlängert, und so machte auch Adrienne die Zeit der Belagerung von Lille durch den Herzog von Marlborough und den Prinzen Eugen mit durch. Wie Voltaire uns in seinem „Siècle de Louis quatorze“ erzählt, ließen sich die Einwohner von Lille durch die Belagerung in ihrem Vergnügen gar nicht stören; auch im Theater wurde ruhig fortgespielt, und sogar eine Bombe, die ganz in der Nähe des Theatersaales einschlug, unterbrach die Vorstellung nicht. Das Schauspielunternehmen soll während dieser Belagerungszeit 100 000 Francs verdient haben, woran Adrienne natürlich einen entsprechenden Antheil hatte.

Für sie hatte diese Kriegsperiode aber noch eine besondere Bedeutung, indem sie ihr ihren ersten Liebhaber zuführte, einen Baron D., Offizier in dem vom Fürsten Rohan befehligten Régiment de Picardie. Wenn er und auch spätere Anbeter Erhörung fanden und sich sogar Früchte dieser Herzensbeziehungen einstellten, so darf man deshalb über Adriennens sittlichen Standpunkt nicht absprechend urtheilen, sondern muß unter Berücksichtigung der Zeit, der Landes sitten, ihres Temperaments und ihres verführungsreichen Berufes immer noch anerkennen, daß sie unter ihren Genossinnen durch Würde, verhältnismäßige Reinheit und Achtbarkeit hervorragte; sie hat niemals ihre Liebe verkauft, allen ihren Verhältnissen lag Herzensneigung zu Grunde, und die beiden Töchter, welchen sie das Leben geschenkt hat, waren nicht im schlechtesten Sinne „Töchter der Liebe“. Sie hat, wenn sie auch mehr als einmal mit ihrem Herzen ihre Tugend hingegeben, doch immer edle und erhabene Züge weiblichen Wesens bewahrt,

und ist sie auch eine „honnête femme“ im strengen Sinne nicht geblieben, so konnte Sainte Beuve sie doch mit Recht als „un honnête homme“ bezeichnen.

Das Verhältniß mit dem Baron D., dessen vollständiger Name auch bei Monval nicht angegeben ist, wurde bald durch den Tod des Liebhabers gelöst. Anfangs war Adrienne so untröstlich darüber, daß sie dem Geliebten in's Grab folgen wollte; aber nachdem sie als erste Schauspielerin an das Theater in Luneville übergetreten war, lernte sie dort einen anderen Offizier, Philippe Veron, kennen, der als Vater der von ihr am 3. September 1710 geborenen Tochter im Kirchenbuche eingetragen ist.

In Luneville war der Bruder ihrer Directorin, der Schauspieler Clavel, in Liebe zu ihr erglüht, aber, wie es scheint, ohne Erwiderung bei ihr zu finden. Er war dann nach Paris gegangen und als Anwärter für eine Gesellschafts-Stelle am Théâtre français angenommen worden; aber die Liebe zu Adrienne trieb ihn nach Straßburg, wo diese inzwischen engagirt worden war. Jetzt wurde das Verhältniß ein gegenseitiges, und in einem Briefe aus dem September 1712, dem man in jeder Zeile eine augenblicklich verzweifelte Stimmung anmerkt, fordert sie ihn auf, sie zu heirathen; aber — ohne bei ihm, der auf diese Art der Erfüllung seiner Wünsche nicht gefast zu sein schien, Entgegenkommen zu finden.

Im Jahre 1710 gebar sie eine zweite Tochter, als deren Vater sich der Sohn des Préteur royal von Straßburg, Graf Klinglin bekannte, auf dessen Liebeswerbungen sie erst nach gegebenem Eheversprechen eingegangen war. Nach der Geburt des dieser Liebe entsprossenen Kindes zog der Herr Graf sich zurück und heirathete das ihm von seiner Familie zugedachte vornehme Mädchen. Adrienne war wieder der Verzweiflung nahe; aber zu stolz, um dem Treulosen seine Schuld vorzuwerfen, und zu gefühlvoll, um Zeugin derselben zu sein, entschloß sie sich, Straßburg zu verlassen, und ging zu Ende der Theatersaison nach Paris.

Hier debütierte sie am Théâtre français am 27. März 1717 in der von ihr selbst gewählten Rolle der „Elektra“ in dem Crébillon'schen Stücke. Ein zweites Debut folgte am 14. Mai in der „Angélique“ von George Dandin. Der Erfolg der neuen Schauspielerin war vollständig; man sagte, sie beginne, wie die größten Künstlerinnen gewöhnlich enden.

Sie fand gefährliche Nebenbuhlerinnen in den Damen Desmares und Duclos, die seit etwa zwanzig Jahren das Repertoire beherrschten, sowie in der jugendlichen Tragödin Mlle. Gautier, welche den Herzog von Nemont zum Beschützer und die mächtige Schauspieler-Clique der Quinault zu Freunden hatte; aber Adrienne triumphirte über alle Placereien und Rabalen durch ihr einfaches und wahres Talent, ihr edles Pathos und ihren Fleiß mit dem sie fortgesetzt sich durch Unterricht ausbildete und sich die Gunst und den Schutz tüchtiger älterer Schauspieler und hervorragender Kenner der dramatischen Kunst gewann.

Nach achtmaligem Auftreten wurde sie am 20. Juni 1717 zugleich mit Mlle. Gautier, und zwar jede mit einer halben Stelle, in die Gesellschaft des Théâtre français aufgenommen. Die erste Rolle, welche sie selbst creirte, war die „Cleopatra“ in der als mittelmäßig bezeichneten Tragödie von Deschamps.

Aus ihrem zweiten Pariser Bühnenjahre, in welchem sie 110 Mal auftrat, liegt folgende Kritik über sie vor: „Obgleich sie sehr wenig Stimme hat, gefiel sie sogleich dem Publicum und fährt fort ihm zu gefallen, weil es an ihr ein neues natürliches Spiel findet, welches um so angenehmer wirkt, als sie bemüht ist, es in geschickter Weise zu behandeln und es zu ihren Kräften in's richtige Verhältniß zu setzen; und so kann man sagen, daß ihre schwache Brust zu dieser Art von Vollkommenheit beigetragen hat. Obgleich ihre Gestalt sehr angenehm ist, würde etwas mehr Fülle ihr nicht schlecht stehen. Ohne groß zu sein, ist sie sehr schön gebaut und hat ein edles Aussehen, welches zu ihren Gunsten einnimmt; sie hat eine unübertreffliche Anmuth in ihrem Wesen, ihre Geberden sind leidenschaftlich bewegt, und ihre Art zu declamiren beweist, daß sie auf das, was sie sagt, aufmerksam achtet und es vollkommen versteht. Ihre Augen sprechen ebenso viel wie ihr Mund und ergänzen oft den Mangel ihrer Stimme. Kurz, ich kann sie nicht besser vergleichen als mit der Miniaturmalerei; denn sie hat deren Anmuth, Feinheit und Zartheit, aber man findet an ihr auch nicht, wie an großen Gemälden, jene Kraftstriche welche imponiren und sozusagen die Bewunderung der Kenner erzwingen.“

Im December 1719 wird ihr eine besondere Auszeichnung dadurch zu Theil, daß sie „in Anbetracht des Nutzens, den die Gesellschaft von ihr hat,“ von den Pensionsbeiträgen befreit wird.

In der Gunst des Publicums stieg sie immer höher; sie wurde sein erklärter Liebling und als „une reine parmi des comédiens“ bezeichnet.

Mit dem steigenden Erfolge mehrten sich auch die Anfeindungen, welche sie von Collegien und Colleginnen, sowie von den Beschützern der Letzteren zu erdulden hatte; aber getröstet und gestärkt durch den Beifall unparteiischer und einflußreicher Kenner, wie besonders Voltaires, ließ sie sich in der gewissenhaften Ausübung ihres Berufes nicht stören und blieb demselben bis zu ihrem letzten Athemzuge zu ihrer großen inneren Befriedigung treu. Sie hat während der dreizehn Jahre ihrer Wirksamkeit am Théâtre français — abgesehen von den Ausflügen der Gesellschaft nach Versailles und Fontainebleau — auf der Pariser Bühne 1184 Mal in 100 verschiedenen Rollen gespielt, von denen 22 ihre eigenen Schöpfungen waren; in den Tragödien von Corneille, Racine und Voltaire, sowie in Molières „Tartuffe“ und „Misanthrope“ spielte sie stets die weiblichen Hauptrollen.

Daß ihr für ihre Thätigkeit auch der materielle Erfolg nicht ausblieb, beweist der Umstand, daß sie trotz der vielen Schenkungen und Wohlthätigkeitsacte ihres Lebens, von denen wir ein glänzendes Beispiel noch zu er-

wähnen haben werden, bei ihrem Tode ein Vermögen von über 68000 Francs, allerdings zur größeren Hälfte in ausstehenden Forderungen bestehend, hinterließ.

Einen bedeutsamen Wendepunkt für ihr privates Leben brachte das Jahr 1721, in welchem ihre Beziehungen zum Grafen Moritz von Sachsen begannen.

Moritz von Sachsen war bekanntlich ein Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen August II. und der schönen Schwebin Aurora von Königsmark. Er war in Gozlar 1696 geboren, also vier Jahre jünger als Adrienne. Er verband mit der von seinem Vater ererbten ungewöhnlichen Körperstärke einen feurigen Geist und große Thatenlust, der er schon 1709 und 1710, also im eigentlichsten Knabenalter, in Flandern unter Marlborough und dem Prinzen Eugen zu deren Staunen und großer Zufriedenheit Nahrung gab. Ebenso frühreif im Umgange mit dem schönen Geschlecht, hatte er schon viele Liebesabenteuer bestanden, als sein Vater ihn 1714 mit der schönen und liebenswürdigen Gräfin Löben verheirathete, mit der er sieben Jahre lang eine durch beiderseitige Schuld unglückliche Ehe führte. In den Jahren 1715 und 1716 machte er Feldzüge in Pommern und Polen mit und widmete sich, bei allen Ausschweifungen, mit größtem Eifer dem Studium der Kriegswissenschaft. 1720 ging er nach Paris, erhielt vom Regenten die Würde eines Maréchal de camp und kaufte sich für den Preis von 35000 Thalern ein Regiment, neben dessen Führung er sich mit Mathematik, Mechanik und Befestigungskunst beschäftigte. Der junge, kraftstrotzende und kriegserprobte Marschall machte auf die Pariser Gesellschaft und namentlich auf die Damenwelt, die von seinen galanten Abenteuern wußte, einen großen Eindruck, der sich womöglich noch verstärkte, als er 1721 nach einem Besuche in Dresden als frischgeschiedener Ehemann zurückkehrte. Adrienne Lecouvreur, der er sich jetzt ernstlich näherte, hatte seit ihrer trüben Erfahrung mit dem Grafen Klinglin ihr Herz der Liebe verschlossen; selbst einem aufrichtigen jungen Verehrer, Herrn Argental, wollte sie statt der Liebe, die er leidenschaftlich erflehte, nur Freundschaft gewähren, und in einem Briefe an seine Mutter, der auf ihr ganzes Wesen ein sehr wohlthuendes Licht wirft, erbot sie sich, im Verein mit dieser den jungen Mann von seiner Leidenschaft zu heilen. Schon meinte sie, für Liebe unverwundbar zu sein und nur ihrer Kunst zu leben, als die glanzvolle Erscheinung des Grafen von Sachsen das ganze Feuer ihrer Leidenschaft wieder auflobern ließ. Dieser junge Held, „dem die Herzen ebenso wenig widerstanden wie die Städte,“ übte seine unwiderstehliche Gewalt auch an Adrienne. „Er kam, sah und siegte, und Adrienne glaubte zum ersten Male zu lieben.“

Moritz seinerseits wurde noch mehr als von dem Talent und der Schönheit Adriennens, von ihrer Sanftmuth und Treuherzigkeit angezogen; und sie, das zarte, schwächliche Wesen, schmiegte sich innig an den starken Mann, der ein Hufeisen zerbrach wie einen Zwieback, und der als Liebhaber ebenso stürmisch und rücksichtslos vorging, wie als Feldherr in der Schlacht.

Das Liebesglück der Beiden dauerte ungetrübt drei Jahre lang, während deren die Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit ihrer gegenseitigen Neigung Stand hielt und allgemein bewundert wurde. Ehrgeiz und Ruhmsucht, die in Moriz erwachten, sollten aber bald das Liebesidyll in den Hintergrund drängen. Die seit dem Jahre 1711 verwittwete Herzogin Anna von Kurland, die spätere Kaiserin von Rußland, deren Verhältniß zu dem Stallmeister Biron schon damals Aergerniß erregte, sollte vermählt und in ihrem Gatten den Kurländern ein neuer Herzog gegeben werden. Hierzu wurde von der antirussischen Partei der Graf Moriz von Sachsen ausersehen, der, sobald ihm diese Aussicht eröffnet worden war, von Paris abreiste und, von dem Glanze der Krone geblendet, seine Liebe im Stiche ließ. Bei seinem Eintreffen in Kurland sah Moriz bald, daß die Dinge nicht so günstig für ihn standen, wie sie ihm von Weitem gezeigt worden waren; denn er hatte die mächtige Partei des Fürsten Menschikoff, der selbst auf den Thron von Kurland rechnete, gegen sich. Anfangs glaubte er, durch Geld seinen Anhang wirksam verstärken zu können, und wandte sich deshalb nach Frankreich an verschiedene Freunde und auch an seine Geliebte Adrienne Lecouvreur. Diese war die Erste, welche ihm antwortete und sein Verlangen durch eine Sendung von 40 000 Francs erfüllte, welche sie aus dem Verkauf und der Verpfändung ihrer Diamanten und ihres Silbersgeschirrs gelöst hatte. Dieser hochherzige Liebesbeweis rührte den Grafen tief, wenigstens dankte er ihr in den zärtlichsten Worten; aber trotz dieser und anderseitiger Geldunterstützung ging seine Sache in Kurland immer schlechter, der Fürst Menschikoff wandte seinen Haß und Zorn gegen seine Person, und mit knapper Noth entging Moriz in Mitau der Verhaftung und wandte sich im Januar 1728 zunächst nach Breslau, von wo er erst Ende October nach dreijähriger Abwesenheit nach Paris zurückkehrte.

Bei dem Wiedersehen schien sich die alte Zärtlichkeit zwischen dem Liebespaare wieder zu zeigen; aber die Innigkeit und Aufrichtigkeit des Verhältnisses war doch nicht mehr von langer Dauer. Adrienne, die über die erste Jugend längst hinaus war, sehnte sich nach einem ruhigen, geordneten, regelmäßigen Leben an der Seite ihres Geliebten und konnte an der Liebe „à la dragonne“ keinen Geschmack mehr finden. Durch die trübe Stimmung, die sie in Folge ihres unerfüllten Sehnsens oft überkam, wurde Moriz gelangweilt, suchte sich andermwärts neue Freuden der Liebe, erweckte Adriennens berechnete Eifersucht und zog sich, dadurch wieder gekränkt, immer mehr von ihr zu seinen mathematischen und kriegswissenschaftlichen Studien zurück. Zum offenen Bruche kam es im Herbst 1729, als Adrienne von einer neuen Untreue des Geliebten Kunde erhalten hatte. Sie spielte die „Phädra“; gerade in dem Augenblick, als sie zu Hippolyte sprach:

„Au défaut de mon bras, prête-moi ton épée“.

sah sie Moriz in's Parquet eintreten: da stürzte sie auf ihren Partner los, entriß ihm sein Schwert und schleuderte es vor den 1200 Zuschauern, die

das Haus füllten, dem Grafen von Sachsen in den Leib. Durch diesen Stich eines Theaterschwertes wurde die schon seit längerer Zeit kränkelnde Liebe getödtet.

Die Dame, welche Abriennens Eifersucht zum Aeußersten gebracht hatte, war die Herzogin von Bouillon, die erklärte Geliebte des Grafen von Clermont; das intime Verhältniß zwischen ihr und Moriz hatte schon vor Oftern 1629 begonnen; in voller Harmlosigkeit hatte Adrienne während der Theaterferien in einem Landhause des Grafen von Sachsen, wohin dieser Beide eingeladen hatte, mit ihr verkehrt und war dann sogar einer Einladung der Herzogin auf ihre Villa in Pontoise gefolgt; dort hatte die falsche Nebenbuhlerin ihr armes Opfer königlich bewirthet und diejenige heuchlerisch umarmt, welche sie im Begriff war zu erwürgen.

Nach sicheren Anzeichen wurde dort in Pontoise das Verderben Abriennens geplant; nach ihrer Rückkehr nach Paris waren ihr dann die Augen geöffnet und sie zu dem Glorietheater getrieben worden. Nach demselben war sie drei Wochen lang unfähig, aufzutreten, und begann ihre Thätigkeit erst wieder am 10. November in derselben Rolle der „Phèdre“, welche sie diesmal benutzte, um an der Herzogin von Bouillon ihren Zorn auszulassen, indem sie ihr mit unverkennbarer Beziehung die Verse entgegenbrachte:

„ . . . je ne suis point de ces femmes hardies  
Qui, goûtant dans le crime une tranquille paix,  
Ont su se faire un front qui ne rougit jamais.“

Der stürmische Beifall des Parterres bekundete, daß man wußte, wer gemeint war.

Hiernach wird es nicht schwer, daran zu glauben, daß Adrienne der Eifersucht und Rache der einflußreichen und ränkesüchtigen Herzogin zum Opfer gefallen ist, und wenn auch die eigentliche Todesursache selbst durch Monvals Veröffentlichung noch nicht völlig klar gestellt ist, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß irgend eine Verbindung zwischen der Herzogin und dem Urheber des Todes bestanden hat. Und wenn Scribe und Legouvé, die in ihrem fünfactigen Drama „Adrienne Lecouvreur“ übrigens mit dem geschichtlichen Stoffe und auch mit den Charakteren der handelnden Personen ziemlich willkürlich umspringen, Adrienne durch ein vergiftetes Rosenbouquet sterben lassen, welches angeblich von Moriz von Sachsen, allem Anschein nach aber von seiner herzoglichen Freundin geschickt ist, — so scheinen sie mit dieser dramatisch geschickten Andeutung den wahren Zusammenhang richtig zu treffen.

Ueber die dem Tode der Adrienne vorausgegangenen Ereignisse, welche mit demselben in Beziehung gesetzt werden können, giebt Monval, der Herausgeber der Briefe, auf Grund archivalischer Forschungen mehr Thatsächliches an, als bisher bekannt war. Nach seiner Punkt für Punkt belegten Erzählung wurde ein junger, buckeliger Abbé, Namens Bourret, der 1728 aus Metz nach Paris gekommen war, um sich in der Malerei aus-



zubilden, von einem Pagen der Herzogin von Bouillon, mit dem er zufällig bekannt geworden war, aufgefordert, in das Hôtel Bouillon zu kommen und dort ein Miniaturportrait des Pagen zu malen. In 6—7 Tagen war das Bild fertig und wurde in eine Tabaksdose eingefügt. Als Bouret dann wieder mit dem Pagen zusammentraf, sagte dieser, er habe das Bild der Herzogin gezeigt, die es sehr schön gefunden und den Wunsch ausgesprochen habe, den Maler kennen zu lernen. Bei der Vorstellung war die Herzogin sehr freundlich und leutselig und fragte, ob Bouret nicht auch ihr Bild malen wolle. Bouret sagte dies zu und erschien nach zwei Tagen wieder; binnen 8—10 Tagen vollendete er ein Miniaturportrait für ein Armband. Bei der dritten Sitzung schon fragte die Herzogin, welche von ihrem Pagen gehört hatte, daß Bouret viel in's Theater ging, ob er auch Schauspieler und Schauspielerinnen kenne, und welche ihm am besten gefielen. Er antwortete: „Die besten, die ich kenne, sind von den Herren Quinault, von den Damen die Lecouvreux und die Duclos.“ „Kennen Sie Fräulein Lecouvreux persönlich?“ fragte die Herzogin schnell. „Ich kenne sie nur von der Bühne.“ Nun ermunterte ihn die Herzogin, doch eine persönliche Bekanntschaft mit der Dame anzuknüpfen, und um dies zu erleichtern, sollte er ihr ein Briefchen hintragen, welches sie, die Herzogin, ihm dictiren würde. Dieses Briefchen, welches er sogleich niederschrieb, kam scheinbar von einem königlichen Prinzen, der der Schauspielerin seine Liebe erklärte und ihr andeutete, sie möchte so schnell wie möglich mit dem Grafen von Sachsen brechen. Bouret faltete das Briefchen, steckte es ein und behielt es. Am folgenden Tage forderte es die Herzogin zurück, sagte, sie habe sich anders besonnen, und forderte Bouret auf, als Portraitmaler Zutritt bei Adrienne zu suchen, um derselben ein Liebesmittel zu Gunsten des Prinzen, der sie liebte, zu übergeben. Er sagte, er werde sein Möglichstes thun, und setzte sich wieder an die Arbeit. Die Herzogin fragte ihn darauf, ob er gewohnt sei, zeitig schlafen zu gehen. „Um 10 oder 11 Uhr,“ war die Antwort. „Nun, so finden Sie sich heute Abend um 11 an der Thür der Tuilerien nach dem Pont Royal zu, ein; dort werde ich Sie holen lassen, wenn ich vom Ball zurückkomme.“ Bouret begab sich gegen 11 an die bezeichnete Stelle; etwa um 1/2 12 erschienen am Ende des Pont Royal nach den Tuilerien zu zwei maskirte Männer, der eine in prächtigem, gold- oder silbergesticktem Gewande, der andere, wahrscheinlich ein Diener, in schlichtem Anzuge, beide ohne Degen, ihre Ballmasken halb schwarz, halb weiß. Sie fragten ihn, ob er nicht im Auftrage der Frau von Bouillon da sei. Als er dies bejaht hatte, führte ihn der Diener über die Brücke und ein Stück davon weg, wo am Theatiner-Quai die Herzogin von Bouillon mit einer anderen Dame saß, die Bouret für ihre Schwägerin, die Prinzessin von Bouillon, hielt. Diese übergab ihn zwei anderen maskirten Männern, die ihn 20—30 Schritte von der Stelle wegführten und dann fragten, ob er der Mann dazu sei, Geld verdienen zu wollen, indem

sie hinzusetzten, daß in diesem Falle sein Glück gemacht sei, wenn er nur schweigen könne. „Das soll mir nicht schwer werden,“ antwortete er, „wenn nur dabei nichts Böses zu thun ist.“ „Nein, nein, Sie wissen, um wen es sich handelt; Sie sollen sich nur Zutritt bei ihr verschaffen, um ihr Pastillen geben zu können, die sie gleichgiltig gegen den Grafen von Sachsen und in eine andere Person verliebt machen.“ Und die beiden Männer versprachen ihm baare 6000 Francs. Hierauf wurde er zur Herzogin zurückgeführt und hörte, wie sie unter Thränen und Schluchzen den Namen Moritz und die Worte „Wie bin ich unglücklich!“ rief. Bouret sprach sie ihre Zufriedenheit aus und bestellte ihn zum folgenden Tage, um an ihrem Portrait weiter zu arbeiten. Als er sich um 11 Uhr eingefunden hatte und in ihrem Boudoir arbeitete, sagte sie zu ihm: „Sie wissen, was die Herren Ihnen gestern Abend gesagt haben. Es ist eine Dirne von niederer Herkunft, sie muß beseitigt werden; sogar dem Staate geschieht ein Dienst damit, und übrigens können Sie der Belohnung sicher sein.“ Bouret antwortete, er werde sein Möglichstes thun, um bei Fräulein Recouvreur Zutritt zu erhalten. Als er am Nachmittag wieder zur Arbeit erschienen war, trat eine Dame ein, deren Gesicht dicht verhüllt war, sprach heimlich mit der Herzogin und nannte dabei den Grafen von Sachsen. Am nächsten Tage wurde Bouret wieder in's Boudoir der Herzogin geführt; sie zeigte ihm einen Kupferstich, der Apollo und eine Nymphe nackt darstellte, und wünschte, er möchte sie ebenso malen und für Apoll das Bildniß eines Herrn in derselben Stellung einsetzen. Er sagte, dieser Aufgabe fühle er sich nicht gewachsen, und als er dann nach zwei oder drei Tagen ihr Portrait beendet hatte, bedeutete sie ihn, er solle nicht eher wiederkommen, als bis er den Auftrag bei der Recouvreur ausgeführt hätte; übrigens solle er sich noch denselben Abend um 11 Uhr an den Tuilerien einfinden, wo er die maskirten Männer wieder finden würde. Bouret that dies und wurde gefragt, ob er noch entschlossen sei, den Auftrag auszuführen. Auf seine Bejahung wurde er zum nächsten Abend bestellt. Als da die Männer fragten, ob er bei der Recouvreur gewesen, und er verneinend antwortete, sagten sie, es müsse durchaus geschehen, er habe dabei nichts zu riskiren und brauche auch nicht zu erschrecken, wenn die Sache einen etwas gewaltsamen Ausgang nähme. „Wenn sie aber daran sterben sollte?“ „Auch dann haben Sie noch nichts zu fürchten; es kommt nur auf die nöthige Vorsicht an. Wir werden Ihnen eine Postkaise bereit halten, um Sie in's Ausland zu schaffen, wenn der Fall eintreten sollte.“ Dann verboten sie ihm ausdrücklich, das Hôtel Bouillon noch einmal zu betreten und, unter welchem Vorwande es auch wäre, mit der Herzogin zu sprechen.

Bouret zog die Sache noch einen Monat hin; dann aber wurde er durch einen Diener nach dem gewöhnlichen Treffort bei den Tuilerien bestellt. Dort traf er dieselben beiden Männer, die ihn nun auf's Dringendste ermahnten, schleunigst zur Ausführung zu schreiten. Ehe er dies that, be-

fragte er seinen Beichtvater, und auf dessen Rath beschloß er, Fräulein Lecouivreur von dem, was gegen sie geplant wurde, zu benachrichtigen. Er schrieb ihr folgenden anonymen Brief:

„Mein Fräulein! Sie werden überrascht sein, daß ein Mensch, den Sie gar nicht kennen, an Sie schreibt, um Sie zu bitten, sich morgen Montag um 1/2 6 Uhr Abends auf der großen Terrasse des Luxembourg einzufinden, wo Sie einen Menschen treffen werden, der Ihnen viel mittheilen wird. Sie erkennen ihn an folgendem Zeichen: ein Abbé, der, indem er Sie anredet, drei Mal auf seinen Hut schlagen wird. Sonntag, den 24. Juli 1729.“

Am folgenden Tage ging Adrienne, von einer Freundin und einem Herrn begleitet, an die bestimmte Stelle und fand dort den Abbé, der ihr sagte, er halte es für seine Pflicht, ihr einen Wink zu geben, daß sie vergiftet werden sollte. Sie fragte ihn, ob diese Drohung nicht von der „Opér“ herkäme, unter deren Mitgliedern sie Feinde hatte. „Nein.“ „Nun, dann kommt sie aus dem Hôtel Bouillon.“ Sie bat Bouret, zu schweigen, sie wolle einen Sachverständigen fragen, wie sie sich zu verhalten habe, und er möge nach zwei Tagen zu ihr kommen, um das Weitere zu hören.

Als Bouret sich am 27. Juli einfand, traf er bei Adrienne den Grafen von Sachsen, der ihn scharf in's Verhör nahm und fragte, ob seine Aussagen auch wahr seien. Die Lecouivreur sagte sehr bestimmt: „Das kommt von der Herzogin von Bouillon!“ und verbot Bouret, mit irgend Jemand über die Sache zu sprechen.

Als am folgenden Tage Bouret ausgehen wollte, sagte ihm an seiner Thür ein Savoyardenknahe, zwei Freunde erwarteten ihn am Quai de l'Ecole. Er ging dorthin und fand die beiden maskirten Männer, die ihn bis an die Tuileries führten, wo sie ihm Verrath vorwarfen, ihn an der Kehle packten und ihn zu tödten drohten, wenn er nicht gestünde. Bouret leugnete und fügte hinzu, er sei zur Ausführung bereit, und man brauche ihm nur das Liebesmittel zu geben. Darauf bezeichneten die Männer ihm eine geheime Stelle im Garten der Tuileries, wo er am folgenden Tage um 3 Uhr das Mittel finden würde.

Bouret gab hiervon dem Grafen von Sachsen und Adrienne Nachricht, die ihn baten, die Pastillen von dem bezeichneten Orte abzuholen. Er that dies und trug das fingerlange Päckchen zu Adrienne, die es in Gegenwart des Grafen von Sachsen öffnete und darin mehrere weiße Pastillen und drei besonders eingepackte fand. Von den letzteren, die sie an die Nase hielten, wurden alle drei unwohl, und die Polizei wurde sogleich verständigt.

An demselben Abend um 10 Uhr wurde Bouret von einem Beamten, der eine lettre de cachet, einen geheimen Cabinetsbefehl, vorwies, verhaftet und nach dem Gefängniß Saint-Lazare gebracht. Die Pastillen wurden am folgenden Tage dem Chemiker Geoffroy zur Analyse übergeben, deren Ergebnis war, daß einige derselben zweifelhaft erschienen, daß aber die

Menge nicht hinreichend sei, um bestimmte Experimente und ein begründetes Urtheil zu gestatten.

Am 5. August wurde das erste Verhör mit Bouret gehalten, über welches der betreffende Commissär berichtete, er halte es nicht für unmöglich, daß die ganze Geschichte von dem jungen Manne erdichtet sei, der trotz seiner Häßlichkeit und Mißgestalt in Fräulein Lecouvreur verliebt sein und dieses Mittel nur gebraucht haben könne, um Zutritt zu ihr zu erlangen.

Abrienne schrieb mehrmals an Bouret, um ihn zu beschwören, die Wahrheit zu sagen und Alles zurückzunehmen, was er etwa Unwahres angegeben hätte; mit den Briefen schickte sie ihm Geld und Lebensmittel, Kleider und Bücher. Durch die Bemühungen seines Vaters, der ein höherer Beamter in Metz war und auf die Nachricht von der Verhaftung seines Sohnes selbst nach Paris kam, wurde dieser am 23. October 1729 freigelassen.

Im Publicum hatte sich unterdessen das Gerücht verbreitet, die Herzogin von Bouillon habe an der Lecouvreur einen Vergiftungsversuch gemacht. Nachdem die Herzogin und ihr Gemahl davon gehört hatten, dauerte es nicht lange, so wurde eine zweite *lettres de cachet* gegen den armen Bouret erlassen, und dieser unter der Anklage, der Lecouvreur Gift gereicht oder ihr falsche Mittheilungen gemacht zu haben, am 23. Januar 1730 auf's Neue in Saint-Lazaro eingekerkert.

Die furchtbare Aufregung, welche diese Ereignisse mit sich brachten, störte Abrienne in ihrer künstlerischen Thätigkeit, die sie vom 21. Januar bis 4. Februar und dann wieder bis zum 5. März unterbrechen mußte. Vom 13. bis 15. März spielte sie drei Mal hintereinander vor überfülltem Hause. Während der Vorstellung am 15. wurde sie ganz plötzlich von einer Unterleibsentsündung befallen, welche sie nöthigte, das Bett zu hüten. Am 17. trat nach dem Ausspruch der Aerzte Unterleibsblutung ein, und am Montag den 20. um 11 Uhr Morgens starb die große Tragödin in den Armen ihres Gönners und Bewunderers Voltaire und in Gegenwart des Arztes Faget.

Bouret erfuhr davon erst zwei Tage später durch seinen Vater. Auf dessen Gesuch um Freilassung seines Sohnes am 30. April wurde kurz am Rande verfügt: „Das geht nicht,“ und am folgenden Tage wurde der Sohn nach der Bastille geschafft. In einem weiteren Verhör am 10. Mai, bei welchem er, wie actenmäßig feststeht, sich in einem Fieberzustande befand, verwickelte er sich allerdings in Abweichungen und Widersprüche gegen seine früheren Aussagen und ließ es als möglich erscheinen, daß er von der Duclos, der Todfeindin Abriennens, aufgestachelt worden sei; aber die Aussage des Gefängnißgeistlichen und ein Brief Bourets vom 8. Juli an den Polizeiklientenant l'Hérait bestätigten wieder auf's Bestimmteste alle früheren Angaben. Am 24. Juli bekennet Bouret in einem neuen Schreiben an l'Hérait, daß das Verlangen, die Lecouvreur kennen zu lernen, ihn dazu gebracht habe, ein Geheimniß zu erfinden, das er ihr zu entdecken hätte,

daß dann die Lecouvreur ihn auf den Namen Bouillon gebracht und er selbst den ganzen Roman weiter gesponnen habe; er bedaure seine Unvorsichtigkeit sehr und bitte demüthig um Verzeihung.

Die Folge dieses Schreibens war ein weiteres Verhör, in welchem Bouret erklärte, durch seine früheren Erklärungen die Frau Herzogin von Bouillon in sehr unziemlicher Weise schwerer Vergehen beschuldigt zu haben, und sie demüthigst bitten ließ, ihm zu verzeihen. Am 3. September wiederholte er den Widerruf und die Abbitte, wahrscheinlich durch die Aussicht auf Befreiung aus dem Gefängniß gelockt. Diese erfolgte jedoch erst am 3. Juni des folgenden Jahres auf Befehl des Cardinals Fleury und des Herrn von Maurepas. Was aus Bouret geworden, wo und wann er gestorben, ist unbekannt; die volle Wahrheit in der geheimnißvollen Sache hat er mit in's Grab genommen, indessen spricht doch viel dafür, daß seine Ableugnung das Erzeugniß von Drohungen und Versprechungen gewesen ist, und in dieser Annahme bestärken uns die wunderbaren Vorgänge, die bei Abriennens Leichenbestattung sich noch abgespielt haben.

Adrienne war ohne geistlichen Zuspruch gestorben, obgleich sie danach verlangt hatte; der Pfarrer des Kirchspiels Saint-Sulpice, nach dem man geschickt hatte, kam erst, als es schon zu spät war, und verweigerte dann die Einsegnung der Leiche, sowie das Begräbniß an geweihter Stätte, weil die Verstorbene das durch ihren Beruf gegebene Vergerniß nicht bereut und gesühnt habe.

Und nicht nur das kirchliche, sondern jedes anständige Begräbniß blieb ihr versagt. Um Mitternacht drang eine Rote der Sicherheitswache in ihre Wohnung, nahm die Leiche ohne Bahre fort, lud sie wie ein Packet in einen unten haltenden Fiaker ein, der sie unter Begleitung zweier Fackelträger und der Wachmannschaft irgend wohin fuhr, wo sie vergraben oder vielleicht in den Fluß geworfen wurde, so daß man nicht einmal weiß, wo der Körper der großen, unglücklichen Tragödin ruht.

Die einzige Trauerfeier bestand in den Huldigungen, welche die Pariser Presse der Verstorbenen darbrachte, und in einem Nachrufe Voltaires, der beim Schluß der Schauspielsaison am 24. März in der Versammlung der Schauspieler des Théâtre français vom jüngsten Mitgliede Granval gelesen wurde.

Moritz von Sachsen, von dessen Anwesenheit bei oder nach dem Tode seiner Geliebten nirgendß berichtet wird, blieb bis 1733 in Paris und führte dann noch bis 1750 ein thaten- und ruhmreiches Leben.

Wenn es Adrienne, der übrigenß die Nachwelt mehr Kränze geflochten hat, als den meisten anderen Mimen, nicht vergönnt gewesen ist, mit dem Abgott ihres Herzens im Leben dauernd vereint zu bleiben, so ist doch ihre Vereinigung mit ihm im Tode erfolgt; denn, wie die Schlußworte von Scribes Drama lauten, „der Name Moritz von Sachsen wird sich nie von dem der Adrienne Lecouvreur trennen lassen“.



## Rußland und Frankreich.

Eine zeitgemäße Skizze

von

Bernhard Stern.

— Wien. —

### Die frühesten Beziehungen.

Die ersten französischen Mittheilungen über Rußland. — Eine russische Prinzessin wird Königin von Frankreich. — Im sechzehnten Jahrhundert weiß Großfürst Wassily nichts von Frankreich. — Jehan Sauvage aus Dieppe kommt 1586 nach Rußland. — Wie man vor 800 Jahren in Rußland und Frankreich von einander dachte. — Jacques Margeret in Rußland.

**E**ine Geschichte der russisch-französischen Beziehungen, die schon an sich interessant wäre, aber noch höhere und lehrreiche Bedeutung erhielt in Hinsicht auf die letzte Entente der beiden Staaten, ist noch nicht vorhanden. Ich versuche hier eine erste knappe zusammenhängende Skizze dieser Beziehungen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.

Die allerfrühesten Nachrichten über fränkisch-ostslavische Beziehungen hat der gothische Geschichtsschreiber Jordanis im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinterlassen. Einige interessante Mittheilungen enthält alsdann die Fredegar'sche Chronik, welche im siebenten Jahrhundert den Gregor von Tours fortsetzte.

Im dreizehnten Jahrhundert zogen einige französische Mönche auf der Reise nach Asien durch Rußland, so der Dominikaner Simon de St. Quentin. Um dieselbe Zeit heirathete ein französischer König, Heinrich der Erste, eine russische Prinzessin, die Tochter des moskowitischen Großfürsten Jaroslaw des Weisen, und ein Bote Frankreichs fand sich aus diesem Anlaß am großfürstlichen Hofe ein. Allein die politischen Verbindungen zwischen beiden Regierungen blieben äußerst schwache; nach dem

Tode der russisch-französischen Fürstin hörten sie ganz auf, und durch mehrere Jahrhunderte wurden sie nicht neu geknüpft. Wohl kamen im nächsten Säculum wieder einige französische Mönche nach Rußland: — Jean de Cor, späterer Erzbischof von Soltankeh, und Jourdain Catalan — allein trotzdem wußten die Russen fast nichts von Frankreich, und die Franzosen wohl auch wenig, und dies Wenige war nichts Gutes, von Rußland. Und als der thatkräftige Wassily Iwanowitsch Großfürst von Moskau zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts „nach Europa“ Gesandtschaft schickte, verstand er unter Europa wohl Deutschland, Schweden, Holland, auch Italien — aber von Frankreich war keine Rede.

Erst zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts — 250 Jahre nach Jean de Cor und Jourdain Catalan — betrat wieder ein Franzose den russischen Boden. Es war dies Jean Sauvage aus Dieppe, ein ziemlich ungebildeter Matrose, der nur eben zu schreiben verstand, aber doch eine gewisse Beobachtungsgabe besaß. Er verließ Dieppe auf einem kleinen Handelschiff im Juni 1586 und kam am 28. desselben Monats in Archangelsk an. Im October kehrte er wieder nach Frankreich zurück. Seine Erzählungen — einige Blättchen Erinnerungen, welche Louis Paris 1834 aufgestöbert und seiner classischen Uebersetzung der Nestor'schen Chronik angehängt hat — sind unzuverlässig, indessen schon deshalb nicht uninteressant, weil sie das erste, Rußland speciell behandelnde Memoire bilden. Das Landen wurde den Franzosen in Rußland nicht leicht gemacht. Der Commandant des Hafens wollte sie nicht auf den russischen Boden gelangen lassen, „weil er noch nie einen Franzosen gesehen hatte.“ Da half das im moskowitischen Reiche schon damals stets sichere Mittel, nämlich — „environ 250 dalles“. Dann wurden die Fremden allerdings herzlich willkommen geheißen und mit — Branntwein bewirthet, mit einem Branntwein, „welcher Magen und Gurgel in Brand setzte“ . . . Und davon mußte man Tasse um Tasse hinunterschütten, unter allerlei Vorwänden: auf die Gesundheit des Zaren, des Königs, der Gäste; dann auch ohne Vorwand. Und man durfte das Trinken nicht weigern: „car c'est la coustume du pays que de bien boire.“

Solches und Aehnliches trug nicht gerade zur besseren und freundlicheren Würdigung Moskwien's bei, ebenso wenig wie die Schilderung verschiedener nichtfranzösischer Ausländer, welche bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in die weite sarmatische Ebene, gewöhnlich aber nur bis an deren Rand bringen konnten und von Rußland so sprachen, wie die heutigen Reisenden von einem Besuch der Eskimos oder der Jakuten. Namentlich war es der Engländer Giles Fletcher, der Verfasser des im Jahre 1591 in London erschienenen Buches: „Of the Russe Commonwealt“, welcher haarsträubende Dinge über die in Rußland herrschende Barbarei erzählte.

In Paris fiel mir einmal zufällig ein kleines, altes Büchlein in die Hände. Ich wandte die modrigen Blätter hin und her, und siehe da, ich

laß das erste größere, 1607 in Paris erschienene Werk eines Franzosen über Rußland. Es führte den Titel: *Estat de l'empire de Russie et du grand Duché de Moscovie*. Der Verfasser Jacques Margeret kam kurze Zeit nach Giles Fletcher nach Rußland und trat mit Entschiedenheit gegen die durch den Engländer in Schwang gebrachten Vorurtheile auf. In seinem Buche dämmert den Franzosen die früheste Erkenntniß, daß Moskowien vielleicht zu Europa gehöre. Margeret berichtet in der Widmung des Werkes, welches er dem König Heinrich dem Vierten zuwiegte, den Irrthum Derjenigen, „qui croyent que la Chrestienté n'a bornes que la Hongrie: Car ie puis dire avec verité que la Russie est l'un des meilleurs boulevards de la Chrestienté . . . Cét empire est plus grand, puissant, peuplé et abondant que l'on ne cuide . . . La puissance absoluë du Prince en son Estat le rend craind de ses Suiets.“ . . . Und Margeret schwelgt beinahe in Lobeserhebungen betreffs der politischen und militärischen Bedeutung des Landes, betreffs des Volkscharakters und der Sitten. Er giebt eine allgemeine Beschreibung des Zarenreichs und schildert ausführlich die letzten vier Regierungen; er erzählt von den kirchlichen Festen, von der eigenthümlichen Wasserweihe und der malerischen Osterfeier; er bespricht das Geschäftstreiben, das Hofleben, die Lebensart und Kleidung der Frauen, die Staatsfinanzen, das Militär, die Pferde, die damalige Hungersnoth; es fehlt auch nicht an Ausfällen gegen die Deutschen in Moskau. An einer Stelle erwähnt Margeret die Strenge, mit welcher darauf gesehen wurde, daß kein Richter oder anderer Beamte von den Parteien Geschenke annahm: „Wenn Einer von ihnen,“ erzählt der Reisende, „solch eines Vergehens beschuldigt und überführt wird, so muß er das Geschenk zurückstellen und außerdem eine Geldstrafe von fünfhundert, tausend oder zweitausend Rubel erlegen; sein ganzes Vermögen aber wird confiscirt. Ist der Verbrecher Einer, der nicht in Gunst steht beim Zaren, so wird er sogar mit Ruthen durch die Stadt gepeitscht, und man hängt ihm dabei einen Sack um den Hals, und in dem Sack befindet sich das Bestechungsmittel, dieses sei nun Gold oder Pelzwerk oder gefalzener Fisch. Und nach dieser Strafe wird der bestechliche Beamte in die Verbannung geschickt. Trotzdem nehmen die Beamten immerfort, und jetzt haben sie neue Mittel gefunden, um nehmen zu dürfen, ohne daß sie bestraft werden könnten: der Geber hängt nämlich die Geschenke an ein Heiligenbild in das Haus des Beamten oder drückt sie dem letzteren mit einem Ofterei beim Küssen in die Hand, wenn man Oftern feiert und sich Alles in Rußland kauft. . .“ O heiliges Rußland! . . .

Die zwei zuletzt genannten Bücher von dem Engländer Fletcher und dem Franzosen Margeret mögen auf die späteren Beziehungen der beiden westeuropäischen Völker zu den Russen nicht ohne Einfluß geblieben sein. Für Frankreich, das ihnen so sympathisch in Margerets Buch entgegenkommt, behielten die Russen eine eigene Neigung, während sie England stets kühl



gegenüberstanden. Russisch-französische Bündnisse, die allerdings selten lange anhielten, waren fast so zahlreich oder noch zahlreicher, als die beiden Länder Regierungen hatten. Von russisch-englischen Bündnissen ist indessen niemals ernstlich die Rede gewesen. Bald nach Margeret traten denn auch Rußland und Frankreich in unmittelbare Berührung.

### Die ersten Romanows und Ludwig XIII.

Michael Feodorowitsch, der erste Romanow, sucht des allerschönlichsten Königs Freundschaft. — Die ersten Gesandtschaften von Rußland nach Frankreich und umgekehrt. — Was man am französischen Hof von Moskau hielt. — Mögliche Annäherungsversuche von Seiten Frankreichs. — Der erste Vertrag. — Franzosen in Rußland zur Zeit des Zaren Alexej. — Russen in Frankreich. — Neuerliche russische Gesandtschaften nach Paris. — Ihre Aufnahme daselbst.

Als Michael Feodorowitsch, der erste Zar aus dem Hause Romanow, die Regierung übernommen hatte, schickte er 1615 den Diplomaten Iwan Kondirow nach Paris, um Ludwig XIII. seine Thronbesteigung anzuzeigen, die Freundschaft des französischen Königs und seine Geneigtheit zu einem Bündniß gegen Polen und Schweden zu gewinnen. Die Mission hatte aber kein günstiges Resultat.

Im 34. Bande des „Sbornik“ — des Magazins der Historischen Gesellschaft zu Petersburg — finden wir als Beilage ein Mémoire von einem Beamten des französischen auswärtigen Amtes, Le Dran, welches im Jahre 1726 verfaßt ist und die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich von 1613 bis 1718 behandelt. In dem Abschnitt „Traité de Moscou entre Louis XIII et Michel Fedorovits“ heißt es: „Die französische Regierung hatte Anderes zu thun, als sich um so entfernte Fürsten zu kümmern . . . Man erwiderte von Seiten Frankreichs die Versicherungen der moskowitischen Freundschaft insofern als nicht.“

Aber als man in Frankreich sah, daß Michael trotz der polnischen Intriguen auf dem Thron blieb, hielt es Ludwig XIII. doch für angemessen, den jungen östlichen Staat nicht länger zu ignoriren. Und vierzehn Jahre nach dem Erscheinen der zarischen Gesandtschaft in Paris, im Jahre 1629, erschien ein französischer Gesandter, Des Hayes Courmentin, in Moskau, um für den französischen Handel den freien Zug durch Rußland nach Persien zu erbitten, was kurz vorher den Engländern verweigert worden war. Als nämlich Louis XIII. den Des Hayes Courmentin nach der Levante sandte, gab er ihm Ordre, „de passer par la Moscovie et d'y négocier avec le Tzar un traité de commerce entre les deux nations.“ Der König schrieb dem Zaren einen Brief und bemerkte entschuldigend: „Die großen Kriege, die wir zu führen gehabt, haben uns verhindert, den zarischen Brief früher zu beantworten; aber wir wünschen in Zukunft zwischen beiden

Ländern und Regierungen die alten freundschaftlichen Beziehungen beizubehalten . . .“ Bei Ueberreichung dieses Briefes sagte der französische Bote:

„Seine Zarische Majestät ist das Haupt der morgenländischen Reiche und des rechtgläubigen Bekenntnisses. Louis, der König von Frankreich, ist das Haupt der Staaten im Südwesten Europas. Wenn Seine Zarische Majestät Freundschaft und ein Bündniß mit dem König schließen wollte, so würde Rußland damit sich nützen und seine Feinde schwächen. Der Kaiser von Deutschland hat sich mit dem König von Polen verbunden. Da ist es wohl erforderlich, daß sich der Zar mit dem König von Frankreich verbindet. Diese beiden Herrscher genießen überall Ruhm. Nirgends findet man Fürsten, die an Macht und Kraft und Weisheit ihnen gleichen. Und ihre Unterthanen gehorchen ihnen blindlings und sind nicht wie die Engländer und Brabanter, welche thun und lassen, was sie wollen. Die Engländer und Brabanter kaufen in Spanien Waaren und verkaufen sie den Russen zu unverschämt hohen Preisen. Die Franzosen aber werden den Russen Alles billig liefern.“

Des Hayes Courmenin fand am Zarenhof großes Entgegenkommen. Der Zar befahl seinen Beamten, die französischen Vorschläge anzunehmen, und es kam wirklich ein Vertrag zu Stande — das erste russisch-französische Bündniß, von welchem die Geschichte weiß.

Die wesentlichsten Punkte dieses Vertrages, der vorläufig hauptsächlich Handelsinteressen berücksichtigte, waren folgende:

„So wie es den Russen erlaubt ist, in Frankreich Handel zu treiben, so dürfen auch die Franzosen zu Wasser nach Archangelst oder zu Lande nach Nowgorod, Pskow und Moskau kommen und daselbst, gegen eine Abgabe von zwei vom Hundert, Handel treiben. Alle französischen Kaufleute sollen in Rußland eine vollkommene Gewissensfreiheit genießen und Geistliche ihres Glaubens bei sich halten dürfen. Um aber Aergerniß zu verhüten, bleibt der öffentliche römisch-katholische Gottesdienst untersagt. Wenn französische Kaufleute unter einander einen Streit haben, mischen sich russische Richter nicht darein. Wenn aber ein Franzose mit einem Russen in Streit geräth, so steht die Entscheidung dem russischen Richter zu. Französische Gesandte und Boten nach der Tartarei oder Persien sollen durch Rußland schnell befördert werden. Die persischen und mongolischen und alle orientalischen Waaren aber sollen von den Russen den Franzosen so billig geliefert werden, daß die Franzosen keinen Grund erhalten, diese Waaren anderswo zu suchen.“

Die letzte Klausel war schlau darauf gerichtet, den Franzosen einen unmittelbaren Verkehr mit dem Morgenland, dessen Erzeugnisse die Russen allein dem europäischen Markt vermitteln wollten, zu verwehren.

Die Erlaubniß, nach Rußland zu ziehen, ließen sich die Franzosen nicht zweimal geben. Schon nach wenigen Jahren, unter dem Sohn und Nachfolger des Zaren Michael, unter Alerex dem „Aufgeklärten“, war ein großer

Theil der ausländischen Vorstadt bei Moskau, — der sogenannten deutschen Sloboda, — von Franzosen bewohnt. In Nowgorod und in Tula wurden große Fabriken, ein Kupferwerk und ein Eisenwerk, die dem Staat viel nützten, von Franzosen betrieben. In Moskau selbst leitete ein Franzose etwas später, gegen Ende der achtziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, eine Schule, welche von den Söhnen der russischen Großen besucht war.

Zugleich begannen die Reisen der Russen in's Ausland, und insbesondere nach Frankreich. Bereits der Vorgänger der Romanows, der Zar Boris Godunow, hatte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts einige junge Leute zum Zweck des Studiums in's Ausland geschickt: vier nach Lübeck, fünf nach England, sechs nach Frankreich. Aber er hatte schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht: bis auf Einen kehrte keiner von den fünfzehn in die Heimat zurück; es gefiel ihnen im Ausland viel besser. Infolgedessen wurden solche Versuche wieder aufgegeben. Alexey nahm sie neu auf, allerdings noch in ganz geringem Maße.

Im Uebrigen waren die Beziehungen zwischen beiden Staaten ziemlich lose. „Die Entfernung, sowie die geringe Neigung, welche die Franzosen für einen Handel mit Moskau besaßen, waren die Ursachen, daß Frankreich die Verträge mit den Zaren nicht verlängerte,“ sagt Le Dran in dem früher erwähnten Mémoire.

Trotzdem häuften sich die Gesandtschaften von Rußland nach Frankreich und von Frankreich nach Rußland. Zar Alexey schickte zweimal Boten an Louis XIII.: im Jahre 1654 und 1668.

Das erste Mal, 1654, kamen die Russen an den französischen Hof, um dem König die Beweggründe auseinanderzusetzen, welche Alexey zu einem neuen Krieg gegen Polen veranlaßten, und um zugleich die Unterstützung Frankreichs bei diesem Vorhaben zu erbitten. Das andere Mal, 1668, suchten sie den französischen König für das Verlangen des Zarensohnes nach der polnischen Krone günstig zu stimmen; zugleich unterhandelte man 1668 neuerlich über ein Handelsbündniß, da das alte bereits die Kraft verloren hatte. An der Spitze der russischen Gesandtschaft von 1668 stand Peter Potemkin, von französischer Seite waren an den Unterhandlungen der Marschall Villeroi und der Finanzminister Colbert de Croissy betheiligt. Es wurde von den Russen ein ähnlicher Vertrag vorgelegt, wie derjenige, welcher unter Michael 1629 verabrebet worden war: Russen und Franzosen sollten in beiden Ländern Gegenseitigkeit genießen. Die Verhandlungen verliefen indessen ohne Resultat.

Während die nach Rußland kommenden Franzosen kraft ihrer intellektuellen und culturellen Vorzüge schnell Ansehen und Achtung gewannen, fanden die uncivilisirten Russen in Frankreich keineswegs angenehme oder freundliche, ja nicht einmal höfliche Aufnahme. Man sah ihrem Kommen nicht mit so enthusiastischem Jubel entgegen wie heutzutage; jubelte dagegen, wenn man sie wieder aus dem Land hatte. Sie benahmen sich ebenso

thöricht als ungeschickt, bald grenzenlos demüthig, bald grenzenlos übermüthig, und spielten in Paris, im Centrum europäischer Wohlstandigkeit, die kläglichen Rollen ungeschlagter Barbaren. So besonders 1681 und 1687. Die Mittheilungen über die Gesandtschaften, welche damals aus Rußland nach Paris kamen, lesen sich wie Scenen einer übermüthigen Operette . . .

### Die russische Gesandtschaft vom Jahre 1681.

Zar Fedors Gesandtschaft nach Frankreich. — Ungeschliffenheit und Uebermuth des Gesandten Potemkin. — Seine Aufnahme und Behandlung in Frankreich. — Wie er auf seinen „Respect“ hielt. — Audienz in Versailles. — Das Geschenk des Zaren an den König. — Wie sich die Russen die Bedeutung des königlichen Handkusses vorstellten. — Komisches Verlangen der Russen, nur mit dem König zu verhandeln. — Wie man sie foppen will. — Ihre endliche Nachgiebigkeit und Demuth. — Die Verhandlungen. — Die russischen Vorschläge. — Gleichgültigkeit der Franzosen. — Der Antwortbrief des Königs. — Kleinlichkeit und Wortklauberei der Gesandten. — Abschiedsaudienz. — Geschenke des Königs. — Resultat der Gesandtschaft. — Absicht der Franzosen, eine Gesandtschaft nach Rußland zu schicken. — Ihre fürchterliche Unkenntniß der russischen Verhältnisse. — Es kommt nicht zur Abreise der Gesandtschaft.

Zar Alexey war gestorben, im Jahre 1676. Sein kranker, schnell hinsiehender Sohn Fedor folgte ihm auf dem Throne. 1681 — der junge Fürst regierte also schon fünf Jahre — fiel es Fedor ein, eine Gesandtschaft nach Spanien, England und Frankreich abzuschicken, um diesen Ländern von seiner Thronbesteigung Kunde zu geben. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand derselbe Peter Potemkin, welchen wir vom Jahre 1668 kennen. Ueber seinen und seiner Mitreisenden Aufenthalt besitzen wir ein reiches Material. Dasselbe besteht zum Theil aus Documenten des Archivs des französischen Ministeriums des Auswärtigen, welche 1881 im „Sbornik“ erschienen, zum Theil aus einigen, von Professor Brückner in Dresden entdeckten und im 22. Bande der Russischen Revue mitgetheilten Papieren eines Dr. Laurentius Rinhuber, welcher unter Alexey in Rußland gewesen war und 1681 beim Empfang der russischen Gesandtschaft in Paris als Dolmetsch fungirte. Außerdem finden sich, von den allgemeinen Geschichtswerken über Rußland und Frankreich abgesehen, mehrere interessante Mittheilungen in der *Histoire générale de la diplomatie française* von Flasseau und in Galizyns Buch über Rußland im achtzehnten Jahrhundert.

Der vom Zaren Fedor dem Gesandten mitgegebene Brief, datirt vom 10. October 7189 — also 1680, denn die Russen zählten bis Peter dem Großen ähnlich wie die Juden —, wies zunächst auf die freundlichen Beziehungen der beiden Länder in früheren Zeiten, insbesondere unter Alexey, hin. Darauf machte der Zar dem König Ludwig XIV. Mittheilung von seiner (vor vier bis fünf Jahren) erfolgten Thronbesteigung und von seiner Absicht, dem Beispiel seines verbliebenen Vaters zu folgen und

mit den westeuropäischen Staaten freundschaftliche Beziehungen aufrechtzuhalten.

Der Titel des Zaren ist in diesem Brief stets mit allen Attributen angeführt, während der König immer nur kurz bezeichnet wird.

Die Ankunft und der Aufenthalt der russischen Gesandtschaft in Frankreich ergaben sonderbare Schauspiele. Peter Potemkin benahm sich wie ein tartarischer Abgesandter im Mittelalter, nicht wie der Bote eines Herrschers, der danach strebte, im europäischen Concert eine Stimme zu erlangen. An dem französischen Grenzzollamt weigerte er sich, seine Effecten visitiren zu lassen, indem er vorgab, daß der König Ludwig dadurch vor der Zeit erfahren würde, welche Geschenke der Zar ihm geschickt. Bei der Audienz in Versailles vermochte man Potemkin kaum zu bewegen, daß er und seine Leute vor dem König die Knie abnahmen. Dagegen verlangte der russische Gesandte, daß der König sich bei jeder Nennung des Zaren vom Thron erhebe und das Haupt entblöße.

Natürlich behandelten die Franzosen ihre Gäste insofgebessen ganz von oben herab. Rinhuber erzählt: „Die königlich französische Commissäre haben Potemkin auf der Reise von Calais bis Bourdeaux gar hart und possierlich tractiret . . . Der König hat ein groß Geld auf die russischen Gesandten spendiret, nämlich hundert Pistolen zu täglichen Dispens. Die Moskowiter zwar wären wohl zufrieden gewesen mit hundert Thalern, aber die Commissäre des Königs haben ihnen kein Geld gegeben, sondern die armen Moskowiter tractiret nach Plaisir.“

Am 28. März 1681 langten die Russen in Calais an und wurden feierlich empfangen. Ein Sieur Stolph, „gentilhomme ordinaire de la maison royale,“ begrüßte sie im Namen des Königs, während ein Sieur de la Garde als ihr Maitre d'hôtel bestimmt war, um für ihre Lebensbedürfnisse während ihres ganzen Aufenthaltes in Frankreich zu sorgen, „parce que le grand Duc de Moscovie défraye ordinairement les ambassadeurs dans ses états.“ Unter Trompetenklang und Zimbalbegleitung reisten die Gesandten von Calais weiter. An allen Orten, die sie passirten, trat bei ihrem Eintritt und ihrer Abreise die Garnison unter die Waffen, spielte Musik, und die Stadtvertretungen bewillkommten sie mit Wein und Schnaps.

Eine nette Scene spielte sich in Hëlène ab. Die Russen bewunderten dort das Manöver zweier Compagnien Schweizer. Potemkin war so entzückt, daß er einen Thaler „zum Bertrinken“ auswarf. Der französische Begleiter wollte die Münze den Trommlern geben, allein Potemkin rief sehr laut, daß diese Summe nicht bloß an die Trommler, sondern an alle Offiziere und an alle Soldaten beider Compagnien zu vertheilen sei.

Nachdem die Russen in Beaumont die erzählte Zollscene überstanden hatten, langten sie in St. Denis an, wo sie zehn Tage blieben. Hier begrüßte sie im Namen des Königs Bonnevil, „Introduiteur des ambassadeurs“. Am 30. April kam der Marschall d'Estrées, um sie nach Paris

in's Gesandtschaftshôtel zu bringen. Die Russen empfingen ihn an der Treppe, gaben ihm die Hand, führten ihn in ihre Appartements, schoben ihm ein Fauteuil herzu. Nach kurzer Conversation bestieg man königliche Karossen und fuhr nach Paris.

Am 5. Mai benachrichtigte Bonnevill die Gesandten, daß der König ihnen bloß eine einzige Audienz bewilligen würde, daß sie weder die Königin, noch den Dauphin sehen könnten und daß sie über die Vertragsbedingungen nur mit einem Commissär, Monsieur Colbert de Croissy, verhandeln müßten, obgleich ihnen 1668 mehrere Commissäre bewilligt worden waren und sie auch diesmal die gleiche Zahl verlangt hatten. Tags darauf erschienen der Marschall d'Estrées und Bonnevill, um die Gesandten in königlichen Karossen nach Versailles zur Audienz zu bringen. Während die Russen in St. Denis den Franzosen freundlich entgegengegangen waren, hielten sie diesmal, wie Rinhuber in seinem an den Kurfürsten von Sachsen gerichteten Memorandum berichtet, auf ihren „Respect“. Peter Potemkin begehrte, der Marschall d'Estrées möge die Treppe heraufkommen und ihn abholen. Der Marschall ließ durch Rinhuber, der sich als Dolmetsch im Gefolge der Franzosen befand, entgegen: „Der Gesandte soll nur herunterkommen, er weiß ja, daß ich im Namen des Königs komme!“

Der Russe weigerte sich lange, aus seinem Gemach herauszukommen. Endlich trat er bis an die Spitze der Treppe vor. Rinhuber sagte im Namen des Marschalls: „Ihr müßt wohl hinunter“ und führte Potemkin halb mit Zwang hinab. Der Russe blieb aber auf jeder Stufe stehen, um wenigstens so seine Würde zu wahren; es dauerte eine Viertelstunde, bis er unten war. Der Marschall wurde ungeduldig, und als er den Gesandten endlich auf der letzten Stufe sah, zögernd und verlangend, daß d'Estrées zum Mindesten in's Haus eintrete, streckte der Letztere die Hand durch die Thür und zog Potemkin mit einem schnellen Ruck hinaus. Nachdem der Russe noch unendlich viel gebetet hatte, auf daß sein Vorhaben von Gelingen begleitet würde, fuhr man nach Versailles. Kaum kam das Schloß in Sicht, fing Potemkin von Neuem an, sich zu bekreuzigen und zu beten. Die Franzosen staunten darob und sagten: „Seht, er betet das Schloß an!“ In Versailles waren die französischen Garderegimenter und die Schweizer unter Waffen und in Gala. Potemkin bekreuzigte sich fort und fort.

Man führte die Gesandten in's Schloß. Der König saß auf dem Thron, umgeben von dem Dauphin und den Herren seines Hofes; auch die Königin, die Gemahlin des Dauphins, sowie andere Damen waren anwesend, aber incognito. Beim Eintritt der Russen erhob sich der König vom Thron, lüftete einen Augenblick seinen Hut und setzte sich dann wieder. Potemkin begann seine Rede auf Russisch, verstummte aber plötzlich. Rinhuber als Dolmetsch fragte ihn auf Russisch, weshalb er nicht weiter spreche.

Potemkin sagte: „Ich nenne den Namen des Zaren, und der König erhebt sich nicht, nimmt auch nicht den Hut ab.“

Rinhuber antwortete: „Der König hat ja schon seine außerordentliche Ehrerbietung bezeugt, als Ihr eintratet; er versteht es nicht, wenn Ihr den Namen des Zaren in Eurer Sprache nennet.“

Der König war aufmerksam geworden und fragte Rinhuber: „Ce que c'est que le Moscovite parle?“ Rinhuber erklärte es. Darauf erwiderte der König: „Après!“ Potemkin sprach nun weiter. Und als er geendigt hatte — den Inhalt des Briefes kennen wir bereits, — stand der König wirklich auf, zog den Hut, empfing freundlich die Briefe des Zaren und übergab sie dem Minister Colbert de Croissy, mit welchem die Russen unterhandeln sollten. Potemkin ließ darauf durch „hundert Schweizer“ dem König die als Geschenk des Zaren mitgebrachten Zobelfelle überreichen und bat, „dieses kleine Geschenk nicht als Geschenk, sondern als Früchte zu betrachten, welche Rußland für den französischen König hervorgebracht.“ Nun rief der König den Gesandten und zwölf Personen aus seiner Begleitung zum Handfuß. Potemkin bat, es möchten auch die übrigen Russen zum Handfuß zugelassen werden, der König aber schlug diese Bitte ab. Potemkin war darüber betrübt, er betrachtete es als eine Ungnade und meinte: „Der König thut es darum, weil er nicht allen meinen Leuten etwas verehren will. Diejenigen, welche die Hand des Königs geküßt, werden Geschenke bekommen, die Anderen nichts . . .“

Nach der Audienz führte man die Gesandten zu einem Diner. Bei demselben weigerten sie sich, auf des Königs Gesundheit zu trinken, bevor die Franzosen die Gesundheit des Zaren ausgebracht; so geschah Beides nicht. Nach Tisch sollten die Gesandten zur Konferenz zum Minister Colbert de Croissy. Potemkin aber sagte: „Nein, ich gehe nicht, ich habe Ordre, nur mit dem König zu unterhandeln; ich werde nur in's Haus des Königs zur Konferenz kommen!“ . . . Die Franzosen sagten: „Colbert wohnt ja im Königshaus!“ Potemkin schickte einige seiner Leute, nachzuschauen, wo Colbert wohne. Nun befanden sich die Appartements des Ministers in einem von der königlichen Wohnung durch eine Barriere getrennten Schloßflügel. Die Boten kehrten zurück und meldeten ihrem Herrn: „Colberts Haus ist nicht das Haus des Königs; um zu Colbert kommen, muß man vom Königshaus wohl zweihundert Schritte unter freiem Himmel gehen!“

Potemkin ging also nicht. Colbert wartete und wartete, die Russen kamen nicht. Sie waren in ihr Hôtel nach Paris zurückgekehrt und höchst unzufrieden und klagten über ungebührliche Behandlung. Am andern Tag kam Bonnevil zu ihnen und forderte sie auf, zur Konferenz bei Colbert zu erscheinen. Potemkin antwortete: „Ich will nur im Conseil des Königs conferiren!“ — Bonnevil: „Das kann nicht sein!“ — Potemkin: „So begehre ich wenigstens, vor der Konferenz des Königs klare Augen zu sehen; dann erst will ich mit Colbert conferiren.“ — Bonnevil: „Der König wird bei der Konferenz nicht zugegen sein. Entschließt Euch, morgen zu Colbert zu kommen! Wollt Ihr das nicht, so wird man Euch den königlichen

Antwortsbrief morgen in's Haus senden, und Ihr könnt abreisen.“ Darauf gaben die Russen nach und sagten: „So wollen wir denn doch kommen.“ Am 8. Mai begaben sie sich alsdann in königlichen Karossen wiederum nach Versailles. Man hatte hier unterdessen beschlossen, daß ihrem Wunsch, den König vor der Conferenz wenigstens zu sehen, entsprochen würde. Aber man ließ sie ziemlich lange warten. Endlich wurden sie in den Audienzsaal gerufen. Rinhuber erzählt als Augenzeuge: Potemkin fing da an vor Freuden zu weinen, sagend: „Der König weiß gar wohl, daß wir nichts mehr begehren, als seine klaren Augen zu sehen.“ Riefen also geschwind die Stiegen auf und vergaßen alles Leides, weil sie den König sehen sollten. Der König ging aus seinem Cabinet, sah die Gesandten freundlich an, grüßte, fragte, ob sie wohl zufrieden wären. Antwort: „Sehr wohl, aber Ihrer Majestät Gegenwart und klare Augen sind uns lieber als alle großen Tractamenten.“ Der König: „Sie belieben bei Colbert zu gehen zur Conférence, car c'est notre bon plaisir.“ Antwort: „Gar gern!“ . . .

Nun begaben sich die Gesandten zu Colbert de Croissy und unterhandelten über einen Handelsvertrag. Die Conferenz dauerte zwei Stunden. Die Russen sprachen den Wunsch aus, daß französische Kaufleute nach Archangelsk, „dem einzigen Hafen Rußlands,“ kommen und dort zur Sommerszeit, in den Monaten Juni, Juli und August, „beliebige Waaren gegen Goldmünzen und Thaler“ einkaufen möchten. Auffallend ist, daß entgegen den früheren Vertragsvorschlägen, bei denen stets die Gegenseitigkeit betont wurde, diesmal nur vom Handel der Russen nach Frankreich die Rede war.

Die Franzosen hörten die Vorschläge freundlich an, machten aber keine Anstalten, auf dieselben einzugehen. Sie versicherten die Russen in dem Antwortbrief des Königs ihrer Freundschaft und ihres Wohlwollens und gaben der Hoffnung Ausdruck, daß etwaige Handelsbeziehungen beiden Ländern Nutzen bringen würden, bemerkten auch, daß etwa nach Rußland reisende Franzosen daselbst frei ihre Religion sollten pflegen dürfen, — was indeß die übrigen Vorschläge der Gesandten betraf: „so müßte man erst die thatsächliche Anknüpfung commerzieller Beziehungen abwarten, die Wünsche der französischen Kaufleute, welche überhaupt nach Archangelsk reisen wollten, anhören; dann erst könnte die französische Regierung auf die freundlichen Vorschläge der russischen näher eingehen“. . . . Dieser Antwortsbrief bot den Russen übrigens auch äußerlich neuen Anlaß zur Unzufriedenheit, zu kleinlichen Ausstellungen und Recursen. Der Ueberschriftstitel war: *Au très-haut, très excellent et très-puissant Seigneur Tzar et Grand Duc Theodore, fils d'Alexis, autocrateur de toute la grande, petite et blanche Russie*, — und so fort, ganz genau wie die Gesandten es verlangt hatten. Im Text des Briefes aber war der Titel bei Erwähnung des Zaren gekürzt und statt dessen auch einige Male bloß „nostre cher frère“ gesetzt; ferner stand manchmal statt „vostre



Maiesté Tzarée“ bloß „vostre Maiesté“. Obgleich der König sich selbst mit einem einfachen „nous“ begnügt hatte, fanden die Russen es doch nicht für angemessen, daß der zarische Titel hier und da gekürzt worden war, und machten dem Minister Colbert de Croissy Vorstellungen darüber; zum Mindesten sollte statt „vostre Maiesté“ immer stehen: „vous grand Seigneur Tzar“ oder „vostre Maiesté Tzarée“. Colbert antwortete: „Es ist nicht Sitte, was Ihr verlangt.“ Potemkin entgegnete: „Es muß sein, es kostet mir sonst den Kopf“ — und er hatte nicht Unrecht; denn die Zaren bestraften grausam ihre Gesandten, die ihrem orientalischen Anspruchsübermuth nicht vollen Respekt zu verschaffen gewußt. Die Franzosen verlachten die Kleinlichkeit der Russen und sagten ihnen: „Ihr Moskowiter seid doch wunderliche Leute. Der König setzt in seinem Brief den ganzen Titel des Zaren zweimal, seinen eignen Titel aber setzt er gar nicht, er sagt auch nicht einmal „Roy“, auch nicht „Nostre Maiesté“, sondern nur „nous“. Ihr könnt daraus ersehen, wie viel Fehler Ihr in Euren Schreiben an die europäischen Potentaten begeht, da ihr immer den ganzen Zarentitel umständlich setzt und immer genau wiederholt!“ — „Ja,“ entgegnete Potemkin, „das ist etwas Anderes; denn unser Zar ist mit Keinem zu vergleichen.“ Potemkin bestand so fest auf seinem Verlangen, daß der Brief zurückgenommen und ein neuer ausgefertigt werden mußte. Da ergab sich ein neues Malheur. Potemkin behauptete nämlich, das Pergament des zweiten Briefes wäre kleiner, als das des ersten. Colbert sagte: „Es ist ein eben so großes Pergament als das vorige, nur vom Schreiber in kleinere Form gefaltet.“ Damit ward Friede!

Nach dem Abschluß der Verhandlungen wurden die Russen in der Stadt und der Umgebung umhergeführt. Die Gartenanlagen und Wasserwerke in Versailles erregten das besondere Entzücken der Fremden, und Potemkin äußerte: „Und wenn auch Salomo wiederkommen sollte, würde er doch dies Alles nicht besser anordnen können, als der König von Frankreich.“ Dieses Wort wurde dem König hinterbracht, und daß sein Versailles selbst den Russen solche Bewunderung abgenöthigt, versöhnte ihn einigermaßen mit dem barbarischen Benehmen der Gäste, welches ihm gar manche Unannehmlichkeit bereitet hatte. Und eine Folge der so geschmeichelten Eitelkeit des Königs war es gewiß, daß Potemkin, im Gegensatz zu der fast verächtlichen Behandlung, welche ihm während seines ganzen Aufenthaltes in Paris zu Theil geworden war, wenigstens einen ehrenvollen Abgang gewann. Der König empfing ihn am 11. Mai in feierlicher Abschiedsaudienz, überreichte ihm eigenhändig ein freundschaftliches Schreiben an den Zaren und verehrte ihm und seiner Begleitung kostbare Geschenke. Dieselben bestanden nach Rinhuber für Potemkin: „in des Königs Porträt in einer guldernen Schatull mit schönen Diamanten versetzt; Gold- und Silberstücken zu Kleibern und Tapeßereien, um eine Saaltafel und Stühle zu bekleiden“, Aehnliches bekamen Potemkins Sohn und der Diplomat Stephan Wolkow.

der ein herrorragendes Mitglied der Gesandtschaft war. Die übrigen vornehmen Russen bekamen goldene und silberne Denkmünzen: „dreimal mehr,“ sagt Rinhuber, „gab der König, als die Russen an Jobelin geschenkt, daß es recht heißt nach dem italienischen Sprichwort: Chi dona caro vende si non sia villano quelle chi prende.“

Am Schluß seines Memorandums an den sächsischen Kurfürsten bemerkt Rinhuber: „Ob der König wohl mit denen Gesandten allerdings nicht zufrieden gewesen, wird er doch einen Envoyé nach Moskau abfertigen.“ Dies beruhte auf guter Information. Denn in Frankreich dachte man im Jahre 1683 wirklich an die Entsendung eines Gesandten nach Rußland, aber nur, um im Interesse Dänemarks und Kurbrandenburgs ein Bündniß gegen Schweden zu Stande zu bringen; dies erhellt klar aus dem im 34. Bande des „Sbornik“ enthaltenen Memoire, welches als Instruction für den in Aussicht genommenen Gesandten de la Piquetierre bestimmt war. Aus dieser Instruction ergibt sich aber auch, daß man in Frankreich vor zweihundert Jahren gar keine Kenntniß der politischen Zustände Rußlands, keine Kenntniß von den Umwälzungen hatte, welche damals das Zarenreich erschütterten. Man wußte wohl, daß der Großfürst und Zar Fedor gestorben waren; aber wer jetzt in Rußland regierte, das stellte man sich nicht recht vor. „Sr. de la Piquetierre,“ sagt die Instruction, „y trouvera un gouvernement certain auquel il pourra s'adresser —.“ Man mußte ungefähr, „daß ein jüngerer Bruder des verstorbenen Zaren Fedor an Stelle eines älteren von den Großen des Reiches unter Wirren auf den Thron gehoben worden war,“ aber man kannte nicht die Namen dieser Weiden und ahnte augenscheinlich gar nichts von der Regentin Sophie, die damals die wirkliche Herrscherin war. Der König wollte reiche Geschenke für „den Großfürsten“ (man wußte ja nicht, daß Iwan und Peter gemeinsam regierten) mitschicken. Die Geschenke betrachtete man „comme une chose nécessaire“ für das Gelingen der Reise des Herrn de la Piquetierre. Diesem wurde auch eingekauft, dem Patriarchen gleiche Aufmerksamkeit zu widmen und ihm ebenso kostbare Geschenke zu überreichen, wie dem Großfürsten. Aber wie der oder richtiger der Zaren Namen, war auch der des Patriarchen in Frankreich unbekannt. Der König ließ deshalb in seinem Schreiben die Stellen für diese Namen frei, „damit sie von de la Piquetierre nachträglich eingefügt würden, sobald er sie erfahren“. Zum Schluß der Instruction für den muthmaßlichen Gesandten spricht der König den Wunsch aus, daß de la Piquetierre von Allem, was sich im fremden Land ereignen würde, von allen Sitten des Volkes, von den Neigungen und der Begabung der Fürsten und der Minister, von den Städten, wo er verweilen, und von allen Personen, mit denen er verkehren würde, einen genauen Bericht senden sollte. Aus alledem ist zu ersehen, wie langsam die Lust zur Verbindung mit Rußland wuchs. Man betrachtete in Frankreich Rußland noch immerfort als einen ganz barbarischen Staat, dessen Lage im weiten Osten weder zu Freundschaft

reizte, noch Feindschaft fürchten ließ, dessen Bekanntschaft wohl zuweilen von der Neugier, nicht aber von einem ernstern Interesse verlangt wurde. Man überlegte es sich auch lange, ob man wirklich einen Gesandten nach Rußland beordern solle, und fand es schließlich für unnütz; die projectirte Reise des Sr. de la Biquetierre unterblieb.

### Die ersten Franzosenfreunde in Rußland.

Zarewna Sophia und ihr Günstling Galizyn. — Ihre Vorliebe für Frankreich. — Franzosen am Hofe zu Moskau. — Der heilige Bund gegen die Türken. — Russische Gesandtschaft nach Paris. — Die Gesandten Dolgoruchy und Myschegh. — Komische Ankündigung ihrer Ankunft. — Sonderbares Willkommen an der französischen Grenze. — Die Gesandten als Schächerer und Messerhelden. — Maßreglungen der französischen Regierung. — Weigerung des Königs, die Gäste zu empfangen. — Gnade vor Recht. — Frechheit der Gesandten. — Man hungert sie aus. — Ihre Entfernung aus Paris nach St. Denis. — Endliche Verhandlungen. — Verzeihung des Vorgefallenen. — Resultat der Gesandtschaft. — Hetzlehr. — Mißmuth der russischen Regierung. — Abbruch der Beziehungen zu Frankreich.

Merkwürdigerweise war es gerade in jener Zeit, daß Rußland eine seiner franzosenfreundlichsten Epochen hatte. Unter der damals im Namen ihrer minderjährigen Brüder Iwan und Peter den russischen Staat lenkenden Regentin Sophie, deren Existenz man in Frankreich nicht einmal ahnte, war Frankreichs Ansehen im Zarenreich so außerordentlich bedeutend wie kaum je. Der Allmächtige im russischen Staate war der Rnjäs Wassily Wassiljewitsch Galizyn, der zwar ein nicht mehr junger Mann und Familienvater war, aber mit der Zarewna in einem intimen Verhältniß stand. Dieser Galizyn, ein gebildeter Herr, der himmelhoch über seine zeitgenössischen Landsleute ragte, war ein Franzosenschwärmer heißester Art. Man sagte von ihm sogar, daß er „ein französisches Herz“ unter dem russischen Rock trug. Vor dem Genius Ludwigs XIV. beugte er sich tief, und sein Sohn mußte das Bild des französischen Königs Tag und Nacht auf der Brust tragen, wie uns der zeitgenössische französische Jesuit Avril in seinem Reise-  
werk erzählt hat. Jeder, der als Franzose am Hof zu Moskau erschien, konnte bei dem Fürsten Galizyn eines freundlichen Empfanges sicher sein. Bei ihm fand auch der französische Schweizer Lesfort Aufnahme und Gönnerschaft, jener Lesfort, welcher nach dem Sturze seines Protectors als Lehrer und Freund Peters des Großen Galizyns Rolle zu spielen berufen war. Der Diplomat de la Neuville, welcher 1689 nach der Kremlstadt kam — wie manche Leute glauben: als französisch-polnischer Agent — bemerkt in seiner 1699 erschienenen Relation curieuse de la Moscovie über seinen Empfang am Zarenhof: „Ich wurde als Franzose so freundschaftlich aufgenommen, daß ich bei einem italienischen Fürsten zu sein glaubte,“ und er nennt Galizyn „einen der gebildetsten und geistreichsten Magnaten von

Europa.“ Und wie Galizyn, so dachte die Zarewna Sophia. Kecken Muthes war sie aus der Enge des Frauengemaches in die helle Welt getreten und berauschte sich an den Blüthen westlicher Bildung. Besonders aber verehrte sie die französische Cultur und liebte sie die Literatur Frankreichs, und auf der von ihr nach dem ersten russischen Muster ihres Vaters Alerex eingerichteten kleinen Bühne im zarischen Palast wurde „Der eingebildete Kranke“ von Molière gar häufig dargestellt.

Sophia ging mit dem Plan um, einen heiligen Bund zwischen Rußland, Polen, Venedig und Oesterreich gegen die Türken und Tartaren zu gründen. Es war nur natürlich, daß sie auch Frankreichs Mitwirkung erstrebte und deshalb 1687 nach Frankreich eine Gesandtschaft schickte, um Ludwig XIV. in ihren Kreis zu ziehen. Voltaire, in seiner Geschichte Rußlands, lobt Galizyn um dieser Gesandtschaft willen. Aber politisch klug war diese Idee nicht. Sie zeigt bloß, wie wenig richtige Kenntniß von der Weltlage man in Moskau besaß. Dem allerchristlichsten König stand der Sinn nämlich keineswegs nach einem Krieg mit den Türken. Der allerchristlichste König war ja der Verbündete Mohammeds IV., welcher damals Wien zu belagern unternahm, während Ludwig die dadurch wahrscheinlich entstehende Verwirrung zu seinem Zuge nach Luxemburg benützen wollte. Und nun kommen diese sonderbaren Moskowiter und wollen den Oesterreichern beistehen und stellen gar die lächerliche Zumuthung an ihn, daß er, der allerchristlichste König, sich gleichfalls gegen die Türken wende. Und dabei waren die Gesandten Sophias durchaus keine so verlockenden Vertreter des Zarenreichs, um in Ludwig etwa die Qual der Wahl zwischen einem Bündniß mit Rußland oder der Türkei hervorzurufen . . . Was Wunder also, daß die Gesandtschaft vom Jahre 1687 womöglich noch kläglicher verlief als die vom Jahre 1681? Zwar bemerkt Voltaire: „L'Académie des Inscriptions célébra par une médaille cette ambassade comme si elle fut venue des Indes.“ Allein in Jversens „Médailles Peters des Großen“ ist von einer solchen Ehrung der russischen Gesandtschaft vom Jahre 1687 nichts erwähnt. Und auch sonst wissen wir aus glaubwürdigen Quellen, daß man die Russen in Paris nicht gerade ehrerbietig, sondern verächtlich und als den Franzosen durchaus unebenbürtig behandelte. Allerdings hatte das tölpelhafte oder zumindest höchst ungeschickte Betragen der beiden Diplomaten Dolgorucki und Myschekski nicht wenig Schuld daran. Der früher erwähnte Le Dran und ein französisches, im 34. Bande des „Sbornik“ mitgetheiltes amtliches Actenstück: „Mémoire touchant la conduite qu'ont tenue en France les ambassadeurs de Moscovie“ geben uns erschöpfende Aufklärung über die sonderbare Art und Weise, wie die Russen in Frankreich aufzutreten und das Ansehen ihres Vaterlandes zu schänden wagten.

Von Holland aus sandte Dolgorucki, der Chef der Mission, einen Courier an den König nach Versailles. Dieser Courier — „un valet

insolent ou mal avisé,“ nennt ihn das französische Actenstück — wollte sein Schreiben nur dem König eigenhändig übergeben. Man zankte sich zwei Tage lang mit ihm herum und stellte ihm vor, daß er seinen Brief dem Staatssecretär für auswärtige Angelegenheiten abliefern müßte; vergebens, er wollte nur zum König, und so mußte man ihn wegschicken, ohne den Brief zur Kenntniß genommen zu haben.

Trotz dieser etwas sonderbaren Ankündigung ihres Nahens wollte der König den zarischen Gesandten alle Ehren zu Theil werden lassen, „welche man den Repräsentanten gekrönter Häupter zu beweisen verpflichtet ist.“ Raum waren also die Gesandten an der Grenze in Dünkirchen angelangt, so wurden sie von einem Sr. Torff im Namen des Königs begrüßt. Neben der ehrfurchtsvollen Begrüßung hielt Torff es aber auch für nothwendig, den Russen zu bemerken: „Lenket Eure Schritte lieber nicht nach Frankreich, falls Ihr die Absicht habt, gleich Euren Vorgängern die bestehenden Landesgesetze zu ignoriren.“ Die Russen schworen feierlich, alle Vorschriften genau zu beobachten und keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben. Und kaum hatten sie die Grenze überschritten, so brachen sie schon ihr Versprechen. Man hatte an der Grenze ihre Bagage mit Zollplomben versiegelt, welche erst in Paris von königlichen Beamten gelöst werden durften. Die Gesandten aber rissen schon in St. Denis die Plomben eigenmächtig herab und begannen mit den für den französischen Hof mitgebrachten Geschenken einen schwunghaften Handel . . . Hierbei muß man aber zur Entschuldigung der Gesandten bemerken, daß ihr eigentliches Vergehen nicht gar so ungeheuerlich war: Die moskowitische Regierung pflegte ihren Gesandten wenig Geld mitzugeben, dafür aber kostbare Stoffe, Pelze und allerlei Waaren; durch deren Veräußerung mußten die Gesandten ihre Bedürfnisse bestreiten. Daß man in Frankreich für derartige Gebräuche kein Verständniß hatte und über die „feilschenden Gesandten-Händler“ spottete, ist begreiflich . . . Die Finanzpächter jammerten über die Verletzung der Zollgesetze seitens der Russen, und der König, erzürnt über dies Treiben, ließ die Fremden schleunig nach Paris bringen, um weitere Skandale zu verhüten. In Paris wurden die Russen zwar vom König empfangen; allein sofort nach der Audienz kam ein königlicher Bote zu ihnen und verbot ihnen die etwaige Fortsetzung ihres Handels in Paris. Der königliche Bote wurde indessen von den lieben Gästen nicht bloß beschimpft, sondern sogar mit Ermordung bedroht und vermochte sich kaum zu retten. Welches Aufsehen machte dies barbarische Benehmen! Nun weigerte sich der König, die Gesandten nochmals vor sein Angesicht zu lassen — „La Majesté ne crut pas qu'il fût convenable à Sa dignité d'honorer d'une seconde audience des ministres, qui s'étaient rendus si indignes par leur mauvaise conduite.“ Um aber zu beweisen, „combien il considérait les czars, leurs maîtres,“ schickte der König den Gesandten kostbare Geschenke. Die Russen hatten keine Ueberhebung genug, die Beleidigten zu spielen und die Geschenke zurückzuweisen.

Darauf ließ der König die ihm vom Zaren zugekommenen Geschenke ebenfalls zurückstellen und befahl, die Gesandten sofort nach Dünkirchen zurückzuführen. Torff brachte ihnen diesen Befehl. Die Wagen und Pferde warteten schon vor dem Thore des Gesandtenhotels. Die Russen aber erklärten, nicht abreisen zu wollen. Wenigstens nicht, bevor der König sie in einer zweiten Audienz feierlich und ehrenvoll empfangen hätte. . . . Man griff nunmehr zu ernstern Maßregeln, um die unangenehmen Gäste loszuwerden. Man entfernte die französische Dienerschaft aus ihrer Umgebung, man nahm ihnen alle Möbel und verweigerte jede fernere Sorge für ihren Unterhalt. Da endlich wurden die Russen nachgiebig und demüthig.

Die französische Regierung ließ es indessen nicht zum Aeußersten kommen. Sie verbannte die Gesandten bloß aus dem Weichbild der Hauptstadt und ließ sie nach St. Denis bringen, wo alsdann am 1. September 1687 die Verhandlungen stattfanden. Nach denselben wurde den Russen trotz des Vorgefallenen sogar noch eine zweite Audienz in Versailles gewährt. Der König bewies sich edelmüthig verzeihend, „gab ihnen alle möglichen Zeichen seiner Achtung für die Zaren und verehrte den Boten Rußlands die kostbarsten Stoffe seines Königreichs als Geschenk,“ bewirthete die Gesandten zum Abschied und ließ sie endlich ehrenvoll nach Havre geleiten und mit einem französischen Schiffe bis an die Grenze Spaniens bringen.

Dieses Wohlwollen war aber doch nur äußerlich und erzwungen und sticht um so schärfer ab von dem ganzen Verlauf der Gesandtschaft und von dem elenden Fiasko der Verhandlungen. Auf das Verlangen der Russen, daß König Ludwig am heiligen Bund gegen die Türken theilnehme, antwortete der Minister Colbert de Croissy: „Der König empfindet große Freundschaft für die Zaren und billigt ihr Unternehmen gegen die Türken. Er hat bei vielen Gelegenheiten bewiesen, wie aufrichtig bestrebt er ist, dem christlichen Namen Ruhm und Ehre zu verschaffen. . . . Aber er müßte ebenso unklug sein, als er weise ist, wenn er sich mit den anderen christlichen Fürsten gegen die Türken verbinden wollte. Er ist es nicht gewohnt, ohne gerechte Gründe Krieg anzufangen. Er fürchtet übrigens, den französischen Handel in der Levante zu ruiniren, wenn er mit der Türkei Krieg anfangen würde. . . .“

Dolgoruckj erwiderte darauf: „Auch meine Herren, die Zaren, lebten in Frieden mit den Türken. Aber wo es sich um den Ruhm des christlichen Namens handelt, braucht man nicht Rücksicht auf Verträge zu nehmen. So zögerten die Zaren nicht, den Türken anzugreifen.“ — Und bezüglich des französischen Handels meinte der russische Gesandte: Frankreich könnte ja nach der Besiegung der Türken den Handel im Orient mit jenen aufrecht erhalten, welche den Türken in der Herrschaft folgen würden. Als diese Nachfolger der Türken wünschten die Russen wohl schon damals sich selbst. . . . Aber Croissy verneinte noch entschiedener, und Dolgoruckj konnte nur die Zusicherung erhalten, daß der König die Verbündeten — nicht stören würde.

Auch über die Verbindungen volkswirthschaftlicher Natur zwischen Rußland und Frankreich ward gesprochen. Die Franzosen zeigten sich auch in diesem Punkt ebenfalls sehr zurückhaltend. Nur Eines bemerkte Croissy: ob französische Missionäre, die nach China reisen wollten, freien Zug durch Rußland haben würden? Er habe gehört, sagte er, daß von Taboul — oder Tobolsk — der Hauptstadt Sibiriens, alle sechs Monate Karawanen nach Peking reisten; die Zaren möchten erlauben, daß die französischen Missionäre mit diesen Karawanen ziehen dürften, denn der Weg durch Rußland sei viel kürzer und sicherer als über das Meer. Dolgorucki erwiderte: Er habe zwar diesbezüglich keine Instruktionen, zweifle aber nicht, daß Unterthanen des Königs von der russischen Regierung auf jede nur mögliche Weise in Rußland gefördert und beschützt werden würden.

Er irrte indessen.

Die Aufnahme, welche die russischen Gesandten, allerdings hauptsächlich durch ihre eigene Schuld, in Frankreich gefunden hatten, verletzte in Moskau schwer.

Ach, das war ein starker Stoß in die von Franzosenliebe geschwellte Brust Galizyns! Und als in kurzer Zeit darauf die französischen Jesuiten Aoril und Beauvolier nach Moskau kamen, um durch Rußland nach China zu reisen, wurde an ihnen eine schwere Vergeltung geübt. Man gestattete ihnen nicht die Weiterreise und klagte bitter über die Schmach, welche Ludwig den russischen Gesandten zugefügt hatte. Wenn Aoril trotzdem, wie früher bemerkt, in seinem 1693 erschienenen hochinteressanten Buch über seine Reise in Rußland den Fürsten Galizyn nur in Worten des Lobes und der Achtung erwähnt, so beweist dies, daß der Knjäs Galizyn trotz alledem und alledem ein unverbesserlicher Franzosenfreund geblieben war. Und er hätte damals durch etwas Ausdauer und viel Demuth möglicherweise doch noch den Sinn des großen Ludwig geändert — wenn er Zeit dazu gehabt hätte. . . .

Aber seine Uhr war abgelaufen.

Peter der Große betrat den Plan der Weltgeschichte — und der war kein Freund Frankreichs! . . .

(Schluß folgt.)





## Maiblümchen.

Eine Künstlernovelle.

Von

Carl Petersen.

— Blainville. —

### I.

**D**ie Kastanienbäume in den Champs-Élysées hatten ihre rothen und weißen Lichter aufgesteckt. Im Strahl der Maisonne lag die herrliche Fahrstraße, welche vom Eintrachtsplatze aus schnurgerade das weltberühmte Eden der Pariser durchschneidet. Auf und nieder wogte zur Linken, zur Rechten im Schatten der Baumkronen eine bunte Menge, während auf dem breiten Straßenbamme ein Hin- und Hergewirr glänzender Equipagen und glanzarmer Miethwagen herrschte, wie es an schönen Lenztagen die nach dem Bois hinausführende Straße selten nicht aufweist. Und auf allen Ruhebänken, die amtliche Fürsorge den Lustwandelnden an der Großen Avenue errichtet, war es angefüllt des wirren, bunten Treibens ein lustiges, vergnügtes Mustern.

Für den neumodisch gekleideten, schlankwüchsigen Jüngling nur, der hart an der Auffahrt vor dem Portale des Industriepalastes auf einer Ruhebank Platz genommen hatte, schien das anziehende Schauspiel keinen Reiz zu haben. Den rechten Ellenbogen auf's Knie, das von einem prächtigen kastanienbraunen Schnurrbart überschattete Kinn in die Rechte gestützt, saß er regungslos da und ließ den Blick des unter der breiten Krempe des tiefschwarzen Kastorhutes fieberisch erglänzenden stahlblauen Auges über den freien Platz immer wieder nach dem Eingange des riesigen Gebäudes schweifen, durch den fast ununterbrochen ein Menschenstrom sich in das Innere ergoß. Denn die Kunst, die heitere, hatte an dem Maitage in den Sälen oben und unten ihr liches Banner aufgepflanzt, und von nah und fern eilten Freunde und Freundinnen der Golden herbei, im



„Salon“ gemüthlich Umschau zu halten, Jedes auf seine Weise einen Kunstgenuß zu erzielen, wie ihn dem Beschauer die heitere Betrachtung und die erfrischende Anregung, Wahrnehmungen zu heller Freude und stiller Begehrtheit, zu unverhohlenem Lobe und scharfem Tadel, zu den verschiedenartigsten Aufwallungen und Gefühlen bieten können.

Geraume Zeit schon hatte der Einsame auf der Ruhebänk den von Osten, von Westen heranpilgernden Männlein und Weiblein, besonders auch denen, die den auf dem Platze haltenden Wagen entstieg, mit flüchtigen Blicken Beachtung geschenkt, da plötzlich küstete er, sich erhebend, wie zum Gruße den Hut, strich das rebellisch hervorhaushende, lange, gewellte braune Haar hinter die Ohrenschalen zurück und schritt, den kurzschößigen schwarzen Tuchrock zuknöpfend, langsam in der Richtung nach der von einem Pförtner gehüteten Seitenthür mit der Nummer 4 davon.

Gekommen war, die er erwartet. Just reichte ihr zum Aussteigen ihr Begleiter, ein alter Herr, ebenso ehrwürdigen als stattlichen Aussehens, die Rechte, und sylphidenleicht verließ sie über Rad und Tritt den eleganten Landauer. Es war eine Erscheinung, wie sie unter Hunderten von Frauen den Blick des feinen, ästhetisch wahr empfindenden Kenners auf sich zieht. Die formenzarte, schlanke, mittelgroße Gestalt in dem rahmgelben, am Hocke linienschön mit weißen Rüschen verzierten Frühlingskleide, mit der natürlich ungezwungenen Haltung machte den Eindruck des Hochlieblichen, Bezaubernden. Der Anblick des Hauptes mit dem vornehm blassen Antlitz, in dem zwei entzückend leuchtende, große lichtblaue Augen standen, das, von der Seite gesehen, schier an den edlen griechischen Profilschnitt erinnerte, mit dem unter der zierlich gebogenen Krümpe des grauen Federhutes goldig erglänzenden Haarschmuck hätte Göttern zur Freude gereicht.

Wie festgebannt blieb der Jüngling, als der Greis den Arm der etwa zwanzig Sommer Zählenden genommen hatte und mit ihr auf den Eingang zuschritt, stehen, und sah dem Paare mit zwinkernden Augen nach. Erst als es hinter dem Drehkreuz seinen Blicken entschwunden war, setzte er gesenkten Hauptes eiligst seinen Weg fort. Ein freundliches Kopfnicken gegen den im Durchgange sitzenden Thürhüter, das Vorzeigen einer grünen Karte, und schon befand er sich in dem weiten Vorraume, von dem rechts und links eine breite steinerne Treppe in die oberen Ausstellungsräume hinaufführt.

Fast schüchtern durchspähte er den Raum: das Paar war verschwunden! Und mit einer gewissen Hast stieg er die Stufen zu seiner Linken hinan.

Auf dem weiten Treppensflur oben, wo größere Delgemälde, auch Kunstwerke der Steinschneider zum Beschauen einluden, spähte sein fieberhaft erglänzendes Auge ingleichen vergebens nach dem Paare.

Hastig trat er in den anstoßenden großen Saal, die sogenannte Ehrenhalle, in der regelmäßig eine Anzahl der besten unter den zur Ausstellung angenommenen Gemälden an den Wänden Platz findet. Allein auch hier

hatten die Zwei den Schritt nicht angehalten, und schier hastiger noch setzte der Jüngling, rechts abbiegend, seinen Suchgang durch die kleineren Nebensäle fort.

Vor jeder neuen Saalschwelle ließ er erröthend auf ein paar Secunden den Fuß rasten, als befürchtete er, er dürfte beobachtet werden. Und erst nach einem Rundblicke durch den Raum schritt er weiter.

Schon hatte er drei Säle durchschritten, ohne daß sein Auge sie wieder erblickt hatte, und stand vor der Schwelle des vierten Saales, da fuhr er plötzlich, das Gesicht verziehend, zusammen, als hätte er eine höchst unangenehme Entdeckung gemacht. Scheinbar ruhig trat er gleichwohl vor und mischte sich unter die Beschauergruppe, welche vor einem kleinen Oelgemälde der Betrachtung sich hingab und dazu halblauten Gedankenaustausch pflog.

„Nein, die allerliebste, kleine Blondine!“ rief just ein Backfischchen mit einem kleinen pappgrauen Gamagegesicht, indem es den Blick zu einem neben ihr stehenden riesigen Dickwanst erhob. „Sage doch, Papa, das Bild hat ein berühmter Künstler gemalt, nicht?“

Der Riese wandte das glattgeschorene, hochrothe Gesicht mit den Mönchswangen und der Karfunkelnase zur Seite, sah das Töchterchen achselzuckend an und reichte ihr den aufgeschlagenen Ausstellungskatalog mit den Worten: „Da, sieh' einmal nach, wie er heißt, Bichette. Du solltest doch wissen, daß die Preisrichter einem berühmten Künstler eine Medaille dritter Klasse nicht zuerkennen.“

Der Jüngling trat, begierig aufhorchend, hart hinter das Paar und nahm, indeß die kleine Kunstfreundin in dem Buche blätterte, über deren Tüllhelm hinwegsehend, selber das Bild in Augenschein.

Es war in der That eine anziehende Kunstschöpfung. Im Schatten eines blühenden Apfelbaumes, dessen stark geneigter knorriger Stamm die Ast- und Zweigkrone mit dem weißlich rosenrothen Blüthen Schmucke tief zur Erde senkte, stand, ein Sträußchen weißer Blumen in der Hand, ein zwei Schuh hohes kleines Landmädchen, das in dem kurzen, lichtblauen Röckchen, mit dem leicht zur rechten Achsel geneigten goldbloßigen Haupte, dem hübschen, von zwei schelmisch lächelnden, hellblauen Augen verklärten Antlitz den Eindruck des Naturwüchsig-Vieblichen und Originellen machte, zumal die Figur kräftig hervorgerundet, mit wunderbarer Lebendigkeit vor den Blick trat.

„Ach, Papa,“ hub, von dem Buche aufsehend, der Backfisch wieder an; „Maiblümchen, sie heißt Maiblümchen. Da sieh! *Petite Fleur de mai*“.

„Wenn nicht die weißen Blumen, die sie in der Hand hält, damit gemeint sind.“

„Durchaus nicht, Papa. *Fleur* steht im Singular. So heißt die Kleine. Reizend, nicht?“

„Aber Du wolltest ja nachsehen, wie der Maler heiße?“

„Da steht es, Papa. Sein Name ist Franz — Orn — Orn“ —

„Was liest Du da?“ meinte der Fettgewaltige heiter, indem er, sich seitwärts neigend, die Blattseite mit dem Namen in's Auge faßte. Das

Er wird gehaucht. Franz Horn heißt der Maler. Ei, ei, aus Carnac in Morbihan gebürtig. Es ist ein deutscher Name. Vermuthlich eine Familie aus dem Elsaß, die sich dort vor Jahren ansiedelte.“

„Also — Horn — Horn,“ stieß, wiederholt den Kopf vorstreckend, als ob sie eine Gräte im Halse würgte, das Mädchen hervor. „Gleichviel,“ fügte es, den Blick wieder auf das Bild richtend, hinzu, „wenn er noch nicht berühmt ist, wird er's werden. O, dieses hübsche Maiblümchen!“

Und andere Stimmen wurden laut.

„Ja, ganz gewiß, bestechend,“ fistulirte ein hochaufgeschossener blaßwangiger Jüngling mit einem Notizbuch in der Hand. „Aber ein Kenner läßt sich dadurch nicht beirren.“ Und breit die Ellenbogen auf die Cymaise stemmend, sann er einen Augenblick und trug dann ruhig mit Blei seine Kennerbemerkungen ein.

„Das ein reizendes, farbenschönes, wunderliebliches Bild? 'Hi, hi, hi!'“ kicherte ein kleiner, breitschulteriger, rühriger Gesell mit grauem Salabreseer und langem, gewellten schwarzen Künstlerhaar, das er, breit vor die Cymaise hintretend, selbstgefällig schüttelte. „Armer v. Dingskirchen! Wo hattest Du Deine Augen? Ich finde es wunderbar und möchte es eine naturalistische Abgeschnittenheit nennen —“

„Ein Meisterwerk ist diese Leinwand,“ äußerte nebenan fast überlaut bei scharfer Betonung eine herrliche Bassstimme. Und aus großen dunklen Augen traf den Kleinen mit der Kenneranmaßung ein strafender Seitenblick.

Zusammenfahrend und sich duckend, trat der Laufende und Spähende hinter der Gruppe zurück, als wollte er sich verbergen, einer unliebsamen Begegnung ausweichen. Der Salongast, der jenen Ruf der Entrüstung ausgestoßen, war kein Anderer als der greise Führer der schönen Unbekannten, nach der er auf seinem Suchgange vergebens sich umgesehen hatte, und die nun am Arm ihres Begleiters vor dem Bilde betrachtend leise Worte mit demselben wechselte.

Aber mit unwiderstehlicher Gewalt fesselte seinen Blick die Lichtgestalt der Jungfrau, und er drängte sich sachte in des Paares Nähe, neigte das Ohr und lauschte weiter.

Trotz des dumpfen, von Fuß und Zunge der Besucher erzeugten Geräusches, das wie ein räthselhaftes Summen die Salonluft erfüllte und das Hören just nicht erleichterte, fing der scharf Aufhorchende einzelne Sätze und Satzbröckchen aus dem Munde der schönen Fremden auf, die ihm regelmäßig das Blut in die Wangen trieben, das momentane seelische Empfinden in die heiter aufleuchtenden Augen zauberten. Immer nachdem sie das Gemälde ein Weilchen gemustert, wandte sie den Blick zu ihrem Führer und flüsterte ihm eine neue Bemerkung zu, und wie sonnig erglänzten dabei die lichtblauen Augensterne, in welcher lieblicher Klarheit stellte sich dabei in dem gedämpft durch das verhängte Glasdach hereinfluthenden Tageslicht das classisch schöne Profil dar! —

Einmal äußerte sie: „Wie eigenartig anziehend diese Unrahnung, nicht?“

Ein andermal: „Sollte man nicht meinen, das kleine Mädchen lebe?“

Nun flüsterte sie: „Was mich am meisten an dem Bilde interessiert, ist, daß —“ Hier ging ihr Flüstern in ein leises Raunen über, so daß der Nachsatz dem Lauschenden entging.

Dann flüsterte sie: „Es ist erstaunlich. Ein solches Talent! Wenn ich bedenke, daß —“ Und nochmals raunte sie dem Greise Worte in's Ohr, die der Horchende nicht verstand.

So redete sie flüsternd weiter, für den Lauschenden in Räthseln.

Da plötzlich, nach einer neuen Pause, wandte sie sich fast ganz herum zu ihrem Begleiter, und dem alten Herrn ein wahrhaft engelisches Lächeln spendend, bat sie fast flehentlich: „Kaufe das Bild, Onkel!“

Wie betäubt stand der Jüngling. Er schloß die Augen, als hätte sie jäh ein Sonnenstrahl getroffen, und senkte wie zum Sinnen das Haupt. Eine gute Weile stand er regungslos und starrte, den braunen Schnurrbart streichelnd, in Gedanken vor sich hin. Dann trat er, den Blick erhebend, hastig vor, wie um einem plötzlichen Einfall Folge zu geben. —

Betroffen lenkte er jedoch den Schritt zur Seite die Beschauergruppe war verschwunden, mit ihr das einzige Paar, der schöne Greis und die holde Jungfrau. — Und in Hast, mit bepurpurter Stirn und Wang', ein Bild der freudigsten Erregtheit, stürmte er durch das Menschengewoge davon.

## II.

„Einen Schoppen, Kellner!“

Der Angerufene brachte das Verlangte.

Da saß der Jüngling mit dem schwarzen Kastorhute, lehnte sich, eine Cigarre schmauchend, in den Sessel zurück und starrte durch den in bläulichen Wölkchen steigenden Rauch wie ein Träumender in den zu ebener Erde unter dem hochgewölbten Glasdach sich ausdehnenden Raum, den in Gyps, Erz und Marmor Heidengötter und Kirchenheilige, Bacchantinnen und Glaubensheldinnen, Gestalten aus der Fabelwelt und aus der Geschichte bevölkerten, in dem zu Hunderten Herren und Damen mit Schängelüsten lustwandelten, äugelten und wieder äugelten, der Plauderlust die Zügel schießen ließen zu allem Möglichen und noch Etwas. Der Blick des stahlblauen Auges war ruhiger, heiterer, milder geworden; es lag Sonne in den Sternen, das Licht der Hoffnung strahlte darin, und in seinem Scheine erschienen dem Jüngling mit Rosenketten umwundene geflügelte Liebesgötter, die libellenartig den weiten Raum durchgauckelten und alle ihm zulächelten, wie sie vorhin dem Greise, ihrem Oheim, zugelächelt hatte. —

Sie!! War es denn möglich? Vor zwei Tagen noch schlummerte der Funken in ihm, und jetzt? — Der geweckte hatte sich zu einer Flamme entfaltet, deren Gluth sein ganzes Wesen beherrschte, ihn mit ungeahnter

Seligkeit erfüllte und auf Augenblicke wieder so traurig stimmte, daß er vor Bangen und Zagen sich nicht zu lassen wußte. Vorgestern, am Tage der Wiedereröffnung des „Salons“ nach dem Prüfen und Zuerkennen der Preisrichter, erblickte er sie zum ersten Male, und zwar, wie sie am Arm ihres Oheims vor „Maiblümchen“ stand und ihre Freude darüber äußerte, daß das Bild mit einem Preise gekrönt worden. Und schon siegestrunken, denn er war der Urheber des Bildes, fühlte er sich plötzlich wie emporgehoben zu lichten Höhen, wo die Zukunft sich ihm im Lorbeer- und Rosenschimmer zeigte, der Trunkenheit des Siegers sich die des Liebenden gesellte. Seitdem lebte er ein neues Leben, kostete er alle Wonnen des sehnüchtigen Begehrens, aber auch alle Bitterkeiten einer peinlichen Ungewißheit durch. Daß er sie liebte, wahr und innig, leidenschaftlich liebte, dies Bewußtsein machte ihn überglücklich. Aber wußte er denn nur, wer sie war, wie sie hieß, was sie trieb? konnte er denn nur hinsichtlich einer immerhin möglichen Gegenliebe der mindesten begründeten Voraussetzung Raum geben? Unbedingt hatte sie ihn, obwohl ihr Blick einmal seinem flüchtig begegnet war, gar nicht bemerkt. Und wenn auch, so trennte ihn doch vielleicht eine unüberbrückbare Kluft von ihr, die ein Bürgerkind, aber ebenfogut eine Grafen- oder Fürstentochter sein konnte. —

Ja; und was vermochte er, Franz Horn, der angehende Künstler, einer solchen zu bieten? Sein Talent? Die schöne Bescherung! Sechszwanzig Jahre zählte er schon, und was hatte es ihm bis dahin eingetragen? Merger und Verdruß häufig, Lob hin und wieder, Tadel regelmäßig, Geld vertauselt wenig. Und wäre die zärtliche Mutter mit ihren Liebespenden nicht gewesen, wie oft hätte er am Hungertuche nagen müssen! —

Und doch — ja, doch durfte er auf Gegenliebe hoffen; sein Verstand erklärte, sein Herz bestätigte es ihm. Hatte sie ihn auch nicht gewahrt, sein „Maiblümchen“, das preisgekrönte Werk seines Künstlergenius, war ihrer Beachtung nicht entgangen; dieses war das vermittelnde Band, welches ihr Herz auf ewig an seines fesseln mußte. Wie hatte sie sich nicht ob seinem Erfolge gefreut! In welch wehmüthig süßem Ton hatte sie nicht die Worte gelispelt: „Kaufe das Bild, Onkel!“ O gewiß, es stand geschrieben: sie soll Dir, Du sollst ihr angehören für's Leben. Und — „Heil Dir!“ jubelte es in ihm herauf. „Ihre Gegenliebe ist Dir gesichert. Lasse nur nicht von ihr!“

Er von ihr lassen?! Nun und nimmer. Die unsichtbare Kette, welche sein Geschick mit ihrem verband, dünkte ihm unzerreßlich. Die Geliebte besitzen oder untergehen, lautete sein stiller Entschluß. Alles wollte er daran wenden, Allem troßen, um — —

„Und der Wille Deines Vaters?“ fragte der innere Richter; „und das feierliche Gelöbniß, das Du ihm ertheilt?“

Der Sinnende erbehte. Hastig griff er nach dem vollen Henkelgase, das vor ihm auf der marmornen Tischplatte stand, und führte es zum

Munde. Begierig trank er, dem heiß vom Herzen quellenden Blute Kühlung zuzuführen. Und eifrig setzte er, einsam unter den vielen den offenen Schänksaal bevölkernden Gästen, sein Sinnen fort.

Nun ja, freilich, dem war so. Sein Vater hatte von ihm gefordert, er solle — — Nein, es war wunderbar, dieses fast befremdende Zusammentreffen der Umstände, er sagte es nicht. Wie hätte er, als er sein „Maiblümchen“ malte, ahnen können, daß es die stille Vermittlerin zwischen seinem und einem anderen Herzen sein werde? Und das Wunderbarste: auf das junge Stämmchen seiner ersten Liebe hatte der Zufall ein edles Reiz gepflanzt, das mit seiner Liebe athmenden Blüten- und Blätterpracht nunmehr sein ganzes Wesen erfüllte; er hatte sicher nicht aufgehört, sein „Maiblümchen“ zu lieben, und doch liebte er nun eine Andere. „Maiblümchen“ bedingte sein erstes Erwachen zu jener Seligkeit, die in der Brust des kleinen Erdenbürgers aus der dunkeln Ahnung entsteht, es liege in der Zuneigung der hübschen kleinen Gespielin eine Welt voll Glück. Er war schon ein großer Knabe, als das achtjährige Mädchen es ihm anthat. Unvergesslich blieb ihm der Tag. Die Eltern feierten sein, des einzigen Sohnes und Erben, Namensfest. Unter den Geladenen befanden sich auch die Aubry's, vom nahen Pachthofe, der „Burg“, mit der einzigen Tochter und Erbin. Das waren unter den guten Freunden die besten; sie fehlten bei keinem Hausfeste seiner Eltern, wie denn auch diese jeder häuslichen Feier auf der „Burg“ anwohnten. Oft hatte er nun wohl schon die kleine Gabriele gesehen, oft an ihrem silbertönigen Geplauder, an ihrem schelmischen Wesen sich ergötzt; aber nie zuvor war sie ihm in einem so lieblichen Lichte erschienen. Geschmückt wie ein Bräutchen, ein Sträußchen weißer Blumen in der Hand trat sie vor ihn hin, wünschte ihm in etwelchen munter vortragenen Versen Glück zu seinem Namensfeste und reichte ihm mit kindlich süßem Lächeln die duftende Spende. Er aber umhalsste und küßte sie, nannte sie sein süßes Maiblümchen, so überglücklich und selig, wie er noch nie sich gefühlt. Und den ganzen Tag über, draußen im Garten wie drinnen an der Festtafel, ließ er sie kaum aus den Augen. —

Den Abend aber, als Alle: die beiden Elternpaare, Freunde und Verwandte nebst den Kindern, fröhlich im Eßsaale beisammen saßen, hörte er, wie Maiblümchens Vater zu seinem sagte, die Zwei (Franz und Gabriele) könnten demaleinst ein Paar werden. Und nachdem sie sich, wie von Einem Gedanken beseelt, erhoben, stießen sie mit einander an, sprachen ein feierliches „Topp, es gilt!“ dazu und leerten ihre mit reinem Apfelwein gefüllten Humpen.

Der Augenblick dünkte ihm schon damals bedeutungsvoll für sein späteres Leben. Sein Maiblümchen kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. Und in dem Maße, als sie heranwuchsen, ward sie ihm, und, wie es schien, auch er ihr lieber. Nichts machte ihm mehr Vergnügen, als sie mit Blei zu zeichnen, und bald waren all seine Schulbücher mit ihrem Bildniß geschmückt. Er zeichnete überhaupt gern, es war ein natürliches Bedürfnis

bei ihm; die größten Fortschritte im Zeichnen ließ ihn jedoch Maiblümchen machen.

Eines Sonntagsnachmittags sprach bei seinen Eltern der Dorfschullehrer vor, der, selbst ein leidenschaftlicher Zeichner, ihm schon einige vortheilhafte Winke bezüglich seiner Kunst ertheilt hatte und in dem Lieblingsstreben des Schülers noch etwas mehr als einen bloßen Zeitvertreib erblickte. Der Zufall fügte es, daß er unversehens Zeuge des Zwiesgesprächs ward, welches sich zwischen seinem Vater und dem Lehrer entspann. Mit einer Zeichnung beschäftigt, saß er auf einer Ruhebank hinter der Gartenlaube, als die Zwei sich in dieser zu einem Glase Guten niederließen und ihre Unterredung begannen, die für ihn bezüglich seiner Zukunft von hoher Bedeutung sein sollte.

„Lassen Sie den Jungen Maler werden!“ — Noch jetzt, ganz wie damals, erfüllten ihn die von dem geliebten Lehrer an seinen Vater gerichteten Worte mit freudiger Genugthuung, wenn ihm diese auch inzwischen in Etwas vergällt worden war.

Raum jedoch hatte sein Lehrer den zuvor genügend begründeten Wink geäußert, so entgegnete auch schon sein Vater, ein herzenguter, aber hartenäckiger, jähzorniger Mann und ganzer Landwirth, mit schlecht verhehltem Unmuth, mit solchen Zumuthungen möge er ihn freundlich verschonen, das Farbenklecksen sei für Tausende eine brotlose Kunst, bei der Landwirthschaft dagegen fahre Jeder gut, der sie ernstlich betreibe, und was er selbst sei, solle auch sein Sohn werden, das sei sein fester, unerschütterlicher Vaterwille.

Sobald er die Schuljahre im Rücken hatte, durfte er denn auch in reger Weise tagaus, tagein an den Arbeiten des Vaters sich theilnehmen. Sein Schaffen war aber doch kein berufsmäßig hingebungsvolles und freudiges, somit auch nicht derart, daß es den leidenschaftlichen Landwirth befriedigen konnte. Und so setzte es hin und wieder seitens des Alten scharfe Verweise, die ihn den gezwungenen Verzicht auf den Künstlerberuf noch bitterer empfinden ließen. Das Einzige, was ihm damals zum Trost und zur Freude gereichte, waren die paar Viertelstunden, die er an den Markttagen in der Stadt dem Beschauen der in einem Saale im Rathhause untergebrachten Bildersammlung widmen konnte. In den kurzen Zeiträumen schöpfte er, seine Augen an den der Betrachtung immer neue reizvolle Momente bietenden Delgemälden weidend, regelmäßig neue Hoffnung betreffs der Möglichkeit einer endgiltigen Wendung zum Besseren, die ihn trotz alledem in die ersehnte Lebenslaufbahn bringen würde. Daheim aber setzte er in den spärlichen Mußestunden, die er bei der langwierigen Feldarbeit erübrigen konnte, immer mit erneutem Eifer, übrigens von seinem guten, alten Freunde, dem Dorfschullehrer, wohl berathen, seine Kunststudien fort. Da fügte es ein wunderbarer Zufall, daß sein Vater hinsichtlich seiner Abneigung gegen die „Farbenkleckerei“ als eine „brotlose Kunst“ plötzlich anderen Sinnes werden, wie umgewandelt erscheinen sollte.

Die Aubrys hatten Besuch aus Montreal und wurden anlässlich dessen nebst den anwesenden Verwandten und dem alten Lehrer und Hausfreunde von seinen Eltern zu Gast gebeten. Natürlich erschien mit den Eltern auch Gabriele, die damals zwölf Sommer zählte. Nie zuvor hatte sie sich so kindlich heiter und ausgelassen gezeigt. Er sollte den Grund davon bald erfahren.

Bei Tische kam das Gespräch auf die bildende Kunst und ihre Bedeutung, und das bot einem der Gäste, Aubrys älterem Bruder, der zu Paris als Bilderhändler sein Glück gemacht hatte, Veranlassung, einen Schatz von Erfahrungen auszukuramen, die namentlich auch in Bezug auf den Nerv des Handels, den klingenden Gewinn, des Ueberraschenden und Fesselnden Manches boten. Eben hatte derselbe von einer händlerischen Suchfahrt durch einen entlegenen Theil der Niederlande, auf der er um den Spottpreis von zehn Gulden in den Besitz eines alten Delgemäldes, für das ihm später ein Pariser Kunstfreund fünfzigtausend Francs zahlte, gelangt war, erzählt, da ersuchte ihn, ungläubig, sein, Franzens, Vater, doch einmal mit seinem Kennerblick das an der Wand neben dem Spiegel hangende kleine Familienbild von einem Ungenannten auf seinen Kunstwerth zu prüfen, mit dem Hinzufügen, am Ende sei das alte Farbending ebenso viel werth.

Wer schon hurtig aufgesprungen war, das Bild vom Nagel genommen und dem Kenner gereicht hatte, das war Gabriele.

Der Dorfschulmeister hatte das kleine, längst nicht mehr farbenhelle, das Brustbild eines Greises und das einer Greisin in altmodischer Tracht dem Auge bietende Gemälde gleich bei seinem ersten Besuch im Hause bemerkt, es auch seiner Beachtung empfohlen und ihn zu einer, armselig genug ausgefallenen Nachbildung desselben veranlaßt; allein nie war ihm der Gedanke gekommen, es dürfte einen berühmten Maler zum Urheber haben.

Der Gast betrachtete das Bild, während Alle am Tische gespannt hinsahen, lange mit der hingebungsreichen Aufmerksamkeit des Kenners und versetzte endlich, augenscheinlich erregt: „Ich gestehe Ihnen offen, hätte ich das Bild an einem anderen Orte und nicht hier, im Hause des Gastfreundes, entdeckt, so würde ich vielleicht zwanzig Francs dafür geboten haben, Ihnen biete ich, wenn anders die Bildnisse keine Ahnenbilder sind, die Sie um keinen Preis missen möchten, das Fünfhundertfache, also zehntausend Francs, dafür; denn es ist ein echter Mieris, oder ich will kein Gemäldekenner sein.“

Wer große Augen machte und ohne Weiteres in die ihm hingehaltene Rechte einschlug, damit den Handel besiegelnd, das war Horn der Aeltere. Gabriele aber frohlockte: „Es lebe die Kunst!“ und erklärte nachträglich, mit komischem Backfischernste sich zu ihrem Vater wendend: „Papa, ich sage Dir, Franz wird ein Maler, sonst nehme ich ihn nicht.“ Nun ja, der Lacherfolg war ein artiger; auch Papa Horn lachte, und zwar mit am lautesten. Die Gelegenheit aber zum Besiegen des väterlichen Widerstandes rücksichtlich seiner Berufswünsche wurde mit Hilfe des Kunstkenners aus Montreal, dessen Beistand schon gewonnen war, des guten, alten Freundes



von der Dorfschule und der zärtlichen Mutter von ihm stracks weise benutzt und, wie es schien, mit dem besten Erfolge. Das unverhoffte Glück, der handgreifliche Beweis, daß die Kunst auch den Reichtum im Gefolge haben kann, auch wohl die Erklärung Maiblümchens hatten den hartnäckigen Landwirth nachgiebiger gemacht, und so hart es ihn trotz alledem ankommen mochte, er ertheilte schließlich sein Jawort in der Frage, und der Entschluß, den Sohn nach Paris, zu einem berühmten Maler in die Lehre zu schicken und nachträglich dort sein Künstlerglück versuchen zu lassen, ward gleich den Abend bei Champagner feierlichst geweiht.

Dennoch ging nicht Alles so glatt ab, wie er es sich vorgestellt hatte. In dem Maße, als die Stunde der Trennung herannahete, ward der Alte verstimmter, und als sie endlich erschienen war, schien es, als hätte er durch seine, übrigens echt landmännische Knickerei bezüglich der Zugeständnisse an den Geldbeutel des Sohnes diesem den Pariser Aufenthalt von vornherein verleiden und dessen baldige Rückkehr in Aussicht nehmen wollen. Dabei blieben, wie sich von selbst versteht, allerlei väterliche Ermahnungen, namentlich im Punkte des haushälterischen Umgehens mit dem sauer verdienten Gelde, nicht aus, und noch im letzten Augenblicke, als er schon im Begriff stand, den Wartesaal zu verlassen, nahm ihm der Alte wiederholt das feierliche Versprechen ab, sobald er mit seiner Kunst sich einen Namen gemacht haben werde, Gabriele ehelichen zu wollen. „Vergiß ja Eines nicht,“ lauteten seine in fast rauhem Tone gesprochenen Abschiedsworte. „Fluchen würde ich Dir, wenn Du Dich in eine Andere vergafftest.“

Wie hätte er damals ahnen können, daß diese Warnung des Vaters ihm einst als begründet erscheinen sollte! — Er liebte Gabriele, sein süßes Maiblümchen, deren letzte Worte beim Abschiednehmen: „Lebe wohl, Franz, und werde ein großer Künstler; wenn Du ein solcher bist, kommst Du und holst mich, nicht?“ ihn ganz wehmüthig gestimmt hatten, mit der keuschen Seligkeit des neunzehnjährigen unverderbten Jünglings, und er hätte sich die Möglichkeit einer Abkehr von ihr im Traume nicht einfallen lassen. Wie oft erfüllte in der Folge eine unsagbare Sehnsucht nach der engeren Heimat sein Herz, deren wesentliche Ursache außer dem Elternhause sie war! — und sein ganzes Streben und Schaffen seit dem Tage, da er, auf Grund der Empfehlungen, die ihm in einem Handschreiben sein Erretter von der Scholle mit auf den Weg gegeben, als Schüler in dem Atelier eines hervorragenden Malers Aufnahme gefunden, was war es anders als ein unausgesetztes Ringen um sie, um ihren Besitz? Und wenn er in den sieben Jahren nicht einmal das Elternheim wieder aufsuchte, immerdar standhaft der Versuchung, ihr zu schreiben, widerstand, es bezüglich ihrer bei herzlichen Grüßen und Wünschen in den Briefen an die Eltern bewenden ließ, so lag dem nur der feste Voratz zu Grunde, sich durch Nichts in seinem unverdroffenen Ringen um den hehren Preis stören zu lassen. Und nun er endlich am Ziele stand, nun er als preisgekrönter Kunstjünger

auf Bestellungen hoffen, eine unabhängige Stellung in Aussicht nehmen konnte, gleichsam nur die Hand auszustrecken brauchte, um auch den Preis der Liebe, den höchsten von allen Preisen, in Empfang zu nehmen, nun schrak er vor dem Ausstrecken der Hand zurück, als hätte es ein Verbrechen bedeutet. Hoffnungsvoll, mit freudigem Stolz, hatte er vor zwei Tagen den Lieben daheim seinen ersten „Salonsieg“ und die damit erzielte Sicherung seiner Stellung in einem Drahtbericht gemeldet, und jetzt dachte er mit Schrecken an die Meldung, der wahrscheinlichen Folgen wegen. Was er stets für unmöglich gehalten, war eben Wahrheit geworden: eine Andere hatte aus seinem Herzen die Liebe zu der kleinen Gabriele verdrängt. Diese Andere aber — lieber wollte er sterben, als der Hoffnung auf ihren Besitz entsagen, und daher sein Bangen bei dem Gedanken an den Heirathsbeschluß, den unzweifelhaft nach dem Empfange der Preisnachricht sein Vater gefaßt hatte. So freudig erregt er vorgestern noch in Erwartung der elterlichen Rückäußerung gewesen war, so niedergedrückt sah er ihr jetzt entgegen. Den Morgen hatte er sich zu Hause davongeschlichen wie ein Dieb, um nicht von dem Hauswart bemerkt zu werden, da ihn dieser hätte hereinrufen, ihm das möglicherweise schon eingetroffene Schreiben mit der unerwünschten Nachricht hätte einhändigen können. —

Die Röthe der Scham stieg ihm bei der Erinnerung in Stirn und Wangen. War es denn ein Verbrechen, daß er liebte, eine Andere liebte als die vom Vaterwillen für ihn Bestimmte? Nein, nein, tönte es in ihm herauf; fasse und ermanne Dich, lies mit Bedacht, was Dir Dein Vater schreibt, erkläre ihm unumwunden, wie die Sachen stehen, und Du wirst gewonnen Spiel haben. —

„Ja, beim Himmel, das will ich!“ murmelte entschlossen der Jüngling, indem er, sich rasch erhebend, den Kellner heranwinkte. Und nachdem er den dienstbaren Geist abgezahlt, stürmte er eiligst davon und hinaus.

### III.

Hastig legte der Jüngling die Strecke hinter sich, welche die Rue Royale vom Industriepalaste trennt, und nicht minder eilig setzte er durch die Königsstraße seinen Weg fort. Langsamer wurden gleichwohl seine Schritte, als er nun in die Rue Saint-Honoré einbog, und fast zögernden Fußes trat er in den Thorweg des fünfstöckigen Hauses, das im Dachgeschoß sein lustiges Künstlerheim barg.

Nun stand er vor der Loge des Hauswarts und faßte zögernd den Drücker der Glashür. Aber schon sprang diese auf, und mit den Worten: „Bei der ersten Ausgabe bestellt, Herr Horn,“ überreichte ihm kragfuß- und reverenzbekiffen der kleine kregelige Pförtner einen Brief mit blauer Postmarke.

„Ich dachte es mir,“ murmelte Franz, indem er, den Brief in der Hand, rasch in den dunklen Hof hinaus trat, betroffen. Mit zitternder Hand

brach er die Hülle auf und zog den zweigebrochenen, stark nach Patschuliduftenden Briefbogen heraus. „Ei, also doch nicht,“ staunte er tief aufathmend. Und er laß:

„Hochgeehrter Herr!

Die hervorragende Leistung, mit der Sie im ‚Salon‘ als bildender Künstler Ihre technische Fertigkeit nicht nur, sondern auch und besonders eine Meisterschaft im Anordnen und eine Feinfühligkeit im Darlegen des Seelischen im Menschen offenbaren, wie sie bei den wenigsten von denen, die sich Künstler nennen, angetroffen werden, veranlaßt mich, bei Ihnen anzufragen, ob Sie nicht geneigt wären, gegen ein entsprechend hohes Honorar an dem Bildniß einer jungen Dame, meiner Nichte, Ihre Kunst zu üben? Vielleicht treffen wir Sie morgen Nachmittag zu Hause an? Wir würden dann, falls Sie Zeit und Lust hätten, das in Frage stehende Kunstwerk auszuführen, das Weitere besprechen und feststellen. Zumal als Kunstfreund sollte es mich herzlich freuen, bald Ihre nähere Bekanntschaft machen zu können.

Mit besonderer Hochachtung

Ihr aufrichtiger Bewunderer  
Richard Auriac, Gutsbesitzer.

Paris, im Hôtel Continental, den 26. Mai 188\*.“

Wäre ihm plötzlich großer Reichtum beschieden worden, er hätte nicht die Freude empfunden, mit der ihn dieser Brief erfüllte. Es war die erste unumwundene Anerkennung seines Künstlerwerthes, die ihm überhaupt zu Theil geworden. —

Wiederholt verschlang er den Inhalt, und da war ihm, als öffnete sich über ihm der Himmel in rosenrothen Lichtern, als erschlosse sich seinem trunkenen Auge in bezaubernder Pracht die Wunderblume des Glückes, das dem Liebenden Gegenliebe gewährt. O, gewiß, seine Ahnung betrog ihn nicht, sie und keine Andere war mit der jungen Dame gemeint, die nähere Bezeichnung „meine Nichte“ bewies es klar und deutlich. Und einer beglückenden Offenbarung gleich berührten von Neuem sein Ohr die von der Göttlichen gelispelten Worte: „Kaufe das Bild, Onkel!“

Bonnetrunken taumelte er vor die Wohnung des Pförtners zurück. Erkennlich reichte er dem noch abwartend auf der Schwelle Stehenden einen Silberling und wandte den Fuß, die gegenüber stufende Haustreppe hinaufsteigen. Allein fast alsobald ließ er, sich umwendend, den Fuß wieder rasten, und der Hausmeister wiederholte, sein schwarzsammetnes Käppchen lüftend: „Mir fällt ein, Herr Horn, — Ihr Schlüssel —“

„Es ist ja wahr,“ versetzte Franz. „Ich vergaß ganz. — Reichen Sie ihn mir doch vom Rechen!“

„Er hängt nicht mehr da,“ lächelte der Pförtner, indem er sich zurückneigte und mit dem Blicke die Wand streifte. Und dicht vor den Jüngling hintretend, die Hände in den Schurztafchen, fügte er erklärend hinzu: „Es ist Besuch oben.“

„Besuch?“ stotterte Franz betreten. „Wieso Besuch?“

„Ja; vor einer Stunde etwa kam ein alter Herr —“

„Schwarzgekleidet, mit grauem Vollbart?“ unterbrach ihn Franz hastig.

„Ja; und da —“

„Das genügt,“ brach der Jüngling kurz ab. Und mit zwei Sätzen hatte er die Treppe erreicht.

Kopfschüttelnd sah ihm der Portier nach.

„Es muß Herr Auriac sein,“ murmelte Franz, indem er rasch zum ersten Treppenanstoß hinaufstieg. Auriac! Der Name kam ihm auf einmal so bekannt vor. War ihm nicht schon vordem ein also Heißender begegnet? Richtig; aber allerdings nur auf Druckpapier, in einer vielgelesenen Zeitung, deren langjähriger Mitarbeiter der unlängst Verstorbene gewesen war.

Eine andere Richtung nahm sein Gedankengang auf der zweiten Stocktreppe, die er schon etwas langsamer hinanstieg. Wie hatte dieser Concierge bei den häufig vorkommenden Einbruchsdiebstählen nur einem Unbekannten seinen Zimmerschlüssel einhändigen können? Nach kurzem Besinnen erklärte er sich bei seiner freudigen Stimmung jedoch auch das. Ohne Frage hatte Herr Auriac den Portier von dem Zweck seines Kommens nicht unterrichtet; aber der spürnasige Cerberus hatte den Zweck errathen und es für klug erachtet, den Arbeitbringer nicht unverrichteter Sache ziehen zu lassen.

Auf dem Hinangange zum dritten und vierten Stocke galt dem Besuche allein sein Denken. Himmel, und wenn nun sie mit dem Oheim gekommen wäre? Der Hauswart hätte es ihm sicher berichtet, aber er hatte ihm ja bei seiner Erregtheit das Wort im Munde abgeschnitten. Bei sich überlegend, ob er es nicht für gerathen halten dürfe, sich zuerst unten darüber Gewißheit zu verschaffen, hielt er im vierten Stock den Schritt an. „Allein wozu das im Grunde?“ überlegte er weiter. „Muth, Franz, mein Junge! Setze voraus, sie sei gekommen, und sammle Dich, sei tactvoll unbefangen!“

Langsam, gesenkten Hauptes stieg er das Treppende hinan. Dieser Aufgang, wohin führte er ihn? — — Da kam es über ihn wie ein vernichtendes Bangen und Zagen. „Wahnsinniger, was wagst Du zu hoffen?“ ließ sich höhnend die innere Stimme vernehmen. „So denke doch an Dein armseliges Heim oben! Mögen sie als gestittete Leute auch nicht ihren Spott darüber auslassen, so entgeht Du doch dem demüthigenden Mitleid der Reichen nicht. — —“

Jäh doch, wie es gekommen, verschwand das Alpdrücken wieder. Die Oberhand gewann das junge, leichte Künstlerblut, das die Wunderflamme der Hoffnung nährende: — sie, die Göttliche, Vergötterte, war über derlei Armseligkeiten der besitzenden Stände sicherlich weit erhaben, erblickte in ihm unbedingt nur den Künstler mit der Aussicht auf den immergrünen Lorbeer — und einer beseligenden Zuversicht voll trat er über die letzte Treppstufe in den schwacherhellten tiefen Gang, an dem seine mehr als bescheidene

Junggesellenwohnung und, von dieser durch eine dünne Bretterwand getrennt, seine großartige Künstlerwerkstatt sich ausdehnte.

Nun stand er vor der schlichten, graugelb angestrichenen, in Brusthöhe mit seiner Karte benagelten Zimmerthür, neben der ein fingerdicker dunkelrother Glockenzug an der Kalkwand hing.

Richtig, der Schlüssel war abgezogen worden: man hatte sich ungefört dem Vergnügen des Musterns seiner Kunstschätze hingeben wollen. Er mußte somit wohl die Glocke ziehen. Der Fall kam ihm so drollig vor, daß er indem er zusafte, still vor sich hinlachte. Aber er schüttelte sich vor innerem Behagen, als ihn nun der Gedanke beschlich, sie dürfte ihm aufmachen. O Bonne, o Glück! Und schon erscholl drinnen der silberhelle Ruf der Glocke.

Tief aufathmend stand Franz und neigte das Ohr in Erwartung der Sphidentritte seiner Angebeteten. Aber drinnen regte sich nichts: — er hörte nur den Pendelschlag der kleinen Wanduhr. — —

Schon wollte er, einer gewissen Befürchtung Raum gebend, hinuntereilen und Lärm schlagen, da belehrte ihn das leise Angelfnarren der aufgedrückten Werkstattthür drinnen eines Andern, und die Linke auf's Herz, das ihm mächtig wider die Rippen hämmernde, drückend, mit der Rechten die Guttrempe fassend, nahm er Stellung zu der ersehnten und doch auch namenloses Bangen erregenden ersten Begegnung.

Doch nein; nicht sie nahte. Die schweren Tritte, welche auf den Fliesen drinnen erschollen, stellten das außer Zweifel. Und enttäuscht ließ der auf Einlaß Wartende die Hände sinken. Zwei Secunden noch, und rick, rack! flogen die Riegel vom Pfosten, auf sprang die Thür, und —

Vor dem betroffenen Zurückweichenden stand ein ländlich schlicht gekleideter, hochwüchsiger alter Mann mit lang über die Schultern hinabwallendem silberweißem Haupthaar und einem graubärtigen, wetterbraunen Antlitz, in dessen strengblickenden glanzvollen schwarzen Augen und etwas harten, aber schwungschönen Zügen sprechend der Lebensernst und die Gewissensstrenge zur Erscheinung kamen. Aber nur einen Augenblick währte das Betroffensein des Jünglings; im nächsten hielt er, hingerissen, den Greis fest umschlungen, und nach dem Ausruf und Gegenausruf von stammelnder Lippe: „Vater!“ — „Mein Sohn!“ wechselten Jüngling und Greis den Kuß des Wiedersehens.

Hui! trieb nach dem Auftritt der Alte die Thür in's Schloß.

#### IV.

„Das muß ich sagen,“ lächelte Papa Horn, als sie sich zwischen dem Bett mit der Eisenlade und dem schmucklosen Kamin niedergelassen hatten; „Du hast einen Concierge, der sich so leicht nicht vom ersten Besten ein X für ein U vormachen läßt. Weißt Du, daß er mir den Zimmerschlüssel erst einhändigte, als ich ihm Dein Telegramm und Deine Photographie gezeigt hatte?“

„Nun ja, so soll eben der Pariser Hauswart sein,“ meinte Franz, dem ein neues Licht ausgegangen war. „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit und die erste Pförtnerpflicht.“

„Offen gestanden,“ hob nach einer Pause der Greis fast wehmüthigen Tones wieder an; „lieber wäre es mir trotz alledem gewesen, Du hättest beim Pfluge ausgehalten und wärest ein tüchtiger Landwirth geworden. Aber es hat einmal nicht sollen sein: der Mensch denkt, Gott lenkt, und was Deine Mutter glücklich machte, hat schließlich auch mich glücklich gemacht. —“

„Gute Mutter, guter Vater,“ unterbrach ihn Franz, seine Rechte ergreifend, mit Wärme, wenn auch sichtlich beklommen. „Wie erfüllte mich das nicht mit Dank gegen den Allerhöchsten und inniger Freude!“

„Lange sollte es gleichwohl währen,“ fuhr der Alte, dem Sohne die Rechte sanft entwindend, fort, „ehe ich aus Deinen Briefen die Hoffnung schöpfte, welche die ersehnte Genugthuung bei mir bedingen mußte.“ Erst Dein vorletztes Schreiben, in dem Du uns die erfolgte Annahme Deines Bildes für den ‚Salon‘ anzeigtest, machte mich zuversichtlicher. Da brachte mir unser guter alter Freund von der Dorfschule Zeitungen aus Paris, Brest, Morlaix, in denen, was das Gemälde und dessen Urheber betrifft, mit dem Lobe nicht geizigt wurde. Denke Dir die Freude im Hause und bei den Freunden! Der Wein des Lobes war etwas ganz Neues für uns und mundete uns um so besser. Wir veranstalteten denn auch dem Künstler zu Ehren, um den er uns aufgetischt worden, und zur Feier des ‚Salon‘-ereignisses ein kleines Fest und begingen es unter dem gerade in voller Blüthe stehenden großen Apfelbaum im Garten, an den Du sicherlich dachtest, als Du Dein Bild entwarfst. Nun, Alles war eitel Freude unter den Blüthen, und Meister Lux schürte das Feuer seiner Begeisterung für Rembrandt, Rubens und noch ein paar andere von den Berühmten mit außerordentlicher Hingebung so lange, bis er prophezeiend Dich und sich mit ihnen unter eine Kappe gebracht hatte — —“

Franz lachte hell auf. „Röflich, gottvoll,“ meinte er, sich die Hände reibend. „Ich kenne ihn: er vergöttert die Kunst. Das Anschauen der Apfelblüthen treibt seine Kunstbegeisterung auf die Spitze.“

„Und der Geist, der in der Frucht ist,“ ergänzte Papa Horn schmunzelnd. „Am dem Abend haben wir’s gespürt. Wir waren überhaupt lustig, und Eines von uns besonders. Du erräthst, wen ich meine?“ Der Alte sah den Sohn, der die Frage kopfnickend bejahte, forschend an, suchte unmerklich mit den Achseln und fuhr etwas lauter fort: „Ja, ich hoffte von dem Tage an, und das machte mich glücklich, wie sie, Deine Mutter, das Hoffen glücklich machte. Gleichwohl wollte mir der Preisserfolg noch nicht ganz gesichert erscheinen. Selbst die erste Zeitungsnachricht von Deinem Triumphe ließ mich noch ungläubig. Als dann aber Tags darauf Dein Telegramm eingetroffen war, da mußte ich freilich den alten Thomas ausziehen, und wie hätte ich mich nicht mit überfrohem Herzen dazu bequemt! — Da

hielt es mich auch nicht länger, und dem inneren Drange wie dem Drängen Aller, im Besondern aber dem Deiner zärtlichen Mutter, nachgebend, eilte ich, Dir ihre und meine, sowie der Freunde Glückwünsche zu überbringen.“ — Sprach's, zog den Dankesworte Stammelnden an sich und küßte ihn auf Stirn und Wangen, indeß den hellen Glanz seiner Augen ein feuchter Schimmer trübte.

„Das ist jedoch nicht Alles,“ meinte der Greis nach kurzem Schweigen weiter. „Nun Du Dir als Maler eine Stellung gegründet hast — das darf ich doch annehmen, nicht?“

„Das heißt,“ stotterte Franz bekümmert; „das heißt, ich hoffe, es wird jetzt mit dem Geldverdienen etwas besser gehen.“

„Etwas? Hm, hm!“ meinte Papa Horn, seinen Vollbart streichelnd. „Ich habe mir sagen lassen, mit dem Preise, den Dir die Kunststrichter zuerkannt, siehst Du ein gemachter Mann. — Aber gleichviel,“ fuhr er aus seinem Sinnen auf; „geht es auch nicht gleich ganz nach Wunsch, so wird es doch bei Deinem Fleiße mit der Zeit besser und immer besser gehen; und im Nothfall wird Rath geschafft. Die Aubrys,“ fuhr er erklärend leiser fort, „haben längst Etwas vor sich gebracht, und was uns betrifft, so —“

„Die Aubrys?“ unterbrach Franz, als ob er nicht recht verstanden hätte, „die Aubrys?“

„Nun ja,“ versetzte Papa Horn, den Ausruf falsch deutend, mit einem Schmunzeln der Zufriedenheit, im Flüstertone; „Du wirst doch nicht glauben, die Aubrys seien arme Leute? Während wir Dich hier Künstler werden lassen, haben sie es sich Tausende kosten lassen, um ihre Tochter in jeder Beziehung ihres künftigen berühmten Gatten würdig zu machen. Dir freilich wurde nichts davon gemeldet, daß Gabriele Unterricht im Zeichnen und Malen, im Singen und Clavierspielen nahm und darin, wie in Allem, was die Gattin eines Künstlers kennen soll, ganz erstaunliche Fortschritte machte; man wollte Dich eben später überraschen. Mir zwar wollte von vornherein das ganze Verfahren nicht recht gefallen. Ein schlichtes Landmädchen ist mir lieber als eine vornehme Zierpuppe, so hübsch sie auch sein mag. — Ich widersetzte mich denn auch dem Vorhaben der Eltern, drang enttäuscht auf ihr Abstehen davon. Allein was fruchtete es!! Und nun —“

„Nun kannst Du,“ fiel Franz, der ahnte, was kommen sollte, fast zweifelnd mit bebender Stimme ein, „nun kannst Du mir anzeigen, daß Du trotz der wider Deinen Willen durchgesetzten Verlobung ihrer Tochter den Aubrys nicht gram geworden bist. Vater, ich danke Dir für das Opfer; aber es wäre mir als eine göttliche Fügung erschienen, hättest Du es Deiner Besorgniß um das Wohl des Sohnes nicht gebracht und damit einen Bruch zwischen uns und den Aubrys herbeigeführt.“

Der Greis entzog, zurückfahrend und sich erhebend, dem Sohne hastig die von diesem mit beiden Händen ergriffene Rechte und versetzte frostigen Tones, indem er mit den zornfunkelnden Augen den Verwegenen durchbohren

zu wollen schien: „Deshalb also erwähntest Du Gabriele bis jetzt mit keinem Worte? Ich errathe, was vorgefallen ist: Du hast Dich in eine Andere, wohl in so eine nichtswürdige, leichtsinnige Allerweltparisierin, vergafft. Magst Dir aber die Grille dreist aus dem Sinne schlagen,“ schloß der Tief-erregte mit heftiger Betonung: „denn so wahr ein Wort- und Treubruch bei den Horns von jeher zu den Unmöglichkeiten zählte, so wahr wirst Du Dein Wort nicht brechen, und halten, was Du mir feierlich gelobt hast, oder ich verstoße Dich als einen Nichtswürdigen, der nicht werth ist, ehrlicher Leute Sohn zu sein.“

„Ich schwöre Dir, Vater,“ rief Franz, indem er sich mühsam von seinem Sitze erhob, tief erschüttert, „daß ich ihr nicht untreu geworden bin. Vor zwei Tagen noch,“ hob er, lebhaft betonend und dem Vater treuherzig in's Auge blickend, hervor, „wurzelte die Liebe zu ihr fest in meinem Herzen. Da sah ich — sie, eine Göttin, eine Gabriele, wenn Du willst, aber eine andere — schöner, unendlich bezaubernd, wie es die Veetrose im Vergleich mit der Heckenrose ist, — o Vater, hättest Du sie gesehen! —, und im Sturm der Gefühle ging mein Maiblümchen unter, kam ich zur Erkenntniß der wahren Liebe, damit aber auch des sträflichen Leichtsinns, dessen ich mich schuldig machte, indem ich Dir auf den Liebeswahn hin ein Versprechen ertheilte, das ich jetzt unmöglich halten kann.“

„Du sollst es aber halten,“ rief Horn, ungestüm den Sessel an der Lehne packend, als wollte er damit zum Streiche ausholen. „Ich will es, fordere es als ein Ding von Dir, das sich von selbst versteht.“

„Fordere Alles von mir, Vater, nur das nicht,“ bat Franz mit Thränen in den Augen. „Bedenke, mein Lebensglück steht auf dem Spiele.“

„Dein Lebensglück?! Eben das wollen wir Dir durch eine Verbindung sichern, wie Du sie in Deiner Stellung nicht passender wünschen kannst. Und dann: ein Mann ein Wort. Du weißt um unsere Vereinbarung mit den Freunden. Meinst Du, ich könnte es mir einfallen lassen, mein gegebenes Wort zu brechen? Dann soll es mir leicht fallen, mich auf ewig von Dir als einem Nichtswürdigen loszusagen.“

„Du brichst ja aber Dein gegebenes Wort nicht,“ warf Franz unbedachtſam ein. „Nicht Dich, nur mich kann der Vorwurf treffen.“

„Unglückseliger!“ zorneiferte der Alte, indeß die Stuhllehne unter dem Drucke seiner Rechten zertrachte. „Schmach über Dich und unser Elternfluch, wenn Du den Wortbruch begehst! — Wehe Dir! Soll das der Lohn sein für unser Mühen und Sorgen um Dein Wohl? Dann möge Dich und uns die Erde verschlingen, ich werde dazu lachen wie ein Beglückter, denn was böte uns, Deiner Mutter und mir, hinfort die Erde als eitel Harm und Scham? Stirb, wenn es Dir Vergnügen macht; aber thue uns nicht den Schimpf an, wortbrüchig zu werden!“

„Das beabsichtige ich auch gar nicht, Vater.“ —

„Elender, nun willst Du wohl gar Deinen Spott mit mir treiben?



— Dreifacher Thor, der ich war, den adersfaulen Burfchen mit dem Künstlerwahn nach dem versumpften Paris ziehen zu lassen! — Soll ich Dir sagen, was Du beabsichtigst? Um einer gemeinen Liebschaft willen uns, Deine Eltern, vor der Zeit in die Grube zu bringen, uns —“

„Vater, Vater!“ rief der Jüngling, in wildes Schluchzen ausbrechend. „Womit habe ich das verdient? — Bitten, beschwören wollte ich Dich, mich meines Versprechens zu entbinden, und nicht um einer gemeinen Liebschaft willen: — lauter und rein sind meine Gefühle. — — Nun aber — Wohlan, ich füge mich, Vater,“ schloß er, dem Greise die Rechte bietend. „Lieber als mein eigenes ist mir Euer Leben.“

Horn stand da, als hätte ihn der Schlag gerührt. Die Flamme des Jornes war jäh bei ihm erloschen. Die soeben noch heftig blickenden Augen nezte die Thräne der Wehmuth. Und der lautersten Herzensgüte Ausdruck gebend, schloß der Vater den Sohn voll Inbrunst in seine Arme und küßte ihn. „Vergieb mir, Franz,“ sprach er mit Würde. „Du kennst meinen Jähzorn. Ich poltere, aber das Herz ist nicht dabei. Ich wußte wohl, daß Du uns trotz alledem zu Willen sein würdest, und Du sollst es nicht zu bereuen haben, das versichere ich Dir. Was muthen wir Dir denn zu? Deine Verbindung mit einer liebenswürdigen, geistreichen jungen Dame, die in jeder Beziehung Deiner würdig ist, deren Gemüthsart uns dafür bürgt, daß Du mit ihr des reinsten Glückes theilhaftig sein wirst, daß —“

„Bitte, Vater,“ unterbrach Franz den begeisterten Lobredner Gabrieles in eindringlichem Tone, „laß uns gehen, einen Spaziergang machen, hier ist jetzt meines Bleibens nicht länger. Sie können jeden Augenblick kommen, und ich will und darf sie nicht wiedersehen.“

„Wer kann jeden Augenblick kommen?“ fragte Horn verwundert. „Wen willst und darfst Du nicht wiedersehen?“

„Die, Vater,“ entgegnete der Jüngling zögernd, „auf deren Besitz ich nach Eurem Willen verzichten soll, die allein,“ fügte er beherzt hinzu, „mich glücklich machen könnte.“

„Ei, ei, und sie besucht Dich, die Dame?“ staunte Papa Horn. „Ich meinte doch, Du habest sie erst vor zwei Tagen zum ersten Mal gesehen? Wie heißt sie denn? was treibt sie denn?“

„Weiß ich es selbst nur?“ erwiderte Franz achselzuckend. „Aber sei ruhig, sie kommt nicht allein; ihr Oheim begleitet sie, ich soll sie malen. Bitte, lies, Vater! — — Sie malen?! Ha, ha, ha!“ lachte er bitter. „Für mich würde das die Hölle bedeuten. Nein, ich will und darf sie nicht wiedersehen.“

Schweigend nahm der Greis den ihm gereichten Brief und trat, ihn aufschlagend, damit an's Fenster. Das Schreiben in der zitternden Linken haltend, fuhr er sich während des Lesens ein paar Mal mit der Rechten über die Augen, als hätte ihn etwas am Sehen gehindert. Plötzlich ließ er die Hand mit dem Briefe sinken, und die Rechte wie zum Schwure gen Himmel streckend, murmelte er: „Herr Gott, ich danke Dir!“ und rief in

einem Tone, der wie ein freudiges Aufjauchzen klang: „Und doch sollst Du sie wiedersehen; ich gelobe es Dir!“

Burpurn schloß es dem Jüngling in Stirn und Wangen.

„Was sagst Du, Vater?“ stammelte er. „Ich soll sie wiedersehen? Du willst es? Dann stehe ich für Nichts ein, dann —“

„Verlange es auch nicht von Dir, mein Junge,“ versetzte der Greis munter. „Einen Augenblick Geduld nur! Mein Gut hängt im Atelier; ich hole ihn, und wir verständigen uns.“

Verschwunden war er, über die Schwelle der Atelierthür, die hinter ihm wieder in's Schloß fiel.

## V.

Gewichen wie durch Zauber waren die düsteren Schatten, die soeben noch den Geist des Liebenden umnachteten. Der eiserne Wille des Vaters war gebrochen, und der Brief hatte das Wunder bewirkt. Wie? wodurch? Das war ihm freilich ein Räthsel. Und wenn nun —? Ein entsetzlicher Zweifel durchblitzte sein Gehirn, wie ein erstarrendes Eiskrieseln ging es ihm durch die Glieder, und ein paar Secunden lang stand er wie gebannt bei dem seelefolternden Gedanken: „Wahnumnachtet!“

Da klopfte es. Und hastig mit dem Taschentuch seine Thränen trocknend, keines schlüssigen Denkens fähig, ging er, zu öffnen.

Niemand! — Fast erschrocken fuhr er zurück und schloß die Thür wieder. Er hatte es doch klopfen hören; war es eine Sinnes Täuschung gewesen?

Nicht doch. Jetzt klopfte es wieder; aber nicht an dieser, an jener, der Atelierthür. Ah, sein Vater! Gewiß war der Thürriegel in den Hafen geschneilt.

Nein, die Thür war frei. Und wieder stieg mit Bezug auf den Vater jener schreckliche Wahngedanke in ihm auf.

Rasch öffnete er. Aber rascher noch wich er zurück, als hätte er eine überirdische Erscheinung erblickt. Im Rahmen der Thür stand wer? Kein Anderer als — ihr Onkel, sein Gönner Auriac. —

„Ich heiße Auriac,“ sagte derselbe, nachdem er mit einer leichten Verbeugung gegen den jungen Künstler in's Zimmer getreten war und sich gesetzt, Franz sich ihm gegenüber niedergelassen hatte, „und kam, mit Ihnen, falls Sie anders geneigt sind, auf meinen brieflichen Vorschlag einzugehen, die Sache näher zu besprechen. Wollen Sie mir vor Allem gestatten, des Honorars wegen mit Ihnen Rücksprache zu nehmen. Ich weiß, daß es jungen Künstlern auch in der Hinsicht nicht an Aufmunterung fehlen darf, und es sollte mich aufrichtig freuen, wenn Sie in dem Honorar, das ich Ihnen für die Arbeit biete, — sagen wir fünftausend Francs, — einen Beweis dafür erblicken wollten, daß ich Ihre künstlerische Begabung wohl zu schätzen weiß.“

Konnte Franz, der nach der ersten Aufregung rasch seiner Gefühle Herr geworden war, auch nicht der Voraussetzung Raum geben, sein Vater kenne

den Fremden, der höchst wahrscheinlich gleichzeitig mit demselben sich unten eingefunden hatte, so glaubte er doch annehmen zu dürfen, der Erstere habe den Auftritt herbeigeführt, um ihn bezugs seines Gelöbnißes auf die Probe zu stellen. Und der bekümmerten Eltern eingedenk, fest entschlossen, sich durch keine Anfechtung beirren zu lassen, entgegnete er, wenn auch nicht besonders festen Tones:

„Ich bin Ihnen, bester Herr, für Ihr gütiges Anerbieten sehr verbunden, kann und darf es aber beim besten Willen, und so hart es mich auch ankommt, nicht annehmen, aus Gründen, die Ihnen mein Vater, mit dem Sie zweifelsohne in meinem Kunstsaale sich unterhalten haben, gern erklären wird.“

„Und dann noch Eins,“ fuhr der Fremde, den die Entgegnung nicht sonderlich zu rühren schien, fort. „Auch als Kauflustiger fand ich mich hier ein, und zwar bezüglich des Bildes, mit dem Sie Ihren ersten ‚Salon‘-preis erzielten. Fordern Sie dafür, was Sie wollen: ich zahle Ihnen das Geforderte mit Dank.“

„Es ist mir aber um eine Million nicht feil,“ rief Franz, immer fester und entschlossener seinen Standpunkt behauptend. Und erklärend fügte er fast heftig hinzu: „Es ist das Bildniß meiner Braut und bestimmt für meine Braut.“

„Ah so,“ meinte der Fremde, wie enttäuscht sich erhebend. „Ihr Herz ist nicht mehr frei?“ Und langsam, jedes seiner Worte scharf betonend, setzte er hinzu: „Das ist schade. Die Hand meiner Nichte ist noch zu vergeben, und ihr Herz —“

„Ihr Herz?!“ rief aufspringend der Jüngling, hingerissen. „Ihr Herz?! — —“ wiederholte er außer sich, bei fliegenden Pulsen, die peinlichste Erregtheit äußernd in dem auf den Anderen gerichteten, stehenden Blicke. „Ihr Herz? — —“

„Gehört,“ entgegnete der Fremde mit bewegter Stimme, „dem Schöpfer des Bildes ‚Maiblümchen‘.“

„O, weshalb sagten Sie mir das?“ rief Franz, die Hände ringend, in wehmüthig bitterem Tone. „O Verhängniß, o Elternweisheit! Glückliche wie ein Gott könnte ich mich fühlen, und ich muß verzweifeln. Wissen Sie denn nicht, daß sie es mir angethan hat, Ihre Nichte? daß ich um ihren Besitz mein Wort brechen, Leben und Lebensglück meiner Eltern auf's Spiel setzen könnte? daß —“

„Sie sahen demnach meine Nichte schon?“ unterbrach ihn lächelnd der Fremde.

„Gestern zum ersten, heute zum andern und letzten Male, nebst Ihnen, im ‚Salon‘, wenn Sie es wissen wollen.“

„Zum letzten Male? Oho!“ warf Auriac kopfschüttelnd ein. „Ich meine doch, ein drittes Mal, und zwar von Angesicht zu Angesicht, könnte nicht schaden. Meine Nichte hat nämlich mit mir kommen wollen, und —“

„Nein, nein!“ sträubte sich Franz in tiefster Erregtheit, indem er hastig nach seinem Gute griff. „Lieber Alles erdulden als — Das Glück — der Eltern — soll mir heilig sein.“

Eiligt schritt er nach der Eingangsthür. Das Schluchzen stand ihm vor der Kehle.

„Gabriele!“ erscholl es da hell und klar von den Lippen des Fremden, „Gabriele.“

## VI.

Franz, der schon die Thür aufgerissen hatte, stand bei dem Rufe wie festgebannt, mit behebenden Knien. Gabriele! auch sie hieß Gabriele!! — Er wollte davoneilen, die Thür hinter sich zuschlagen, vermochte er es wohl? Der Zauber war zu gewaltig, wie mit unsichtbaren Ketten fesselte es ihn an die Schwelle, und ehe er es sich versah, hatte er rechtsum kehrt gemacht, ein letztes Mal die hehre Erscheinung zu schauen. —

Da stand sie, auf der Schwelle zu seinem Künstlerheim, lächelte, wie damals sein Maiblümchen lächelte, sah ihn an, wie ihn einst sein Maiblümchen angesehen, und jetzt war ihm, als fiele es ihm wie Schuppen von den Augen, als thäte sich ihm der Himmel auf, als schaute er in ein rosiges Wolkengewoge mit schäternden Liebesgöttern, die sie und ihn mit einer Rosenkette umschlangen und zu einander hinzogen mit wunderbarer Gewalt.

„Nein, beim allgütigen Gotte, es ist kein Traum,“ fuhr der Jüngling aus seiner Erstarrung auf, indem er gegen die Wiedererkannte beide Arme ausbreitete. „Gabriele, mein süßes Maiblümchen, wie war es nur möglich? Vergieb, o vergieb mir!“

„Franz,“ stammelte das herrliche Mädchen, dem die Freude Rosen in die blassen Wangen zauberte; „mein Franz!“ Und schon hielten sich die Zwei umschlungen und tauschten, Brust an Brust, den Wonnetuß der jungen Liebe nach langer Trennung aus.

Und dort, im Rahmen der Thür, wo soeben noch Gabrieles Fuß gestastet, stand Papa Horn — ein Bild der reinsten Freude, der seligsten Stimmung, angeichts des herzerfrischenden Auftrittes eitel heitere Betrachtung, und hier, nahe am Fenster, stand, schmunzelnd vor Vergnügen, Onkel Auriac und rieb sich die alten Augen, als hätte er ihnen nicht trauen oder die quellende Fluth der heiteren Nührung zurückdrängen wollen.

„Nein, ich begreife, ich fasse es nicht,“ stieß Franz nach dem mehrfachen Rußwechsel wonneberauscht hervor. „Zwar wie hätte ich in dem vornehmen Fräulein mit dem blassen Aristokratengesicht, das am Arme des vornehmen Herrn den ‚Salon‘ besuchte, meine anspruchslose kleine Land-Gabri von damals vermuthen sollen? — Es war eine wunderbare Fügung, die endgiltige Weihe der Herzensflamme, die uns in den Kinderjahren schon einander zugethan sein ließ. Nach all’ den quälenden Zweifeln solch unsagbares Glück! Gott, Vater, aus dem Grunde meiner Seele stammle ich Dir meinen Dank.“

Selig schaute ihm Gabriele in die ihm übergehenden Augen. Und mit bebender Stimme versetzte sie: „Aufrechtig, es hätte mich sehr betrübt, wenn Du mich nicht wiedererkannt hättest, Franz. Aber Du hättest kein begabter Künstler sein müssen, um — Weißt Du,“ brach sie lächelnd ab, „daß Dein Bild zum Entzücken ist?“

„Schmeichlerin!“

„Gelt, Onkel?“ wandte sie sich zu Auriac, der die Frage mit freundlichem Kopfnicken bejahte. „Aber,“ fuhr sie lebhaft auf, „ich stellte die Herren noch gar nicht einander vor. Herr Franz Horn, bildender Künstler, mein zukünftiger Gemahl; — Herr Ferdinand Auriac, ausgezeichnete Kunstfreund und -kenner, mein theurer Oheim, Mamas Bruder.“

Die Herren verneigten sich gegen einander und wechselten einen kräftigen Händedruck, während Papa Horn ein donnertöniges „Bravo!“ ausstieß und den an Franz gerichteten bedeutungsvollen Satz folgen ließ: „Nun wird Dir ein Licht aufgegangen sein, mein Sohn!“

„Freilich, und in zwiefacher Hinsicht bin ich sehend geworden, Gott sei Lob und Dank,“ entgegnete der Jüngling ergriffen. „Nun begreife ich, Vater, daß Du mir sagen konntest: Und dennoch sollst Du sie wiedersehen, ohne — am Verstande gelitten zu haben, daß —“

„Junge, Du hieltest mich für — verrückt, gesteh' es nur?“ lachte Papa Horn hell auf. „Ich war allerdings,“ fügte er ernster hinzu, „nahe daran, es zu werden; aber der Name Auriac brachte bei mir Alles in's alte Geleise. Wie zum Geier besannest Du Dich auf den Namen nicht?“

„Ja, und wie ging es nur zu,“ erwiderte lächelnd Franz, „daß ich in der schönen Dame mein Maiblümchen nicht sofort wiedererkannte?“

„Und auch ich muß ein Geständniß ablegen,“ fiel nachdenkend Gabriele zu Franz gewendet ein. „Wir, Onkel und ich, beschäftigten Dein Gemälde schon zweimal.“

„Ich weiß es,“ lächelte Franz, ihr wonnefelig in die blauen Augen schauend.

„Du weißt es?“ sagte Gabriele, scheinbar überrascht.

„Nun ja, ich stand kaum zwei Schritt weit hinter Euch, und, der Wahrheit die Ehre, verliebt bis über die Ohren.“

„Ohne mich erkannt zu haben?“

„Ohne Dich erkannt zu haben.“

„Da haben wir's ja,“ lachte Gabriele heiter auf, indem sie hurtig den schwarzen Salabreseer von der Stuhllehne nahm und ihm denselben aufsetzte. „Auch ich bemerkte Dich, und,“ fügte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu, „nicht ungern, so zwar, daß mir dabei ganz sonderbar ängstlich zu Muth ward. Aber wiedererkannt hatte ich Dich trotzdem nicht, woran allerdings der breitkrämpige Hut, der Schnurrbart und das langlockige Künstlerhaar Schuld gewesen sein mögen.“

„Ihr verliebtet Euch eben in einander,“ lachte Papa Horn, „und zwar, da Ihr Euch gegenseitig nicht erkanntet, wie Zwei, die einander zum ersten Male begegnen. Die Sache wird, meine ich, immer wunderbarer.“

„Ja, es ist wie eine göttliche Fügung,“ ergänzte Onkel Auriac. „Nach siebenjähriger Trennung von den Umständen so begünstigt zu werden! Der Fall ist einzig in seiner Art.“

„Du nahmst mir einen schweren Stein vom Herzen,“ versetzte Franz treuherzig auf die Erklärung der Geliebten. „Just beschlich mich der häßliche Gedanke, Du dürftest mich erkannt und trotzdem der inneren Anregung, mich zu grüßen, nicht Folge gegeben haben.“

„Franz!“ verwahrte sich Gabriele eindringlichen Tones gegen das Geäußerte. Alsobald jedoch sank ihr Ungeßüm wieder, und lächelnd verbesserte sie: „Thörin, die ich bin! Statt mich zu freuen über Deinen Freimuth, hätte ich Dir bald Vorwürfe wegen desselben gemacht. Nein, Franz, ich hatte Dich wirklich nicht erkannt, und ich wäre mit dem Geständniß gewiß nicht herausgerückt, hättest Du Dich mir gegenüber nicht in derselben Lage befunden. Nun aber gieb zu, daß wir im Punkte des gegenseitigen Wiedererkennens quitt sind.“

„Vollkommen,“ willfahrte ihr Franz in herzlichem Tone, „und es gereicht mir mindestens zum Troste. — Ueber Eines nur bin ich noch im Unklaren,“ fuhr der Jüngling lächelnd fort. „Wie konntest Du nur in Deiner Stellung zu mir gegen Herrn Auriac die Bitte äußern: Kaufe das Bild, Onkel!?“

„Hast Du gehört, Onkel?“ wandte sich Gabriele mit komischem Ernste zu Auriac. „Nicht nur bespöht, auch belauscht hat er uns.“

Der Oheim zuckte lächelnd die Achseln, als wollte er sagen: „Ist es meine Schuld?“ und äußerte: „Rede, und mach' ihn sehend, Nichtsden!“

„Wir Zwei, Auriac und ich,“ ergänzte Papa Horn, „wollen über ihn zu Gericht sitzen.“

„O Du Undankbarer,“ sprach nun Gabriele, zu dem Geliebten gewendet. „Gesteh' es nur, auch in jener Bitte erblickst Du einen Beweis dafür, daß ich Dich erkannt hatte und dennoch mich Dir nicht zu erkennen gab? — So wisse denn, daß Onkel Auriac ein namhafter Kunstfreund und Gemäldekenner ist, daß mir bei Deinem ersten Salon-Erfolge nichts geeigneter schien, Dich auf Einen Schlag unter die Berühmten emporzubringen, als die von den Zeitungen ausposaunte Thatsache, in ihm für Dein Gemälde einen Käufer gefunden zu haben, daß dies, mein Sorgen um Deinen Künstler Ruhm, der einzige Grund meiner Bitte war, und Du folglich nicht Ursache hattest, in derselben etwas Befremdendes zu erblicken.“

„Und wenn ich Dir nun sage,“ fiel Franz bis zu Thränen gerührt lebhaft ein, „daß sie mich mit hoher Freude erfüllte, daß sie mir fast als eine beglückende Verheißung hinsichtlich der Gegenliebe der schönen Unbekannten erschien? — Allein was war jene Freude im Vergleich mit der, die ich jetzt empfinde? Was war jene Verheißung neben der Offenbarung,

mit der Du mich soeben auf Grund der wahren Bedeutung jener Bitte erkennen liehest, welch ein Schatz an Geist und Gemüth, welch eine Vorsetzung, möcht' ich sagen, sich mir in Dir aufgethan. — Gest, Du verzeihst mir, Gabriele?"

„Ja, Du Argwohn Du, ich verzeihe Dir,“ entgegnete die Liebende mit heiterem Ernste, „und von ganzem Herzen; aber unter einer Bedingung.“

„O weh,“ seufzte Franz, wie betroffen sich das Ohr krauend. „Und die Bedingung wäre?“

„Du gewährst uns Dreien: mir und Deinen beiden Richtern, Onkel Auriac und Papa, was wir von Dir fordern werden.“

„Bravo!“ stimmten Horn und Auriac wie aus einem Munde bei.

„Nun ja, einverstanden,“ erklärte Franz, sichtlich gespannt. „Natürlich setze ich voraus, daß es mir möglich sein wird.“

„Du verpflichtest Dich also, darin besteht meine Forderung,“ sagte Gabriele, sich vornehm zurückneigend, in feierlich ernstem Tone, „Du verpflichtest Dich, Dein Gemälde ‚Maiblümchen‘ Onkel Auriac für die Kaufsumme abzutreten, die er Dir dafür bietet.“

„Hm, hm,“ wandte schüchtern der junge Künstler ein; „ich habe es für meine Braut, für Dich bestimmt; es gehört somit Dir und kann mir um keinen Preis feil sein. Verfüge also, Liebe, nach Gutdünken darüber!“

„Es geht nicht, mein Herr,“ erwiderte Gabriele kopfschüttelnd mit dem Ernste des geschäftstrengen Kaufherrn. „Liegt nicht in unserm Plan. Baargeld muß für die Leinwand in die Künstlerkasse fließen, sonst —“

„Und wenn ich nun,“ fiel ihr Franz lachend in die Rede, „Herrn Auriac ersuchte, mir die Ehre erweisen und das Bild als ein Geschenk von mir annehmen zu wollen?“

„Das wäre noch schöner,“ ereiferte sich Gabriele mit köstlicher Natürlichkeit. „Ein Geschäft und kein Geschenk sollst Du mit dem Gemälde machen. Maiblümchen hat Dir zu Deinem ersten Erfolge verholfen, und dasselbe Maiblümchen soll Dich rasch höher emporbringen. Verstehst Du, und gewähre!“

Verlegen stand der Jüngling und blickte verstohlen ihren Onkel an, der ihm freundlich zunickte. „Nun gut,“ stotterte er endlich, „wie Du willst; ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Gabriele schenkte ihm einen Blick, um den ihn ein Gott hätte beneiden können, so sonnig warm aus dem Herzen herausleuchtend war er, wandte sich zu Auriac und sprach: „Bitte, Onkel, nun rede Du!“

„Und das will ich,“ lautete die herzliche Erwiderung. — „Zunächst gestatten Sie mir, mein junger Freund,“ wandte sich Auriac nun zu Franz, indem er auf ihn zutrat und ihm kräftig die Rechte schüttelte, „Ihnen für die Annahme meines Kaufgebotes bezugs Ihres vortrefflichen Erstlingswurfes meinen besten Dank zu sagen.“

„Aber nicht mir gebührt Dank,“ warf der Jüngling bescheiden ein, „wenn anders hier Dank gestattet ist. Nur auf Gabrieles Wunsch, wie Sie wissen —“

„Lassen wir es gut sein,“ unterbrach ihn Auriac mit einer abwehrenden Handbewegung. „Meine Nichte oder Sie, das kommt auf Eins heraus. Und glauben Sie ja nicht, daß mein Dank unbegründet ist,“ fuhr der Kunstfreund lächelnd fort. „Ihr ‚Maiblümchen‘ hätte den ‚Salon‘-Preis verdient; aber auch bei unseren Kunststrichtern steht die Wettergunst in Ansehen, und das erklärt es, weshalb Sie ihn nicht bekamen. Für diesen Ausfall nun will ich Sie in anderer Beziehung schadlos halten, und zwar auf nicht ganz unselbststische Weise, wie Sie gleich sehen werden. Mein Familienname ist Auriac. Als Kunstkritiker aber schrieb ich unter einem angenommenen Namen, und nur unter dem bin ich, auch als Kunstfreund und -kenner, in der französischen und nichtfranzösischen Kunstwelt bekannt. Vielleicht hörten Sie von einem gewissen Felix Mentor? —“

„Wie?“ stotterte der Jüngling, fast sprachlos vor Erstaunen. „Sie wären der reiche, unerschöpflich wohlwollende Herr Mentor, dessen Name seit Jahren schon in aller Kunstgenossen Munde ist, den man den ‚Fürsten der Kritik‘ nennt, dem so und so Viele von den begabten jüngeren Künstlern ihr jetziges Ansehen verdanken, der bei allen die Kunst angehenden Vergantungen das Seltenste und Gebiegenste à tout prix für seine Sammlung ersteht? — —“

„Nun ja,“ lächelte Auriac, sich an dem Staunen des jungen Malers ergötzend. „Fortuna hat mir einmal — und das war vor sieben Jahren, — wohlgewollt, und seit der Zeit lasse ich mir als Kunstfreund nichts abgehen. Ich mache mir jedoch nicht nur aus dem Erwerben gebiegener und seltener Kunstwerke eine Ehre, auch, und besonders, in dem Emporbringen junger Talente, die nur zu leicht Gefahr laufen, von habgierigen Händlern ausgebeutet zu werden, sucht mein Ehrgeiz eine Genugthuung, wie ich sie um nichts in der Welt entbehren möchte. Ich habe somit wohl Ursache, gegen Sie dankbar zu sein, zumal die wirklich begabten jungen Künstler heute höchst selten sind.“

„Nein, beim Himmel,“ unterbrach Franz den Redenden, wie aus einem Traume erwachend, „Dank sind nicht Sie mir, bin ich Ihnen schuldig, und welchen Dank!“

„Dann danken Sie meiner Nichte,“ lächelte Auriac, diese in's Auge fassend, „sie machte mich zuerst auf einen gewissen jungen Maler Namens Franz Horn aufmerksam, sie —“

„Bitte, bitte, Onkel,“ hemmte Gabriele erröthend des Oheims Rede. Aber schon hielt Franz die Herrliche umschlungen, die Worte stammelnd: „Ja gewiß, meine Vorsehung, mein Alles Du.“

„Bitte um's Wort,“ fuhr Onkel Auriac dazwischen.

„Ich fasse mein Glück nicht,“ jubelte zurücktretend der Jüngling auf. „Ist es denn wirklich kein Traum?“



„Gleich morgen,“ fuhr Auriac fort, „erscheint die Nachricht von dem Kaufe F. Mentors im ‚Figaro‘, und ich bürge Ihnen dafür, daß sie die Runde durch die ganze französische Presse macht, dadurch erzielen wir Bestellungen auf Porträts, die Sie sich natürlich möglichst theuer bezahlen lassen. Vorausichtlich sprechen nur Leute aus den höchsten Gesellschaftskreisen bei Ihnen vor. Die zu empfangen, dürfen Sie auf keinen Fall diesen zwar künstlerisch gemüthlichen, aber nichts weniger als vornehmen Sitz beibehalten, und damit rücke ich mit einem Antrage heraus. Heut über acht Tage ziehen Sie von hier fort und lassen sich am Boulevard du Montparnasse, im früheren Pariser Heim des berühmten B., nieder. —“

„Es wäre das Paradies für mich,“ lachte Franz, hingerissen, auf; „— für uns,“ verbesserte er erröthend mit einem Seitenblicke auf Gabriele. „Wenn ich es einmal mit meiner Kunst zum Millionär gebracht haben werde —“

„Es gefiele Ihnen also?“

„Besser als irgend ein anderes. Ich lernte ein ganzes Jahr dort. Die Wohnung ist prachtvoll, ingleichen das Atelier. Wie oft wünschte ich mir im Stillen ein solches Heim! Aber ich bitte Sie, wie könnte ich, der Anfänger —“

„Oho,“ fiel ihm Auriac mit wohlwollendem Lächeln in die Rede, „etwas mehr Künstlerstolz könnte nicht schaden. Also das Heim gefällt Ihnen?“ Und er fügte schlechtweg hinzu: „Wir haben es heute Morgen für Sie gemiethet.“

„Nein, wahrhaftig,“ entgegnete Franz, im Gesicht über und über roth; „ich kann nicht anders, ich protestire. Erst will ich mir so etwas aus meinen eigenen Mitteln erlauben können, dann —“

„Sie können es sich aber erlauben,“ fiel Auriac ein. „Hören Sie nur! Das Erste, was Sie in dem neuen Atelier in Angriff nehmen, ist das Porträt der bewußten jungen Dame. Ich zahle Ihnen dafür, was ich will, jedenfalls nicht zu wenig. Und Sie dürfen überzeugt sein, daß Sie damit, wozu übrigens noch das ‚Maiblümchen‘-Honorar — sagen wir zehntausend — kommt, in Bezug auf Miethe, Einrichtung und Lebensunterhalt mindestens auf ein Jahr hinaus aller Sorgen überhoben sind. —“

Stumm ließ der junge Maler sein Haupt sinken. Er fand keine Worte, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben; aber die glänzenden Tropfen, welche zwischen seinen Wimpern hervorperlten, waren um so berebter.

„Sie nehmen meinen Antrag an, wie ich sehe,“ sagte Auriac freudig erregt. „Nun wohl, es macht mich glücklich.“

„Und wie mich nicht!“ rief überfelig Gabriele. „Dank, wir danken Dir aus dem Grunde unseres Herzens.“

„Schelmin!“ drohte der Oheim mit dem Finger. „Dank gebührt Dir allein.“

Papa Horn wandte das Gesicht ab und räusperte sich, wobei er wiederholt mit dem Taschentuch sich über die Augen fuhr. Allein brüsk kehrte

er sich um, machte ein paar Schritte gegen den Kunstfreund, streckte die gewaltige Rechte aus und bot sie demselben mit den warm betonten Worten: „Auriac, Sie sind ein Mann, wie ich ihn leiden mag, von altem Schrot und Korn; wir trinken heute Abend Brüderschaft, nicht? Ich bedaure nur Eins, nämlich, daß ein leidiger Familienvist Sie abgehalten, früher in unserem Kreise zu Carnac zu erscheinen, und daß mir erst jetzt die Ehre und die Freude zu Theil ward, in Ihnen auch den großmüthigen Beschützer des jungen Talentes hochschätzen zu lernen. Indes — Ende gut, Alles gut, und in Zukunft werden Sie hoffentlich bei uns das Versäumte nachholen.“

„Ganz und gar einverstanden, lieber Horn, mit Allem,“ erwiderte Gabriele's Onkel warmtönig, indem er derb die ihm gebotene Rechte schüttelte. „Leider habe ich viele Jahre, die besten, in häuslicher Einsamkeit zugebracht. Erst im Lebensherbste erschien mir ein Engel, Dank dem der alte Troß gebrochen ward, der alte Groll vor der ursprünglichen Geschwisterliebe endgiltig die Segel strich; eine neue Zeit brach für mich an, eine Zeit des wahren Glückes, und im häufigen Verkehr mit Euch, Ihr Lieben, und den Theuren in der Bretagne, in der steten innigen Theilnahme an Euren Geschichten kann ich mit der Heiterkeit des Gerechten die letzte Lebensstrecke zurücklegen. — Aber jetzt kommt, Beste,“ brach Auriac, die Uhr ziehend, heiter ab. „Ihr seid natürlich für heut Abend meine Gäste. Wir speisen im Hôtel Continental, und an der Tafel bauen wir an unseren Zukunftschlössern weiter.“

„Einen Augenblick, wenn ich bitten darf,“ opponirte Papa Horn. „Ich meine doch, auch ich hätte eine Forderung an unseren jungen Künstler zu stellen. — Franz, Deine Rechte! — Gabriele, Deine Linke!“ Zärtlich legte der Alte die Hand des erröthenden Mädchens in die des erhebenden Jünglings. Dann sprach er in feierlich ernstem Tone: „In vier Wochen, das ist mein Wille, sollt Ihr so vor den Traualtar hintreten. Ist es Dir recht, mein Sohn?“

Stumm ließ Franz die Hand der Geliebten sinken und umhalsste und küßte den Vater, der segnend über das Paar die Arme ausbreitete.

„Alle Wetter, aber es ist die höchste Zeit, daß wir zur Tafel kommen,“ rief Auriac, indem er, sein Taschentuch ziehend, auf die Thür aufschritt.

„Allons, allons!“ meinte Papa Horn, sich die Augen trocknend. Und er schritt hastig dem Anderen nach.

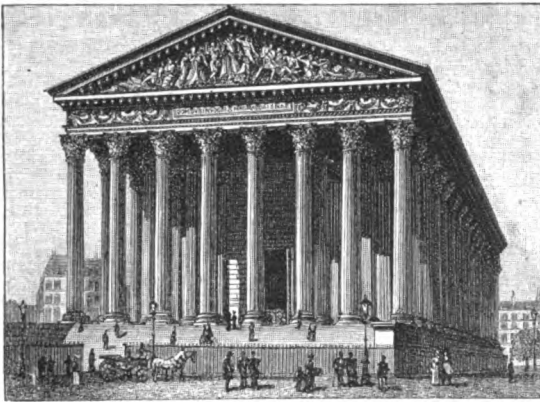
Franz aber stieß, seinen Calabreser schwingend, einen Jauchzer aus, der wie ein Jubelruf des liebenden Herzens klang, nahm den Arm der Geliebten und verließ mit ihr sein Künstlerheim, die Worte auf den Lippen: „Mein, in alle Zukunft mein, Du süßes Maiblümchen!“





## Illustrierte Bibliographie.

**Brockhaus' Conversations-Lexikon.** Vierzehnte vollständig neu bearbeitete Auflage in sechzehn Bänden. (Band 1—9. 1892—94) Leipzig F. A. Brockhaus.



Hauptfassade der Kirche Ste. Mabelaine zu Paris.

Ans: „Brockhaus' Conversations-Lexikon.“ 14. Auflage.

Als eins der erfreulichsten Zeichen für die geistige Regsamkeit und den ernststen Bildungsdrang unseres Volkes haben wir schon bei einem früheren Anlaß die Beschaffenheit und den großartigen Erfolg der beiden Hauptwerke unserer Nachschlageliteratur, die in gleichem Schritt und Tritt in bewundernswerthem Wettstreit an der Spitze der encyclopädischen Werke schreiten, hingewiesen. Wir dürfen uns wirklich etwas darauf einbilden, daß Werke von dem ungeheuren Umfange und der Kostspieligkeit unserer Conversations-Lexika in Deutschland eine Verbreitung finden, die in anderen Culturländern auch

nicht annähernd ihresgleichen hat. Und dieser Erfolg, der eigentlich mit der fünften Auflage des alten Brockhaus, 1819, beginnt, behauptet sich nunmehr seit fünfundsiebzig Jahren. Er behauptet sich nicht nur, er verstärkt sich von Auflage zu Auflage. Die eben so tröstliche wie unbegreiflich wirkende Thatsache, daß die Veröffentlichung der Conversations-Lexika bei uns jetzt zu den chronischen Erscheinungen des Büchermarktes gehört, daß die Ausgabe des ersten Bandes einer neuen Auflage vom Erscheinen des letzten Bandes der vorherigen durch einen verhältnismäßig ganz kurzen Zeitraum getrennt ist, gehört zu dem wunder-

lichen Capitel über den „räthselhaften Verbrauch“. Man sollte glauben, daß, nachdem ein so mächtiges buchhändlerisches Werk, das bei aller Billigkeit doch an die Börse des Privaten immerhin starke Ansprüche stellt, in so und soviel Zehntausenden abgesetzt worden ist, damit dem Bedürfniß der ernstlichen Bücherfreunde auf eine gewisse Zeit hin Genüge geschehen sei. Die Erfahrung aber spricht für das Gegentheil. Immer wieder und immer wieder finden sich die Zehntausende, die das Erscheinen der neuen Auflage ermöglichen und nothwendig machen. Zum Ruhme der Herausgeber sei von vornherein gesagt, daß sie mit redlichstem Eifer bestrebt sind, sich die Gunst ihres Publicums zu verdienen und mit jeder neuen Ausgabe auf's Neue zu erobern. Das schöne einfache Wort, das Wolke als Wahlspruch seines herrlichen Lebens wählte: „Rast' ich, dann rost' ich,“ haben auch die Herausgeber unserer großen Nachschlagwerke sich beständig als Mahnung zu vergegenwärtigen. Sie haben denn auch abseits vom hastigen und unruhigen Treiben der Lageschriftstellerei auf Alles, was auf unserem Planeten an Neuem und Bemerkenswerthem hervortritt, ihr Augenmerk zu richten, haben zu erwägen und mit weisem Urtheil zu entscheiden, was in der neuen Erscheinung durch blendenden Glanz trügerisch ist, was wirklich innere Leucht-



François Boucher: Diana nach dem Bade.

Aus: „Brockhaus' Conversations-Lexikon.“ 14. Auflage.

kraft besitz, was vergänglich, was dauernd werthvoll ist. Sie haben um sich einen Stab von erfahrenen, sachmännisch tief gebildeten Männern zu vereinigen, die frei von aller persönlichen Voreingenommenheit, mit dem Vorsatz und der Kraft begabt, persönliche Zuneigungen und Abneigungen zu unterdrücken, in der Schilderung der Begebenheiten und Persönlichkeiten eine eiserne Objectivität zu bewahren im Stande sind. Unsere deutschen Conversations-Lexika haben es sich in der That zur obersten Aufgabe gestellt, sich keiner Partei, keiner einseitigen wissenschaftlichen oder politischen Richtung dienlich zu machen und als nationales Werk in des Wortes edler Bedeutung lediglich der Allgemeinheit zu nützen.

An unsere Conversations-Lexika werden in jeder Beziehung die höchsten Ansprüche gestellt: in Bezug auf Vollständigkeit, auf gründliche Beherrschung des Materials, auf lichtvolle, vornehm populäre Darstellung, und auch in Bezug auf alles Neukere, auf die Vorzüglichkeit der Ausstattung, auf die kartographischen Beilagen und die zur leichteren Verständlichkeit des Textes und Veranschaulichung beigegebenen Illustrationen. Es überkommt uns fast ein Gefühl der Mürung, wenn uns eine der ersten Auflagen des Conversations-Lexikons zu Gesicht kommt, und wenn wir das unbeholfene, lückenhafte, uneinheitliche Sammelbuch vergleichen mit dem systematisch gegliederten Conversations-Lexikon, wie wir es heute haben.

Friedrich Arnold Brockhaus, dem Begründer der angesehenen Verlagshandlung, die noch heute seinen Namen trägt, dem ersten Herausgeber des *Conversations-Lexikons*, gebührt auch der Ruhm, nachdem er schon in den ersten ungeschickten Anfängen mit scharfem Blick die Nützlichkeit eines derartigen Nachschlagewerkes und die Möglichkeit der späteren Ausgestaltung zu einem deutschen Volksbuche erkannt hatte, die breite Basis, auf der sich später der stolze Bau unserer *Conversations-Lexika* in ihrer heutigen Beschaffenheit erheben durfte, gelegt zu haben. Ihm ist dafür der wohlverdiente Lohn geworden, daß sein Name für alle Zeiten der typische Träger der deutschen Nachschlageliteratur höherer Richtung geworden ist. Aus dem Worte „Brockhaus“ hört man kaum noch den Eigennamen heraus. Der „Brockhaus“ ist eben das bezeichnende Schlagwort für die Fundgrube alles Wissenswerthen. Und wie die pedantischen Juristen behaupten: was nicht in den Akten steht, ist nicht in der Welt, so ist nach deutschen Begriffen im Sinne der Allgemeinheit nicht vorhanden, was nicht „im Brockhaus steht“. Das höchste Streben des jugendlichen Künstlers, Wissenschaftlers und Dichters ist, „in den Brockhaus zu kommen“. Der „Brockhaus“ gilt eben als die documentarische Beglaubigung der Tüchtigkeit.

Den Titel „*Conversations-Lexikon*“, an den wir uns allmählich so gewöhnt haben, daß wir dessen seltsame Schwerefälligkeit und Ungeignetheit eigentlich kaum noch wahr-



Amor und Psyche. (Relief.) Von John Gibson.  
Aus: „Brockhaus' *Conversations-Lexikon*“ 14. Auflage.

nehmen, hatte der alte Brockhaus mit dem halb gescheiterten Unternehmen der ersten Auflage von Renatus Gotthelf Löbel übernommen. Das Löbel'sche Unternehmen barg freilich schon den Keim, aus dem sich später das eigenartige große Werk entwickeln sollte, aber es war bei aller Verdienstlichkeit seines Herausgebers, wenn wir es nach dem Maßstabe unserer heutigen Ansprüche bemessen, überaus dürftig, einseitig und unvollkommen. Wie geringe Ansprüche der biedere Herausgeber dieser ersten Auflage an sein Werk und sein Publikum stellt, erhellt schon aus der Thatfache, daß er dem Werke den zweiten Titel begeben wollte: „*Frauenzimmer-Lexikon zur Erleichterung der Conversation und Lectüre*“. Das Löbel'sche Werk war daher kaum mehr als eine Eisbahn für Schöngelster und die als solche gelten wollten. Den heutigen Besitzern des Werkes ist die ursprüngliche Absicht des Herausgebers, die diesen merkwürdigen Titel bestimmt hat, — daß es nämlich Stoff zur Unterhaltung und in der Unterhaltung oberflächliche Belehrung gewähren soll, — nahezu abhanden gekommen. Wie wir uns den leider beseitigten Untertitel der „*Frankfurter Didaskalia*“: „*Blätter für Geist, Gemüth und Publicität*“ Jahrzehnte lang haben gefallen lassen, ohne irgendwelchen Anstoß daran zu nehmen, wie wir noch heute ohne irgend welche Verwunderung vom „*Berliner Intelligenz-Blatt*“ sprechen und es gar nicht mehr auffallend finden, daß die weitverbreitete Leipziger Familienschrift „*Gartenlaube*“ heißt, so hat auch für uns der Titel „*Conversations-Lexikon*“, an dessen sinnliche Be-

beutung wir gar nicht mehr denken, alles Sonderbare verloren. Als er neu war, scheint er viel anspruchsvoller gewirkt zu haben, denn in einer Kritik aus dem Jahre 1817, als das Conversations-Lexikon übrigens schon eine sehr weite Verbreitung gefunden hatte, heißt es: „Das Buch hat einen Namen, der Niemandem recht munden will, und der dennoch — wir behaupten nicht zuviel — in dem Munde aller Deutschen ist, die von Büchern sprechen.“ Der Verleger selbst fühlte die Verpflichtung, beim Erscheinen der zweiten Auflage in liebenswürdigster Bescheidenheit den gewählten Titel zu erläutern. Das Buch führte damals folgende Aufschrift: „Conversations-Lexikon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände über die in der gesellschaftlichen Unterhaltung und bei der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe in Beziehung auf Völker- und Menschengeschichte; Politik und Diplomatie; Mythologie und Archäologie; Erd-, Natur-, Gewerbe- und Handelskunde; die schönen Künste und Wissenschaften mit Einschluß der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und merkwürdigen neuesten Zeitereignisse.“

Auch Goethe wurde durch den verwunderlichen Titel zu einer seiner zahmen Zenien angeregt:

Conversations-Lexikon heißt's mit Recht,  
Weil, wenn die Conversation ist schlecht,  
Jedermann  
Zur Conversation es nutzen kann.

Schon in dieser zweiten Auflage hatte der Verleger J. A. Brockhaus, der die Redaction nach dem Tode Böbels selbstständig übernommen hatte, das Werk vollständig umgeschaffen. Das Conversations-Lexikon hatte guten Erfolg. Eine vollkommene Umwälzung trat aber erst mit der fünften Auflage ein, die einen in der Geschichte des Buchhandels noch nicht dagewesenen Absatz fand. Vor Fertigstellung des ersten Drucks waren bereits die 12 000 Exemplare vergriffen. Ein zweiter, unveränderter Abdruck von 10 000 Exemplaren fand gleichfalls reißenden Absatz, so daß ein dritter Neudruck von abermals 10 000 Exemplaren nothwendig wurde. Auch dieser dritte unveränderte Abdruck wurde in verhältnißmäßig kurzer Zeit nahezu vollständig verkauft, so daß von dieser fünften Auflage rund 30 000 Exemplare abgesetzt wurden. Auf dieser Höhe haben sich die späteren Auflagen erhalten, auch darüber erhoben, so daß bis zur ersten Auflage — so weit datiren die uns vorliegenden Angaben — über 300 000 Exemplare oder etwa drei Millionen Bände abgesetzt worden sind. Diese wenigen Zahlen genügen schon, um die Wichtigkeit des großen Werkes für unser deutsches Volk zu bezeichnen.

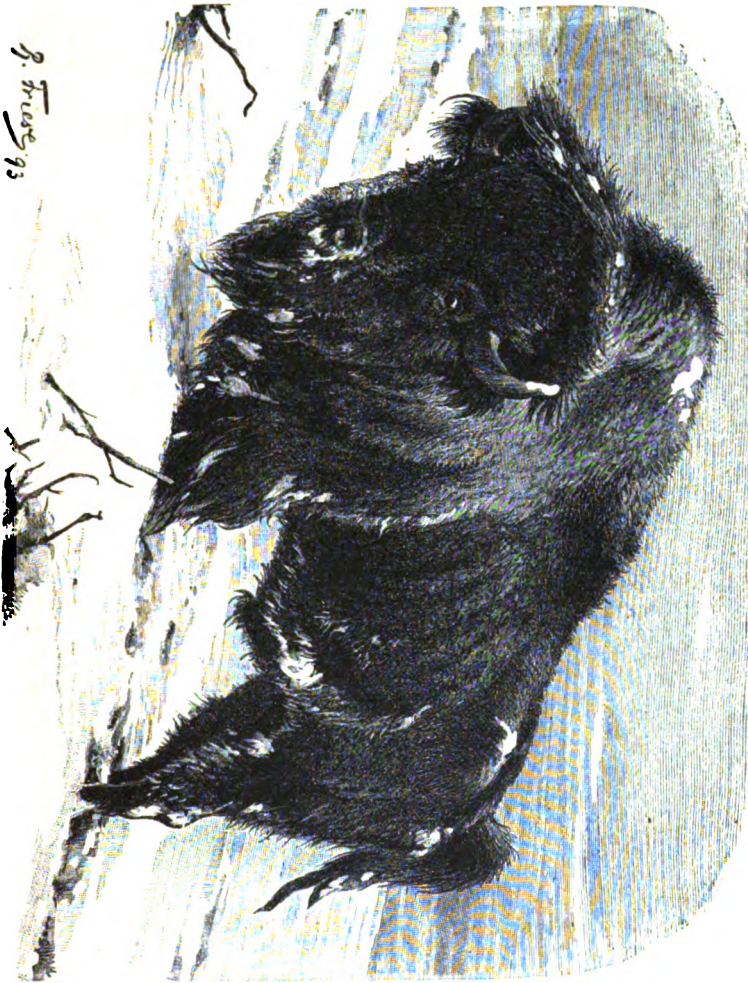
Daß der ungeheure Erfolg dieses Unternehmens zur Concurrenz anregte, war natürlich. Damals herrschten in unserem deutschen Reich noch so erbauliche Zustände, daß die unehrliche Concurrenz die ehrliche Arbeit in schönester Weise schädigen durfte, ohne daß dem ehrlichen Arbeiter der geringste Schutz gewährt worden wäre. So machte sich denn auch eine Stuttgarter Verlagshandlung, die Maclot'sche, daran, das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon einfach nachzudrucken. Jahrzehnte lang stand Brockhaus diesem Treiben machtlos gegenüber. Er rächte sich damit, daß er auf das Titelblatt der fünften Auflage, sowie der folgenden bis zur achten, als Motto die seitdem „geflogelte“ gewordenen Worte Calderons setzte:

Wie sie der Verfasser schrieb,  
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,  
Dessen Müß' ist, daß er richte  
Anderer Mühe stets zu Grunde.

Seit seinem ersten Erscheinen hat der gedruckte Titel des Werkes mannigfache Varianten erfahren. Volksthümlich ist aber allein der ursprüngliche gewesen und geblieben, und die Verlagsanstalt hat weise daran gethan, für die neueste vierzehnte Auflage alle Untertitel, wie „Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie“ u. s. w., einfach zu streichen und den alten fest eingebürgerten Titel „Brockhaus' Conversations-Lexikon“ allein zu belassen.

Seit anderthalb Jahren ist nun die neue vierzehnte Auflage im Erscheinen begriffen und jetzt bis zum neunten Bande, A bis Z, vorgerückt. Wenn jede neue Auflage des Brockhaus als eine Verjüngung zu bezeichnen ist, so trifft dies für die jetzt im Erscheinen begriffene vierzehnte im höchsten Maße zu. Innerlich und äußerlich stellt diese neueste Auflage wiederum einen sehr bemerkenswerthen Fortschritt gegenüber der im Jahre 1887

abgeschlossenen dreizehnten Bar. Alle irgenbwie wichtigen Aufsätze sind sorgfältig nachgesehen, ergänzt und wenn nöthig, vollständig umgearbeitet. Immer weitere Verbesserungen sind eingefügt. Entbehrliches ist ausgeschieden, minder Wichtiges noch knapper gefaßt als früher, um ohne allzu beträchtliche Erweiterung des Volumens das Wissenswerthe des Interessanten und Neuesten so eingehend wie geboten berücksichtigen zu können. Die wichtigsten Ereignisse des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche sind fast bis auf



Stion. Aus: „Brodhaus' Conversations-System.“ 14. Auflage.

den Tag des Erscheinens des Bandes weitergeführt, die jüngsten unserer Berühmtheiten in Kunst und Dichtung, die neuesten Entdeckungen und Erfindungen sind in gehaltvollen Aufsätzen besprochen worden, und in allen Fällen bewährt sich dem Wissensbedürftigen, der sich schnell und mühelos unterrichten will, der neueste Brodhaus als zuverlässiger Rathgeber.

Diese allgemeine Anerkennung im Einzelnen durch Anführung von Beispielen und Stichproben zu begründen, ist uns leider bei den Grenzen, die wir unserer Besprechung



zu ziehen haben, nicht gegönnt. Um nur ein einziges Muster anzuführen, wollen wir auf den Complex von Aufsätzen verweisen, die sich mit unserm Vaterlande beschäftigen — Ende des 4. Bandes und Band 5 Seite 1 bis 225. Der nachschlagende Leser findet da in knappster Darstellung eine gedrängte Uebersicht über alles Bemerkenswerthe und Bedeutenende, das sich auf Deutschland bezieht: deutsche Geschichte, deutsche Kunst, deutsche Dichtung, deutsche Mundarten u. s. w. Bei diesen auf das geringste Volumen zusammengedrückten allgemeineren Artikeln ist der Mißstand, dessen Beseitigung die Redaction sich augenscheinlich überall angelegen sein läßt — daß nämlich die individuelle Auffassung, Ueberzeugung oder Geschmacksrichtung des betreffenden Autors bei allem ehrlichen Streben nach strenger Objectivität doch nicht ganz zu unterdrücken ist — nicht immer vollständig zu vermeiden. So werden zum Beispiel viele Leser der Aufsätze über deutsche Literatur und deutsches Theater mit dem vom Verfasser beliebten Pubricirung der Autoren gewiß nicht in allen Punkten einverstanden sein. Aber es ist freilich auch nicht zu verkennen, daß eine andere Classification wiederum auf anderer Seite Widerspruch hervorrufen würde: „On ne peut contenter tout le monde et son père.“

Die größeren wissenschaftlichen Aufsätze sind zwar nicht populär im Sinne der oberflächlichsten Familienlectüre gehalten, sie setzen vielmehr ein gewisses Quantum allgemeiner Bildung und bei dem, der den behandelten Fragen fremder gegenübersteht, ernstere Aufmerksamkeit und eifrigere Sorgfalt voraus; aber sie erfüllen im besten Sinne die Aufgabe des großen Werkes, „die wissenschaftlichen, künstlerischen und technischen Ergebnisse nicht für die geschäftliche Praxis, sondern für die Befriedigung und Förderung der allgemeinen Bildung flüssig zu machen und zu popularisiren“.

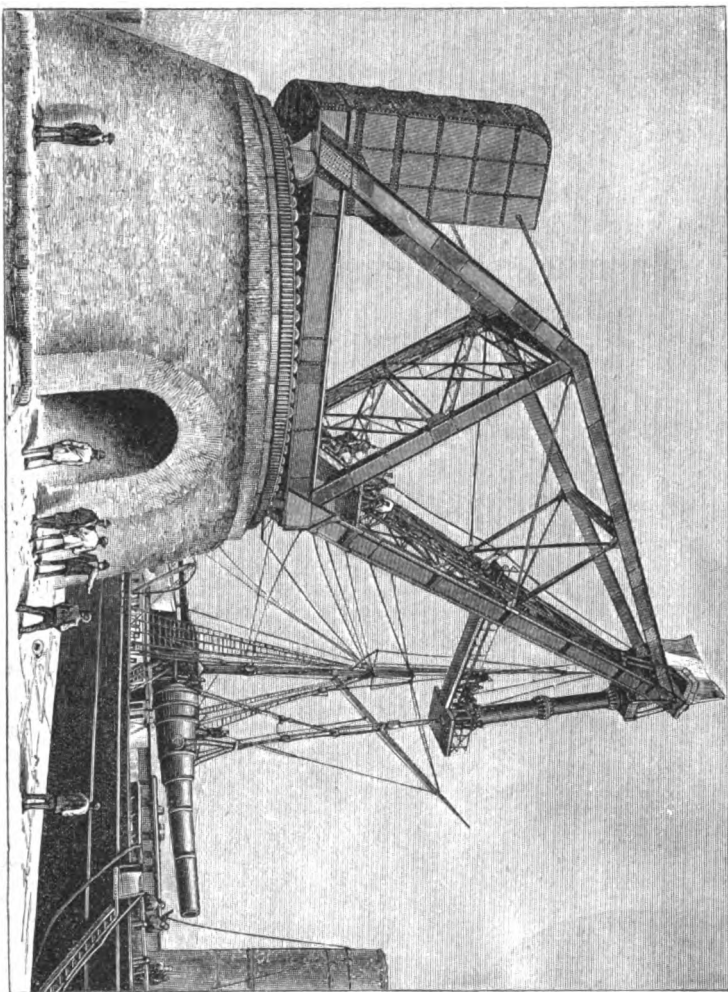
Hand in Hand mit der Gediegenheit und Tüchtigkeit des Inhalts geht der Geschmack und der Reichthum der äußeren Ausstattung. Ein Nachschlagewerk muß, wenn es seinem Zwecke entsprechen soll, dem Besitzer schon vor allen Dingen durch seine äußeren Eigenschaften angenehm sein. Es kann ja unter Umständen eine richtige Buchhändlerspeculation sein, es ist aber jedenfalls tabelnswerth und auf die Dauer auch unglücklich, einem Werke der legitimalen Literatur ein Aeußeres zu geben, das dem, der es benutzt, in jedem einzelnen Falle Unbehagen bereitet. Die Raumknauserie, die durch alle möglichen symbolischen Zeichen und Abkürzungen, dicht zusammengedrängten Druck in kleinsten Lettern und Ausnutzung eines jeden freien Quadrantenmeters erzielt wird, dieses Augenpulver, das dem Besitzer das Buch mit der Zeit völlig verleiht, beruht auf einem falschen Princip. Von einem Nachschlagewerk darf man füglich verlangen, daß die Benutzung keine Beschwerden bereitet; also scharfer, klarer, deutlicher, nicht allzu kleiner Druck, anständiges und festes Papier sind unumgänglich nothwendig, wenn das Werk seinem Zwecke durchaus genügen soll. Und in dieser Beziehung erfüllt Brockhaus die weitestgehenden Forderungen. Es ist ein wahres Vergnügen, die schön und sauber ausgestatteten Bände mit dem in der neuen Auflage noch besonders geschmackvollen Einband in schwarzem Leder mit gepreßtem Goldbrücken, der das bekannte Buchhändlerwappen des Hauses trägt, den Greif mit dem Schilde, zur Hand zu nehmen. Dazu kommt ein wahrhaft erstaunlicher Reichthum an illustrativen Beigaben, die zum Theil, wie die Karten, Pläne, technischen Illustrationen, didaktische Zwecke verfolgen, zur Veranschaulichung und bequemerer Fassung des gedruckten Wortes dienen, zum Theil als schmückende Kunsttafel das Conversations-Vergnügen auf die Stufe eines wahren Prachtwerks erheben. Jeder einzelne Band enthält fünfzig bis sechzig Tafeln, darunter sechs bis zehn in sauberstem Chromodruck, und etwa ein Duzend Karten und Stadtpläne, sowie eine große Anzahl von Abbildungen im Texte, zwischen zweihundert und zweihundertfünfzig. Aus dem zuletzt erschienenen neunten Bande wollen wir hier nur auf die Chromotafeln Hermes von Pragiteles, nach der Ergänzung von Schaper, mit dem Vorblatte des aufgefundenen Torso, Jupiter Omicri und Juno Bubovisi, Madonna von Holbein, Indische Kunst und Japanische Kunst verweisen.

„Der Weg zur Erkenntniß durch die Bücher,“ heißt es in einem Aufsätze über die Charakteristik des Conversations-Vergnügens, der im Schlußbande der zwölften Auflage enthalten war, „dem wir hauptsächlich die Ausbreitung der Intelligenz und Gesittung unserer Zeit verdanken, führt in ein weites, dem Einzelnen unermessliches Feld; und je weiter man vordringt, je mehr der Reichthum und die Mannigfaltigkeit des Stoffs den Wissensdrang weckt, desto mehr tritt gerade hier das Bedürfnis nach solchen literarischen Hülfsmitteln hervor, welche die überwältigende Fülle der einzelnen Dinge für den allgemeinen



Bildungszweck encyclopädisch, das heißt in planmäßiger Verkürzung, nach bestimmten Gesichtspunkten und in fester Ordnung zusammenfassen. So entsteht denn die populäre Encyclopädie, die das „Conversations-Lexikon“ repräsentirt, mit der bestimmten Aufgabe: den Kreis der Ideen und Thatfachen gleichsam als Mikrokosmos zur Anschauung zu bringen, um den Menschen mit der Welt, die über seinen alltäglichen Horizont hinausgeht, bekannt zu machen.“

Hydraulischer Arm des Erfinders von Spegia. Aus: „Brockhaus' Conversations-Lexikon“ 14. Auflage.



Brockhaus' Conversations-Lexikon darf das rühmliche Zeugniß ausgestellt werden, daß es diese hohe Aufgabe mit redlichem Ernst, mit ehrlichem Fleiß, mit vornehmer Gefinnung und auch mit gutem Gelingen erfüllt. Es ist ein deutsches Nationalwerk, dessen wir uns freuen dürfen.

— u.

## Bibliographische Notizen.

**Unser Bismarck.** Von C. W. Allers. Text von Hans Krämer. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Von einem zweiten Werke Allers', das uns den eisernen Kanzler in seinem häuslichen Leben schildert, liegt die erste Lieferung vor. Eine kritische Beleuchtung der künstlerischen Qualitäten Allers' wäre jetzt, nachdem über den begabten — wenn auch wohl eine Zeitlang von Manchem überschätzten Zeichner — so viel geschrieben, überflüssig, zumal in dieser Zeitschrift, die vor einiger Zeit aus berufener Feder eine eingehende Würdigung Allers' gebracht hat; außerdem müssen wir natürlich ein abschließendes Urtheil über das vorliegende Werk, bis dasselbe vollständig vorliegt, vertragen. Das freilich darf man nach der ersten Lieferung aussprechen, daß hier ein reich ausgestattetes, durch seinen Gegenstand wie durch seinen Urheber von vorn herein der größten Beachtung würdiges Werk für einen außerordentlich geringen Preis dem deutschen Volke geboten wird. Die vorliegende Lieferung enthält auf 20 Folioseiten 5 Vollbilder (darunter ein doppelseitiges), an 15 kleinere und größere Textillustrationen nach Bleistift- oder Rothstiftzeichnungen Allers', zum Theil durch leichte Färbung wirkungsvoll belebt. Der von Hans Krämer herrührende Text ist würdig und sachgemäß. — Eine Lieferung kostet nur 2,00 Mk.; das Werk wird vollständig 14 Lieferungen mit etwa 280 Seiten Text, über 200 Textillustrationen und ca. 40 Vollbildern umfassen. W.

**Sieben kleine Dramen** von Heinrich Kruse. Leipzig, S. Hirzel — hätten anonym erscheinen dürfen, und die mit seinen großen Dramen und mit den Fastnachtspielen vertrauten Leser würden doch sofort den Autor erkannt haben; denn sie theilen mit ihnen die Vorzüge, die Heinrich Kruse vom Groß der modernen Dramatiker unterscheiden. Naturwüchsig und reich an ethischem Gehalt sind alle sieben Dramen und dadurch im besten Sinne des Wortes deutsch, auch die in's Ausland verlegten. Francesco, der elternilose Sohn, ist den eigenen Landsleuten unverständlich, während wir diesseits der Berge einen unbewußten Schüler des Königsberger Philosophen in ihm erkennen, der im gleichen Conflict im Hinblick auf den „gestirnten Himmel“ und auf das gleich unwandelbare „Sittengesetz in der eigenen Brust“ (8. Auftritt) ebenso gehandelt hätte.

Die einzelnen Dramen nach ihrem poetischen Werth gegen einander abzuwägen, erscheint in dieser knappen Anzeige unzulässig. Die Mädchen Martha, Clara und Roschen im „Wettlauf“ sind Geschwister und alle drei lebenswerth; doch wählt der eine Freier Martha, der andere Clara, und jeder wird wissen, warum? Und so mag's auch den Lesern mit diesen sieben Geschwistern ergehen. Müßten wir wählen, so würden wir von den Lustspielen „Die Frauen von Helgoland“ und den scherzhaften „Wettlauf“ — und von den Schauspielen den Helden „Ferdinand von Schill“ den andern vorzustellen. Aber es mag zugegeben werden, daß Andere sich anders entscheiden können. Nur soviel scheint uns gewiß, daß sich die genannten vorzugsweise zur Aufführung eignen, wie sie denn zum Theil diese Probe auch schon glänzend bestanden haben. Verschließen sich ihnen, was wir nicht befürchten wollen, zum Nachtheil des Publicums die großen Bühnen, so ist um so mehr zu hoffen und zu wünschen, daß die Herrn Rectoren unsrer höheren Schulen ihren Werth erkennen und sie ihren Primanern zu gelegentlichen Aufführungen empfehlen. Leider ist die früher fast allgemein herrschende Sitte an den meisten Gymnasien in Verfall gekommen. Man sollte sie erneuern. Die Schüler würden dadurch spielend lernen, was sie sonst spät oder nie lernen; ja, abgesehen vom ethischen Gewinn: ein gutes Deutsch gut lesen und vortragen! und die Freude, die sie an den kleinen Dramen von Heinrich Kruse ganz gewiß fänden, wird ihnen bald Verständnis und Lust und Liebe eintragen für seine großen.

D.

**Zweiterlei Liebe.** Roman von Marg Viola. Breslau, Schlesiische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Ob es ein „Zweiterlei“ der Liebe gibt? Wir meinen, die Acten hierüber sind noch nicht geschlossen, der Autor des vorliegenden Buches aber setzt die Thatsache jedenfalls als erwiesen voraus. Und wie er dann durch Auseinandersetzungen sowohl, als auch durch bunte, sehr naturalistisch gehaltene Scenen die Leser erkennen läßt, was er hierunter versteht, das wird wirklich zu interessanter Beweisführung, und Niemand mehr wird den Unterschied zwischen sinnlicher Gluth und Herzenzwärme leugnen. Uns aber will scheinen, als ob nicht in dem

Nachweis jenes Zwiespaltes des Buches Hauptwerth und seines Autors dichterische Höhepunkte zu finden wären. Uns gelten mehr die Bilder aus der „Gesellschaft“, die er uns, wenn auch recht coars beleuchtet, so doch in frappantem Verismus schauen läßt. Ja — so leben wirklich „diese“ Herren, so sind wirklich „diese“ Damen beschaffen, die, nachdem auch alles Raffinement erschöpft, einer totalen Masirtheit verfallen, für die nichts mehr hoch, nichts rein, nichts wünschenswerth und nichts hoffnungslohnend mehr ist. So sind jene Drogen der Menschheit beschaffen, die, nachdem inmitten aller Genüsse auch ihre Begierden ohnmächtig geworden, lebensfati, fast nothwendig durch Selbstmord enden! Es bringt das Buch von Mag Viola uns ein Stück modernster Gesellschaftsgeschichte, das uns ernst zu denken giebt; Lesestoff für die holden Hörerinnen der höheren Töchter Schule ist's bei Reibe nicht, sondern eine Lectüre für nachdenkliche Leser! Außerdem aber ist's ein gut geschriebenes Buch, das Zeugniß giebt für die dichterische Feinfühligkeit und die Beobachtungsgabe seines Autors.

A. W.

**Trotz Alledem! — Tanhusaero recidivus und andere Gestalten. Don Juans Rathskellernelken.** Von Franz Helb. Berlin, Fresco-Verlag.

In dem Gebicht „Unterirdische Quellen“ charakterisirt Franz Helb sich und seine Kritiker mit folgenden Worten: Gletscherglanz in meinen Augen! Firmenslicht in meiner Seele! Und das Recensitlein zischelt: „Seht nur! Bei dem stimmt's nicht recht!“ Allerdings geben in den vorliegenden Büchern einige ungeheuerliche Worte und Wendungen zu einer solchen psychischen Vermuthung Anlaß, im Allgemeinen aber kann nur eine oberflächliche und böswillige Kritik dieses vernichtende Urtheil aufrecht erhalten. Infolge des unglücklich gewählten Ausdrucks „Aufbrückeram“ ist Helb lächerlich gemacht und zum Typus eines unfähigen Dilettanten gestempelt worden. Er ist aber kein Schwächling, sondern ein starkes, frisches, eigenartiges Talent, das sich deutlich in selbstständiger Behandlung der Sprache und des Stoffs offenbart. Zuweilen verführt ihn seine feurige, himmelstürmende Phantasie, die uner schöplich dem Leser immer neue Gestalten und Bilder vor Augen führt, zu Ausschreitungen und

poetischen Verirrungen. Dieser Fehler tritt mehr in den lyrischen als in den epischen Gedichten Helbs hervor. Doch findet sich zum Beweise, daß der Verfasser wirklich ein Poet ist, auch in der lyrischen Sammlung „Trotz Alledem“ des Guten mehr als genug. Besondere Erwähnung verdienen: Fährlohn. Dornröschen. à la Tristan. Geheimniß. Kloster Anbechß. Ruderpause. Wald-Kritik. Wettlauf. Alpenrosen. Abend-Ahnung. Resignation. Windstoß. Harems-Szene. Brautschau. Auferstehung der Sonne. Weizen-Sturmfluth. Maslerrade. Abschiedstrompete. Barcarole. Hummer-Moral. Für seine epische Begabung legen „Tanhusaero recidivus und andere Gestalten“ und „Don Juan's Rathskellernelken“ das beste Zeugniß ab. Im ersten Buche wirken unter anderen „Alpini“ und „Jephtha's Tochter“ hochpoetisch. In der feuchtfrohlichen Weinmähr von „Don Juan's Rathskellernelken“ treibt ein liebenswürdigster Humor sein nettsches Spiel.

N.

**Erster Frühling.** Von Maurice Reinhold v. Stern. Ein Sonettenkranz und andere Gedichte. Dresden u. Leipzig, E. Pierzon's Verlag.

Der Verfasser sagt in seinem Geleitwort: „Wenn der Frühling durch die Lande geht, dann erfasst mich immer ein grenzenloser Uebermuth des Klanges und der schönen Form. Dieser Uebermuth geberdet sich so füllenhaft vernunftlos, daß mir selbst das alte würdige Goldgeräth des überlieferten Sonetts nicht mehr genügt und ich mich in siebenfachen Reimen austoben muß, um etwas Ruhe zu bekommen — und meine Kraftfülle auf anständige Weise zu verrathen.“ Als ein Zeichen übermäßiger Kraftfülle erscheint die siebenmalige Wiederholung eines Reimes keinesfalls. Hätte der Dichter nicht bereits andere Proben seiner Stärke abgelegt, der vorliegende Sonettenkranz würde kaum ein Klang des Ruhmes für ihn werden. Nur folgende drei Sonette machen den Eindruck der Ungezwungenheit: „Durch alle Gassen Weidenbüste wehen“ — „Ein Strauß von Conballarien mir zu eigen!“ und „Der Frühlingssturm jagt jauchzend durch die Lande.“ Unter den anderen Gedichten sind besonders hervorzuheben: Der Dämon. Glück in den Wolken. Erträumter Frühling. Am Herrenberg. An mein Herz.

N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Abegg, H.**, Was schulden wir unseren Kindern? Allg. deutsches Erziehungs-Lexikon für das Hans. Heft 11. 12. Stuttgart, Schwabacherse Verlagsbuchh.
- Behla, R.**, Die Abstammungslehre und die Errichtung eines Institutes für Transformismus. Kiel, Lipsius & Tischer.
- Bibliothek der Gesamtlitteratur.** Nr. 746—761. Halle, O. Hendel.
- Borchardt, W.**, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. Zweite, völlig umgearb. Aufl. herausgeb. von G. Wustmann. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Brandes, G.**, Nationalgefühl. Vortrag. Autoris. Uebers. Köln, A. Langen.
- Brandt, M. v.**, Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. Leipzig, G. Wigand.
- Brennecke, A.**, Die sociale Frage und die evangel. Kirche im Lichte der idealist. Weltauffassung. Magdeburg, A. Rathke.
- Brenner, Joachim Friedh. v.**, Besuch bei den Kannibalen Sumatras. Erste Durchquerung der unabhängigen Batak-Lande. Mit Illustr. Würzburg, Leo Woerl.
- Briefe, die eigenhändigen, König Karls XII.** Gesammelt und herausg. von E. Carlson. Autoris. deutsche Uebers. von E. Mewius. Berlin, G. Reimer.
- Devantier, Fr.**, Der Siegfriedmythos, ein Capitel aus der vergleichenden Mythologie. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Eckart, R.**, Allg. Sammlung niederdeutscher Räthsel. Nebst einigen anderen mundartlichen Räthselaufgaben und Auflösungen. Leipzig, A. Weigel.
- Elster, O.**, Auf dem Schlachtfelde des Lebens. Roman. Leipzig, B. Ellischer Nachfolger.
- Falck, P.**, Das Gesetz der Genialität und dessen Entdecker Wilhelm von Lenz. Eine Anregung. Zürich, Verlag von „Stern's literar. Bulletin der Schweiz“.
- Fontane, Th.**, Von, vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten. Berlin, F. Fontane & Co.
- Gaedertz, K. Th.**, Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Culturleben Hamburgs. Zwei Bände. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Th., Juckklapp! Leeder un Läuschen. Zweite Auflage. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Grottewitz, C.**, Jugendträume. Roman. Leipzig, B. Ellischer Nachfolger.
- Haas, H.**, Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Zweiter Theil. Mit 163 Abbildungen. 11.—15. Tausend. Berlin, Verlag d. Vereins d. Bücherfreunde (Schall und Grund).
- Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben.** In verkürzter Form herausg. und bis zu des Dichters Tode fortgeführt von H. Gerstenberg. 2 Theile. Berlin, F. Fontane & Co.
- Hopfen, H.**, Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. Zweite Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.
- Keller, C.**, Das Leben des Meeres. Mit botanischen Beiträgen von C. Cramer u. H. Schinz. Mit Illustr. Liefg. 1. Leipzig, T. O. Weigel's Nachfolger.
- Lombroso, C.**, Der Antisemitismus und die Juden im Lichte der modernen Wissenschaft. Autoris. deutsche Ausg. von H. Kukella. Leipzig, G. H. Wigand.
- Litzmann, B.**, Das deutsche Drama I. den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Hamburg, L. Voss.
- Lowe, Ch.**, Fürst Blumarm. Autoris. Uebers. von E. A. Witte. Leipzig, G. Wigand.
- Meyers Conversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Vierte Band. Chemnitz bis Dingelstedt. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.
- Mueller, L.**, Der Dichter Ennius. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Nagadow, W. J.**, Moderne Russische Censur und Presse vor und hinter den Coulissen. Berlin, S. Cronbach.
- Neumann-Strela, K.**, Deutschlands Helden in Krieg und Frieden. Deutsche Geschichte. Dritter (Schluss-) Band. Mit vielen Vollbildern und Textabbildungen. Hannover, C. Meyer.
- Palasson, G.**, Das Liebesheim. Novelle. Aus d. Neu-Island. übers. u. bearb. von C. Küchler. Zweite Ausg. Leipzig, G. Fock.
- Perfall, A. v.**, Aus Kunst und Leben. Berlin, R. Eckstein Nachf.
- Pick, A.**, Professor Jakob Dominicus, der Freund des Coadjutors von Dalberg. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Polenz, W. v.**, Karlene. Berlin, Fontane & Co.
- Portig, G.**, Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe. Hamburg, L. Voss.
- Pypin, A. N.**, Die geistigen Bewegungen in Russland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. Erster Band. Die russ. Gesellschaft unter Alexander I. A. d. Russ. übertr. von Boris Minzes. Autoris. Ausg. der zweiten verm. Auflage. Berlin, S. Cronbach.
- Rosenstein, A.**, Das Leben der Sprache. Vortrag, gehalten in der liter. Gesellschaft zu Danzig. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
- Schröder, E.**, Erzählungen für Jung und Alt. Stettin, Friedr. Nagel.
- Schubin, O.**, Gebrochene Flügel. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Staats-, Hof- und Communal-Handbuch** des Reichs und der Einzelstaaten (zugleich Statistisches Jahrbuch). Herausgegeben von Joseph Kürschner. 1894. Neunte Ausgabe. Mit 8 Porträts, 2 Wappen- und 2 Ordenstafeln. Eisenach, Verlag von Kürschners Staats-handbuch.
- Strindberg, A.**, Die Vergangenheit eines Thoren. 2 u. 3. Band. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Strindberg, A.**, Tschandala. Berlin, Verlag des Bibliogr. Bureau.
- Wallace, Lew. Ben-Hur.** Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Illustr. Ausg. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Wie kam Johannes Wedde zur Socialdemokratie?** Hamburg, H. Grunig.
- Wolf, C.**, Schlesien vor und unter der preuss. Herrschaft. Für Jung und Alt dargestellt. Leipzig, O. Spamer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlander, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

# KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

**Täglicher Versand**

**Quellen**  
und  
deren Wärmegrade.

Sprudel . . 58° 2  
Hahnbrenn . 40 =  
Schloßbrenn 418 =  
Theresebrenn 471 =  
Kneibrenn . . 478 =  
Markbrenn . 346 =  
Felsenquelle . 47 =  
Kaiser-Karl-Qu. 384 =  
Kaiserbrenn . 381 =

— ♦ —

**Karlsbader**  
**TRINKKUR**  
im  
**Hause**

**Quellen-**  
**Producte.**

**KARLSBADER**  
Sprudel-Salz  
pulverförmig  
und  
krystallisirt.

**KARLSBADER**  
Sprudel-Seife.

**KARLSBADER**  
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte  
sind zu beziehen durch die

**Karlsbader Mineralwasser-Versendung**

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseelsche Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

# *Apollinaris*

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

---

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-Wassers ist begründet durch den tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

---

THE APOLLINARIS COMPANY,  
LIMITED.

Nord und Süd

June, 1894



May Libermann







# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

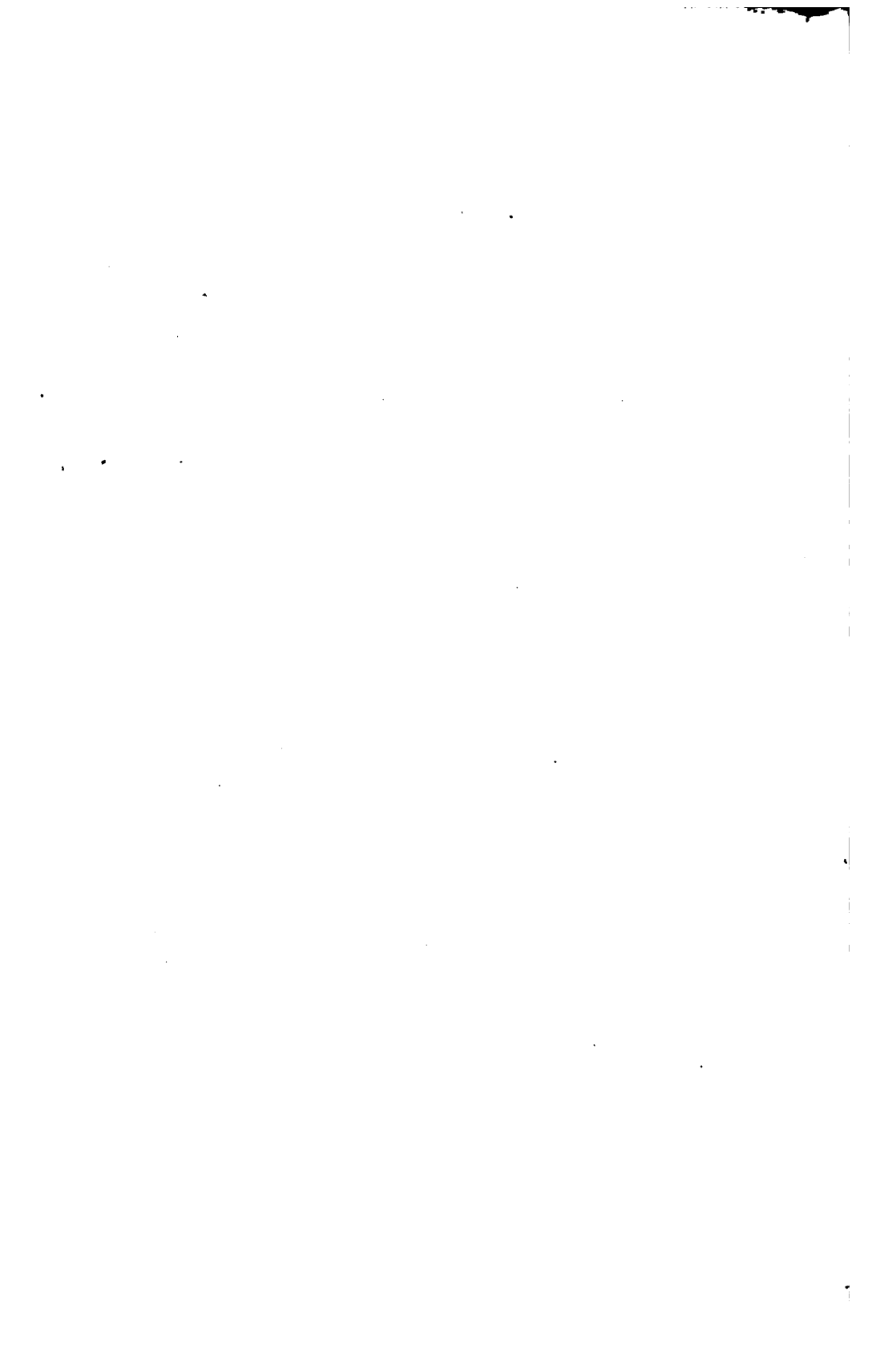
LXIX. Band. — Juni 1894. — Heft 207.



(Mit einem Portrait in Radirung: Max Liebermann.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.





Neunundsechzigster Band.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1894.

Greslau.  
Schlesische Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.



# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

---

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

---

Neunundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Ernst Schweninger, Gerhart Hauptmann, Max Liebermann.



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt  
v. S. Schottlaender.





## Inhalt des 69. Bandes.

April. — Mai. — Juni.  
1894.

---

	Seite
Paul Bourget in Paris. Herr Legrimaudet. I. Sein Leben. II. Sein Tod .....	139. 277
C. f. h. Bruchmann in Breslau. Die Entstehung und die Formen des Ahnenkultes .....	71
Moritz Cantor in Heidelberg. Cardinal Nikolaus von Cusa. Ein Geistesbild aus dem fünf- zehnten Jahrhundert .....	188
Otto Feld in Berlin. Mag Liebermann .....	309
Eudwig Fuld in Mainz. Die Handelsverträge Deutschlands .....	203
Carl Gerster in Braunsfels a. d. Lahn. Professor Schweningen .....	29
Julius Grosse in Weimar. Der Narr des Glücks. Novelle .....	1
Otto Hoffmann in Königsberg i. Pr. Eine Geschichte aus der indogermanischen Vorzeit .....	375
Udolph Kohut in Berlin. Agnes Franz. Eine biographisch-literarische Studie .....	100
R. Kossmann in Berlin. Die Frauenfrage und der Darwinismus .....	40
Eduard Kulke in Wien. Ueber die Gleichberechtigung der Empfindungen .....	355
Maurice Paléologue in Paris. Das Lotuskloster. Eine buddhistische Legende .....	115

— Inhalt des 69. Bandes. —

Carl Petersen in Blainville.	
Maiblümchen. Eine Künstlernovelle .....	240
Benvenuto Sartorius (M. Willkomm-Schneider) in St. Petersburg.	
Santa Maria del Mar .....	395
C. Marquard Sauer in Salzburg.	
John Ruffini. Ein englisch-italienisches Literaturbild aus halb- vergangener Zeit .....	54
Paul Schlenker in Berlin.	
Gerhart Hauptmann .....	162
Gustav Schröder in Berlin.	
Die Hissarlik-Ausgrabung 1893 .....	91
Ernst Schulz †.	
Dom Schminken. Culturbistorische Skizze .....	387
J. Silbermann in Berlin.	
Die Bodenbesitzreform .....	320
Bernhard Stern in Wien.	
Rußland und Frankreich. Eine zeitgemäße Skizze .....	222. 332
Dr. Unruh in Dresden.	
Veranlagung und Erziehung ....	172
Alfred v. d. Velde in Görlitz.	
Adrienne Lecouvreur und Moritz von Sachsen .....	209
Bibliographie .....	128. 267. 406
Bibliographische Notizen .....	134. 274 409

Mit den Portraits von:

Ernst Schweninger, radirt von Wilhelm Rohr in München; Gerhart Hauptmann, Max Liebermann, radirt von Johann Lindner in München.





## Herr Segrimaudet.

Don

Paul Bourget. \*)

— Paris. —

(Schluß.)

### II.

#### Sein Tod.

**M**onat auf Monat war seit jenem 31. December verstrichen, an dem wir, André Marieuil und ich, so fröhlich beim Abendtisch zusammen geseßen und uns nach dem Frohndienst werthloser Theaterkritiken ein so behagliches Mußestündchen gegönnt. Wenn es irgend einen Menschen auf der Welt gab, von dem es mir nicht einfiel, ihm noch jemals in meinem Leben zu begegnen, so war es jener wunderliche, verschrobene Segrimaudet. André nämlich, der Einzige, der uns als Bindeglied hätte dienen können, hatte sich unter etwas heiklen Umständen verheirathet und schließlich Paris für immer verlassen. Von einem Verhältniß mit der hübschen und geschiedten Christine Anroux war ein Kindchen zurückgeblieben, und aus diesem Skeptiker war ein so närrisch-verliebter Vater geworden, daß er die Mutter zum Traualtar führte. Mochte auch der Schritt nicht allzu vernünftig gewesen sein, so lag ihm doch eine schöne, großmüthige Regung zu Grunde, die unserm Freunde gewiß bei keinem von uns geschadet hätte, wenn nur Christine sich damit begnügt, eine schlichte Schriftstellergattin zu werden, mit keinem andern Ehrgeiz, als ihren Bohémien zu fleißigem Arbeiten anzuspornen. Leider aber war sie das ganze Gegentheil. Marieuil war noch nicht drei Monate verheirathet, da bemerkten wir eine sonderbare Umwandlung in seiner ganzen Richtung. Aus dem festen, frauengefährlichen Pariser, dem leichten Spötter und Humoristen war auf einmal ein politischer Streber geworden. Er, unser André, der unverlegte Verfasser der „l' Art

\*) Autorisirte Uebersetzung von M. Wohl.

de rompre“, der Erzähler jenes Meisterwerks von Unmoral „le jupon d'Hortense“, jene lose Feder, die er bisher in eine so schmutzige Tinte getaucht, was meinst Du wohl, in was dieser Mensch nun seine beste Kraft einsetzt?

Er verlegte sich darauf, Charakteristiken von unfähigen Ministern zu entwerfen, die nur durch die politische Unreifeheit der Wähler an's Ruder gelangt und sich in Folge dessen auch bloß durch Unterstufereien zwischen dem Centrum und der äußersten Linken an der Spitze der Partei erhielten. Mußte der Glende sein hübsches Schreibtalent gerade zu solch schöner, perfider Arbeit mißbrauchen, wo man nicht einmal wie früher, bei seiner politischen Correspondenz, eine materielle Bedürftigkeit als Entschuldigungsgrund anführen konnte! Aber es sollte bald noch schlimmer mit ihm kommen. Er gab die Mitarbeiterchaft an einem Boulevardblatt, an dem er seit Jahren die localen Nachrichten schrieb, auf und begann in einer ernstesten Zeitschrift eine Reihe „socialer Studien“. Das war aber auch noch nicht genug; was mir wenigstens am Berrücktesten, Unglaublichsten erscheint, war, daß er jenen, von einem nicht bloß wissenschaftlichen, sondern zugleich regierungsfreundlichen Radicalismus angehauchten Artikeln eine geschmacklose, nicht einmal schön klingende Unterschrift hinzufügte, welche er früher aus Abneigung gegen seinen Vater hatte fallen lassen: „Mareuil des Herbiers“. Ich erinnere mich noch des Eindrucks, den es auf mich machte, als ich kurze Zeit darauf das erste Mal dieses fast lächerliche Anhängsel unter der Profaspalte eines noch gesinnungsniedrigeren Inhalts erblickte. — Und dazu, war es nicht Jammer schade? der ihm so eigne, treffende schneidige, so echt französische Stil! Mein armer Claude Larcher, im Begriff, nach unsrer gemeinschaftlichen theuren Heimat, nach der Auvergne, zu reisen, wo er leider auch gestorben ist, war damals gerade bei mir zum Frühstück, und es ist zugleich das allerletzte Mal gewesen, daß ich diesen besten und treuesten Kindheits- und Jugendfreund, der auch mit André befreundet, von Angesicht zu Angesicht gesehen. Natürlich kamen wir auch darauf, von den „socialen Studien“ zu reden.

„Was für eine verdrehte Idee hat er denn da wieder gehabt?“ fing ich an. „Bei Lebzeiten seines Vaters, den er nach der Art Bayles wie einen Bastard verleugnete, hat er über seinen Namen „des Herbiers“ doch immer gespottet, und jetzt hängt ihn sich der Prahlhans absichtlich wieder an. Und dabei war er kurz vorher im Begriff, zur hochrothen Fahne zu schwören. Du hast doch seine Bertheidigungsschrift der religiösen Verfolgungen gelesen? Erst ist er Republikaner, im selben Augenblick schwenkt er und legt sich eine Adelspartikel bei, das hat doch gar keinen rechten Sinn!“

„Geduld, Geduld,“ erwiderte Claude, „ich wette, da steckt Christine dahinter; ich weiß nicht, über was die kleine Heze brütet, aber so viel steht fest, daß dieses „des Herbiers“ erst der Anfang ist“ — —

„Ein Anfang, aber zu was denn,“ entgegnete ich die Achsel zuckend.

„Na,“ sagte Claude, „der Anfang zu einem Gesandtschaftsposten, einem vortragenden Rath für Bittschriften, dem Großschatzmeister einer Präfectur.“ Als ich ihm mit einem „oh, oh“ dazwischen fallen wollte, bekam er einen ordentlichen nervösen Wuthanfall, so wie es in der letzten Zeit bei der geringsten Veranlassung öfter bei ihm der Fall war, und fuhr fort: „Aber ich bitte Dich, warum denn nicht? Ich begreife Dich nur nicht. Würde er denn nicht allen diesen Aemtern Ehre machen? Besitzt er denn nicht in seinem kleinen Finger mehr Talent, als, ich kann Dir das auf Ehre und Gewissen versichern, alle Träger dieser hohen Würden, die Dir so imponiren, zusammen genommen?“

„Ach was, Talent,“ unterbrach ich ihn, um ihn in seinem Redestrom aufzuhalten, und weil ich fürchtete, er werde sein Lieblingsthema über das Privilegium der Männer der Wissenschaft, das ich schon genugsam kannte, wieder auf's Tapet bringen. Von Zeit zu Zeit, wozu, weiß ich eigentlich nicht, kam ich wohl auch darauf, wenn mich nämlich das dumme Glück in gewissen menschlichen Schicksalen einmal gar zu sehr ärgerte. — — „nun, das mag ja sein,“ fuhr ich endlich fort, „aber wo bleibt der anständige Charakter, die Gesinnung?“

„Ach was, anständiger Charakter, Gesinnung! Und der dominirende Einfluß Christinens? Rechneft Du den für gar nichts. André! Sie hat eine Art, diese beiden Silben auszusprechen, mit einer Strenge, einer Kälte, daß das Quecksilber in dem Thermometer, das er jetzt in seinem Arbeitszimmer hat, gefriert. Sie will den Blutandrang nach seinem Kopfe verhindern, deshalb sieht sie jeden Augenblick nach, welche Grade er hat — — — und bei der Gelegenheit überzeugt sie sich auch, mit welchem Freunde André sich die Zeit verweilt. — — Wirft Du glauben, daß sie ihm erzählt hat, ich habe ihr die Cour gemacht und wir dadurch auseinander gekommen sind? Wie gewaltig hat sie sich darin getäuscht! Ich schwärmte doch nur für ihr glückliches häusliches Ehe-Idyll. Kannst Du Dir die Scene vorstellen, wenn das süße Kleine, ihr Baby, wie sie sagte, hereingebracht wurde und sie die kleinen Händchen nahm, damit sie dem guten Papa Kuschhändchen zuwerfen? Da stand ich zwischen ihnen wie ein naher Verwandter, ein Großvater etwa, und dachte bald an unsere früheren, so gemüthlichen kleinen Soupers mit Gladys und Casal, bald fiel mir ein, wie wir wiederum mit André vor dem Altar der nichts weniger als keuschen, unzugänglichen Venus unsere Huldigungen niederlegten. Nun, ich sollte die harmlose Rolle, die ich in ihrem jungen Eheglück gespielt, bald für immer einbüßen. Höre, wie sich das verhielt. In meiner Unschuld erzähle ich André folgendes witzige Geschichtchen über unseren Casal, weil es mich so über alle Maßen ergötzt hatte. Höre, als ich nämlich einmal bei Casal mit Lord Herbert Bohum zusammen frühstückte und wir uns im Rauchzimmer befinden, will mir Casal Photographien von ihrer letzten Reise in das Fessengebirge zeigen. Er vergreift sich aber in der Mappe und öffnet eine, in welcher ich mehrere

seiner ehemaligen Maitressen entdeckte. „Ach,“ sagte er, indem er rasch die Blätter wendet — „das ist bloß eine Sammlung von Frauenportraits, die sich zum großen Theil untereinander hasen.“

„Die Sache ist nur deshalb schlimm, weil Du, wie Du mir sagtest, den Witz im Hause von Mad. Mareuil zum Besten gegeben.“

„Auf mein Wort,“ sagte Claude naiv, „ich hatte ihrer ganz vergessen. Sie sieht so gar nicht aus wie früher, daß ich sie wirklich nicht mehr wiedererkenne. Sicher ist nur, daß sie meine Anspielung parirte und von meiner letzten Novellensammlung mit mir in einer sehr wenig wohlwollenden Weise sprach. „Können Sie denn wirklich keine Seite schreiben,“ sagte sie, „in der etwas Wohlwollendes, Herzerquickendes, eine warme Empfindung liegt?“ Dieses feine Genre ist nicht mein Fach,“ gab ich ihr zur Antwort.“

„Und wie benahm sich Mareuil?“

„Des Herbiers‘ meinst Du? Ein wenig verdußt, wie Du Dir denken kannst, immer eine bittere Stichelei, eine Pointe; seit einiger Zeit dreht er sich weg, sobald er mich bemerkt. Raum einen ‚guten Tag‘ und ‚guten Weg‘, sobald wir mit der Nase aufeinanderstoßen, wie es uns neulich bei unserem Schneider passiert ist. Wir Beide sind eben vollständig verachtet. Aber was thut’s, wenn erst Mad. des Herbiers Gesandtschaftsräthin oder die Gattin des hauptvortragenden Rathes der Bittgesuche oder gar General-Schatzmeisterin ist, dann wird das Aufsehen ungeheuer sein, ungeheuer, sage ich Dir.“

Ich war an Claudes Uebertreibungen zu sehr gewöhnt, um seiner Prophezeiung die geringste Bedeutung beizulegen, und dennoch bestätigte sie sich, ich kann es nicht leugnen, zu meinem größten Erstaunen. Ich hatte zuerst diese Umwandlung des phantastischsten meiner Freunde in einen respectablen Staatsbeamten für durchaus unmöglich gehalten; auch die Erinnerung an Christine Anroux schien mir hinderlich. Ich täuschte mich beide Male, und Claude urtheilte sowohl über André, noch viel mehr aber über Christine vollkommen richtig. Besteht doch die Hauptmacht der Frauen darin, daß sie den Muth haben, Alles zu unternehmen, weil sie unumstößlich davon überzeugt sind, daß erstens kleine Mittel oft die schwersten Hindernisse besiegen, und daß es zweitens nichts giebt, das sich nicht vergiftet. Das kleine Anhängsel „des Herbiers“ war noch gar nichts, es bedeutete nur die Beiseiteschiebung des literarischen, auch nur annähernd compromittirenden Gesindels aus der Umgebung Mareuils und eine kleine Schutzwehr gegen etwaige Nachforschungen nach seiner Vergangenheit. O, er hatte an ihr eine Beraterin, wie es keine zweite mehr gab. — Höre nur, wie es Schritt für Schritt weiter ging. Das Lächerliche dieser Abelszerhebung oder vielmehr verspäteten Wiederabelszerhebung mußte doch vermieden werden. — Wie es zu erwarten war, machte sich ein Feuilletonist des Boulevard, welcher Mareuil feindlich gesinnt war, über die darin liegende Annahme lustig und erklärte in einer ganz groben und gemeinen Anspielung auf die Ver-

gangenheit der armen Christine, daß André eigentlich nicht „des Herbiers“, sondern „des Herbages“ hätte anhängen sollen. Mareuil schickt dem erbärmlichen Wicht seine Zeugen und hat das Glück, ihm eine Kugel durch die linke Seite zu jagen, was die Presse beinahe von einem der niedrigsten Sykophanten der ganzen Gilde befreit hätte. Nun benützt er die günstige Stimmung, die er durch seine Abrechnung mit einem ebenso gefürchteten wie gehaßten Kollegen in der Deffentlichkeit für sich gewonnen, um seinen Geburtschein zu veröffentlichen, an der Hand schriftlicher Urkunden sein gutes Anrecht auf die Partikel zu beweisen, und verzichtet zu gleicher Zeit ganz auf den Namen Mareuil. Der Artikel, in welchem er, der Formel gemäß, „wegen persönlicher Beleidigung forderte“, schloß gleich ganz kurzweg mit „Des Herbiers“, und bei dieser Unterschrift blieb es ein für alle Mal. Seine Mitarbeiterschaft an den doctrinären Zeitungen der Linken wird darauf immer eingreifender, er stellt sich als ministerieller Candidat für ein Departement im Osten, woher er gebürtig ist, auf, und ob er zwar durchfällt, hat er doch damit seine Feuertaufe als Politiker bestanden. Noch nicht sieben Monate waren nach dieser mißglückten Wahl vergangen, da verkündete „die Officielle“ die Berufung von Herrn „des Herbiers“ nach einer der Präfecturen zwischen Seine und Loire, und kein Mensch wunderte sich mehr darüber als über etwas Außergewöhnliches. Für mich war diese Ernennung die Veranlassung zu einer letzten Depesche, die ich von Claude erhielt und die ich unter Weglassung der Aufschrift, aber Beibehaltung der Unterschrift in ihrer spöttischen Form wiedergebe. — In der Unterschrift verbirgt sich ein schlechtes Wortspiel über den Titel eines interessanten Buches, von dem Claude schwärmt: „Nun wer hatte Recht? Bitte, lies letzte administrative Bewegung nach — möglich, versöhne mich mit Präfecten, für den verschiedene Bewunderung hege — freundschaftliche Grüße Frère Jore.“

Was mag sich wohl der Telegraphenbeamte in St. Amand Tallarde (Rue de Dôme) bei Saint-Saturnin, woher die Depesche datirt ist, bei dieser sonderbaren Abfassung gedacht haben! Wie über den Tod hinaus Recht gehabt hatte mein wackerer, nur etwas wunderlicher Freund, denn aus glaubwürdigster Quelle weiß ich es, daß Herr des Herbiers einer der bestangesehnen Präfecten ist und daß ferner Mme. des Herbiers sogar eine Ausöhnung zwischen der Präfectur und dem Bisthum zu Wege gebracht. So hat er seine Carrière gemacht und sie die ihrige; was also wieder einmal, nur beiläufig sei es erwähnt, ein Beweis ist, daß die unvernünftigsten Verbindungen manchmal die klügsten, geschicktesten sind. Ich frage den Leser, wie würde André heut dastehen, hätte er nicht in einer schwachen, thörichten Stunde die hübsche, kleine Anroux geheirathet? Schulden und Feuilletons, die einen mit den andern bezahlend, und eine zerstörte Gesundheit, während er sich so immer mehr verjüngt, von Tag zu Tag etwas mehr Fett ansieht, ohne doch dabei dick zu werden, mit Orden und Auszeichnungen überhäuft wird und trotz seiner Skepsis doch genug Nebege-

wandtheit besitzt, um für das Hauptlösungswort der Conservativen, welches mit dem Programm seines Ministers identisch ist, in der Republik mit Geschick und Nachdruck in die Schranken zu treten. Ich bin nur begierig, Eins noch zu erfahren — — zur Zeit ihres galanten Lebens ließ sich Christine, die mit der Orthographie nicht auf gar zu vertrautem Fuße lebte, ihre Liebesbriefe heimlich von einer kostbaren Person, einer ehemaligen Schülerin von St. Denis schreiben, aus der sich mit der Zeit eine Secretärin für vornehme, aber mangelhaft unterrichtete Cocotten entpuppte. Ob sie dieselbe beibehalten? Und ob es wohl dieselbe ist, welche die Briefe an den Bischof verfaßt?“

Wenn ich diesen etwas sonderbaren Umweg um die Lebensschicksale des jetzigen Pöfecten von X. — (man braucht blos im Kalender nachzuschlagen) mir erlaubt, so geschah dies wirklich nicht des reinen Vergnügens halber, mich über einen alten Kameraden ein bißchen lustig zu machen, der es verstanden, aus einem Bohémien so schnell ein einflußreicher, hochangesehener Würdenträger zu werden. Ich that es auch nicht, um die Neurekrutirung des Beamtenpersonals der dritten Republik einer Kritik zu unterziehen; die Parteifarbe seiner Vertretung kann ja nur durch die Wahl des Ministers bestimmt werden. Ich wollte nur erklären, warum ich gar nicht mehr erwartete, auf meinem Lebenswege noch ein Mal dem ehemaligen Parasiten meines früheren Freundes zu begegnen. Es war ja nur zu natürlich, daß der Eintritt Mareuils in seine neue Laufbahn jede Gelegenheit, uns wieder zu sehen, ausschloß, und dieselbe nicht an den Haaren herbeiziehen zu wollen, hielten wir Beide nur für allzu richtig und vernünftig. — Die Rückerinnerung an eine für immer verschwundene Vertraulichkeit zwischen zwei Jugendgefährten, welche das Leben für einander untauglich gemacht, kann immer nur tief schmerzliche Empfindungen hervorrufen. Während also sein Schiffchen gemächlich in seinem privilegierten Hafen ruhte, schwankte das meine noch ziemlich unbeständig auf den bewegten Wellen jenes literarischen, gefährlichen Stromes, der bei seiner Veränderlichkeit und dem täglichen Kampfe mit Woge auf Woge in unendlicher Reihenfolge diesen bildlichen Vergleich besser als irgend ein anderer rechtfertigt. Mit nüchternen Worten gesagt, ich schrieb weiter, Bände über Bände, ließ weiter mehr oder weniger feindliche Artikel über mich ergehen, zum unwiderleglichen Beweis für die alte Erfahrung, daß der kleinste Erfolg manchmal den wüthendsten Haß entzündet, und je nach Laune und Stimmung betrückte ich mich darüber oder ich fügte mich gleichgültig in die Thatfache. Alles in Allem genommen, dachte ich mir, ist unter den mannigfachen Schicksalen dieser unglücklichen Welt doch dasjenige eines Menschen, der einen tief in den Neigungen seiner frühesten Jugend wurzelnden Beruf ausübt, noch ein glücklicher zu nennen.

Gewiß hat dieser Beruf seine schlimmen Stunden, diejenigen z. B., in denen man von einem Collegen verleumdet wird, gegen den man stets



nur die echt freundschaftlichsten Gesinnungen gehegt, aber er hat auch seine schönen, seligen Augenblicke, so z. B., wenn ein Herz voll jugendlicher Begeisterung seine reinsten Sympathieergüsse vor uns ausschüttet. Einem solchen schönen Augenblicke verdanke ich den Zufall, durch welchen ich die Spur des räthselhaften Segrimandet wiederfinden sollte. Viel hätte nicht gefehlt, so wäre es für immer zu spät gewesen, aber im Rathe der Götter war es nun einmal beschlossen, daß die Erscheinung dieses geachteten Literaten, welche trotz unserer beiden Begegnungen und der vertraulichen Mittheilungen Andrés doch mehr in oberflächlichen Unrissen als mit ihren charakteristischen Merkmalen in meinem Gedächtniß haften geblieben, ehe dieselbe für immer aus dem Leben schied, sich mit unverwischbaren Zügen in meiner Seele einprägen sollte.

Im December letzten Jahres hatte ich wieder einmal einen jener von unbekannter Hand unterzeichneten Briefe erhalten. Mag man sich selbst noch so sehr dagegen zur Wehr setzen, so schmeichelt einem Schriftsteller eine derartig spontane Anerkennung doch über alle Maßen, selbst wenn die Erfahrung uns schon oftmals gelehrt hat, daß diese Art Bottschaften gewöhnlich die Einleitung zu anderen, weniger selbstlosen Episteln sind. In jener mit dem Namen Juste Dolomien unterzeichneten, wurde ich einfach darum gebeten, ein ziemlich umfangreiches Manuscript lesen zu wollen, welches den ein wenig jugendlichen Titel „Der Tod des Jahrhunderts“ trug. Ich öffnete das Heft mit Mißtrauen und schloß es mit fast gerührtem Staunen. Es war ein Roman, in welchem der Verfasser es versucht hatte, durch drei oder vier Figuren die widersprechenden Tendenzen unseres Jahrhunderts zu verkörpern, „den Socialismus und den Dilettantismus“ — — „den kosmopolitischen Geist und den der Analyse“ — — „die pessimistische Muthlosigkeit und den wiedererwachten Hang zu mystischen Grübeleien. Dieses einfache Inhaltsverzeichnis erübrigt es vielleicht, hinzuzufügen, daß es einer solchen Arbeit auf alle Fälle an den für einen künstlerischen Roman unumgänglich nöthigen Eigenschaften fehlen mußte, denn ein Roman läßt sich doch nicht bloß in den engen Rahmen einer gelehrten Abhandlung einzwängen. — Indes mochte auch immerhin der tragische Knoten, das Charakteristische wirklich vor Augen geschauten Lebens in dieser so unzusammenhängenden Arbeit fehlen, so war sie doch dafür reich an glänzender Beredsamkeit, an überzeugender Macht scharfen Verstandes und Wärme des Gedankens. Der junge Mensch, der diese Seiten verfaßt, das ließ sich nicht verkennen, würde wohl nie ein Romanischriststeller, aber sicherlich ein Schriftsteller überhaupt werden. Jeder Zweifel daran schwand, als der Jüngling in eigener Person vor mir stand, und, durch eine der echtsten, hinreichendsten Künstlerphysiognomien, die mir je in meinem Leben begegnet, sofort im Sturm meine vollste Sympathie eroberte. Klein, dünn und zart, hatte dieses Kind von vielleicht 23 Jahren eine Art, den Kopf vornüber zu beugen, wie sie nur die Folge von stundenlangem, bis in die Nacht hinein ausgedehntem Sitzen

am Schreibtisch sein konnte. Seine bleichen Wangen bekundeten die spärliche Ernährung und die sauberen, bis auf den Faden abgenutzten Kleider seine dürftigen, aber bei alledem anständigen, nicht verwahrlosten Verhältnisse. Von der blendenden Weiße seiner Zähne, die bei seinem kindlichen Lächeln zum Vorschein kamen, sowie von dem offenen, schönen Blick seiner blauen Augen konnte man auf die volle Summe einer Lebenskraft schließen, die, noch unangetastet in ihrem blühenden Kern, durch keinerlei unreine Berührung die geringste Einbuße erlitten hatte. Seine langen Haare waren von fast weiblicher Feinheit, und aus den Ärmeln seines bescheidenen Wollenunterzeugs kamen schöne, wohlgepflegte Hände zum Vorschein. Wenn er sprach, leuchtete seine Stirn auf von den ihn bewegenden Gedanken, ein fesselnder Reiz lag in seinem Blick und in seiner etwas tiefen Stimme, so auch in seiner Handschrift, deren kräftige Eleganz mir von Anfang an gefallen hatte. Kurz, um ein Wort zu gebrauchen, das nur durch den Mißbrauch gewöhnlich geworden, das aber allein eine unbestimmbare Nuance ausdrückt, wenn irgend ein Gesicht die Bezeichnung „interessant“ verdient, so war es das seine. Die erste Unterhaltung bewies mir auch sofort, daß in diesem zarten Organismus eine feine, ausermählte Seele verborgen war. Ohne Annäherung, aber auch ohne ein bestechendes Wort sprach er mit mir über das Urtheil, das ich ihm über seinen Roman abgegeben, von Anfang bis zu Ende lag in seiner Erwiderung eine Anmuth, eine eigene, stolze Bescheidenheit, die mich entzückte. Mir schien sein Ton ein so ganz anderer, als der, wie ich ihn bei den meisten Herren Neulingen von heutzutage gewohnt war, und er berührte mich um so wohlthuerender, als ich damals gerade unter dem schmerzlichen Eindruck des Unheils stand, welches die Zügellosigkeit eines zu früh entwickelten Ehrgeizes bei einem Gemüth von 25 Jahren anrichtet, in welches ich eben erst während des Verlaufes einer kürzlich zurückgelegten Reise einen traurigen Einblick gethan. Einen unaussprechlich sympathischen Eindruck machte mir daher die Begegnung mit dieser echten, wahrhaften, jungen Künstlerseele! Im weiteren Verlauf der Unterhaltung sagte er:

„Uebrigens ist es nur ein Band Studien, schon mein zweiter, erst den achten oder neunten denke ich drucken zu lassen, nämlich wenn ich damit zufrieden oder wenigstens nicht unzufrieden bin. Thue ich nicht Recht daran?“

„Ach Gott,“ erwiderte ich, „es ist wirklich schwierig, über diesen Gegenstand einen richtigen Rath zu geben. Es giebt Geister, die sich durch die Berührung mit dem Publicum sehr entwickelt haben, wie Hugo und Balzac, andere sind dadurch wieder irre geleitet und verdorben worden. Außerdem spricht dabei der Umstand mit, der ganz nebensächlich zu sein scheint, aber trotz alledem bei jeder Literatencarriere von größter Tragweite ist. Sie verstehen mich wohl, daß ich vom Geldpunkt sprechen will. Darf ich Ihnen vielleicht eine indiscrete Frage vorlegen? Welchen Beruf treiben

Sie noch neben Ihrer literarischen Beschäftigung? Wie ich schon gesagt, verrieth die Kleidung von Juste Dolomien anständige, aber so dürftige Verhältnisse, daß meine Frage wohl gerechtfertigt erschien, ich war daher nicht wenig überrascht über seine Antwort.

„Ich treibe keinen anderen Beruf; aber mein Lebensunterhalt ist für fünf Jahre gesichert.“

„Ich verstehe,“ entgegnete ich ihm. „Ihre Verwandten gewähren Ihnen für diese Zeit gern einen Zuschuß.“

„Ach,“ sprach er mit tief trauriger Stimme, „ich habe leider gar keine Angehörigen mehr; meinen Vater habe ich vor drei Jahren, meine Mutter im vergangenen Jahre verloren.“

„O, verzeihen Sie mir,“ fiel ich ihm in's Wort, „daß ich eine so schmerzliche Erinnerung berührt, aber es war eben nur die natürliche Auslegung Ihrer Erwähnung von vorhin, daß Ihre Zukunft auf fünf Jahre hinaus gesichert.“

„Ach,“ sagte er mir, „nicht nur fünf Jahre, mein ganzes Leben läge gesichert vor mir, wenn mein armer Vater noch lebte. Wir sind nicht aus Paris, mein Herr, Sie haben es wohl auch gleich bemerkt.“

In der That war er manchmal etwas linksich in seinen Bewegungen und man hätte ihn deswegen für einen Provinzialen halten können, aber ebenso gut ließen sie sich auch durch die Schüchternheit der Jugend erklären. — —

„Meine Studien,“ fuhr er fort, „habe ich im Lyceum zu Amiens vollendet. Mein Vater war Notar in Beaucamp-le-Vieux, einem Flecken, der sehr nahe bei Amale und Tréport liegt. Wie mir der Gedanke gekommen ist, Schriftsteller zu werden? Mein Herr, ich kann es Ihnen selbst nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich seit meinem elften und zwölften Jahre damit umgegangen. Ach, mein Vater war so gut und so verständig, er widersetzte sich auch meinem inneren Drange gar nicht, er wollte nur, daß ich auf dem Lande und zu Hause, bei ihm bliebe. Er hatte sehr viel Wissen und Bildung, dachte viel über Alles nach und glaubte nur an die zeitgenössische Literatur. Auf seinen Rath habe ich mir eine Reihenfolge von Romanen ausgedacht, in denen ich die Geschichte meiner Heimatprovinz erzählen und dabei dasselbe System befolgen wollte, wie es Zola in seiner Vorführung der verschiedenen socialen Schichten angewandt. Ich hatte die Absicht, eine gallorömische Familie von Jahrhundert zu Jahrhundert zu verfolgen, die Beschreibung ganz neuer oder vielmehr neu aufgefundenen Milieus lag in meinen Entwürfen, denn die Wissenschaft gestattet uns jetzt einen so genauen Einblick in die Lebensverhältnisse des Mittelalters, des 16. und 17. Jahrhunderts, ich will nur diese drei Perioden als Beispiel anführen, wie ihn unsere Vorgänger nicht gehabt. Wie groß und umfassend hätte der Rahmen werden müssen, in dem mir freier Spielraum gelassen war, über die Kreuzzüge, über den hundertjährigen Krieg, über die kriegerischen Unter-

nehmungen Italiens, über die Revolutionskämpfe, über die Kämpfe des Kaiserreiches zu schreiben. Es wäre eben, mit einem Worte, eine Arbeit gewesen, in welcher ich Schicht für Schicht den geistigen Entwicklungsgang des nördlichen Frankreichs hätte aufdecken können. Halten Sie mich nicht für eingebildet, daß ich so zu Ihnen rede; die Idee zu einem solch großen Werke wurde mir von meinem Vater eingegeben, und ich wollte Ihnen damit nur andeuten, was für einen Rathgeber ich mit ihm verlor. Es war eine einfache, aber ergreifende Tragödie! Die Flucht eines Bankiers von Numale und ein sich daraus ergebendes großes finanzielles Unglück nöthigten meinen armen Vater, unverzüglich sein Bureau zu verkaufen. Es würde zu weit führen, wenn ich Ihnen erzählen sollte, wie er aus übertriebener Güte seine Unterschrift verpfändet hatte. Wir waren, mit einem Worte, ruiniert, er starb vor Gram, und meine Mutter folgte ihm bald darauf. Die Ausführung des großartig angelegten Planes, den wir, mein Vater und ich, in unseren früheren, gemeinschaftlichen Mußestunden mit so viel Liebe gehegt und gepflegt, erfordert einen langen Zeitraum; an einen solchen Ausstand konnte ich jetzt natürlich nicht mehr denken, und andererseits war mir auch der Aufenthalt in Beaucamps unendlich geworden. Ich machte mir die Trümmer eines kleinen ländlichen Besizes zu Geld und entschloß mich, hierher zu kommen. Mir schwebte das Beispiel von Arthès de Balzac, ja, das Beispiel Balzacs selbst vor. Während der fünf Jahre Frist, die ich mir selbst gegeben, will ich versuchen, als Feuilletonschreiber an einer Zeitung anzukommen und mich dabei zu einem Romanschriftsteller heranzubilden, dann erst große Werke schreiben und mir hoffentlich dadurch meinen Lebensunterhalt sichern. Ich rechne sehr einfach, von solchen Feuilletons muß man sich doch das Leben fristen können, und wie ist es möglich, daß die Herausgeber einer Zeitung nicht einen sorgfältig ausgearbeiteten Roman lieber veröffentlichen, als solche, die nur so mit Nonchalance hingeschmiert werden. Während dieser Zeit werde ich ja sehen, ist wirklich ein Fünfkchen Talent nur in mir, so werde ich trotz dieser bestellten Arbeit meinen Weg schon machen, wie es größere Meister vor mir gethan.'

Der junge Mensch hatte diesen kleinen Vortrag in so ruhiger und dabei energischer Weise gehalten, daß ich mich immer mehr von ihm gefesselt fühlte. Der großartige Entwurf einer Reihe von Romanen über die Geschichte seiner Heimatprovinz hätte zu der Annahme führen können, daß seine Annahme, sein Selbstbewußtsein ein wenig zu stark entwickelt war, aber es ging im Gegentheil ein gewisser Reiz der Naivetät davon aus. Außerdem rührte mich das Bild jenes Vaters tief, den die literarische Laufbahn seines Sohnes so leidenschaftlich verblendet, daß er, anstatt ihn auf die Klippen seines Berufes hinzuweisen, ihn in denselben immer mehr bestärkt hatte. Nicht weniger ergriff mich der Cultus, den der zärtliche Sohn mit diesem Vater trieb, und so wie mir dies eine Veranlassung schien, den Charakter des jungen Mannes hochzuhalten, so war mir jenes kühne, ener-

gische, hochfliegende Ergreifen seiner schriftstellerischen Pläne ein Beweis für die Frühreife seines schönen Talentes. Ob er in jenem kühnen Muth auch die Schwierigkeiten kannte, die sich ihm entgegenstemmen konnten, war freilich eine andere Frage. Nachdem ich ihm über die Gediegenheit seiner Entwürfe einige ermunternde Complimente gemacht, sagte ich zu ihm:

„Würden Sie mir jetzt wie einem älteren Freunde gestatten, einige weitere Fragen an Sie zu richten? Sie sagen mir, daß Sie eben erst in Paris angelangt sind.“

„Ich bin seit fünf Monaten hier,“ antwortete er.

„Nun, wie viel Geld haben Sie in diesen fünf Monaten verbraucht?“

„500 Frcs.“ sagte er kurz.

„500 Frcs. in fünf Monaten,“ rief ich aus, „das ist ja rein unmöglich.“

„Und doch ist dem so,“ antwortete er mit einem Lächeln, in dem ein fast kindliches Triumphiren lag. „Für mein Zimmer bezahle ich 15 Frcs. monatlich und 3 Frcs. für Bedienung. Ich esse nach der Portion in einem kleinen von Arbeitern besuchten Café-Restaurant, wo mein Mittagbrot mich noch nicht 20 Sous kostet. Die Frühstücksmahlzeit, in ein wenig Wurst, Brot und Käse bestehend, nehme ich zu Haus ein, Kaffee bereite ich mir selbst, dafür zusammen gebe ich noch nicht 20 Sous aus. Wäsche und Kleider habe ich für mehrere Jahre genug. Abends arbeite ich in der Bibliothek St. Geneviève, mit Tagesanbruch stehe ich auf, Licht spare ich also vollständig. Gegen die Kälte bediene ich mich eines kleinen Fußwärmers, wie die alten Mütterchen aus meiner Heimat. Im Ganzen habe ich mir mein Budget auf 120 Frcs. monatlich eingerichtet, 1500 Frcs. jährlich für die folgenden fünf Jahre, ich habe im Augenblick also sogar noch einen Ueberschuß.“

„Wie aber, wenn die Werthpapiere, aus denen Ihr kleines Capital besteht, einmal im Course heruntergingen? Oder wenn Sie darum bestohlen würden? In welcher Bank haben Sie sie denn deponirt?“

„D,“ sagte er mit pfliffiger Miene, „da war mir mein armer Vater ein warnendes Beispiel. In keiner, ich habe mir, ehe ich von Beaucamps wegging, vom Sattler einen Ledergurt machen lassen, ähnlich wie ihn früher die Reisenden trugen, ringsum mit Taschen versehen. Da hinein habe ich mein Geld gesteckt und trage es direct auf meinem Leibe, unter meinen Kleidern.“

„So nahe bei der Vorstadt St. Germain, Rue Princesse, haben Sie dieses Zimmerchen für nur 15 Frcs. ausfindig gemacht? Das war nämlich die Adresse, die er auf das Schutzblatt seines Manuscriptes gesetzt hatte. Diese Straße mündet parallel mit der Rue Bonaparte in einen, zwischen St. Sulpice und St. Germain-des-Près gelegenen Complex von dicht im Haufen zusammenstehenden alten Häusern. Ich kannte die Gegend zufällig, weil mein Buchbinder früher darin gewohnt, aber trotz

seiner Enge und des so unpassend gewählten aristokratischen Namens, war sie mir doch nie so dürftig erschienen, daß ich Wohnungen in dieser niedrigen Preislage darin vermuthete. In diesem Augenblick spielte, wie vorhin, dasselbe reizende, kindlich triumphirende Lächeln um die Lippen Dolomiens.

„Ja, ja,“ rief er, leicht ist es nicht gewesen, eigentlich wollte ich in's Quartier latin ziehen, um den beiden Bibliotheken, sowohl der Sorbonne, als auch der St. Geneviève näher zu sein, aber dort habe ich nichts gefunden. Seitdem die Einrichtung der Licentiaten-Klassen die Zahl der Studenten, welche ihre Zimmer so leicht mit 40, ja 50 Frcs. bezahlen können, so beträchtlich vermehrt hat, sind die möblirten Wohnungen in diesem Viertel ganz unerschwinglich geworden. Für 30 Frcs. hat man nur eine Dachkammer, während mein einsames Nest in der Rue Princeffe verhältnißmäßig geräumig, wenn auch ein wenig hoch gelegen ist. Aber Sie sollten sehen, was für einen entzückenden Blick ich von ihr auf die alte Abtei von St. Germain-des-Près genieße, jeden Abend fallen mir dabei die schönen Verse von Beaudelaire ein:

Wie zieht es mich mit Traumeschwüngen  
Empor zu einer höhern Nacht!  
Den heil'gen Viebern, Glockenklingen  
Lausch' ich in stiller Mitternacht!

Und dann hat mir mein kleines Stübchen auch schon Glück gebracht, den ganzen Roman, den Sie gelesen, 300 Seiten in fünf Monaten, habe ich darin geschrieben, das ist doch keine Kleinigkeit. Außerdem finde ich auch, sind die Häuser so primitiver Gattung in Paris voll von interessantesten Geheimnissen. Jetzt, wo ich das Pensum, das ich mir bis zum Schluß des Jahres selbst vorgelegt, fertig gebracht, will ich auf Recognoscirung ausgehen. Auf der Treppe treffe ich fortwährend elegant gekleidete Damen, die zu einem Rendez-vous kommen, und mein nächster Nachbar ist ein alter Herr, auf den ich schrecklich neugierig bin. Denken Sie sich eine Dickens'sche Figur, ganz klein, schneeweiß und dabei immer im Frack. Er hat zuerst manchmal ein wenig mit mir geplaudert, aber seitdem er weiß, daß ich mich literarisch beschäftige, meidet er mich; wahrscheinlich fürchtet er, daß ich ihn in irgend einem Buche verewige, der arme Mensch! Ich habe doch nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß, wenn ich ihn auch benützte, ich ihn bis zur Unkenntlichkeit übertuschen würde. Ach, der arme Mensch! Denn arm muß er wirklich sein! Und dabei mag er sich früher in einer besseren Lage befunden, einer mehr als wohlhabenden Familie angehört haben. Er besitzt Werthgegenstände, die ihm nur durch Erbschaft zugefallen sein können. Erst vorige Woche hörte ich einmal vor unserem kleinen, gemeinsamen Flur Stimmen, die sich heftig herumstreiten. Ich öffne meine Thür und sehe, wie er auf einen Burschen losstürmt, um ihm einen kleinen Gegenstand zu entreißen. Es war ein Bischofsring mit einem ungeheuer großen Amethyst. Der Bursche hatte ihn dem alten Manne fortgenommen und sagte

zu ihm: „Wenn Sie ihn haben wollen, dann geben Sie mir auch die 10 Frs., die Sie mir seit vier Wochen schuldig sind, sonst trage ich ihn auf das Leihamt,“ worauf der Alte wieder antwortete: „Geben Sie mir meinen Ring zurück. Sie wissen ganz gut, daß ich das Geld, welches ich erwartete, nicht einkassirt habe, sondern erst von jetzt in acht Tagen, geben Sie mir meinen Ring wieder.“ — „Entweder meine 10 Frs. oder den Ring,“ sagte darauf wieder der Andere, mit zornig aufgedunsenem Gesicht. — Ach, wenn Sie die Verzweiflung des Herrn Jean, so heißt mein Nachbar, gesehen hätten, die Wuth und die hochgradige Aufregung, welche in seinem elenden Gesichte wühlten, Sie würden sicher dasselbe gethan haben wie ich — —“

„Sie gaben dem Burschen die 10 Frs., und der arme Teufel hatte dafür seinen Ring wieder.“

„Natürlich,“ sagte er.

„Und Herr Jean hat Sie gleich darauf in dieser Weise gehöhnt und beleidigt,“ fiel ich ein und mimte dabei, so gut ich konnte, die unnachahmliche Stimme des Herrn Legrimaudet nach, den ich eben an drei Zeichen erkannt hatte, welche noch untrüglicher waren als seine Stimme: an seinem ewigen Frack, dem Incognito seines Vornamens und jenem Bischofsring, den er in entfernter, aber seliger Erinnerung an das Seminar aus seinen Hungerleiderersparnissen erstanden hatte.

„Sie kennen ihn also,“ entgegnete Juste Dolomien, „es war wirklich, wie Sie ihm nachmachten. Als ich ihm sagte: ‚Lieber Nachbar, wenn Sie können, werden Sie es mir schon wiedergeben,‘ da entgegnete er mir darauf: „Mein Herr, in einem Hause wie diesem, ist es nicht schwer, Geld zu verdienen, wenn man nur jung ist. Dieser Bursche hat viel Geld und Sie desgleichen, denn diese Damen sind ja durchaus nicht verwöhnt —“ Erst nachdem er wieder hineingegangen, verstand ich, was er gemeint, er verdächtigte mich nämlich, von einer der elegant gekleideten Damen, die oft kamen, Geld empfangen zu haben.“

„Das ist er,“ rief ich aus, „das kann kein Anderer sein. Daran erkenne ich die Art des Meisters. Kleine, wässerige Augen, nicht wahr? Und einen schrecklichen, bitter verzogenen Mund? Ein Bein, das er beim Gehen nachschleppt, ein ungeheuer großer Ballen am linken Fuß? Graugrüne Haare wie auf alten Bildnissen?“

Mit einem bejahenden Kopfnicken antwortete Juste Dolomien auf jede meiner Fragen, so daß ich schließlich rief:

„Kein Zweifel mehr, es ist Herr Jean Legrimaudet.“

Raum hatte ich mit abichtlichem Nachdruck diesen in den Annalen der verleumderischen Literatur so berühmten Namen ausgesprochen, so sah ich, wie auf den Zügen meines jugendlichen Gastes eine Abneigung und eine Entrüstung sich widerspiegeln — die selbst dann noch nicht zu weichen schien, als ich ihm die kleine Geschichte von dem 100 Frs.-Spielzeug er-

zählte, daß er dem kleinen Kranken zum Geschenk gemacht. Wie beneidete ich ihn um diese Entrüstung! Hatte ich sie nicht selbst empfunden, als ich dem niedrigen Pamphletisten das erste Mal begegnete? Und wie ferne lag sie mir jetzt! Immer ist es doch dieselbe, von einem Philosophen des Alterthums so treffend, aber mit so finstern Pessimismus ausgesprochene Wahrheit: „Wir sterben als vom Leben Besiegte.“

Wie traurig ist es doch, daß in dem Kampf mit dem Leben uns keine beste Waffe, ein edles, höheres Empfinden, das allein uns ein sieghaftes Ausharren möglich macht, entrisen wird! Wenn unser besseres Selbst ertödtet ist, lohnt es sich dann überhaupt noch, zu leben? — Ein Literat, der zwanzig Jahre Pariser Lebens hinter sich und gelitten hat, wundert sich eigentlich über Nichts mehr. Stößt er bei dem um eine Nasenlänge hinter ihm zurückgebliebenen Jugendgefährten, mit dem er Hand in Hand eine schöne, unvergeßliche Strecke des Lebens zurückgelegt, auf Neid und Eifersucht, — wird er von dem altklugen Nachwuchs, dem er nur Gutes gethan, den er väterlich auf jede Weise gefördert, mit schändestem Unbath, mit wüthendem Haß verfolgt — er läßt es ruhig über sich ergehen. Oft leider müssen wir es sogar erleben, daß unsere theuersten, geliebtesten Lehrer, wie von einer firen Idee ergriffen, sich zu schmachlichster, ihrer unwürdigster Verleumdung aufstacheln lassen, wenn im heißen Kampfe um ein Ziel uns ein unglücklicher Zufall mit ihnen in's Handgemenge bringt. Ach, es ist etwas Schreckliches um diese Allen gemeinsame Krankheit, die besonders bei dem „fahrenden Künstlervolk“ zum Laster und zum Verbrechen wird. In keinen anderen Gemüthern, als in solchen, deren brennender Ruhmesdurst nicht zu löschen, findet sie den gleich günstig vorbereiteten Boden, und wie soll man dem Hang zu einer lasterhaften Regung widerstehen, wenn es so unumstößlich feststeht, daß wir uns seiner gar nicht mehr bewußt sind?

Welch' eine traurige, entmuthigende Lehre liegt in dieser Erfahrung! Selten auch gesteht der Neidische sein schreckliches Laster vor sich selbst ein! Meistens sucht er für die Abneigung, die er dem Gegenstand seiner unheilvollen Verblendung entgegenträgt, noch ehrenhafte Beweggründe, und dabei wird es ihm nicht schwer, in Demjenigen, den er beneidet, die gemeinsamen menschlichen Schwächen zu entdecken. Da bläst er sie denn mit der ganzen Leidenschaft, von der er besessen, zu riesigen Dimensionen auf, er sieht nur sie allein, die Schwächen der Anderen, und gelangt auf diese Weise endlich dahin, seinen echten, berechtigten Haß für eine Ueberzeugung, seine Rohheit für Freimuth, seine Verleumdungssucht für eine Pflicht zu halten. —

Ich bin nicht sicher, ob ein Legrimaudet sich nicht einbildete, eine wackere Mannesthat damit zu vollziehen, wenn er seinen bitteren Groll über so viele große Männer ausschüttete. Vergeblich versuchte ich indeß, meine nachsichtigen Entschuldigungen meinem unversöhnlichen Partner plausibel zu



machen, er war nun einmal noch in dem schönen Alter edler, hochherziger Aufwallungen; und ich war bereits darüber hinaus. Ich erinnere mich, daß, als er mich verließ, ich die am Vormittag unterbrochene Arbeit nicht sogleich wieder aufnehmen konnte, derartig stand ich unter dem überwältigenden Eindruck des Staunens über die so sonderbaren Begegnungen des Zufalls und die so scharfen Gegensätze, in denen er sich zu gefallen scheint. Wollte mir derselbe, indem er auf dem kleinen Treppenschur eines anrühigen, schiefwinkligen Hauses zwei Menschen wie Juste Dolomien und Jean Legrimaudet zusammenführte, nicht gleichsam symbolisch die beiden entgegengesetzten Pole alles literarischen Lebens, den jungen Künstler, umstrahlt von der Morgenröthe des Talentes und des Lebens einerseits, und auf der anderen den geschlagenen Helben der Feder gegenüberstellen, der auf dem traurigen Rückzug, auf welchem alle seine Hoffnungen gescheitert, endlich todesmüde an seiner letzten Station anlangt? Beide hatten sie vor mir ihr unglückliches Lebensbudget im Vertrauen niedergelegt; Beide kämpften sie mit derselben Anstrengung gegen das Geschick, Beide beseelte der feste männliche Entschluß, sich niemals zu ergeben. Aber konnte der junge, so stolze Mensch von heute nicht doch erdbigen wie jener Greis? Und wer konnte wiederum wissen, ob das Herz jenes Greises, als er mit kühnen Segeln auskiffte aus Dijon, um mit 22 Jahren seine „Geschichte der großen Männer“ zu schreiben, damals nicht gleichfalls von den edlen, stolzen Regungen dieses jungen Romanciers geschwellt war? Wie schade, dachte ich mir, daß Mareuil nicht mehr Mareuil ist — — Welchen gemeinsamen „Meditations“ hätten wir uns nicht bei dieser Veranlassung hingegeben! Das war nämlich damals sein Lieblingswort, wenn er sich über Claude Larcher lustig machen wollte, der im Begriff war, in dieser harmlosen, von Balzac und Brillat wieder neu eingeführten Form seine „Physiologie der Liebe“ zu schreiben. Ich mußte an die spöttischen Sarkasmen denken, in welchen sich der ironische André in seinem sprühenden Feuer von damals gefiel, bevor er angefangen, mit der gestickten Uniform seinen Götzendienst zu treiben. Dann packte mich wieder die Neugierde, ich wollte wissen, in Folge welcher Schicksalsfügungen „der große Undankbare von Frankreich“ seinen Schlupfwinkel der Rue de la Clef aufgegeben hatte. Für solch sieches, im letzten Stadium der Verkommenheit befindliches Bettlerelend, das nur noch von zufälligen Almosen lebt, ist die Frage eines nächtlichen Unterkommens von einschneidender Wichtigkeit. Ein Winkel, in dem man es kennt, in dem es zur Noth einen kleinen Credit von ein paar Wochen, ein paar Tagen erlangt, kann ihm zum letzten Rettungsanker werden, besonders während jener strengen Wintermonate, von deren grausamer Bitterkeit wir ja keine Ahnung haben — wir Alle nicht, die vom October bis Mai unausgesetzt die hellen Holzschette in unserem Kamin glimmen sehen und, während wir unseren Gedanken Audienz geben, so lange wie wir Lust haben, durch neue Aufschichtungen den wärmenden Brand erhalten können. In dem großen

Paris ist ein Legrimaudet verloren, wie ein geheftes Thier im wilden Walde. Er braucht vor allen Dingen eine einsame Klause, ein Loch, in dem er sich in den eisigen Winternächten zusammenkauern kann, wenn der Tod ihm auflauert, jener gräßliche Tod an der vergessenen Ecke eines Quais oder auf der Bank eines einsamen Boulevard's. Und dann hatte ihn doch eine wirklich echte Herzensneigung, die einzige in dieser unglücklich verkommenen Seele, an ein Haus gefesselt, vor welchem ich damals den kleinen, hinkenden Knaben auf dem Trottoir hatte spielen sehen.

War denn jenes Kind todt, wie Legrimaudet es bei seiner Zusammenkunft mit André schon damals zu fürchten schien, am Vorabend jenes nun schon so weit zurückliegenden Neujahrstages, den wir damals, mein Freund und ich, mit einer für immer dahingeschwundenen Heiterkeit gefeiert. All' diese Fragen schwirrten bunt durch meinen Kopf, und das Ende war, daß ich acht Tage ungefähr nach dieser ersten Unterredung mit Juste Dolomien, mich zu einem Besuch nach der Rue Princesse entschloß; wenn ich an diesen Besuch zurückdenke, schauert es mich noch heut durch Mark und Bein. In-  
 • deß, ich habe die Skizze jenes Unglücklichen nun einmal begonnen, und sie würde nicht vollständig sein ohne unsere neue Begegnung und ohne das, was sich in folgedessen ereignete. —

Ich fand die kleine, enge, armfelige, aber arbeitsame Straße ganz so, wie sie in meiner Erinnerung gelebt, mit ihren bescheidenen Läden, ihrer abgezehnten Bevölkerung, den bleich aussehenden Kindern und ihren schlecht genährten Arbeiterinnen, kurz, eine schmale Gasse, wie sie nur das alte Paris aufzuweisen hat. Es wurde mir auch gar nicht schwer, das Hôtel aufzufinden, welches die Ehre hatte, zu jener Zeit zwei so merkwürdige Exemplare der Literatengattung zu beherbergen. Es war das einzige auf der Straße und entsprach ganz der Beschreibung, welche Juste Dolomien davon entworfen hatte. Auffällig schien mir nur, daß der Name des Eigenthümers nirgend anders, als auf einer über der Thür hängenden Laterne angebracht war: Möblirtes Haus — Fidore Cordaboëuf, Besitzer. Der Bau mußte schon sehr alt sein, denn von der einen Seite war er wie zusammengesunken; die Worte „Möblirtes Haus“, in großen schwarzen Buchstaben frisch gemalt, ließen den baufälligen Eindruck noch mehr hervortreten. Die in dem Stil des Hôtels von Saint-flour angelegte Gitterthür stand halboffen, ich befand mich also gleich in einem kleinen Gange, an dessen Wand ich lesen konnte: „Bureau im ersten Stock“. Die Treppe war mit einem so abgenutzten, verschoffenen Lumpen von Teppich belegt, daß man unmöglich noch irgend eine Farbe unterscheiden konnte; indeß hatte ich trotz der verdächtigen Schabigheit dieses Entrées doch noch nicht das Schauspiel erwartet, das sich mir im Innern des sogenannten Bureaus darbot. Zwei Frauen befanden sich darin, im Begriff, ein chinesisches Mariage zu spielen; obgleich der Zeiger schon auf drei Uhr stand, war der Tisch, an dem sie aßen, noch gedeckt, und leere Schoppen standen bunt durcheinander. „80 Stich,“

rief eine der Frauen, die dickere, und spielte dabei vier Könige aus, deren Farben unter einer dicken Schmutzkruste vollständig verschwunden waren. Sie stellte eine Büste zur Schau, die einer Ruben'schen Nereide keine Schande gemacht hätte und die bei jeder Bewegung unter ihrem morgenrockähnlichen, blauen Flanellgewande hin- und herwogte. Beim Spielen rauchte sie ununterbrochen an einer schlecht gewickelten Cigarette, die sie zwischen für das Auge wahrhaft beleidigend grell ausgetuschten Lippen hin- und herschob. Eine dicke Lage Roth färbte ebenfalls ihre Wangen, so wie ein schwarzer Stift die natürlichen Augenbrauen fast ganz unkenntlich gemacht hatte. Die frisirten Scheitel ihrer schwarzen Haare glänzten vor Pomade, während die Hände, welche die Karten hielten, mit so werthlosen, aber zahllos vielen Ringen überladen waren, daß sie alle Buben, Könige und Damen ihres Päsches Karten damit hätte bedecken können. Die Partnerin, mit der sie spielte, trug ein sehr helles, sehr aufgeputztes Promenadenkleid, ich sah ja eigentlich nur die bis zur Schulter hinauf fontachirten und phantastisch aufgebauschten Ärmel, aber danach schon mußte diese Robe auf der Straße einen schrecklich grellen, auffallenden Anblick gewähren; ein weißer Filzhut in demselben Geschmack, mit ungeheuer großen Federbüschen lag zwischen Liqueurflaschen auf der Commode. Sie selbst war blond und hatte einen vollständig blutleeren Teint, jenen welken, zusammengechrumpften, verschminkten, wie er bei dieser Art von Geschöpfen die Folge unzähliger Ausschweifungen ist. Sie rauchte ebenfalls und stieß den Rauch durch ihre schmalen Rüstern, die bei jedem Zuge, den sie that, in nervöse Zuckungen geriethen; ihre hellblauen Augen hatten noch einen gewissen Glanz, aber einen eisig kalten und falschen Ausdruck. Sie war es, die mit ihrem Larvengesicht, in welchem die Runzeln wie mit einer feinen Messerspitze eingegraben, mich zuerst gleichgültig bemerkte, während die Andere mich freundlich empfing, den grellrothen Mund zu einem honig süßen Lächeln verzog und mit der feinsten, geziertesten Stimme auf meine Frage: „Ist Herr Juste Dolomien zu Haus?“ die Antwort gab:

„Nummer 47? Nein, mein Herr, der Schlüssel hängt an seinem Nagel; er ist ausgegangen, aber wenn Sie auf ihn warten wollen, er kann nicht lange bleiben.“

Die Unterwürfigkeit dieser zweifelhaften Matrone, die wunderliche Toilette und das sinnliche Gesicht ihrer Collegen klärten mich schnell auf über die Kategorie von Herbergen, zu denen dies möblirte Hôtel gehörte. Offen gestanden, hatte ich ja nach dem, was mir Dolomien von den elegant gekleideten Besucherinnen und besonders von dem Ausfall Legrimandets gegen die schönen Jünglinge und ihre sicheren Einkünfte erzählt, etwas Derartiges schon vermuthet, aber noch immer konnte ich deswegen keine Ahnung haben von dem eigenartigen Geschäftsgenie eines Herrn Cordaboeuf und dem officiellen Industriezweig dieses Menschen mit dem ungeschlachten Namen. Auch darüber sollte ich nicht mehr lange im Ungewissen bleiben.

„Ich habe nicht zu viel Zeit zum Warten,“ antwortete ich der beleibten Dame, „aber wenn Herr Jean vielleicht zu Haus ist, will ich zu ihm hinauf gehen.“

„Ah, Sie kennen Herrn Jean?“ erwiderte lebhaft meine Auskunftgeberin. „Wie schade, daß Sie mit dem Chef nicht sprechen können! Wir sind nämlich ein wenig besorgt um Herrn Legrimaudet, und wenn wir die Adresse seiner Angehörigen erfahren könnten — —“

„Mir ist sie ebenso wenig bekannt wie Ihnen,“ sagte ich, „aber ist er denn krank?“

„Wenn er auf seinen eignen Füßen noch ein Mal aus diesem Hause herauskommt, so kann er von Glück sagen,“ warf jetzt die Blonde mit heiserer oder vielmehr keuchender Stimme dazwischen.

„Gott, was waren das für Töne, was für ein Pfeifen, das aus einer eingesunkenen, kranken, vom Alkohol verzehrten Brust kommend, vor Athemnoth oft ganz zu versagen drohte, und wie war diese Stimme so recht eigens dazu berufen, den Todeskampf eines Legrimaudet zu verkünden. Mir schnürte sich das Herz bei dieser Nachricht zusammen, und ich frug weiter:

„Was fehlt ihm denn?“

„Es ist die Noth,“ sagte die Dirne mit derselben schrecklichen, beinahe erloschenen Stimme, that dabei einen starken Zug aus ihrer Regiecigarette und zuckte mit den mageren Schultern, während die Andere mit abstoßend einschmeichelndem Ausdruck hinzufügte:

„Denken Sie doch, mein Herr, wenn ein Unglück zustieße —“

„Was sagt denn der Arzt?“ unterbrach ich sie.

„Der Arzt,“ entgegnete sie — „ach, er läßt kaum den Burschen mehr als ein Mal täglich zu sich herein. Und daher ist ein Gestank bei ihm drin, besonders seit einer Woche, wo er sich in einem solchen Zustand befindet. Wenn ich der Chef wäre, mein Herr, ich hätte ihn längst, ohne so lange Fagen zu machen, in's Hospital geschickt.“

„Der Vater Cordaboeuf ist schlauer als Du,“ erwiderte die Blonde, „solche Sonderlinge, wie Herr Jean, mußt Du wissen, verstecken manchmal Tausendbanknoten im Futter ihrer Kleider und sterben dabei doch vor Hunger. Der Chef wird sich schon überzeugen, wenn der Andere die Augen zudrückt.“

„Es ist nicht hübsch von Dir, Rosette, daß Du so sprichst,“ entgegnete die Matrone. „Wenn es noch die Frau des Chefs wäre, dann könnte es eher möglich sein, aber er, nein, er ist wohl ein bißchen unwirlich und grob, aber das Herz ist gut. Der Beweis ist doch, daß Herr Jean schon vier Monate die Miethe schuldet und er ihn nicht drängt.“

„So will ich zu ihm hinaufgehen,“ sagte ich, „wenn er nicht aufmacht, komme ich einfach wieder herunter. Wie ist seine Nummer?“

„49, neben Herrn Dolomien, im vierten Stock, rechts.“

Ohne sich weiter um mich zu kümmern, mischte sie von Neuem die vor ihr liegenden Karten. Ich hörte sie nur noch „Trumpf“ rufen und stieg unverzüglich die Treppe mit dem schäbigen Teppich hinauf. Bei meinem Vorbeigehen wurden noch zwei bis drei Thüren halb geöffnet, und durch ihre Spalten erblickte ich einige andere, ebenso grell angestrichene Frauengesichter wie das der Bureauvorsteherin, ein kleines Merkmal, das meine Aufklärung über die Sitten und Gebräuche dieser Spelunke noch vervollständigte.

Nur der Unschuld und dem literarischen Sonnambulismus eines Juste Dolomien konnte es entgangen sein, daß dieses sogenannte Hôtel eines jener verrufenen Häuser war, denen nur die riesige Nummer fehlte, um mit einem noch schmutzigeren Namen bezeichnet zu werden. Und in diesem Schlupfwinkel heimlicher Prostitution, in dem Herr Legrimandet vielleicht im Begriff war, mit einem Wort der Gotteslästerung auf den Lippen, wie er es mir einst prophezeit hatte, von himmen zu gehen, an diesem Ort der Schande wiegte sich der edle Jüngling in seinen ersten, kühnen Dichtertäumen. Gewiß hatte sich der unglückliche Legrimandet aus dem Parasiten- und Angeberthum ein schreckliches Gewerbe gemacht; aber das letzte Nötheln hier unter diesen Verhältnissen erschien mir dennoch zu hart und grausam. Unwillkürlich kam mir auf der käfigartigen, trotz des klaren, blauen Himmels draußen, dunklen Treppe eine Sentenz von Michelet in den Sinn, dessen seltenes, über allen Parteien stehendes, menschliches Mitgefühl mir immer so sehr sympathisch gewesen. Der Geschichtsforscher beschreibt den 9. Thermidor; er erzählt von dem Sturz des blutdürstigen Schulfuchses, in welchem das kurzsichtige Verbrecherthum der Schreckensperiode sich in seiner äußersten Konsequenz offenbart hat. ‚Plötzlich,‘ sagte er, ‚trank Robespierre Galle, aber so viel, als die ganze Welt von diesem Stoff enthielt.‘ Keine Verachtung ist tief genug für diesen Henker, der es wagte, das Vaterland um einen André Chénier und so viel andere edle Männer zu berauben; aber vergegenwärtigt man sich, wie ihn das Volk mit derselben Gemeinheit beschimpft, mit der es ihn vorher vergötterte, wie seine charakterlosen Schmeichler ihn verlassen, wie er mit zerschmetterter Kinnlade, für immer und ewig vernichtet in seinem Stolz, unter körperlichen und geistigen Qualen sich windet; ja, versetzt man sich in die schreckliche Seele dieses blutigen Tyrannen, wie er den beschränkten Aufbau seiner politischen Pläne so plötzlich zusammenstürzen sieht, wie er auf der Schlachtbank liegend, eigentlich schon vernichtet ist, noch ehe das Beil des Henkers auf ihn gefallen, da kann man sich auch bei ihm eines gewissen Mitleids nicht erwehren, und man ruft mit Michelet: ‚Robespierre hatte Galle getrunken, soviel als die ganze Welt von diesem Stoff enthielt.‘ Und wenn menschliches Erbarmen bei dem Ende eines der schlimmsten Missethäter der Geschichte nicht ganz verstummt, wie muß es uns erst packen, wenn wir einem armen, von überspanntem Selbstbewußtsein verblendeten Teufel gegenüberstehen, der ein paar elende Schmöker

verbrochen, die ebenso schnell vergessen, als sie gedruckt waren, wie es eben das Schicksal fast aller persönlich gehaltenen Schriften ist. Und welchen Wermuthsbecher hatte das Geschick diesem armen Wichte zu kosten und zu leeren gegeben! In solchen Gedanken war ich bis zum vierten Stockwerk gelangt, wo der Teppich plötzlich zu Ende ging, über die abgetretenen und auseinander gefügten Fliesen war seit vielen Jahren kein Anstrich mehr gegangen; der Corridor, in den die Thüren der Zimmer mündeten, schloß sich in sich selbst. Das Haus mit seinen zwei Hinterflügeln war von einem kleinen Hofe umgeben; ich sage ein Hof, wenn man das tiefe, nasse, stinkende Loch, welches ich durch die scheibenlosen Fenster bemerkte, mit einem solchen Namen bezeichnen darf. Augenscheinlich hatte der Besitzer darauf verzichtet, aus diesen Giebellöchern einen einträglichen Nutzen zu ziehen, denn nur die Bedienung oder so Bedürftige wie mein junger Freund und ein Legrimaudet, welche der niedrige Zins so gefügig gemacht, ließen es sich gefallen, auf diese Weise untergebracht zu werden. Ich entdeckte die Nummern 42, 43, 45, das ist das Zimmer des naiven Rivalen von Arthéz, 49, das ist die Höhle meines Wilden. Ich klopfe an, es wird mir nicht geantwortet. Ich klopfe wieder an und zwar mit zwei so lauten, heftigen Schlägen, daß sie den allerfestesten Schläfer hätten wecken müssen, wieder dieselbe Stille. Ich versuche zwei neue Schläge, da höre ich endlich eine Stimme oder vielmehr, ich unterscheide, wie Jemand unter heftigem Stöhnen und zugleich wüthend ein „Wer da“ ruft. Es war mein dringender Wunsch, Legrimaudet wiederzusehen, nur dies gab mir eine Antwort ein, die augenscheinlich die geeignetste war, um mir diese geschlossene Thür gewaltsam zu öffnen.

„Ein Freund von Herrn André Mareuil,“ sagte ich mit besonderem Nachdruck auf den Nachnamen, den ich auch wiederholte, „des Herrn Mareuil —“

„Warten Sie, ich werde öffnen,“ antwortete die Stimme nach einer Minute.

Ohne Zweifel hatte Herr Legrimaudet mit sich selbst überlegt, ob er oder ob er nicht den Boten seines ehemaligen Beschützers empfangen sollte: dann entschloß er sich doch, von seiner gewöhnlichen Instruction einmal abzugehen. Wahrscheinlich, so dachte ich bei mir, erwartet er irgend eine Unterstützung an Geld oder an Naturalien. Ich täuschte mich jedoch in dieser Ansicht, denn heute glaube ich, daß er selbst in dieser tiefsten Noth nur dem Bedürfniß, das beinahe ein physisches bei ihm geworden, nachgab, noch ein letztes Mal André in mir, seinem Vertreter, zu beleidigen. Wie sehr mußte er ihn gehaßt haben, wenn sich in diesem unbeugbaren Charakter, der wohl einzig in seiner Art dastand in Bezug auf männliche Standhaftigkeit in seinem Leidensmartyrium, auch jetzt noch so wenig geändert und gerührt hatte. Daß dem so war, davon überzeugte mich der erste Blick, den er mir zuwarf, nachdem er den Kiesel von seiner Thür fortgeschoben und ich mich

ihm gegenüber befand. Er war im Heimd, wenn man den unsauberen Felsen löcherigen Planells, der seinen Körper umhüllte, so nennen konnte; wie ausgezogen dieser Körper war, davon gaben die elenden, von Fieber schlotternden Beine, die nackt aus diesen Lumpen hervorkamen, ein berebtes Zeugniß. Niemals hat ein Maler aus früheren Zeiten in schmerzbewegter, fanatischer Glaubensschwärmerei seinem Christus so abgezehrte, fleisch- und muskellose Gliedmaßen verliehen, wie diese Jammergestalt sie entblökte. Die Strähne seiner noch weißer gewordenen Haare hing wirt und unordentlich um sein Gesicht, dessen Runzeln noch tiefer, dessen Pergament noch zäher und härter geworden war. Die früher so erdfahle Blässe war nunmehr von rothen Flecken unterbrochen, und in der Ferkung der verstörten Züge war die Handschrift des Todes deutlich zu lesen. Mit demselben verbissenen Erstaunen, das ich an ihm gewöhnt war, sah er mir in's Gesicht, aber ohne ihm Zeit zum weiteren Denken zu lassen, führte ich ihn in sein Bett zurück.

„Legen Sie sich nur wieder hin, Sie werden sich erkälten,“ sagte ich zu ihm.

Er gehorchte mir, und mit stöhnendem Aufschrei, der sein körperliches Leiden verrieth, froch er zurück auf sein elendes Lager, auf dem er alle seine Kleidungsstücke übereinandergelegt, es war ja nur ein Lumpenhaufen, über welchem der Frack, jener berühmte Frack, seine altmodische Form und sein noch mehr als früher arachnisch gewordenes Gewebe zum Besten gab. War es denn wirklich noch derselbe, der sich wie durch ein Wunder der Göttin Misere so lange erhalten, und warum fand es Segrimandet für unter seiner Würde, alle die Kleidungsstücke, die ihm seine Mäcene aufnöthigten, zu verachten und sie um keinen Preis gegen seinen Repräsentationsfrack zu vertauschen? Dieses Geheimniß hat der unglückliche Mensch mit in's Grab hinübergenommen, ebenso dasjenige, das über der Herkunft der Gegenstände schwebte, mit welchen sein Schlupfwinkel ausgestattet war. Vor Allem sein Koffer, in dem er die für und gegen ihn veröffentlichten Artikel gesammelt, von der Zeit seines „Diderot“ an, woher stammte er? Zu welchem Zweck hatte er auf seiner Commode diesem Bund mit allerhand rostigen Schlüsseln, dieser Gypsbüste des Homer, jenem offenen, aber leeren Messeretui und einer Hutschachtel einen Platz eingeräumt? Auf einem abgebrochenen Teller lagen Cigarrenstümpfe, die er auf dem Straßentrottoir aufgelesen hatte; der Leisten, den der barmherzige Schuster auf seinen Fuß angefertigt, stand auswüchsig und beulig in einer Ecke, an einer anderen Stelle sah man zwei anscheinend noch ganze Brote, in Wirklichkeit war es nur die Kruste, da er das Innere, Weiße, mit seinen unsauberen Nägeln ausgegraben. Leere Flaschen und Sardinienbüchsen, Bücher, Pfeifen lagen bunt durch einander, und mitten unter diesem Wust bemerkte ich, ebenfalls auf der Commode liegend, eine Kinderfrücke. Diese Reliquie des kleinen, hinkenden Knaben, des einzigen Wesens, welches der Pamphletist wirklich geliebt zu haben schien, rührte mich mehr, als ich es beschreiben kann, und ich nahm mir fest vor, den Sepiastrahl,

den der Kranke gewiß auch dieses Mal nicht verfehlen würde, auf mich loszuspringen, mit der größten Nachsicht über mich ergehen zu lassen. Mit seinem scharfen Blick nahm er mich, von seinem elenden Bett aus, auf's Korn; er studirte meine Züge, welche ihm wohl von früher her bekannt vorkommen mochten. Diese Beobachtung ließ mir die Zeit, das fernere Inventar zu dem Mobilien des Zimmers aufzunehmen. Es bestand aus einem mit Papieren bedeckten Schreibtisch, einem Teppich, welcher noch zerrissener war, als der auf der Treppe, aus drei Stühlen und einem Wassertrug ohne Schnauze, neben dem ein Glas stand. Ein Ramin war nicht vorhanden. Ein rundes Loch, das in der oberen Fensterscheibe angebracht und mit Del getränktem Papier verstopft war, bewies, daß früher einmal, zu den wohlhabenderen Zeiten eines Vorgängers von Herrn Legrimaudet, ein Ofen darin gewesen sein mußte. Plötzlich bemerkte ich an einem gewissen Zucken um seinen Mund, daß er mich erkannte, was mich gar nicht sehr wunderte. Bettler, die immer darauf angewiesen, die Mienen ihrer Tributpflichtigen mit einem Scharfblick zu studiren, von denen ihr ganzer Erwerb abhängt, haben dieses erstaunliche Physiognomiengedächtniß, in solcher Vollkommenheit ausgebildet, mit dem entgegengesetzten Pol der menschlichen Gesellschaftsklasse, den Fürsten gemein, bei denen es ebenfalls zum Beruf gehört. So fiel er also gleich mit der Thür in's Haus und schleuderte mir mit seinen ersten Worten die Beleidigung entgegen, die ja eigentlich für André bestimmt war.

„Ach so,“ begann er, „Sie sind der Dichter! Machen Sie noch immer Verse? Sie haben doch gewiß ein Hochzeitspoëm zur Vermählung des jekigen Herrn Mareuil des Herbiers gestiftet? Seine Frau Gemahlin war, glaube ich, früher für 5 Frcs. käuflich. Ich, mein Herr, ich habe mir zur Devise genommen: „Kein Geld, keine Schweizer.“ Es ist schade um den alten Freund, denn er hatte ein gutes Herz. Warum ist er denn nicht selbst gekommen, um sich nach mir zu erkundigen? Seine Frau hat es ihm sicher nicht gestattet. Ja, ja, diese Art von Creaturen fürchten sich vor einer feinen Beobachtung; die naiven Menschen haben sie lieber. Sie sind gewiß gut Freund mit ihr.“

Ein heftiger Hustenanfall, der mir durch Mord und Wein ging, unterbrach ihn in seiner Rede, in welcher ich trotz der keuchenden, fast erlöschenden Stimme noch immer denselben spontanen Ausbruch der fast genialen Schmähsucht wiedererkannte, die André stets so sehr bei ihm imponirt hatte. Es war leider noch immer „der große Undankbare von Frankreich“, der selbst auf seinem Todtenbett die Waffen nicht strecken wollte. Zum ersten Mal begriff ich vollkommen den wahrhaft diabolischen Reiz, mit dem dieser Sonderling meinen Freund André umstrickt hatte. Wie konnte ich es über's Herz bringen, ihm anders als mit einer Phrase zu antworten.

„Mareuil ist gar nicht in Paris,“ sagte ich, „er ist in seiner Präfectur, sonst —“



„Ach, jetzt ist er also seßhaft,“ fiel mir der Kranke in's Wort, „es ist wahrlich zum Verwundern, er liebte doch sonst das Reisen so sehr. Und es hatte in der That einen bildenden Einfluß auf ihn, mein Herr, aus England ist er mit viel besseren Manieren zurückgekehrt, ich habe es ihm damals auch gesagt.“

Ein neuer Hustenanfall zwang ihn zur Unterbrechung, dann fuhr er mit demselben arroganten Ton fort:

„Nun also, Herr Dichter, wenn Sie nicht von der Seite kommen, wer schickt Sie denn zu mir? Jrgend ein Verleger vielleicht? Mein Herr, ich gebe Ihnen zu wissen, daß ich in meinen Bedingungen sehr streng, ja unerbittlich sein werde. Ich habe schon zu lange gewartet.“

So hatten ihn also seine Ruhmesillusionen auch jetzt noch nicht verlassen? War denn dieser sinnlose Dünkel des Lachens oder des Weinens werth? Ach, im Grunde genommen, hatte er doch mit dem Wahnwitz, der in dem Worte „Ruhm“ liegt und der so verhängnißvoll für ihn geworden, sein ganzes Leben gefristet! War es nicht seine ehrliche, aufrichtige Uezeugung, wenn er von seinem, nur ihm eigenen Genie, von seinen sicheren Erfolgen sprach? Mit der Gewißheit eines Astronomen, welcher den durch Vorherberechnungen verkündeten Stern erwartet, sah er diesem Triumphe entgegen. Schon um ihm nicht eine Kränkung zu bereiten, die so leicht tödtlich für ihn werden konnte, mußte ich ihn also über den Grund meines Besuches aufklären, und ich entschloß mich ganz einfach, ihm die Wahrheit zu sagen.

„Nein,“ sprach ich, „Niemand hat mich zu Ihnen geschickt, ein Zufall führt mich her. Ihr jugendlicher Nachbar, Herr Juste Dolomien, hat mir einen Besuch gemacht, den ich ihm erwidern wollte. Ich hörte, daß Sie krank wären, deshalb bin ich heraufgekommen.“

„Also so,“ stöhnte er mit einem Ausdruck verletzten Stolzes, der mich bald belehrte, wie unvorsichtig ich gewesen. „Dieser Herr sagte Ihnen, daß er mein Nachbar wäre, so weiß er also meinen Namen. Das werde ich ihm nicht schenken, mein Herr! Ich werde ihm lehren, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, anstatt überall herumzubringen, wo ich wohne. Stolz kann dieser junge Mann nicht sein, mein Herr! Denn, mein Herr, wenn ich auch hier wohne, so ist daran nur das Elend schuld, in das mich meine Reider gestürzt haben. Er indeß, bei seiner Jugend, wo man mit seiner ehrlichen Arbeit Geld verdienen kann, da muß man schon sehr verkommen sein, um in einem solchen Hause zu wohnen, sich so unterhalten zu lassen.“

„Wahr ist es ja,“ antwortete ich, „daß das Haus nicht sehr einladend aussieht.“

„Nicht sehr einladend,“ rief er mit bitterem Hohn. „Hat Ihnen denn Ihr Freund nicht gesagt, daß es ganz einfach die Filiale eines öffentlichen Hauses ist, das sich hier ganz in der Nähe, Rue des Canettes, befindet?“

Vor fünf Jahren hat der Chef die einträgliche Idee gehabt, dieses Haus hier für seine unsicheren Kunden zu miethen. Verstehen Sie nur, mein Herr, es giebt Herren, denen es widerstrebt, da unten in Jedermanns Bett zu schlafen. Da nennt Ihnen die Dirne ein kleines Hôtel, das sie kennt, das sehr ruhig ist, von anständigen Leuten gehalten wird, und der Esel bezahlt die Marke; 10 Frcs., mein Herr, und wer bekommt die? Natürlich Herr Cordaboeuf. Doch das ist noch nicht genug; da muß man noch 5 Frcs. für das Zimmer, an die 10 und 15 Frcs. für Verzehrung, Champagner, Cigaretten und für ein kleines Souper geben. Wer bekommt dieses Geld? Natürlich doch wieder der Herr Cordaboeuf. Wenn Sie wüßten, mein Herr, was es für einen Legrimaudet heißt, einem solchen Gefindel etwas schuldig zu sein. Die Frauen sind immer noch besser als die Männer, es giebt stets noch eine darunter, die ihren Geliebten um ein Packetchen Tabak für mich bittet. Einmal sogar in einer Nacht, wo es bitter kalt war, kam eine, deren Liebhaber ein wenig früher weggegangen, und bot mir an, in ihrem Bette zu schlafen, weil es warm im Zimmer war. — Ach, wir sind sehr vernünftig gewesen und, mein Herr, wie herrlich schlief es sich in jener Nacht, so voll gesogen von der angenehmen Wärme jenes jugendlichen Körpers. — — Apropos, mein Herr, können Sie mir nicht sagen, warum die Frauen heutzutage so prübe und gleichgiltig geworden und Einen gar nicht mehr mit dem Munde küssen wollen?

„Aber,“ antwortete ich ihm ganz vernichtet, wie er mir in so erschütternder Weise das Geständniß machte, zur Annahme welcher schamlosen Liebesdienstes er sich erniedrigt, mir waren die Thränen nahe — „Aber wie sind Sie denn dazu gekommen, in diesem unheimlichen Hause ein Obdach zu suchen?“

„Ich habe Durst,“ sagte er. „Wollen Sie mir den Wasserkrug reichen?“

Ich füllte ihm ein Glas, er leerte es und fuhr fort: „Man sieht es wohl, mein Herr, daß Sie die Noth nicht kennen. Ohne Noth hat man kein Talent, denken Sie dran, was ich Ihnen sage, bei mir dauert nur die Prüfung zu lange. Mein Bursche aus dem Hôtel du St. Flour hat mich dazu bestimmt; 12 Francs anstatt 15 ist doch eine große Ersparniß, die Wäscherin war auch ausgezogen, weil ihr Söhnchen gestorben. Ach, es war ein so verständiges Kind, ich wollte es auf meine Kosten erziehen lassen, mit ihm hätte ich mich an meinen Reldern gerächt, aber lassen Sie es gut sein. Die Besitzer wollten verkaufen und nach ihrer Heimat zurückkehren, kurz, ich bin ausgezogen. In der ersten Zeit ging es auch, da erzählte mir mein Bursche immer Geschichten von den Damen. Jeden Sonnabend, mein Herr, kommt ein Senator mit einem falschen Bart hierher, ebenso ein Journalist, der mich früher einmal angefeindet hat. Ich habe ihn gleich wiedererkannt! — In der Vorrede zur neuen Ausgabe meines „Hugo“ habe ich ihm eine Anmerkung zugebracht — — — erst will ich nur gesund sein, dann werde ich in die Campagne schon wieder thätig eingreifen. — —

Leider ist vor Kurzem mein Bursche fortgejagt worden, und sein Nachfolger haßt mich. Unter uns gesagt, glaube ich, daß der Journalist mich erkannt hat und nun dafür bezahlt, daß ich durch die allerjchlechteste Behandlung zum Fortgehen von hier getrieben werde. Aber nein, mein Herr, ich werde nicht vor ihnen weichen. O,‘ schloß er, indem er mit zitternder Hand auf seine Brust zeigte, wobei ich den Amethyst seines Bischofsringes funkeln sah, „oh, wie das brennt! Geben Sie mir noch, noch zu trinken.“

„Nicht doch,“ sagte ich zu ihm, „Sie können doch nicht fortwährend dieses kalte Wasser trinken, es schadet Ihnen ja noch mehr. Gestatten Sie, daß ich Ihnen Milch herausschicke.“

„Davon habe ich mehr, als mir nöthig ist,“ antwortete er. „Seitdem ich krank bin, bringt mir eine von den Frauen jeden Abend um fünf Uhr welche herauf.“

„Aber eine Decke darf ich doch wenigstens für Sie verlangen?“ frug ich dringender.

„Nein, mein Herr, ich erstickte so schon in meinem Bette.“

„Dann werden Sie mir aber doch wenigstens etwas Silbergeld für die „kleine Capelle“ nicht abschlagen?“

„Nein, nein, mein Herr, ich habe auch Geld,“ erwiderte er mit wachsendem Zorn, „die Schublade meines Nachttisches ist ganz voll davon. Am Tage vorher, ehe ich mir diese kleine Erkältung zugezogen, hat mir mein Verleger die „neue Auflage“ meines „Hugo“ im Voraus bezahlt.“ Er hustete von Neuem so heftig, als sollte er seinen Geist aushauchen. „Das war er mir wohl schuldig,“ fuhr er fort, „denn an der früheren Auflage hatte er mich genug bestohlen.“ —

„Nun,“ sagte ich, „so werde ich Ihnen morgen einen Arzt schicken, damit wir mit dem bißchen Husten schneller fertig werden.“

„Einen Arzt,“ rief er aus. „Nein, mein Herr, ich werde keinen Arzt empfangen, sie sind alle Charlatane. Wenn ich einen gewollt hätte, würde mir Fräulein Gransart den ihrigen geschickt haben, ja, wenn ich es wünschte, so wäre sie sogar hier, um mich zu pflegen. Seit 25 Jahren ist der nächste Sonntag der erste, an dem ich nicht zu ihr nach Passy frühstücken gehe. Ihr Vater schätzte mich sehr, mein Herr, es war ein Mann mit einem gewissen Schönheitsgefühl, wenn auch ein bißchen pedantisch. Er bekleidete das Amt eines Conservators im Louvre und ist mir bei meinem Diderot sehr nützlich gewesen. Er konnte nicht schreiben, war aber ein trefflicher Beamter. Vor drei Monaten erst ist er im Alter von achtzig Jahren gestorben und zwar durch einen Sturz beim Aussteigen aus einem Omnibus. Oft warnte ich ihn und sagte: „Hören Sie auf mich, Herr Gransart, machen Sie sich Bewegung, gehen Sie lieber zu Fuß, wie ich. Aber er war ein egoistischer Alter und gab lieber sein Geld auf Fahren aus, anstatt es für seine Tochter zu sparen, die er hätte reicher hinterlassen können. Und sie hätte es wahrlich verdient, mein Herr, sie ist eine wahre Heilige, ich kann ein Wörtchen davon

reden, denn, ich wiederhole es Ihnen, ich kenne sie seit fünfundzwanzig Jahren. Sie können sich wohl denken, warum ich ihr stets meine Adresse verheimlicht, ich will nicht, daß sie mich hier besucht. Wie wird sie letzten Sonntag auf mich gewartet haben und wie besorgt um mich gewesen sein, denn ich bin ihr bester Freund. Nach dem Tode ihres Vaters ging ich zuerst alle Tage zu ihr, und immer hat sie mich mit einer wahren Engeltgüte aufgenommen. Frauen haben Verständniß für ein unglückliches Talent, und sie sind weniger mißgünstig als Männer.'

Obgleich dieser letzte Zusatz so ganz und gar à la Legrimaudet war, wie André sich auszudrücken pflegte, so enthüllte doch der übrige Theil seiner Rede Beziehungen und Empfindungen, die ich niemals bei dem Unglücklichen geahnt. Dieser Umstand allein schon rief in mir ein unbegrenztes Verlangen hervor, das alte Mädchen kennen zu lernen. Das hohe Alter, in welchem der Vater gestorben, und die 25 Jahre, die Legrimaudet eingestandenermaßen mit an ihrem Fette gezehrt hatte, ließen vermuthen, daß jenes Mädchen in die Kategorie gehörte, in der man die interessantesten Exemplare weiblicher Charaktere findet. War sie wirklich ein heiliges Wesen, daß sie es verstanden, diesen tollen Hund zu zähmen, der jede Hand biß, die ihn füttern wollte? Indeß die Neugierde allein hätte mich noch immer nicht dazu bestimmt, sobald ich nur die Schwelle der Spelunke Rue Princesse überschritten, diesen Weg zu wagen, wenn ich nicht gleichzeitig die Intervention dieser einzigen Freundin des Todtkranken für dringend nothwendig gehalten hätte! Denn über seinen hoffnungslosen Zustand konnte es keinen Zweifel mehr geben, und um jeden Preis mußte man ihn anderswohin bringen, um zu versuchen, ihm wenigstens seine letzten Lebenstage zu erleichtern. Die verächtliche Bewegung, mit der er mein Anerbieten, ihm zu helfen, zurückwies, hatte ich nur zu gut verstanden, ich drang daher nicht weiter in ihn, wußte aber auch sonst Niemand, dem es besser bei ihm hätte glücken können. Vielleicht war die Autorität von Mlle. Gransart wirksamer; auf alle Fälle hielt ich es für meine Pflicht, zu versuchen, und dachte, daß ich bei dem Pförtner des Louvre sicher die Adresse des alten Mädchens erfahren würde. Ich rufe mir also gleich vor St. Germain-des-Près einen Fiaker an, und ich entfinne mich noch, während der Wagen die lange Straße von Saints-Pères hinunterrollte, um die Seine zu erreichen, wie eine immer tiefere Schwermuth sich meiner bemächtigte. Das sonderbare Gemüth dieses unglücklichen Mannes erschloß sich mir erst jetzt bis in seine geheimsten Falten, und gerade in der verächtlichen Geberde, mit der er meine Unterstützung von sich stieß, erblickte ich es in seiner ganzen Eigenart. Ja, eine maßlose Verblendung über sich selbst hatte sein Verderben verschuldet, aber war es im Anfang nicht eher das edle Selbstbewußtsein eines Autors gewesen, der sich zu einer ruhmwürdigen Aufgabe berufen fühlt? Unter dem Einfluß dieser unvernünftigen Ueberschätzung, dieses unerschütterlichen Glaubens an sich selbst, — der bei einem wahrhaft bedeutenden Menschen Energie und

höchste Ausdauer bedeutet, war er von seinem Berufe abgekommen. Ohne Beruf war er zum Hunger verurtheilt, und bei dieser traurigen Alternative „Hungern oder Betteln“ angelangt, hatte er das Letztere ergriffen, wenn es auch unverkennbar, daß es ihm jedes Mal, sobald er die Hand nach einem Almosen ausstreckte, das Herz zerriß. Seine Schriftstellerei war seinen übrigen Wandlungen gefolgt und hatte mit ihnen gleichen Schritt gehalten. Die verschiedenen Theile dieses Mechanismus des Hasses schienen mit erschreckender Logik in einander zu greifen. Wenn man der Entwicklungsgeschichte des Bösen genau auf die Spur geht, so riskirt man immer, an einen Punkt zu gelangen, wo Einem Zweifel an der göttlichen Vorsehung aufstoßen. Hat man es jedoch nach jahrelangen Kämpfen so weit gebracht, unter den trockenen Analysen der Wissenschaft den Glauben an einen trostreichen Rathschluß des „Unerforschlichen“ wiederzufinden, so beschleicht Einen eine beklemmende Angst davor, jenen erst erkämpften Glauben, jenes beseligende Hoffen wieder verlieren zu können. Es liegt ein so uner schöpflischer Trost darin, vertrauensvoll das einzige Gebet, mit dem man das Leben zu ertragen vermag, aussprechen zu dürfen: „Unser Vater, der Du bist im Himmel!“ Wie erschütternd ist es daher, vor einem Problem moralischer Verkommenheit und körperlichen Elends, wie dem vorliegenden, zu stehen! Wohl dem, der noch an eine geheimnißvolle Fügung in dieser Unglückswelt glaubt, wohl dem, der das Vertrauen hat, daß die beängstigende Finsterniß, in der wir in diesem Leben wandeln, endlich nach dem Tode sich lichte! Aber, wie wird der Mensch stets aufs Neue vom Zweifel und vom Nihilismus in Versuchung geführt, wenn er sich Seelen- und Schicksalschiffbrüchigen, wie dem obigen gegenüber fühlt! Solch philosophische Betrachtungen drängten sich mir auf während der langen Fahrt vom Louvre, wo ich die Adresse von Mlle. Gransart erhielt, bis zur Straße Boulainvilliers, ihrer Wohnung in Passy. Je näher ich kam und durch die stillen Alleen dieser friedlichen Vorstadt hindurch fuhr, desto größer wurde die Anzahl der kleinen, einzeln in ihrem Gärtchen stehenden Häuschen, wahren Heimstätten bürgerlicher Glückseligkeit, die in einem ironischen Contrast standen zu dem scheußlichen Hause, in welchem der Schüßling des alternden Mädchens seinen letzten Athemzug aushauchte. Dann mußte ich wieder an Letztere selbst denken; wie ungeheuer zart mußte sie mit diesem Wilden umgegangen sein, daß er sich ihr gegenüber so dankbar verpflichtet und doch niemals verlegt gefühlt. Unwillkürlich frug ich mich, was für ein Bild diese unschuldige Seele sich von dem giftigsten Verleumder unseres Zeitalters wohl entworfen haben mochte. Bald sollte ich darüber Aufschluß erhalten, denn wir näherten uns der Nummer, welche mir von dem Portier des Louvre bezeichnet worden war. Die Droschke hielt, es war doch nicht eine so kleine Villa mit einem Rasenrande, wie diejenigen, deren reizende Behaglichkeit mich zu einem Vergleich mit dem elenden Unterschlupf von Legrimaudet herausgefordert hatte — sondern es war ein viel bescheideneres Häuschen mit vier Stockwerken, von

der Art derjenigen, die bei ihren Miethern ein sicheres Einkommen von 6, 7, 10 oder 12000 Frcs. Rente höchstens voraussetzen. Der Portier, ein Schneider von Gewerbe, wie es ein kleiner mit der Hand geschriebener Zettel auswies, arbeitete gerade, als ich an die Scheibe seines Kämmerchens klopfte, an der Ausbesserung eines Ueberziehers, der, wie ich annahm, einem anderen, aber wohlhabenderen Freunde des alten Fräuleins gehörte. An dem Ton jedoch, mit dem er ihren Namen aussprach, um auf meine Frage: „Ist Fräulein Granfart zu Haus?“ zu antworten, wollte ich den Beweis einer unendlichen Achtung, ja Verehrung heraushören.

„Fräulein Granfart ist ausgegangen,“ sagte er. „Es ist der Tag, an dem das Fräulein immer zu ihrem Bruder nach Batignolles geht, so wird sie wohl vor 10 Uhr nicht nach Haus kommen.“

„Hat sie Niemand zu Haus zurückgelassen?“

„Nein, mein Herr; Fräulein Annette begleitet immer das Fräulein, wenn das Fräulein nicht zu Haus speist.“

„Ach, wollen Sie mir einen Bleistift und ein Stückchen Papier geben, daß ich ihr ein paar Worte hinterlassen kann,“ fragte ich, so sehr war ich von der Bedenklichkeit der Lage und der Nothwendigkeit überzeugt, daß die Wohlthäterin des Schwerkranken sofort unterrichtet werden müsse. Es waren nicht ein paar Worte, es wurde ein ordentlicher Brief, den ich auf zwei Blättchen Schülerpapier hinkriegelte, welches der Schneiderportier endlich nach langem Suchen in seinem Wandchränken fand, während er dabei immer vor sich himmurmelte: „Wenn doch meine Frau hier wäre, sie weiß besser, wo der Kleine seine Sachen hat, aber gerade ist sie ausgegangen, um ihn aus der Schule zu holen.“ In diesem Briefe setzte ich Fräulein Granfart die traurigen Verhältnisse von Herrn Legrimaudet auseinander und gab ihr zugleich seine Adresse, ohne natürlich die Species von Hôtel garni zu verathen, in welchem der Unglückliche wohnte. Ich sagte ihr in Ausdrücken, die wohl sehr erschütternd gewesen sein müssen, denn ich war in der That im höchsten Grade ergriffen, daß sie allein den nöthigen Einfluß haben könne, um den Schwerkranken zu einer Ueberführung in irgend ein Krankenhaus zu bewegen. Außerdem theilte ich ihr meine eigene Adresse und die von zwei oder drei anständigen Hospitälern mit, die mir bekannt waren, und in denen Patienten für Bezahlung ein Unterkommen finden. Am Schlusse stellte ich meine bescheidenen Mittel zur Verfügung für die gute Sache. Ich zähle alle diese Einzelheiten nur deshalb auf, um zu einem Bekenntniß zu gelangen, das vielleicht gar nicht oder nur sehr wenig in Beziehung stand zu der Dringlichkeit meines Auftrags. Aber ich muß diese kleine Beichte ablegen, wäre es auch nur, um die Art der Mildbthätigkeit zu charakterisiren, von der dieser arme Legrimaudet eigentlich sein ganzes elendes Leben gefristet hatte. Ach, wie schlecht ist es um diese Pariser Wohlthätigkeit bestellt, welche von keinem aufrichtenden Vertrauen unterstützt wird und die nur eine Erregung aus Fleisch und Blut ist. Wie schnell ist dieselbe unterdrückt und

vergessen, wenn der Gegenstand unserer Nührung nicht mehr unter unseren Augen ist! Was Wunder also, wenn die überreizte Empfindlichkeit der Armen auch bald dahinter kommt, die geringe Tiefe unseres Mitleids, auf das wir stolz sind, zu durchschauen? Nur zu rasch erkennen sie den Zusatz egoistischer Heuchelei bei unserem oberflächlichen und augenblicklichen Mitgefühl; sie sind nur undankbar, weil sie uns auf unserer Schwäche ertappen und uns mit einer Härte beurtheilen, die zwar kein Beweis ihres Edelsinns, aber welche wir nur gar zu sehr verdienen. Ich sollte am Abend jenes Nachmittags, den ich doch wenigstens nützlich angewendet zu haben glaubte, auswärts speisen, und nachher ging ich noch in's Theater. Diese doppelte Zerstreuung absorbirte mich so sehr, daß das Bild von Herrn Legrimaudet bald ganz von anderen Eindrücken verdrängt wurde. Am folgenden Tage vergaß ich ebenfalls, mich nach ihm zu erkundigen, an dem darauf folgenden Tage that ich daselbe, bis das trauige Erlebniß völlig in meiner Erinnerung erlosch. Ich steckte wieder einmal mitten drin in dem Wust werthloser Beschäftigungen, für welche die Besten unter uns unaufhörlich das, was die christlichen Moralisten so richtig ihr Seelenheil nennen, hingeben, dieses ernste, unablässige Arbeiten an unserem inneren Sein. Kurz gesagt, hatte ich auf diese Weise viermal vierundzwanzig Stunden hingehen lassen, ohne mich weiter um den Schwerkranken im Hôtel Cordaboeuf zu kümmern. Wie ergriff mich daher eine Art Schamgefühl, ich kann schon sagen, Gewissensbiß, als ich, in der Nacht des vierten Tages aus dem Theater kommend, unter meiner Briefpost folgenden Brief vorfand, den ich einschiebe, ohne daran eine Silbe zu ändern; gewisse unverdiente Complimente wirken manchmal besser, als der bitterste Spott, und andererseits mag das kleine Document noch dazu dienen, zu beweisen, wie sehr Recht das alte Sprichwort hat: „Dem Reinen ist Alles rein.“

Mein Herr!

Sie haben eine so rührende Theilnahme für den würdigen, aber unglücklichen Legrimaudet an den Tag gelegt, daß ich mich entschuldigen muß, Sie in ihrer Besorgniß um unseren theuren Freund, den wir leider den Schmerz hatten, gestern zu verlieren, nicht eher unterrichtet zu haben. — Er ist im Krankenhause des Frères-Saint-Jean-de-Dieu, Rue Audinot, verschieden, wohin ich ihn vorgestern nach Ihren freundlichen Anweisungen bringen ließ. Das Glend und die Ungerechtigkeit des Geschickes hatten seit langer Zeit diese starke Kraft untergraben, welche unter manchen schroffen Aeußerlichkeiten eine rührende Treue für ehemalige freundschaftliche Verhältnisse und eine tiefe Religiosität ver barg. So hat auch Gott unserem Freunde die Gnade erwiesen, ihm bis zur letzten Stunde das Bewußtsein zu erhalten, er ist als guter und innig gläubiger Christ aus diesem Leben gegangen. Ich glaube, Ihren Wünschen entgegen zu kommen, wenn ich Sie benachrichtige, daß der Trauergottesdienst morgen früh um neun Uhr in der Kirche Saint-François-Xaver abgehalten werden wird.

Die Leiche wird alsdann nach dem Kirchhof Mont-Barnasse übergeführt. Empfangen Sie, mein Herr, meine achtungsvollsten Empfehlungen

Eveline Granfart.

PS. Ich vergaß, Ihnen für Ihr großherziges Anerbieten, von dem Herr Legrimaudet sicher sehr gerührt gewesen wäre, zu danken. Die Mittheilung an ihn sparte ich mir bis zu einer Zeit auf, wo sein Zustand sich gebessert und ich nicht mehr Gefahr lief, ihn damit für seine Gesundheit nachtheilig aufzuregen.

Noch lange, erinnere ich mich, las und las ich diesen Brief, anstatt mich zur Ruhe zu begeben. Was für ein Drama, mit einer Tragik, wie nur das Leben allein sie erdichtet und mit Persönlichkeiten, die aus allen Richtungen der Seelenwelt in dasselbe hineingriffen, beschwor dieser Brief in mir herauf. Mareuil mit seiner paradoxen Spottlust, Juste Dolomien mit seiner jugendlich begeisterten, aber so ehrlich gemeinten Künstlererschwärmerei, der kleine Heinrich mit seiner kindlich egoistischen Gefühlslosigkeit schritten der Reihe nach an mir vorüber, dann kamen die Pensionäre des ehrenwerthen Cordaboeuf, zuletzt endlich die edle Unbekannte, kraft deren echter, wahrhafter Warmherzigkeit Jean Legrimaudet in der Schlussscene seiner Lebens- Tragödie doch die Gotteslästerung, der er sich selbst verfallen glaubte, nicht über seine Lippen gebracht. Und so tadelnswerth auch meine Gleichgiltigkeit und Vergesslichkeit gewesen, hatte nicht dennoch eine gute Regung von mir zur Erleichterung der letzten schweren Stunden Legrimaudet's beigetragen, da ja Mlle. Granfart nur durch mich von der Erkrankung unseres Schütlings unterrichtet worden war? Also, so will ich wenigstens, sagte ich mir, diese viertägige schwere Versäumnis wieder gut machen, morgen in aller Frühe aufstehen und dem Unglücklichen das letzte Geleit geben. Hätte ich es denn übrigens nicht auch ohne den Antrieb dieses Pflichtgefühls gethan, schon weil es mich interessirte, das wunderbare alte Mädchen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, deren Liebebedürftigkeit es fertig gebracht, einen Jean Legrimaudet in ihr Herz zu schließen und zu betrauern? — Den folgenden Morgen also fand ich mich, begleitet von Juste Dolomien, den ich durch meinen Diener mit ein paar Zeilen hatte benachrichtigen lassen, zur festgesetzten Stunde in der Kirche ein; so geleiteten wenigstens zwei Collegen und Schriftsteller die sterbliche Hülle dessen zur ewigen Ruhestätte, der in so bitterer Noth von hinnen gegangen war. — Ich muß es meinem jungen Freunde zum Ruhme nachsagen, daß er sich trotz seiner Antipathie gegen den Pamphletisten, ganz aus freien Stücken, zur Leistung dieser rein menschlichen Tributpflicht hergab. Mit verschränkten Armen standen wir in einer der ohne jeden Kunststil angelegten Kapellen, wie es in Paris deren so viele giebt, und folgten der Todtenliturgie. Der Priester, der, vor einem ärmlichen Sarge stehend, sie vollzog, hatte es augenscheinlich sehr eilig. Einige Schritte entfernt von uns knieten zwei Frauen, von denen wohl eine die Dienerin der anderen sein mochte. Diese Andere, ganz in Schwarz



gekleidet, war in andachtsvolles Gebet versunken. Der Ausdruck in ihrem Gesicht war dabei so hingebend, im Innersten ergriffen und von so wahrhafter Frömmigkeit befeelt, daß ihre ein wenig vulgäre Häßlichkeit fast verklärt wurde von diesen edlen Zügen. Die blauen Augen von Mlle. Gransart blickten so muthig und beherzt hinauf zu dem himmlischen Tröster, es strahlte zu gleicher Zeit aus ihnen eine solche Harmlosigkeit und Unschuld, daß man ein weibliches Wesen mit solchem Augenaufschlag nicht mehr häßlich nennen konnte. So muß ich offen gestehen, daß ich mich dabei ertappte, eigentlich um Mlle. Gransart willen an diesen heiligen Ort gekommen zu sein, wenn nicht noch eine fünfte Figur, die neben ihr auf einem Sessel saß, mein Interesse in Anspruch genommen hätte. Es war ein Mann von 40 Jahren ungefähr, mit glatt rasirtem Gesicht, blühenden Wangen, prägnant ausgebildetem Blick, aufgeblasener Haltung, kurz, ein ansehnlich aussehender, unverkennbar in guten Verhältnissen lebender Spießbürger, mit Athletenschultern, die in einem Ueberzieher von gebiegenem Tuch, dem echten typisch gewordenen Ueberzieher des Hausbesizers auffallend hervortraten. Seine große, mit einem schwarzen Handschuh bekleidete Hand hielt ein Gebetbuch, das wahrscheinlich einer „der Damen seines Hauses oder seiner Häuser“ gehörte — — Denn an dem selbstbewußten, gönnerhaften und dabei kurzen Gruß, den er Juste Dolomien, seinem Miether, zugeworfen, hatte ich Herrn Cordaboeuf erkannt. Wir standen, wie ich bereits erwähnt, mit verschränkten Armen, in respectvoller, wenn auch nicht gerade sehr andächtiger, erbauter Stimmung, wie eben freie Denker, die nur der Zufall in ein Gotteshaus verschlagen. Cordaboeuf hingegen ließ nicht eine Zeile aus von den Gebeten, die er aus seinem Andachtsbuch ablas; mit tabelloser Genauigkeit verfolgte er dabei jede, auch die kleinste Bewegung seiner Nachbarin. Mlle. Gransart kniete nieder, er kniete ebenfalls nieder. Sie bekreuzigte sich, er bekreuzigte sich; sie senkte das Haupt, er senkte das seinige, und dabei kam zwischen seinem auffallend weißen Halse und den Wurzeln seines dichten Haarwuchses ein rother, mächtiger Fleischernacken zum Vorschein. Die Fronie des Schicksals sollte in diesem Fall das gewöhnliche Maß überschreiten, und in den Sternen stand es geschrieben, daß das unwiderstehlich Römische in Herrn Segrimandets Leben noch auf dem stillen Gange zu seiner letzten Ruhestätte eine Rolle spielen sollte. Die Todtenmesse war zu Ende, Mlle. Gransart hatte sich erhoben, um als erste Leidtragende dem Sarge zu folgen, nachdem sie sich flüchtig nach uns umgewandt, um uns mit einem leichten Neigen ihres Kopfes zu grüßen — — Da bemerkte ich zu meinem Erstaunen, wie Herr Cordaboeuf zierlich seinen Arm rundete und ihn dem frommen Mädchen anbot; dieselbe nahm diese ihr so freundlich gebotene Stütze an, um an ihren Wagen zu gelangen. Sie stieg, gefolgt von ihrem Dienstmädchen, ein, und gleichzeitig setzte sich die Wahre der letzten Klasse mit dem hinterdrein fahrenden Fiaker in Bewegung. Wir waren gerade im Begriff, Juste Dolomien und ich, ebenfalls einen Wagen zu nehmen, um den kleinen Zug

zu begleiten, da tritt die mächtige Gestalt Cordaboeufs an uns mit den Worten heran:

„Sie gehen mit hinaus, meine Herren, es thut mir leid, daß ich es nicht auch thun kann, aber Sie wissen ja, die Geschäfte. — Na, ich kann mich nicht beklagen, denn das gute Fräulein hat Alles bezahlt, und doch, Sie können es mir glauben, der Alte lebte noch, wenn er sein Zimmer nicht verlassen hätte. Er hatte es so still bei uns — und zur Abwechslung doch auch wieder ein bißchen Spaß! Die Damen hatte ihn alle so gern. Jeden Morgen, wenn er herunter kam, hatte er uns stets einen kleinen Witz zum Besten zu geben.“ —

Das war gleichsam die Leichenrede am Sarge von Herrn Jean Legrimaudet, der aus Dijon ausgezogen, um mit dem Ruhm von Bossuet in die Schranken zu treten, dem berühmten Autor von mehreren Bänden, dem die Wahrsagerin prophezeit hatte, daß er als Millionär, Senator, als Offizier der Ehrenlegion und als ein hochberühmter Mann sterben würde — und an diese Prophezeiung auch wirklich geglaubt. Armer, unglücklicher Wilber.





## Max Liebermann.

Von

Otto Feld.

— Berlin. —

**W**ährend man um das Jahr 1870 in den französischen Ateliers die Anregungen, die aus dem Walde von Fontainebleau gekommen waren, mit Begeisterung aufgenommen hatte und emsig verarbeitete, während in Paris der Impressionismus sich anschickte, die Konsequenz jener Kunstanschauung zu ziehen, die in dem Kunstwerk vornehmlich die Aeußerung einer künstlerischen Individualität über einen Natureindruck zu sehen wünschte, malte man in Deutschland in jener Zeit noch immer novellistische Bilder und Bildchen, in denen der interessante Stoff und eine durch fleißiges Galeriestudium gewonnene Technik den Mangel an malerischer Naturauffassung und individueller Ausdrucksweise zu ersetzen suchte. Millets Devise: *le beau c'est le vrai* hatte die französischen Maler aus den düsteren Sälen der Galerien in Licht und Luft hinausgewiesen, und ergriffen von den tausendfachen neuen Reizen, die Mutter Natur dort vor ihnen ausbreitete, gingen sie emsig daran, eine Formensprache sich zu schaffen, die auszudrücken vermöchte, was ihre Seelen bewegte.

Von dem jungen, blühenden Leben, das in der Kunst Frankreichs sich regte, war keine Kunde in die dümmrigen Ateliers der deutschen Akademien gedrungen. Noch immer hielt man den Malschüler dort vor dem Gypskopf fest und vor der Antike, und wenn der Strebsame nach regelrechter Absolvierung des Cursus mit seiner ersten selbstständigen Arbeit hervortrat, dann quittirte er über die Lehren, die er von seinen Meistern empfangen hatte, mit einer schön gegliederten Composition oder mit einem witzigen

Bildchen, je nachdem er nun zum Historienmaler oder zum Genremaler sich bestimmt glaubte.

Nur eine starke künstlerische Individualität konnte nach vierjähriger Lehrzeit in den Ateliers von Thumann und Paumels so unberührt bleiben von dem classicistischen Geiste, der um das Jahr 1870 in den Sälen der Weimarer Akademie umging, um mit einem Erstlingswerk vor die Öffentlichkeit zu treten, so voll von unerschrockenem Realismus, wie es die „Gänserupferinnen“, die erste selbstständige Arbeit Max Liebermanns, ist. Ohne jeden Schwung der Composition war dieses Bild, ohne jedes stoffliche Interesse, weder rührend, noch komisch, noch zur Begeisterung anregend; nichts als ein Stückchen gemeiner Wirklichkeit zeigte der Maler, eine düstere Scheune, eine Anzahl häßlicher alter Weiber darin, die mit Rupfen von Gänsen beschäftigt sind, und zwischen ihnen einen alten Mann, der den emsig Arbeitenden die zappelnden, schnatternden Thiere zuträgt.

Wer die Ausstellungswaare der damaligen Zeit kennt, vermag leicht zu ermessen, welches Entsetzen dieses Bild in dem stillen Weimar erregte, ein Entsetzen, das um so größer war, als man dem Werke gewisse malerische Qualitäten nicht abstreiten konnte. Uns freilich dünkt das Bild heut fast schulmäßig; seine Farbe ist schwer, die Technik noch mühsam. Aber der frische Wagemuth, mit dem der junge vierundzwanzigjährige Künstler, unbekümmert um alle Traditionen, unbekümmert um den Geschmack des Publicums, sein Motiv sich gewählt, die Unbefangenheit, mit der er es gestaltet hat, kennzeichnen schon in dieser ersten Arbeit den Künstler, der, getragen von einem starken Talente, unbeirrt von Lob oder Tadel, allezeit den Weg verfolgt, der ihm der richtige scheint. Denn was Max Liebermann auch geschaffen, es ist immer, wie diese erste Arbeit, der Ausdruck innerster künstlerischer Ueberzeugung; er kennt keinerlei Concessionen an Modegeschmack oder Schulmeinung. Künstlerisch erwachsen in einer Umgebung, die, in andächtige Bewunderung der alten Meisterwerke versunken, nur eine durch Kunstverstand „geadelte“ Natur der Darstellung für werth hält, folgt er ohne Zögern dem künstlerischen Impuls, der ihn treibt, ein Stückchen schlichter Wirklichkeit ohne alle verschönernde Futhat zu schildern, weil sein malerischer Sinn davon angeregt wird. Die warme Bewunderung, die er später für die schwermüthigen Schöpfungen des großen Bauernmalers von Fontainebleau empfindet, läßt ihn doch nicht verkennen, daß es neben den ernststen auch heitere Klänge giebt in dem Farbenconcert der Natur, und er bleibt ebenso unbeeinflusst in seinem Streben, ein temperamentvoll erfaßtes Stückchen Wirklichkeit mit ernstem Bemühen zu schildern, da in natürlicher Fortentwicklung der begonnenen neuen Bewegung die durch einen frischen Trunk aus dem Quell der Natur neu gekräftigte Phantasie die Künstler wieder über die Wirklichkeit hinauszutragen beginnt, in das schöne Reich der Träume und — an die uferlosen Gestade der Mystik. Diese unerschütterliche Ueberzeugungstreue gerade hat neben seinem großen Talente Max Liebermann

zu dem gemacht, was er für Deutschlands Kunst geworden, zu dem vorerften Streiter in dem Kampf um Befreiung von der Ueberlieferungskunst, der das reiche Erbe der Maler von Fontainebleau deutscher Kunst zuführen sollte.

Max Liebermann wurde am 29. Juli 1849 in Berlin als der Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren. Er abfolvirte das Gymnasium, ließ sich auf den Wunsch seines Vaters, der nicht wollte, daß sein Sohn Maler würde, in der philosophischen Facultät der Berliner Universität inscribiren und — zeichnete und malte bei Steffed, „was gerade vorkam“, Pferde, Menschen, Hunde. Nach einem Jahre schon hielt ihn der Meister für befähigt, an seinem großen Bilde „Sadoma“ mitzuarbeiten, und er durfte nun Armaturstücke, „ja sogar Hände“ malen. Bald jedoch sah Liebermann die Unzulänglichkeit solcher Ausbildung ein. Im Jahre 1869 ging er nach Weimar, von dem Rufe angelockt, dessen Paumels sich erfreute, der an der dortigen Akademie als Lehrer wirkte. Nach einigen mißglückten Versuchen, Compositionen im Sinne seiner akademischen Lehrer zu Stande zu bringen, malte er im Jahre 1873 jene „Gänserupferinnen“. Trotz der Empörung, die dieses Bild in Weimar hervorgerufen hatte, fand es auf der Ausstellung des folgenden Jahres in Hamburg einen Käufer und brachte dem jungen Künstler eine eigenartige Anerkennung von Seiten Adolf Menzels\*) ein. Den Erlös des Bildes verwandte Liebermann zu einer Studienreise nach Paris, wo er Munkasch kennen lernte. Die Arbeiten des folgenden Jahres, „Die Gemüseeinnacherinnen“ und „Die Waise“, geben Zeugniß von dem Einfluß, den Munkasch auf den Maler geübt, wie von des jungen Künstlers Bewunderung für die bravourhafte Technik Courbets, dessen Arbeiten er gleichfalls in Paris studirt hatte. Der Beifall, den die „Gemüseeinnacherinnen“ auf der Ausstellung in Antwerpen fanden, ermuthigte den jungen Künstler, nach Paris überzufiedeln. Sein guter Stern führte ihn schon im folgenden Sommer nach Barbizon.

Dort, in dem kleinen Dörfchen drei Meilen nordwärts von Fontainebleau lebt seit dem Jahre 1830 ein kleines Häuflein Maler in stiller Abgeschlossenheit, ein bescheidenes arbeitsames Leben in innigem Verkehr mit

---

\*) Der Kunsthändler Lepke, der das Bild gekauft hatte, theilte Liebermann, welcher sich besuchsweise in Berlin aufhielt, mit, Adolf Menzel habe das Bild gesehen, sich lobend darüber geäußert und den Wunsch ausgesprochen, den jungen Maler kennen zu lernen. Man kann sich denken, wie beglückt Liebermann sich über eine solche Anerkennung des bewundernten Meisters fühlte. Freudestrahlend begab er sich zu Menzel, der ihn mit den Worten empfing: Sie sind also dieser Liebermann, der die „Gänserupferinnen“ gemalt hat! Das Bild müßte man Ihnen um die Ohren schlagen. Nicht etwa weil es schlecht ist, es steckt sogar Talent darin. Aber so darf man nicht anfangen, so darf man höchstens aufhören; so darf man mit 50 Jahren malen, aber nicht mit 24. Mehr Fleiß, mehr solbte Arbeit, sonst wird's nichts! — Der junge Künstler war begreiflicher Weise nicht wenig bestürzt von diesem Lobe. Uebrigens giebt es in Deutschland kaum einen aufrichtigeren Bewunderer Adolf Menzels als Max Liebermann.

der Natur. Der mächtige Wald war ihr Studiensaal. Die ersten Strahlen der Morgensonne, die die Spitzen der alten Eichen vergoldeten, der Dämmer des Abends, der die Ferne in duftiges Blau einhüllte, der sonnendurchleuchtete Mittag, wie der geheimnißvolle Zauber der Nacht fand die Naturberauschten in Wald und Feld. Wenn der Sturm durch die mächtigen Zweige der alten Bäume rauschte, wenn die Vöglein lustig in dem grünen Laubdache zwitscherten, wenn geheimnißvoll flüsterndes Weben durch den Wald zog, dann füllten sich ihre Seelen mit den Harmonieen der unendlichen Natur. Sie lebten in dem Walde, und sie lebten mit dem Walde. Das leise Flüstern seiner Stimme lernten sie verstehen, ihr Auge schärfte sich für die unendlich feinen, ewig wechselnden Reize, mit denen Mutter Natur für das Auge des Sehenden so anmuthig sich zu schmücken weiß. — Sie lebten in dem Walde, sie athmeten seinen würzigen Hauch, der kräftige Duft des Erdreichs kam zu ihnen herübergezogen, glühend fiel die Sonne durch die Zweige zu ihnen herab, und ihre Augen glänzten in dem hellen Lichte des Tages, das Menschen und Dinge lustig umspielt. Sie lebten mit dem Walde, und was sie ergriff, was sie zittern oder aufjauchzen machte, das lebte in ihren Bildern wieder auf. In die Natur versenkt bis zum völligen Sichvergessen, strömte der Reichtum ihres hohen und reinen Empfindens in ihre Werke über. Mit keuschen, reinen Lauten sprachen sie, wie die sprechen, denen aus dem innersten Herzen das Wort sich lösringt, das einen Ausdruck sucht für neugeborene Gefühle. Denn die dort in dem einsamen Walde hausten, hatten die alten Regeln vergessen, nach denen die Maler draußen auf dem großen Kunstmarkte ihre Kunstsprache sich formten, sie hatten sie vergessen vor der gewaltigen Natur. Ihre Augen, die in dem reinen, klaren Lichte des Himmels sich badeten, sahen die Welt und die Dinge so anders, als diejenigen, die in der Dämmerung des Aelthers flüchtige Beobachtungen der Natur mühsam zusammentrugen. Hier draußen gab es keine sorgsam auf einen Ton gestimmten Bilder, keine nach hergebrachter Schablone wohl abgewogenen Compositionen. Helles Sonnenlicht lag flimmernnd über dem mittagheißen Boden, zarter Duft umschwebte die Bäume, die Ferne hüllte sich in dämmeriges Grau. In der Einsamkeit des Waldes lernten sie die gewaltige Einfachheit der Natur verstehen, sie schauten ihr in das Antlitz und sahen dort große stille Linien. Nicht schwungvolles Pathos fanden sie, noch tiefsinnige Reflexionen, noch geistreiche, novellistische Beziehungen. Aber ein weit geöffneter Blick für das Schöne, das in dem Einfachen sich offenbart, lehrte sie des Stoffes und des Witzes entbehren. Ein Stückchen Natur, wie es in ihren Künstleraugen sich spiegelte, schien ihnen werth genug zu sein, mit heißem Ringen um Wahrheit wiedergegeben zu werden.

So ward die neue Kunst gefunden in dem Walde von Fontainebleau, diese Kunst, die, wiedergeboren von der Natur, die Seele des Künstlers im Abbilde vor ihr ausbreitet, diese Kunst, die nicht begeistern will, noch rühren durch ein Gedachtes, das hinter dem Bilde liegt und keinen Verstand bewegt,

sondern die sich bescheidet, das treue Abbild eines Stückchens Natur zu schildern, wie es das Auge eines Malers gesehen hat. Den frühlingdsuftigen Morgen, die Schauer der sturmburchrauten Nacht, den stillen, sanften Frieden, der über dem abendlichen Felde liegt, das ist's, was die Rousseau, die Corot, die Diaz, die Daubigny dort in dem Walde gemalt haben.

Zu dem Künstlervölkchen, das in Barbizon in bescheidenen, kleinen Häuschen wohnte, hatte sich im Jahre 1849 ein stiller, ernster Mann gesellt, J. F. Millet, ein Bauernsohn aus der Normandie, der nach schweren Jahren voll Mühe und Kampf, in denen er, seiner künstlerischen Ueberzeugung entgegen, leichte Modemaare im Stil der Boucher und Watteau gemalt, um sein Leben zu fristen, in den Wald hinaus gezogen kam, um hier draußen in der Freiheit der Natur sich wiederzufinden. Den ganzen Reichthum seines Innern hat ihn die Stille des Waldes erst recht auffinden lassen, in wuchtigen Bildern hat er ihn ausgeströmt, in Werken, aus denen „le cri de la terre“ uns entgegentönt, den Millet immer zu hören glaubte, der Schrei jener Erde, die ein armes Geschlecht in harter, mühevoller Arbeit nothdürftig ernährt. Durch alle Schöpfungen Millets klingt aber auch nur dieser eine Ton; der große Meister kennt nur den Bauern, nur das Leid und die Mühe des Landmanns. Immer wieder schildert er Bauerngestalten, ganze Menschen freilich, lebensvoll hineingestellt in eine lebensvolle Umgebung. Der einsame Mann in dem stillen Walde hörte den Sturm nicht, der frühlingsverkündend durch die Lande zog; von dem neuen Leben, das unter Flintengeknatter auf dem Straßenpflaster zu Paris geboren war, wußte er nichts, er sieht nichts von dem Elend, das in den Städten in dumpfen Höhlen wohnt, dicht neben den glänzenden Palästen der Reichen. Andere mußten kommen, die in der Welt, an den großen Centren des Lebens wirkten, neben der Armuth den Glanz des Reichthums, neben der stillen Größe der Natur den prickelnden Reiz der Eleganz, neben geistiger Noth die Freiheit modernen Denkens zu schildern. Wahrheitsmuthige Augen mußten den Inhalt des modernen Lebens erfassen, geübte Hände ihn wiederzugeben lernen.

Unter Denen, die das Werk Millets fortgesetzt haben, nimmt Mar Liebermann in Deutschland sicherlich die erste Stelle ein. Im Jahre 1874 war er nach Barbizon gekommen; Millet, damals schon kränklich, war dem Preußen nicht wohl geneigt, und der junge Maler trat dem greisen Künstler kaum näher. Aber der Einfluß von Millets künstlerischer Persönlichkeit war stark genug, um auf die nächsten Arbeiten Liebermanns, „Die Geschwister“ und „Arbeiter auf dem Rübenfeld“, mächtig zu wirken. Besonders in dem letzteren Bilde ist er nicht zu verkennen.

Weithin dehnt sich das Feld, das im Hintergrunde von einigen dünnen Bäumen bestanden ist; ein schmaler Streifen bewölkten Himmels hängt darüber. Im Vordergrunde sehen wir eine Reihe von Arbeitern, Männer und Frauen, über die Hacke gebeugt oder einen Augenblick von der schweren

Arbeit ausruhend. Kräftige Gestalten sind es, von der Sonne verbrannt, von Licht und Luft gebräunt, von der Last schwerer Arbeit früh gealtert. Etwas von dem feierlichen Ernst, der über Willels Bildern liegt, lebt auch in diesem Werke, das so recht: *le résultat d'une impression reçue par l'aspect de la nature.*

Aber der Eindruck, den wir von der Natur empfangen, wird aufgenommen durch ein Temperament, und anders, als sich die Welt in dem Kopfe des normannischen Bauernsohnes spiegelt, der in ländlicher Beschäftigung aufgewachsen, unter Mühen um das tägliche Brot seine Laufbahn beginnt, der, naturstärkchend fast bis zur Exaltation, „zermalmt wird von der Ruhe und Großheit der Natur“, anders als diesem Geiste zeigt sich das Weltbild dem sensiblen, modernen Menschen, dem Großstädter, den eine sorgfältige Erziehung, eine reife Bildung empfänglich gemacht, alle Anregungen aufzunehmen, die das moderne Leben bietet. Dem aus dem Schoße des Reichthums Hervorgegangenen lehrt warme, künstlerische Empfänglichkeit die schlichte Größe der Natur verstehen; er sieht die innere Leere, die dort so häufig sich findet, wo der Glanz des Goldes einen trügerischen Schein über morsches Empfinden breitet; die Sehnsucht überfällt ihn nach Einfachheit. Das zerrissene Kleid der Armuth bietet seinem malerischen Sinn mehr, als der glatte Prunk des Reichthums. Der niemals Noth gelitten, sieht in schwerer Mühe arbeitssame Menschen der Erde ein kümmerliches Brot abringen; auch ihm tönt jener „Schrei der Erde“ entgegen. Aber er hört auch fröhliches Lachen aus den Reihen der hart Arbeitenden, er sieht mit bescheidenem Loos zufriedene Menschen, die nach einem Leben voll Mühe behaglich in dem spärlichen Sonnenschein ausruhen, der ihren Lebensabend beleuchtet. Er findet kindliche Heiterkeit in dem ärmlichen Kleid der Waise, und wie er den dichten Nebel sieht, der über das Ackerland gebreitet ist, sieht er auch den Sonnenschein, er athmet die freie Luft, die der Seewind zu den sandigen Dünen herüberträgt, er fühlt den kräftigen Hauch der frisch gebrochenen Erdschollen. Der Großstädter, der seine Jugend zwischen grauen Steinmauern verlebt hat, berauscht sich an der Fülle von Luft und Licht, von Farbe und Glanz draußen in der Natur. „Eine nervös gesteigerte Naturliebe“ nennt Muther\*) die Stimmung, aus der heraus die moderne Landschaftsmalerei „mit ihrer feinen stofflichen Bescheidenheit und mit ihrer Begeisterung für die Schönheit der Welt“ von Großstädtern entdeckt ward. Und wahrlich, wie berauscht von der Natur scheinen sie, diese modernen Landschaftler, aus diesem gesteigerten Empfinden, aus innigster Naturbetrachtung erwachsen ihre Werke. —

Nach Willels Tode war Liebermann nach Holland gegangen. Die helle sonnendurchleuchtete Luft dieses Landes verfeinerte seinen malerischen Sinn und ließ ihn die bräunlichen Tiefen des Valerietones völlig über-

---

\*) Richard Muther, Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert. München 1893.



winden, in dem er vorher noch ein wenig befangen war. Eine Reise nach Italien hatte ihn mit Lenbach und einigen anderen Malern zusammengeführt, die ihn bestimmten, nach München überzusiedeln. Im December 1878 kam er in München an. Auf der Ausstellung des folgenden Jahres hatte Liebermann jenen „Christus im Tempel“, der durch seinen Naturalismus einen Sturm von Entrüstung unter den Frommen des Landes wachrief. Die Jury, die das Bild für die Ausstellung angenommen hatte, wurde im Landtag der Irreligiosität angeklagt, den Maler selbst nannte man einen Rhypparographen. Männer wie Lenbach und Gebon bewunderten die virtuose Maché und die Kraft der Charakteristik in dem Bilde, das jetzt im Besitze Fritz von Uhdes ist. Seither hat der Maler sich nie wieder biblischen Stoffen zugewendet. Sein Studienplatz wurde und blieb Holland, wo er alljährlich in dem stillen Dörfchen Zandvoort viele Monate in emsiger Arbeit zubringt.

Erinnern die „Holländischen Conservenmacherinnen“, die Liebermann im Jahre 1880 ausstellte, noch ein wenig an seine Erstlingsarbeiten, so ist „Die Kleinkinderschule in Amsterdam“, die auf derselben Ausstellung von den Franzosen mit Bewunderung aufgenommen wurde, ein Werk von köstlicher Frische. Lebendig, wahr und ungezwungen ist Haltung und Miene der Kleinen, die, beaufsichtigt von einer alten Frau, beim Spiel in zwanglosen Gruppen sich zusammengefunden haben. Das folgende Jahr brachte dem Maler für sein „Altmännerhaus in Amsterdam“ eine ehrenvolle Auszeichnung durch das Preisrichter-Collegium des Salon, die erste Anerkennung, die in Paris nach dem Kriege einem deutschen Künstler zu Theil wurde. Der Maler läßt uns in einen schattigen Laubengang blicken, in dem eine Anzahl alter Männer rauchend und plaudernd umherwandeln oder in stilles Sinnen verloren auf den Bänken ausruhen. Ein frieblicher Hauch breitet sich über dem Bilde aus, die Stille der Resignation, die über denen liegt, die zu hoffen aufgehört haben. Der warme Sonnenschein, der leuchtende Flecke auf die schwarzen Tuchröcke der Alten malt, thut den stillen Herzen so wohl. Müde, alte Gesellen sehen wir mit verwitterten Gesichtern, aus denen man lange Geschichten von Mühe, Arbeit und Entsagung ablesen kann. — Malerisch gleich reizvoll ist „Der Hof des Waisenhauses in Amsterdam“, in dem der Maler uns eine Anzahl Waisenmädchen vorführt, die im Schatten der alten Bäume bei stiller Arbeit sitzen.

Führt Liebermann uns auf diesen beiden Bildern in's Freie, so weiß er nicht weniger das helle Licht, das das Innere eines Raumes durchrieselt, zu schildern in jener „Schusterwerkstätte“ sowohl wie mit besonderer Kraft in dem Bilde der „stopfenden alten Frau“, das eine Perle Liebermann'scher Kunst ist. Frieblich sitzt das alte Mütterchen bei ihrer Arbeit, dicht am Fenster des ärmlichen Winkels, in dem sie haust. Draußen breitet sich leuchtender Sonnenschein über das lachende Feld, und ein warmes Licht bringt durch die geflickten, trüben Scheiben. Es fällt durch die riesige

weiße Haube auf das verwitterte alte Gesicht, das sich tief auf die Arbeit herabbeugt, es liegt auf der großen harten Hand, die nur mühsam noch die Nadel führt, und gleitet über die wenigen ärmlichen Geräthschaften, die den Raum füllen. So still ist's hier drinnen, daß man meint, man müsse die Athemzüge der alten Frau hören, die ganz versunken ist in ihre Arbeit und ihre Gedanken. Sie sieht das leuchtende Grün nicht, das zum Fenster herein lacht, sie sieht das helle Licht nicht, das rings um sie ausgegossen ist, und sie ahnt auch nicht, daß wir sie belauschen. Denn die alte Frau, die wir im Bilde dort vor uns sehen, ist nicht ein Modell, das ein Maler sich mühsam zurecht gerückt hat und nachgepinselft, das ist ein lebender, athmender Mensch, unbefangen, ohne Pose, ein altes Weiblein, das über seinen Träumereien die Außenwelt völlig vergessen hat; und darum vergift auch der Beschauer vor diesem Bilde ganz den Maler und das große Können, das solchen Eindruck zu Stande bringt. Man sinnt und träumt mit dieser Alten, und wenn man sich zum Gehen wendet, so ist Einem, als müsse man auf den Zehenspitzen leise sich forttschleichen, um ihr stilles Träumen nicht zu stören.

Ein ander Mal wieder weiß Liebermann nicht weniger lebendig ein Stück kraftvollen Lebens uns vorzuführen. Alle die Vorzüge seiner feinen Beobachtungsgabe und seines großen Darstellungsvermögens entfaltet er in seinen „Neßelickerinnen“. Weithin dehnt sich die Ebene bis zur fernen Dünenkette. Dünne Wolkenfetzen jagen an dem grauen Himmel, der Wind braust über die Fläche, er zerrt an den Hauben und Schürzen der Frauen, die mit dem Flicken und Ausspannen von Netzen beschäftigt, am Boden kauern oder umherstehen. Ein blondes Weib schleppt im Vordergrund eine schwere Last von Netzen herbei, der Wind zauft ihre Locken, die Kleider flattern um die kräftige Gestalt, die im Kampf mit dem Sturme vorwärts schreitet. Wie fragend ist ihr Blick nach den Wolken gerichtet. Im Mittelgrund des Bildes ragen drei dunkle Gestalten aufrecht stehend aus den Gruppen der Sitzenden hervor. Kraftvoll heben sich ihre Silhouetten gegen den Himmel ab. Mit festen Zügen sind die Figuren in diesem Bilde schlicht und wahr hingeschrieben, kraftvoll lebendig ist die Landschaft. Wie der kräftige Hauch des Seewindes weht es uns aus dem Bilde entgegen. Bis in die weiteste Ferne dehnt sich der Strand; über die lebensgroßen Figuren des Vordergrundes fällt helles Licht, im Hintergrund verlieren sich die zusammengeschobenen Gruppen in düstigem Grau. Das fahle Grün des spärlichen Dünengrases, der graue Ton des bewölkten Himmels, die außerordentlich feinen, gebrochenen Farbennüancen der Kleider geben zusammen mit dem hie und da aufblühenden Weiß der Hauben einen Farbklang von höchster Schönheit. Nur einmal noch ist dem Maler ein Wurf von ähnlicher Großzügigkeit geglückt in dem Bilde jener „Frau mit den Ziegen“, die einsam über die trostlos öde Düne hinschreitet, eine Ziege am Strick hinter sich herziehend.

Sind die Liebermann'schen Bilder zumeist das Resultat seiner Studien in Holland, wie die „Holländische Dorfstraße“, in der er uns auf regem Wege zwei hübsche Bauernmädchen zeigt, die eifrig mit einander plaudern, so hat er auch einige Male versucht, ein Stückchen deutschen Lebens zu schildern. In seinem „Münchener Biergarten“, über dessen buntem Gewimmel die behagliche Genußfreudigkeit deutschen Spießbürgerthums liegt, und in der „Gedächtnißfeier für Kaiser Friedrich in Kösen“. Unwillkürlich wird bei der Betrachtung dieser Bilder der Vergleich mit einigen Werken Adolf Menzels angeregt, die ähnliche Motive behandeln mit derselben Fülle von Beobachtung, von demselben Streben, möglichst wahr und ungeschminkt einen Naturauschnitt wiederzugeben. Vielleicht sind die Menzel'schen Bilder reicher an geistreichem Detail, vielleicht ist der Vortrag hier brillanter, dafür erreicht Liebermann größere Fülle des Lichtes und geschlossenere Gesamtwirkung, die er seiner einfacheren Vortragsweise verdankt. Denn so groß die Fähigkeit Max Liebermanns ist, ein Stückchen Natur lebendig wiederzugeben, er ist doch kein Virtuose der Technik. Diese ist bei ihm niemals Selbstzweck, sondern immer nur das Mittel, zu schildern, was er gesehen, und auf die kürzeste und prägnanteste Weise es zu schildern. Er bescheidet sich in der Erkenntniß, daß der Maler die Wirklichkeit mit all ihrem Reichthum doch nicht zu geben vermag, und sucht mit wenigen knappen Strichen rasch den Eindruck festzuhalten, den er von der Natur empfangen. So wenig als möglich Handwerksmäßiges soll zwischen den künstlerischen Eindruck und seine Wiedergabe sich drängen.

Dieses Suchen nach der kürzesten Ausdrucksweise läßt den Künstler naturgemäß dort das Allerbeste geben, wo das Material selbst auf solche Behandlung hinweist, im Pastell, in der Zeichnung, in der Radirung, und mit Vorliebe gebraucht der wie nur wenige Andere zielbewußte Meister darum auch in den letzten Jahren Pastellstift und Radirnadeln. In seinen Pastellen ist jede Farbenschwere überwunden, die seinen Delbildern doch hie und da anhaftet, und wer einen Blick in die Liebermann'schen Skizzenbücher gethan hat, der erst kennt die ganze Sicherheit dieser Meisterhand, die mit wenigen rasch hingeworfenen Strichen die bedeutungsvolle Bewegung einer Figur, das Charakteristische einer Landschaft festzuhalten weiß. Fest und bestimmt sind diese Linien, ein rechter Ausdruck von des Meisters lebhaftem Temperament, das auch im Gespräch in knappen, oft überraschenden Wendungen sich kennzeichnet. Die Linien seiner Zeichnungen schmeicheln sich nicht durch schönen Fluß ein, aber sie sprechen mit höchster Deutlichkeit, sie scheinen flüchtig, wie zufällig hingesezt und sind doch das Resultat sorgfältigster Beobachtung, die ein Gesundes in kurzen Notizen festzuhalten weiß. Das Laienauge, das an solche abgekürzte Schrift nicht gewöhnt ist, mag sie häufig genug nicht verstehen; dem Kunstfreund aber sind diese temperamentvollen Notizen um Vieles werthvoller, als sauber geglättete Zeichnungen, deren Sorgfalt oft genug den Mangel an Geist verbergen soll. Alle Vorzüge Liebermann's

ischer Ausdrucksweise zeigen seine Radirungen, die ohne alle schulmäßige Routine, aber voller Leben und Frische sind, echte, rechte Malerradirungen, die nicht den Fleiß des Radirers, sondern den Geist eines Malers wieder spiegeln.

Daß ein Künstler von der eminent sicheren Auffassung Liebermanns, von seiner Fähigkeit, bis in's Innerste des Beobachteten zu dringen, auch im Porträt Vortreffliches leistet, kann nicht überraschen. Liebermann lebt in und mit der Welt, ein moderner Mensch unter Modernen, und es ist begreiflich, daß es ihn drängte, in seiner Sprache zu erzählen, was er in den Seelen moderner Menschen gelesen. Das vollendetste seiner Porträts ist das „Bildniß des Hamburger Bürgermeisters Petersen“. In der mittelalterlichen Tracht, die die Spitzen der alten Hansestadt noch heute bei feierlichen Gelegenheiten tragen, steht der würdige, alte Herr fest und sicher vor uns. Das Gesicht ist voll individuellen Lebens; mit breiten Strichen ist die Figur hingeschrieben ohne alle Pose und Künstelei, das Ganze ein kräftiges Stück Wirklichkeit, das ein künstlerisches Temperament mit sicherem Können geschildert hat. Schön und poetisch im Sinne der Kunstphilister ist dieses Bild freilich ebenso wenig wie irgend ein anderes Werk Max Liebermanns, aber statt dessen lebt in seinen Werken ein Anderes, Werthvolleres, gesunde künstlerische Eigenart und feinsinniges Naturempfinden, das den schlichtesten Ausdruck sucht und findet für die Wiedergabe des Beobachteten. „Nicht das sogenannte Malerische ist's, was ich suche,“ schreibt Liebermann einmal, „sondern die Natur in ihrer Einfachheit und Größe aufzufassen — das Einfachste und das Schwerste.“

Das ist des Meisters künstlerisches Glaubensbekenntniß, das Glaubensbekenntniß aller dieser vielgeschmähten, modernen Künstler, die, von einem heißen Sehnen nach Einfachheit, nach Wahrheit ergriffen, zu der Natur sich gewendet, die, befreit von den Fesseln der Tradition, nicht länger sich abmühen wollen, in Formen und Farben auszudrücken, was doch nur Worte deutlich zu sagen vermögen. Nicht suchen sie einen Stoff und umkleiden ihn mit malerischem Schein, nicht wollen sie in ihren Bildern Geschichten erzählen, oder tiefsinnige Gedankenreihen ausdrücken, in landächtiger Bewunderung treten sie vor die Natur, ihr Auge ist geöffnet für die Reize, mit denen sie sich schmückt, ihre Seele füllt sich mit den Stimmungen, die tiefes Versenken in die Natur in ihnen erweckt. Was sie so gesehen, was sie so empfunden, das suchen sie festzuhalten. Sie legen nichts hinein in die Natur, vielmehr suchen sie auszulegen, was in ihren Herzen lebendig geworden, auszulegen durch jene Priesterschaft, die auf den Künstler gelegt ward und ihn begnadet, Schönheit und stimmungsvollen Reiz dort zu entdecken, wo der Laie theilnahmslos vorbeigeht, die ihm die Kraft giebt, zu sprechen, wo des Laien Mund verstummt. Nicht wännen sie getreue Bilder der Wirklichkeit zu geben, vielmehr fordern sie es gerade als ihr Recht, die Natur schildern zu dürfen, wie sie ihnen erscheint, weil das Kunstwerk

ihnen vor Allem werthvoll zu sein scheint als die Aeußerung einer künstlerischen Individualität. Eine Seelenstimmung wollen sie wecken mit ähnlichen Mitteln wie die Natur: Sie malen den Sonnenschein und die blaue Dämmerung des Abends, die sturmüberwehte Düne und den leise flüsternden Wald. Der Zauber von Licht und Luft, von Farbe und Glanz, den sie selbst vor der Natur umfassen, soll aus ihren Bildern in unsere Herzen hinüberströmen. Sie zeigen uns stille Menschen behaglich rastend oder bei schwerer Arbeit, und wir träumen mit ihnen, wir ringen mit ihnen gegen Noth und Wettergebräus, wir fühlen mit ihnen den schweren Druck, der auf denen lastet, die ihr Leben in dumpfer Unfrohhheit hinbringen.

Wenn heut endlich auch bei uns in Deutschland das Verständniß für diese malerische Malerei sich zu regen beginnt, so gebührt der Dank dafür nicht zum geringsten Theile dem Meister, der durch die Kraft seines Talentes, durch die Unererschütterlichkeit seiner Ueberzeugungstreue einer großen Schaar trefflicher Künstler zum Führer geworden auf neuen, aufwärts führenden Wegen. In der Geschichte der deutschen Kunst ist für alle Zeit ein Ehrenplatz gesichert dem Namen: Max Liebermann.





## Die Bodenbesitzreform.

Von

**A. Silbermann.**

— Berlin. —



Von allen wirthschaftlichen Systemen zur Beseitigung oder Linderung der socialen Noth ist die Bodenbesitzreform in Deutschland am wenigsten bekannt. Bei den letzten Reichstagswahlen wurde allerdings der schüchterne Versuch einer Kraftprobe und weitergreifenden Agitation gemacht. Der Mißerfolg war wohl vorauszusehen. Sind doch die Bestrebungen der Bodenreformer einem großen Theile der Bevölkerung ganz unbekannt, während ein anderer Theil die Tragweite des Principis nicht erkennt. Gar viele verwechseln diese Bestrebungen mit denen zur Besserung der Wohnungsverhältnisse. Thatsächlich besteht zwischen beiden nur eine sehr lose Beziehung, insofern als die Bodenreformer von der Durchführung ihrer Pläne eine allseitige Besserung unserer socialen Zustände, also auch der Wohnungsverhältnisse erhoffen. Man hat hierbei zwei Strömungen zu unterscheiden, die radicale amerikanische und die gemäßigte deutsche. Da die erstere die ältere ist, so wollen wir sie zunächst behandeln.

Ihr erster, vornehmster und geistvollster Vertreter ist Henry George, der sich vom einfachen Arbeiter zu einem bedeutenden Journalisten und vorzüglichem Kenner der volkswirthschaftlichen Theorien aus eigener Kraft emporgerungen hat. Die Thatsache, daß in beiden Erdhälften gerade da, wo der größte Reichthum herrscht, auch die tiefste Armuth vorhanden ist, daß gerade in den fortgeschrittensten Ländern die Kluft zwischen den einzelnen Gesellschaftsschichten eine unüberbrückbare zu sein scheint, hat ihm Veranlassung gegeben, über die Ursache dieses Zustandes nachzudenken. Während die meisten anderen Forscher auf demselben Gebiete zu dem Ergebniß kamen, daß der Grund für jene

soziale Erscheinung in der „capitalistischen Wirtschaftsordnung“ liegt, sei es nun, daß sie diese Ordnung umzustürzen strebten oder in ihr gerade den Keim zu einer Emporhebung auch der unteren Stände sahen, glaubte Henry George den Schlüssel zu diesem Problem in dem privaten Bodenmonopol zu finden. Er ist Anhänger der sogenannten klassischen Nationalökonomie mit Ausnahme einiger Lehrsätze, die er als Irrthümer nachzuweisen versucht, und auf deren vermeintlicher Richtigstellung er sodann seine Theorie aufbaut. Bei seiner Beweisführung schweben ihm hauptsächlich amerikanische und englische Zustände vor. Nach seiner Lehre wird der Lohn nicht dem Capital entnommen, wie die klassischen liberalen Volkswirtschaftslehrer behaupten, sondern durch die Arbeit hervorgebracht. Denn kein Arbeiter bekomme Lohn eher, als bis er eine bestimmte Zeit hindurch gearbeitet habe, während die Nationalökonomien den Lohn insofern als einen dem flüssigen Capital entnommenen Vorchuß ansehen, als die gefertigte Waare in der Regel zur Zeit der Lohnzahlung noch nicht verkauft ist. Als zweiten Hauptirrtum sieht George die Malthus'sche Bevölkerungstheorie an, nach der die Bevölkerung in die Ernährungsrenge drängen soll. George behauptet nämlich, daß auf der Erde Raum genug für Alle ist, und daß die Produktionsfähigkeit genügend gesteigert werden kann, um auch einer der heutigen um das Vielfache überlegenen Bevölkerung ausreichende Ernährung und sonstige Bequemlichkeiten zu sichern. Die Bevölkerung vermehre sich ja außerdem nicht progressiv, sondern bleibe ziemlich stetig. Das eine Land nehme im Laufe der Zeit an Bevölkerung ab, das andere zu. Ferner erkennt George keinen Gegensatz zwischen Capital und Arbeit an, denn Capital sei ja nur in Genußgüter umgesetzte Arbeit. Weit entfernt also, den Capitalismus zu verdammen, sieht er ihn als überaus wirksamen Produktions- und Kulturförderer an. Da nun Capital und Arbeit gleichwerthige Factoren sind, so müssen die Erträge beider, Lohn und Zins, ebenfalls in gleichem Verhältniß stehen, d. h. wenn der Lohn steigt, so steigt auch der Zins, wenn der Erstere fällt, so fällt auch der Letztere. Auch mit dieser Behauptung stellt sich George in Gegensatz zur klassischen Nationalökonomie. Dagegen hält er an dem Ricardo'schen Gesetz der Bodenrente fest. Dasselbe lautet: „Die Bodenrente wird bestimmt durch den Ueberschuß des Bodenertrages über den bei gleicher Anwendung von Mitteln vom geringsten productiven Boden zu erzielenden Ertrag.“ Dieses Gesetz ist eine nothwendige Folge des von Ricardo ebenfalls vertretenen wirtschaftlichen Concurrenzgesetzes, nach dem das Verhältniß von Angebot und Nachfrage, sowie die Menge der vorhandenen Produktionsmittel den Preis einer Waare bestimmen. Nun führt George in einer langen Reihe von Schlüssen das Verhältniß von Zins und Lohn auf die Bodenrente zurück, wobei er unter Boden nicht bloß Acker- Forst- und Bauland, sondern alle von der Natur selbst ohne Menschenhilfe erzeugten Güter, als Wasserfälle, Kohlen- und Erzlager u. versteht. Ohne Boden gäbe es überhaupt keinerlei Production, also sei jede Production von der Menge des

vorhandenen Bodens abhängig. Daher kommt er, da die Herstellung von Grund und Boden von der Natur selbst ohne irgend welche menschliche Hilfe erfolgt ist, zu der Gleichung: Jedes Product ist gleich der Summe aus Bodenrente, Lohn und Zins. Also ist Lohn und Zins nicht vom Product der Arbeit und des Capitals abhängig, sondern von dem, was nach Entnahme der Bodenrente übrig bleibt. Da diese von der Grenze des Anbaues abhängt, d. h. von der Menge des noch freien Bodens, und desto höher ist, je mehr jene Grenze eingeengt wird, so müssen auch Lohn und Zins von der Grenze des Anbaues abhängen, und sie unterscheiden sich von der Bodenrente dadurch, daß sie sinken, wenn der anzubauende Boden sich vermindert, während die Bodenrente in demselben Falle steigt. Die classische Nationalökonomie läßt jedoch den Lohn von dem Verhältniß der Arbeiterzahl zu dem für ihre Beschäftigung gewidmeten Capital abhängen, den Zins hingegen von dem Verhältniß des Capitalsangebots zur Nachfrage nach Capital. Mit seinem Erklärungsschema hat also George die Brücke zu seinen Reformvorschlägen errichtet. Es ist klar, daß nach seiner Ansicht der Gewinn immer dem Bodenbesitzer zufallen muß, in welcher Lage sich auch Arbeiter und Capitalist befinden mögen. Der amerikanische Reformler glaubt überall eine stetige Steigerung des Bodenwerthes zu bemerken, und er kommt auf Grund seiner Gleichung zu dem Schluß: die Steigerung des Bodenwerthes erfolgt stets auf Kosten des Werthes der Arbeit, denn da jedes Gut, in welcher Form auch immer, das Product der dem Boden oder dessen Erzeugnissen zugewendeten Arbeit ist, so wird jede Vermehrung der Arbeitskraft, da die Nachfrage nach Gütern unbefriedigt bleibt, benutzt werden, mehr Güter zu schaffen, und dadurch wird die Nachfrage nach Bodenbesitz vermehrt. So bringt jeder Fortschritt neue Armuth mit sich. „Fortschritt und Armuth“ ist ja auch der Titel des Hauptwerkes von Henry George, in dem er seine Deductionen und Principien in einer höchst interessanten Darstellungsform klarlegt. „Der Grund,“ so heißt es an einer Stelle, „weshalb der Lohn trotz der Vermehrung productiver Kraft stets einem Minimum sich zuneigt, das nur den nothwendigsten Lebensbedarf gewährt, ist der, daß die (Boden-) Rente die Neigung hat, noch mehr als die Productionskraft sich zu vermehren, und derart den Lohn stets herabzudrücken bestrebt ist.“ Durch die Speculation und die daraufhin erfolgende Erhöhung des Bodenwerthes wird der Ertrag der Arbeit, des Capitals, also die gesammte Production beschnitten, und das führt zu Erwerbskrisen. Ueber das Verhältniß des Bodenwerthes zu der Gütererzeugung äußert sich George in folgendem drastischen Beispiele. Wenn man zu einem hartköpfigen Geschäftsmanne, der keine Theorien kennt, wohl aber Geld zu erwerben versteht, sagen würde: „Hier ist ein kleines Dorf. In zehn Jahren wird es eine große Stadt sein, wird die Eisenbahn die Postkutsche ersetzt haben, das elektrische Licht die Kerze, alle Maschinen und Verbesserungen, die die Leistungsfähigkeit der Arbeit so gewaltig vermehren, werden in Fülle vorhanden sein. Wird nun in zehn Jahren der



Zins ein höherer sein?" — Er wird Dir antworten: Nein!" — „Werden die Löhne für gewöhnliche Arbeit höher sein? Wird es einem Menschen, der nichts als seine Arbeitskraft besitzt, leichter fallen, ein unabhängiges Dasein zu führen?" — Er wird Dir antworten: „Nein, die Löhne für gewöhnliche Arbeit werden nicht höher sein, im Gegentheil, alle Umstände weisen darauf hin, daß sie niedriger sein werden. Es wird dem Arbeiter nicht leichter fallen, ein unabhängiges Dasein zu führen, die Umstände sprechen dafür, daß es ihm schwerer fallen wird.“ — „Was sonst wird höher sein?" — „Die Rente, der Bodenwerth. Gehen Sie, kaufen Sie sich ein Grundstück und halten Sie es im Besitz.“ — Wenn Du unter diesen Umständen seinen Rath befolgst, so brauchst Du nichts mehr zu thun. Du kannst Dich niederlegen und Dein Pfeifchen schmauchen. Du kannst Dich hinlegen wie einer der Lazzaroni in Neapel oder einer der Lepros in Mexico, Du kannst in einem Luftballon aufsteigen oder Dich in eine Höhle verkriechen, und ohne auch nur das Geringste zu thun, ohne auch nur ein Tüpfelchen zum Wohle des Ganzen beizutragen, wirst Du in zehn Jahren reich sein. In der neuen Stadt magst Du ein prächtiges Wohnhaus besitzen: aber unter den öffentlichen Gebäuden wird sich auch ein Armenhaus befinden.

Zur Beseitigung der vorhandenen Uebelstände auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Gebiete giebt es nach Ansicht des amerikanischen Theoretikers nur ein einziges Mittel: „Der Boden muß Gemeingut werden.“ Eine allgemeine Bodenvertheilung würde nichts helfen, da sie das Privatmonopol am Boden nicht aufhebt. George kam nicht etwa lediglich auf dem Wege rein theoretischer Erwägung zu seinem Schlusse. Er sah, wie in seiner Heimat mit dem rapiden Wachsen der Städte auch die Reichthümer der einzelnen Bodenbesitzer rapide wuchsen, er wußte, daß der Boden Londons sich in der Hand von wenigen Lords befindet, die eine lächerlich geringe Steuer zahlen und eine ungeheure Rente herausziehen, er erkannte, daß die amerikanischen Eisenbahnkönige, die Häusermillionäre ihr Vermögen dem Privatmonopol am Boden verdankten, während die weniger glücklichen Mitbürger einen desto schwereren Kampf um's Dasein zu bestehen hatten. Ja, so deducirte er daraus, wer bürgt dafür, daß der Boden nicht einst in den Besitz einer ganz beschränkten Zahl von Menschen kommt, die dann eine fast unbeschränkte Gewalt über ihre Mitmenschen erlangen. Die Werthsteigerung des Bodens ist nicht das Verdienst des Bodenbesitzers, sondern der Gesamtheit. Je mehr Menschen auf einen Fleck zusammengedrängt werden, desto höheren Werth erhält der Boden, je mehr Erfindungen auf dem Gebiete des Verkehrs und Handels gemacht werden, eine desto höhere Steigerung erfährt der Bodenpreis, und das geschieht nicht blos in den Städten. So hat ja auch in Deutschland die Erfindung des Rübenzuckers die Vermögenslage der Grundbesitzer in einzelnen Gegenden mit einem Schläge bedeutend in die Höhe gebracht, ohne daß die Lage der übrigen Bevölkerungsklassen in gleichem oder auch nur ähnlichem Verhältniß ge-

bessert wurde. Und zu alledem haben die Grundbesitzer als solche so gut wie nichts beigetragen. Wenn das unfruchtbarste Ackerland durch Gründung einer größeren Ortschaft auf demselben, sei es, daß derselbe einen geeigneten Handelsplatz oder eine geeignete Industriestadt abgibt, als Bauland in seinem Werthe um das Vielfache gesteigert wird, so ist das kein Verdienst des Bodenbesizers, sondern der Gesamtheit. Also darf der Boden auch nur der Gesamtheit gehören. Dazu kommt, daß der Boden und auch Alles, was unter ihm ist, also Kohle, Metalle u. dergl., kein Erzeugniß von Menschenhand ist, daß er durch menschliche Arbeit nicht wie die übrigen Werthgüter vermehrt werden kann. Also ist der Privatbodenbesitz ungerecht, denn der Mensch hat nur ein Anrecht auf den Ertrag seiner oder seines Rechtsvorgängers Arbeit. Das natürliche Recht weist auf den Allgemeinbesitz am Boden hin, der ja auch früher bestanden habe. Selbst noch das Mittelalter sei von dieser Idee beherrscht gewesen, denn was bedeute das Lehnwesen Anderes, als daß der Boden dem Kaiser, dem König, also dem persönlichen Repräsentanten des Staates gehörte. Als das Lehnwesen aufhörte, hätte auch der Boden zurückgegeben werden müssen. Dies sei nicht geschehen, daher könnte er jetzt zurückverlangt werden. Die Frage, ob man denn nicht wenigstens denjenigen, die den Boden rechtmäßig aus ihren Ersparnissen in gutem Glauben gekauft haben, eine Entschädigung zu gewähren hätte, beantwortet Henry George mit der unserm deutschen Denken etwas eigenthümlich klingenden Gegenfrage: Gibt man Jemandem, der eine gestohlene Sache in gutem Glauben gekauft hat, auch den gezahlten Preis zurück, obwohl er die Sachen dem rechtmäßigen Inhaber abliefern muß? Er erinnert auch daran, daß man in den Vereinigten Staaten bei der Sklavenbefreiung die Sklavenbesitzer auch nicht entschädigt habe, obwohl diese auf Grund bestehenden Rechts ihre Sklaven gekauft haben. Der Privatbodenbesitz ist nach Henry George unvereinbar mit der besten Benutzung des Bodens. Wie viel geht da durch persönliche Liebhabereien dem allgemeinen Besten verloren! Aber die plötzliche Wegnahme des Grund und Bodens an sich verlangt George nicht. Er ist damit zufrieden, daß die bisherigen Besitzer bleiben, nur will er die Bodenrente confisciren, so zwar, daß eine Grundrentensteuer eingeführt wird. Die Höhe dieser Steuer soll sich nach dem jeweiligen Werthe des Bodens als bloßen Naturfactor's richten. Die durch eigene Arbeit des Besitzers als Capitalist oder Arbeiter bewirkte Werthsteigerung, also durch Meliorationen u. s. w., soll unversteuert bleiben. Da nach der Meinung Georges der Bodenwerth eine stetig steigende Tendenz zeigt, so wird auch die Grundrentensteuer immer größer werden, bis diese allein genügen wird, um alle Staatsausgaben zu befriedigen, ja noch mehr als das: und die Erhebung anderer Steuern überflüssig zu machen; George glaubt, daß Letzteres sehr bald kommen werde. Aus diesem Grunde nennt er seine Steuer die „Single tax“. Natürlich soll diese Steuer auch die Hypotheken treffen nach dem Maße ihres Antheils am Bodenwerth.

Schon Ricardo hatte behauptet, daß eine Grundsteuer die beste Steuer sei, da sie ganz auf den Bodenbesitzer falle und keiner Klasse der Consumen-  
ten aufgelastet werden könne; auch John Stuart Mill, der liberalste Nationalökonom, ist einer solchen Steuer nicht abgeneigt. Für George ist diese Steuer aus folgenden Gründen nicht bloß die gerechteste, sondern auch die zweckmäßigste: sie belastet nicht die Production; sie ist leicht, billig und direct zu erheben; sie ist festgelegt und bietet daher den Beamten keine Gelegenheit zur Corruption und der Bevölkerung zur Steuerhinterziehung; sie belastet gleichartig.

Nun drängt sich hier unwillkürlich die Frage auf: Wenn es wirklich wahr ist, daß die Grundsteuer als einzige Steuer die Speculation und die Geschäftskrisen beseitigen würde, was hätte der ländliche Grundbesitzer davon? Würde seine gedrückte Lage in Amerika und Europa durch eine hohe Steuer nicht noch verschlimmert? Da er schon heute mit schweren Sorgen zu kämpfen hat, würde er dann noch überhaupt nur den nothdürftigsten Lebensunterhalt aus seinem Bodenbesitz heraus schlagen können? Henry George antwortet darauf kurz: Wenn er auch für sein Grundstück mehr Steuern zu bezahlen hätte, so hätte er dafür für alles Andere, für Lebensmittel, Mobilien, für sein Arbeitseinkommen keine Steuer zu bezahlen; dadurch würde er viel mehr gewinnen, als er durch die höhere Steuer ver-  
dient. Von seiner *single tax*, die thatsächlich nur eine Form der Boden-  
verstaatlichung ist, verspricht sich Henry George den Anbruch einer neuen und schönen Zeit. Unsere Gesellschaftsordnung würde nicht umgestoßen und dabei einer idealen Vollkommenheit zugeführt werden. Das ungesunde Ver-  
hältniß zwischen der städtischen und ländlichen Bevölkerungsmenge würde durch gleichmäßigere Vertheilung verschwinden; der Arbeiter würde mehr verdienen, wovon der Bodenbearbeiter nicht zum wenigsten Vortheil hätte, die Menschen würden also gern arbeiten; es gäbe dann weniger Jank und Neid. In weit höherem Grade als jetzt ließe sich die Arbeit überall da, wo große Capitalien nöthig sind, zur gemeinschaftlichen Thätigkeit verbinden; die socialen Unterschiede würden aufhören, religiöse Differenzen würden so-  
gar verschwinden. Die Staatsmaschine würde nicht so complicirt sein, eine Menge Beamten wäre überflüssig, die Justizverwaltung würde vereinfacht. Die Grundrentensteuer würde einen solchen Ueberschuß liefern, daß nicht bloß nothwendige Staatsausgaben bestritten, sondern darüber hinaus noch zahlreiche dem Gemeinwohl dienende Culturaufgaben gelöst werden könnten.

Die deutschen Bodenreformbestrebungen haben einen principiell anderen Gehalt als die amerikanischen und englischen. Die Amerikaner sehen in dem Bodenbesitzer gewissermaßen den culturhemmenden Feind der Mensch-  
heit, während die deutschen Anhänger der Bodenverstaatlichung mit dem den Deutschen eigenen historischen Sinn den Landwirth gerade als Grundpfeiler unseres Staatslebens betrachten. Auch bei Michael Flürscheim, dem nomi-  
nellen Haupt der deutschen Bewegung, der sich fast ganz auf Henry

George stützt, können wir das bemerken. Die deutsche Bodenreformbewegung ist zwar durch den Amerikaner wieder in Fluß gebracht worden, aber in der Wissenschaft lassen sich ihre Spuren bis zu Robbertus und noch weiter zurückverfolgen. Wie wenig die in Deutschland angestrebte Bodenverstaatlichung aus einer socialen Feindschaft gegen die Grundbesitzer hervorgeht, beweist nicht allein die Thatsache, daß im deutschen Bund für Bodenbesitzreform alle politischen Parteien, von den Socialdemokraten bis zu den Conservativen und Antisemiten vertreten sind, sondern daß hervorragende Landwirthe selbst Anhänger der Bodenverstaatlichung sind. Wir nennen nur von Hellborff-Baumesrode, einen Grundbesitzer der Provinz Sachsen, der sich in leidlichen Verhältnissen befindet. In einer 1885 erschienenen Broschüre: „Verstaatlichung des Grund und Bodens oder Schutzzölle für die Landwirthschaft“ verwirft er die Schutzzölle, weil sie einer Zahl von Landwirthen mühelos einen erheblichen Gewinn in den Schooß werfen, den Starken noch stärker machen, aber den wirthschaftlich Schwachen noch tiefer hinunterdrücken; den Gewinn werde nur der Capitalismus auf Kosten der Bauern davontragen. Die Lage der landwirthschaftlichen Arbeiter habe sich nach Einführung der Schutzzölle nicht gebessert; von einer Interessengemeinschaft zwischen Großgrundbesitzer und Bauern sei gar keine Rede, da der Gewinn des Ersteren im Verhältniß höher sei als der des Letzteren. Auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen kommt von Hellborff zu dem Resultate, daß die deutsche Landfrage nur durch die Bodenverstaatlichung ihre Lösung finden könne.

Wie von Hellborffs, so richtet sich auch Flürscheims Abneigung gegen den Capitalismus bzw. gegen den Capitalzins. Gerade um diesen zu verringern, um ihm ein sicheres ertragreiches Gebiet zu entziehen, verlangt Flürscheim, der wie George Autodidakt ist, die Verstaatlichung des Grundbesitzes. Dadurch unterscheidet er sich von seinem amerikanischen Vorbild. Denn während George vermöge seiner Lohn- und Zinstheorie zu der Anschauung gelangt, daß die Beseitigung der Grundrente und des privaten Bodenmonopols eine Erhöhung des Lohnes und Zinses zur Folge hat, glaubt Flürscheim im Gegentheil, daß unter diesen Umständen der Lohn zwar steigen, der Zins aber fallen werde. Denn wenn sich das Capital von der Anlage in Bodenwerthen, von Grundbesitzspeculation, von Hypotheken fernhalten muß, so wird es sich in reichlicherem Maße der Arbeit zur Verfügung stellen, und durch das vermehrte Angebot wird der Zins herabgedrückt, bis er endlich, wie Flürscheim prophezeit, ganz verschwindet oder mit anderen Worten, bis der Capitalist sein Geld umsonst leiht, froh darüber, daß er es Jemandem zum Aufheben geben kann. In seinem Buche „Der einzige Rettungsweg“ geht Flürscheim von der socialistischen Theorie der Ueberproduction und Unterconsumption aus. Wir haben, so führt er etwa aus, thatsächlich Güterreichthum. Es ist uns die Möglichkeit gegeben, die nothwendigen Güter für alle Menschen zu erzeugen, wir haben Ueberpro-

duction — die Geschäftskrisen sind ja der lebendigste Beweis dafür — und doch eine wachsende Noth. Während auf der einen Seite sich die Reichtümer immer mehr häufen, immer mehr in Weniger Hände gelangen, tritt uns auf der anderen Seite wachsende Noth entgegen. Da die reichen Leute ihre Zinsen, d. h. die Güter der aus ihrem Capital erzeugten Waaren, nicht verzehren können, so schlagen sie den Ueberschuß immer wieder zum Capital, das dadurch immens anwächst, und gelangen so in eine fast unbeschränkte Gewalt über die gesammte Production. Ein je größeres Capital sich aber bei dem einen Theile der Bevölkerung ansammelt, desto mehr Zinsen hat der andere Theil der Bevölkerung zu zahlen, desto mehr Arbeitskraft muß er also zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse aufwenden oder desto weniger Bedürfnisse kann er befriedigen. Flürscheim wendet seine Feindschaft nicht gegen den Fabrikanten, den Unternehmer, sondern nur gegen das Capital. Der Unternehmer ist ihm an sich ein Arbeiter wie jeder andere Lohnarbeiter. Nur das Capital, d. h. der Zins, ist ihm Todfeind. Der Unternehmer muß ja den größten Theil seines Gewinnes dem Capitalisten abgeben. Wie Grundbesitzer und Landwirth, so sind auch Capitalist und Unternehmer für Flürscheim nicht identische Begriffe. Die riesigen Capitalansammlungen sehen wir in allen Ländern, in Ländern mit großen wie in solchen mit kleinem stehenden Heere, in Ländern mit Freihandel und in solchen mit Schutzzoll, in Ländern mit vielen oder in solchen mit wenigen Juden. Die Parteien, die eine Hilfe auf Grund der Systeme des Militarismus oder der Miliz, des Protectionismus oder Manchesterthums, des Antisemitismus oder des Philosemitismus erstreben, verkennen demnach die Wurzel des Uebels. Dieses liegt für Flürscheim in dem Privateigentumsrecht auf Grund und Boden. Schon Adam Smith meinte, daß Arbeit die Quelle und der Maßstab aller Werthe sei, der Boden ist aber kein Product der Arbeit, sondern der Natur, die ihn für Alle zur gemeinsamen Benutzung geschaffen hat, da er ja ebenso unentbehrlich ist wie Luft und Wasser. „Factisch,“ so sagt Flürscheim, „ist das Bodenbesitzrecht nur die Fortsetzung des Menschenbesitzrechtes, der Sklaverei und Leibeigenschaft in veränderter Form. Die Wirkung ist die gleiche, der ethische Werth derselbe.“ Zum Beweise wird auf die bekannten Grundbesitzerverhältnisse in Schottland und Irland hingewiesen. Es erscheint den Bodenreformern merkwürdig, daß zu den Zeiten, wo der Allgemeinbesitz des Bodens Rechtens war, kein Pauperismus herrschte. „Ohne das Privatrecht, Land zu besitzen,“ heißt es an einer anderen Stelle in der Schrift ‚Der einzige Rettungsweg‘, „gäbe es keine absolut sichere Capitalanlage und keinen Zins.“ Denn es gäbe kein Grundpfandrecht, also keine Hypotheken, keine Pfandbriefe, ja keine Staats- und Gemeindschuldspapiere, keine Eisenbahnactien — denn der Staat könnte aus seinen riesigen Pachteinkünften Eisenbahnen bauen und brauchte überhaupt keine Schulden zu machen. Solche idealen Zustände würden nach Flürscheim durch Ueberführung des Grund und Bodens in Staatsbesitz

entstehen; die Macht des Capitalismus wäre gebrochen. „Das Gesetz des freien Waltens der wirthschaftlichen Kräfte muß unheilvoll wirken, wenn das Grundprincip, auf dem es ruht, der Allgemeinbesitz des Bodens, mißachtet wird.“ Nun unterscheidet Flürscheim sehr wohl zwischen amerikanischen, englischen und deutschen Verhältnissen. Er wundert sich nicht über die immer mächtiger werdende land restoration league in England, da dort der Boden in der Hand einiger Tausend Leute ist, die ihn seit Jahrhunderten in ihrem Besitze haben. Bei uns aber ist der Boden größtentheils gekauft und befindet sich erst kurze Zeit in den Händen der jetzigen Besitzer. Ein gewisses historisches Gerechtigkeitsgefühl ist bei Flürscheim noch vorhanden, und so verwirft er die gewaltsame Confiscation wie die indirecte durch die Grundrentensteuer. Er schlägt dagegen folgende Ablösungsmethode vor: Der heutige Bodenertrag wird nach der capitalisirten Ertragsfähigkeit abgeschätzt, und es wird ein Gesetz erlassen, welches den deutschen Einzelstaaten für alle Zeiten das Vorkaufsrecht zu diesem Werthe gewährt. „Auf diese Weise werden die Grund- und Hypothekenbesitzer voll für den heutigen wirklichen Werth entschädigt, und nur der zukünftige Werthzuwachs gehört der Gemeinschaft, die ihn schafft.“ Um sich die Ankaufsmittel zu verschaffen, giebt der Staat Pfandbriefe zu einem gewissen Zinsfuße aus, und sobald der Pachtwerth eines Grundstücks die Höhe der Pfandbriefzinsen überschreitet, macht der Staat von seinem Vorkaufsrecht Gebrauch und verwendet den erzielten Nutzen zur allmählichen Amortisation der Pfandbriefe. Da die Grundrente ständig steigt, so wird der Staat bald in die Lage gebracht, das meiste Land anzukaufen, aus dessen Erträgen alle Staatsausgaben bestritten werden. Dieser Vorschlag soll beileibe kein neues Steuermittel sein, er ist nur ein Mittel zur Beseitigung der socialen Uebelstände und hat zugleich den Vorzug einer gerechten Steuer. Als fernere Folge führt Flürscheim die erhöhte Betheiligung des Volkes am politischen Leben an, wodurch ein Mißbrauch der Macht seitens der Staatslenker verhindert würde. Da der Staat den Boden wohl besäße, die Production jedoch den Pächtern überließe, so würde er der Freiheit des Einzelnen nicht im Wege stehen. Die Verpachtung müßte an den Meistbietenden geschehen, und da nunmehr Capital in Hülle und Fülle zu niedrigem Zinsfuße zur Verfügung stände, so könnte auch der Arme mitbieten. Mit einer Aenderung der Bodenbesitzverhältnisse würde die Noth der Landwirthschaft schwinden. Die Production aller Güter würde in ungeahntem Maße zunehmen, Wohlstand würde sich überall verbreiten. Der Landwirth, dessen Todfeind das mobile Capital ist, hat den größten Nutzen von der Bodenverstaatlichung, da er nicht mehr vom Hypothekengläubiger abhängig ist. Auch alle übrigen Vortheile, die Henry George aufzählt, verspricht sich Flürscheim von der Bodenbesitzreform.

Vielen Anhängern der deutschen Bodenreform geht Flürscheim in seinen Verstaatlichungsplänen zu weit, und gar manchem erscheint der in der Theorie

vorgezeichnete Weg in der Praxis ungangbar. Einer von diesen ist der Rechtsanwalt Richard Berg in Berlin, der in dem 1891 erschienenen Buche „Der wirtschaftliche Nothstand und der Weg zum Besseren“ seine Ansichten kundgibt. Für ihn gilt es, den wirtschaftlichen Nothstand dadurch zu heben, daß der Werth der Arbeit durch Ausstattung der Arbeitenden mit Capitalvermögen verstärkt wird. Zu diesem Zwecke schlägt er eine Erhöhung der Erbschaftsteuer vor, die ja gegenwärtig nur 0,29 Mark auf den Kopf der Bevölkerung beträgt, während ihr Ertrag sich in Italien auf 1,02, Frankreich 2,85, Belgien 3, Holland 3,20, Großbritannien 4,50 Mark auf den Kopf der Bevölkerung beläuft. Wenn die Steuer bei uns derartig erhöht würde, daß sie 1 Mark auf den Kopf betrüge, so erhielten wir jährlich etwa 50 Millionen. „Die im Wege der Erbschaftsteuer aufzubringenden Mittel sind, wie Berg verlangt, von Staats wegen in productives Capital umzusetzen und dieses der Nutzung arbeitswilliger Individuen gegen angemessene Vergütung zugänglich zu machen; die Veräußerung solches staatlichen Productivcapitals ist zu untersagen.“ Die Besteuerung hat zu erfolgen, soweit sie nicht eine Nothlage der Hinterbliebenen herbeiführt oder vermehrt. Flürscheim ist Berg zu radical, die Bodenverstaatlichung muß ganz allmählich in's Werk gesetzt werden. Die Durchführung der Flürscheim'schen Vorschläge, der von der Annahme ausgeht, daß die Capitalisten ihr Geld in den vom Staate auszugebenden Pfandbriefen anlegen werden, würde zum Staatsbankerott führen, sobald jene Capitalisten die Baarabzahlung verlangen. Auf Grund dieser Erkenntniß fordert Berg, daß das Reich einen Theil des Erbschaftsteuerertrages alljährlich den Einzelstaaten zur Enteignung des in der Umgebung der Städte liegenden Grundbesitzes überweisen und der Staat die betreffenden Communen verpflichten soll, auf dem enteigneten Staatsboden, der ihnen auf 99 Jahre zu verpachten ist, Gebäude mit billigen Wohn- und gewerblichen Räumen zu errichten und während der Dauer der Pachtzeit zu verwalten. Um den Communen diese Obliegenheit zu erleichtern, sollen ihnen erforderlichen Falls aus den Erbschaftsteuererträgen Baugelddarlehen zu geringem Zinsfuß gewährt werden. Der von den Gemeinden dem Staate zu entrichtende Grundzins soll nur 2 Procent des Erwerbspreises, der an die Commune abzuführende Miethzins höchstens 5 Procent betragen. Der Staat soll also Grundbesitz erwerben, die Commune bauen — im Gegensatz zu Flürscheims Plan, der die Baulast auf den Privatmann wälzen will, wodurch der Capitalist wieder im Vortheil wäre. Für die in späterer Zukunft auch vorzunehmende Reform des ländlichen Bodenbesitzes erscheint Berg dagegen die directe Verstaatlichung wünschenswerth, weil er nur in ihr das Mittel zur Schaffung eines wirklich leistungsfähigen Bauernstandes sieht; denn nur die Verstaatlichung würde dem Latifundienwesen ein Ende bereiten. Auch hier soll die Verstaatlichung allmählich erfolgen und zwar aus den Erträgen der Erbschaftsteuer. Es sollen wohl arrondirte Bauerngüter von mindestens 5 bis höchstens 15 Hectaren gebildet werden.

Die Verpachtung, bei der nicht fiskalische, sondern sociale Rücksichten obwalten sollen, hat auf Lebenszeit des Pächters zu geschehen, während es dem Letzteren freisteht, nach 20 Jahren von der Pacht zurückzutreten. Nach seinem Tode haben die Wittve und die männlichen Descendenten ein Vorpachtrecht. Um den Bauernstellen die Vortheile des Großbetriebes zugänglich zu machen, sind bezirksweise Capitalgenossenschaften zu bilden. Bei irrationeller Bewirthschaftung soll der Pächter abgesetzt werden dürfen. Auf diese Weise hofft Berg die Wohnungsfrage in den Städten und die Agrarfrage, wenn auch nicht mit einem Schläge, so doch in absehbarer Zeit zu lösen.

Es erübrigt nun noch, die hauptsächlichsten Einwände gegen die Bodenbesitzreformvorschläge zu erwähnen, wobei die Schrift von Preuß „Die Bodenreform als sociales Heilmittel“ in erster Reihe in Betracht zu ziehen ist. Zunächst wird die Befürchtung ausgesprochen, daß bei der Verpachtung staatlicher Ländereien nicht die Tüchtigkeit des Pachtenden, sondern andere Momente, wie politische Gesinnung, den Ausschlag geben. Bedenklich erscheinen Preuß auch die Widersprüche zwischen Flürscheim und George, die auf eine Lücke in der ganzen Theorie hinweisen. Die Flürscheim'schen Ideen würden zum Socialismus führen, während Georges Vorschläge, der die Verpachtung der Staatsländereien nach den Gesetzen des freien Verkehrs erfolgen lassen will, eine Steigerung des Capitalismus zur Wirkung hätten; die heutigen Zustände würden also noch verschlechtert. Denn diejenigen würden natürlich am meisten pachten, die das meiste Capital besitzen, und diese würden den meisten Gewinn beziehen, da sie das meiste Capital in den Boden hineinstecken können. Ferner würde der Realcredit, durch den sich heute mancher aufhilt, fortfallen. Wenn nach Flürscheims Vorschlägen die gegenwärtigen Besitzer entschädigt werden, so muß der Staat ungeheure Anleihen machen, an denen sich doch nur Capitalisten betheiligen können; ihre Macht würde sich infolgedessen bedeutend vergrößern. Diejenigen, welche die Communalisirung des Grundbesitzes erstreben, construiren ein neues Monopol, denn die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde im Posen'schen oder im Culengebirge ist doch nicht gleichwerthig derjenigen in Baden und Württemberg. Gegen die Communalisirung des städtischen Grund und Bodens wird angeführt, daß die Wohnungsverhältnisse auf dem Lande nicht besser sind als in den Städten. Welchen Vortheil soll sodann der kleinere und mittlere Grundbesitzer darin finden, daß er statt des Hypothekenzinses an den Privaten, die Grundrente an den Staat zu bezahlen hat? Dazu kommt die unvermeidliche Abhängigkeit vom Staat. Es läßt sich auch heute nicht mehr berechnen, wie viel von dem Werthe des Grund und Bodens auf den Naturfactor an sich und wie viel auf Meliorationen kommt, so daß die Ausführung des George'schen Vorschlags für Europa mit seiner uralten Cultur auf unüberwindliche Schwierigkeiten stößt. — Andere Widersacher der Bodenreformbewegung, wie z. B. Joh. Kreuzer in den „Grenzboten“, machen namentlich gegen



Flürscheim folgende Bedenken geltend: Die Ueberführung des Bodens in die Hände des Staates wird in der Regel erst dann eintreten, wenn die gegenwärtigen Besitzer zu der Ueberzeugung gekommen sind, aus ihrem Besitzthum nicht mehr so viel herauswirthschaften zu können, daß ihnen mehr als die Rente des festgesetzten Kaufpreises verbleibt. Ist die Folge der Verstaatlichung ein Zurückgehen des Zinsfußes, so werden die Besitzer von der Veräußerung ihrer Grundstücke erst recht abgehalten. Die Grundrente steigt nicht in dem Maße, wie angenommen wird, die zunehmende Concurrenz des Auslandes in der Getreideeinfuhr verhindert ein allzuschnelles Steigen; der städtische Boden, so wird behauptet, neige sogar mehr einer Entwerthung zu. Wenn auch durch gesteigerte Capitalanbietungen die Unternehmungen wachsen, so geht das doch nur bis zu einem gewissen Punkt; schließlich wird der Unternehmer gezwungen, wenn er sein Geschäft rentabel erhalten will, den Lohn zu kürzen. Das Streben, die persönliche Einwirkung auf den Werth des Bodens geltend zu machen, erleidet durch die Verstaatlichung einen gefährlichen Stoß, insofern der Bebauer von einer erhöhten Ertragsfähigkeit eine Steigerung der Pachtsumme zu erwarten hätte.

Die Voraussetzungen, aus denen die Theorie der Bodenbesitzreformen entsprungen sind, werden, wie aus den Gründen der Gegner zu ersehen ist, nicht bekämpft, diese schreiben ihnen nur nicht die allseitige heilsame Wirkung zu, welche jene erwarten. Ueber Eines ist man sich heute jedenfalls klar, daß die individualistische Behandlung des Bodens, welche eine schädliche Speculation zur nothwendigen Folge hat, von den schlimmsten Folgen begleitet gewesen ist. Auch diese Erkenntniß, die sich in immer weiteren Kreisen namentlich der gebildeten Bevölkerung Bahn bricht, ist dem thatkräftigen Streben und den unermüdblichen Belehrungen der Bodenreformer zu danken.





## Rußland und Frankreich.

Eine zeitgemäße Skizze

von

Bernhard Stern.

— Wien. —

(Schluß.)

Eine kühle Pause.

Peters Abneigung gegen Frankreich. — Eine Champagner-Anekdote. — Peter ignorirt Frankreich auf seiner ersten Europa-Reise. — Annäherung freundlicherer Verhältnisse. — Annäherung Frankreichs aus politischen Erwägungen. — Rußland als Geldgeber Frankreichs. — Ein russischer Agent in Paris. — Erwachendes Interesse der Franzosen für Rußland. — Bewunderung Peters. — Der französische Gesandte Baluze in Rußland im Jahre 1703. — Seine unhöfliche Aufnahme. — Der Diplomat Matwejew in Paris. — Sein elegantes Benehmen. — Peter sucht Frankreichs Stütze um jeden Preis. — Der Hochmuth der Franzosen. — Jäher Umschlag.



Peter der Große, der ja sonst für alle Ausländer große Sympathien hegte, stand den Franzosen, besonders im Anfang seiner Regierung, sehr kühl gegenüber. Da er gleichfalls mit Oesterreich gegen die Türken kämpfte, konnte Ludwig ihn ebenso wenig leiden wie seine Vorgängerin Sophia. Auf seiner ersten abendländischen Reise, die ihn 1697 nach Deutschland, Holland und England führte, ließ der Zar Frankreich beiseite liegen, als hätte es gar nicht existirt. Der russische Historiker Solowjew erzählt im fünfzehnten Band seiner Geschichte Rußlands eine giftige Anekdote: Peter kostete in Holland vortrefflich munden Champagner; als er aber erfuhr, daß der Wein aus Frankreich stammte, spie er ihn verächtlich aus . . . Sein Haß gegen Frankreich muß damals nicht gering gewesen sein. Vielleicht konnte dieser Fürst, dem der Ruhm seines Landes über Alles ging, die von Ludwig XIV. den russischen Gesandten angethane Schmach damals noch nicht vergessen . . . Uebrigens hatte auch der französische König nicht die geringste Lust, den jungen russischen Herrscher kennen zu lernen. Wenn

aber der zeitgenössische französische Staatsmann St. Simon in seinen Memoiren sagt: „Ludwig ließ den Zaren auf schickliche Weise davon abbringen, nach Frankreich kommen zu wollen“ — so beruht dies auf der vagen Voraussetzung, daß Peter eine solche Absicht überhaupt haben mußte; die hatte er aber allem Anschein nach nicht.

Nur langsam trat zwischen beiden Regierungen ein freundliches Verhältnis ein. Unter den Ausländern, welche Peter als Handwerker und Künstler nach Rußland berief, waren verschiedene Franzosen — Mechaniker, Juristen, Architekten, — welche den Zaren bewogen, milder und besser von Frankreich und den Franzosen zu denken, und ein russischer Edelmann, der beim Zaren in hoher Gunst stand, durfte es bald wagen, seine beiden Söhne in Paris erziehen zu lassen.

Dann folgte der Versuch einer politischen Annäherung von Seiten Frankreichs — ein Versuch, der umso eher erstaunen muß, als gerade damals Rußland in einer schlimmen Lage war und durch die Schlacht von Narwa scheinbar die Unfähigkeit bewiesen hatte, europäisch geschulten Heeren ebenbürtig gegenüber treten zu können. Aber Ludwig XIV. hatte den spanischen Erbfolgekrieg begonnen und glaubte Rußland als Waffe gegen Holland, England, Kurbrendenburg und Oesterreich nicht verwerfen zu dürfen. 1701 und 1702 machte der französische Gesandte in Polen, Du-Héron, dem Zaren sowohl als dem russischen Gesandten in Warschau, Anjäs Dolgoruck, verschiedene diesbezügliche Vorschläge. Und Peter war nicht abgeneigt. Er äußerte Verehrung für Ludwig — „une vénération particulière pour les vertus héroïques de Sa Majesté“ — und wünschte aufrichtig ein Bündniß. Dolgoruck präcisirte Du-Héron gegenüber Rußlands Hauptforderung dahin: Frankreich möge dem Zaren zur Gewinnung eines Ostseehafens verhelfen — dann wolle Rußland in kürzester Zeit eine Flotte schaffen, die mit der französischen vereint den ganzen Handel und die ganze Schifffahrt auf der Ostsee beherrschen würde. Auch Hilfs Gelder von Seiten Rußlands wurden für den Fall eines Bündnisses in Aussicht gestellt. Rußland als Geldgeber Frankreichs — das ist ein Momentbild der Geschichte, das festgehalten zu werden verdient. . . Zur näheren Besprechung der Angelegenheit sollten specielle Gesandte in Paris und Moskau erscheinen. Kurze Zeit darauf kam auch der Diplomat Postnikow, aber ohne officiellen Charakter, nach Paris. Trotzdem daß seit Jacques Margeret bereits ein Jahrhundert vergangen war, hielt man in Frankreich Rußland noch immer für ein weitabgelegenes Land, und als Postnikow eine Anzahl französischer Chirurgen und Barbieri zum Eintritt in russische Dienste veranlaßte, meinten die guten Leute, daß sie, um nach Moskau zu gelangen, bis an die Grenzen — Indiens reisen müßten. . . Postnikow unterhielt in Paris fleißige Beziehungen zu den Ministern und zu der Gesellschaft, und es gelang ihm bald, besseren und klareren Ansichten über Rußland Geltung zu verschaffen. Er konnte sogar nach Moskau schreiben, man möge

ihm „Abschriften der wichtigeren Reformgesetze und Verordnungen, der Bulletins und Manifeste des Zaren“ senden, da Peters Bestrebungen bei den Franzosen ein lebhaftes Interesse fanden.

Ende März 1703 erschien alsdann auch der angekündigte französische Gesandte Baluze in Rußland, um zu erkunden, ob der Zar wirklich zu dem besprochenen Bündnisse entschlossen sei. Aber seine Aufnahme war keineswegs glänzend, nicht einmal höflich. Der österreichische Agent in Rußland, Pleyer, berichtete mit großer Schadenfreude nach Wien: „Baluze kam gleichsam incognito in der russischen Hauptstadt an und lebte einige Wochen, ohne viel beachtet zu werden, in Einsamkeit und Langeweile.“ Baluze bemühte sich lange, ehe es ihm gestattet wurde, mit den russischen Ministern Verhandlungen anzuknüpfen. Er sprach im Namen Ludwigs XIV. von dessen „freundschaftlichen Gesinnungen“ für den Zaren und überbrachte die liebenswürdige Einladung des französischen Königs, den Cäsarewitsch Alexey in Frankreich erziehen zu lassen; auch forderte Ludwig den Zaren auf, falls er wieder eine Reise nach dem Westen unternehmen sollte, Frankreich nicht zu vermeiden. Die Russen verhielten sich indessen kühl und ablehnend, und es blieb dem französischen Gesandten nichts übrig, als bald abzureisen, ohne etwas erreicht zu haben. Der Zweck seiner Reise war nämlich gewesen, Peter von Oesterreich zu trennen. Er sollte sogar, zu Folge der ihm ertheilten Instruction, ausdrücklich verlangen, daß ein Kosakencorps in Siebenbürgen einen Einbruch versuche. Auch war wieder von einer Geldunterstützung Frankreichs durch Rußland die Rede. Als Gegendienst bot Ludwig seine Vermittelung bei einem Friedensschluß zwischen Rußland und Schweden an. Die Russen antworteten nur mit unbestimmten Phrasen und gingen keine feste Abmachung ein. Der lange Bericht, den Baluze am 3. October 1703 seinem König von Moskau aus erstattete, klagt unendlich über die frostige Behandlung, welche dem französischen Gesandten zu Theil geworden . . . Allerdings hatten die Russen keinen Grund, freundlicher zu sein. Sie sahen täglich, wie Frankreich dem schwedischen Reiche, dem Feinde Rußlands, mehr geneigt war als Rußland selbst, dessen Bündniß Ludwig wünschte. Ein von französischen Raperern eingefangenes schwedisches Schiff wurde den Schweden anstandslos zurückgestellt; ein russisches dagegen, welchem ein gleiches Schicksal widerfuhr, ward trotz aller Reclamationen nicht herausgegeben. Aus letzterem Anlaß kam 1705 ein besonders hierzu abgesandter russischer Diplomat nach Paris: Matwejew. An ihm rächte man die unfreundliche Aufnahme, welche Baluze vor zwei Jahren in Moskau gefunden. Man äußerte offen die größte Unzufriedenheit darüber, und selbst der König ließ dem russischen Diplomaten bei einer kurzen Privataudienz seinen Unmuth nicht verborgen bleiben. Und wie der Herr, so die Diener. Die Minister behandelten den russischen Boten geradezu brutal und sagten ihm in's Gesicht, daß die Gesandten, welche bisher von Rußland nach Frankreich geschickt worden, von roher und barbarischer Art gewesen. Auch klagten sie über Peters bekannte Abneigung gegen Frank-

reich . . . Matwejew indeß zeigte sich der schwierigen Situation wohl gewachsen, und sein Auftreten in Paris fand schließlich große und ehrende Anerkennung. D'Herbville, mit welchem Matwejew verhandelte, lobte den russischen Gesandten außerordentlich: „J'ai trouvé en cet ambassadeur beaucoup plus d'esprit, plus de connaissance des affaires de l'Europe et plus de politesse que je n'en attendais.“ Matwejew bemühte sich, die gegen Rußland bestehenden Vorurtheile zu entkräften. Insbesondere betonte er, daß der angebliche Haß Peters gegen Ludwig oder Frankreich in Wahrheit gar nicht bestehe. „Der Zar,“ sagte er, „ist weit entfernt, den König und die französische Nation zu hassen. Es ist falsch, wenn man dies in Frankreich glaubt. Vielmehr bewundert unser Herr die Tugenden, die Frömmigkeit, das gewaltige Genie Eures Königs und betrachtet ihn als das vollkommenste Muster eines Herrschers, welches allen Monarchen der Erde als nachahmungswerth hingestellt werden muß.“ Obgleich also Matwejew ein sehr gewandter Herr gewesen zu sein scheint, erreichte er seinen Zweck nicht, und er mußte, nachdem er fast ein volles Jahr, bis October 1706, in Paris vertröbelt hatte, abziehen. Auch der Abschluß eines Vertrages hätte von Matwejew — neben der Wiedererlangung der gekaperten Schiffe — wieder ernstlich angeregt werden sollen; allein dieser Plan gedieh ebenfalls nicht über eine phrasenhafte Besprechung. Le Dran sagt hierüber in seinem Mémoire: „Louis XIV. ne jugea pas à propos de prendre alors d'engagements plus étendus avec le czar . . .“ Die Moskowiter, — meinte er weiter, — besaßen ja damals noch keinen baltischen Hafen, und ihr Land war zu Meer nur über Archangelsk erreichbar.

Kurze Zeit später, als Rußland, durch den Krieg mit Schweden erschöpft, Frieden um jeden Preis haben wollte, kam abermals ein russischer Gesandter nach Paris, um die Vermittelung Ludwigs XIV. zu erbitten. Zu welchen Opfern Peter bereit war, zeigt sein Anerbieten: König Ludwig möge soviel russische Truppen verlangen und verwenden, als ihm beliebe; nur daß Frieden zwischen Rußland und Schweden werde. Aber Ludwig verhielt sich dem bittenden Zaren gegenüber wieder hochfahrend, und der russische Gesandte mußte traurig heimkehren. Einige Jahre darauf aber sehen wir das Blatt gewendet, sehen wir Rußland gesucht und geehrt.

### Wenn man mächtig wird.

Plötzliche Aenderung der Verhältnisse. — Nach der Schlacht von Poltawa. — Peters Ansehen in Europa. — Frankreich eilt, ihm zu hulbigen. — Ludwigs Schmeicheleien. — Baluze kommt wieder nach Rußland. — Das russische Willkommen. — Peter weist Baluze ab.

Und diese gewaltige Wende ward durch die Schlacht von Poltawa herbeigeführt. Der Sieg, den die Russen hier über Karl XII. davongetragen, veränderte die ganze politische Situation Europas. Der Zar,

den man bisher höchstens als einen schwärmerischen Reformator seines Landes betrachtet hatte, erschien nun auch als Held, mit dessen kriegerischem Genie die Staaten der übrigen Welt rechnen mußten. Und die französische Regierung war wohl die erste, welche die neue Sachlage für sich auszunützen suchte. Ludwig XIV., dem Rußland wohl hier und da als brauchbares Werkzeug erschienen war, um Frankreichs Gegner ein wenig in Schach zu halten, erkannte jetzt das Reich im Osten als einen gefährlichen Nebenbuhler, mit dem man sich lieber bei Zeiten verständigen und innig befreunden mußte. Das Wachsen seiner Macht erregte mit Furcht gepaarte Aufmerksamkeit und Bewunderung. Ludwig war daher eifrig bedacht, mit diesem Fürsten, „dont la considération augmentait de jour en jour“, ein festes Bündniß zu schließen. Peter erscheint in den damaligen Documenten der französischen Diplomatie als ein ganz Anderer wie früher. Der Zar, der ehemals Frankreich zu „entfernt“ war, „um ernstes Interesse einzufloßen“, ist plötzlich „der mächtigste Monarch Europas“, — „formidable à ses voisins“. Die Länder, welche einstmals — das heißt, noch vor zwei, drei Jahren — „an den Grenzen Indiens“ lagen, „schmachten in Barbarei“ — diese Länder sind heute die wichtigsten Europas neben Frankreich, strotzend von Reichthum. Rußland, von dem die Franzosen 1705 wegwerfend sagten: es hat ja nur den ewig zugefrorenen Hafen von Archangelst — Rußland besitzt jetzt „Häfen, welche eine unzählbare Menge von Schiffen aufnehmen können“ . . . Man beschloß, Baluze nochmals nach Rußland zu senden und den Zaren auf alle mögliche Weise für Frankreich einzunehmen. Man war darauf gefaßt, daß der Zar im Gefühle seiner Macht der bisherigen Haltung Frankreichs eingedenk sein würde. Allein man stellte die salomonische Antwort im Vorhinein fest. „Erwidern Sie in diesem Fall,“ lautete die vom Jahre 1710 datirte Instruction an Baluze, „Moskau war vor Peter wenig bekannt. Erst dieser Fürst hat durch seine großen Thaten und seine persönlichen Eigenschaften die Augen aller Völker so sehr auf sich gelenkt, daß der allerchristlichste König ihm aufrichtig Freundschaft anbietet“. . . . Durch Förderung der russischen Wünsche im Orient, durch die Erwirkung der freien Fahrt russischer Schiffe durch die Dardanellen — so alt also ist schon die Dardanellenfrage! — und ähnliche Versprechungen suchte man Peter zu gewinnen. Und falls er geneigt sein würde, für Frankreich gegen Oesterreich einzutreten, sollte Baluze dem Zaren die Aussicht eröffnen, daß der Zäjärewitsch Alexey den ungarischen Thron erhalten könnte.

Baluze fand in Rußland abermals nicht das gewünschte Entgegenkommen. Als er russischen Boden betrat, war der Zar gerade im Begriff, nach der Türkei zu marschiren, welche mit Rußland Krieg begonnen hatte, und zwar, wie die Russen glaubten, infolge französischer Intriguen. In Jaworow, einer kleinen polnischen Ortschaft, erreichte Baluze die russische Armee. Die Audienz, die Peter ihm dort zu Theil werden ließ, war

keineswegs ermutigend für die Pläne des Gesandten. In seinem Bericht über seinen Empfang weiß Baluze nicht genug Worte zu finden, um seine schlechte Aufnahme zu beweisen. „Personne n'est venu ici pour me donner la bienvenue.“ Man glaubt beinahe die Scenen zu lesen, welche wir über den Besuch Potemkins im Jahre 1681 kennen. Auch Baluze fand viel Schwierigkeiten, bis er zur Audienz gelangte, und als es endlich geschehen, hatte er sich über das Ceremoniell zu beschweren, das ihm, als einem Vertreter Ludwigs XIV., nicht genug Ehre anthat. Als Baluze die französische Vermittlung für einen Friedensschluß mit Schweden anbot, lehnte Peter dies Anerbieten ab, indem er auf den Eigensinn des Schwedenkönigs hinwies, der es nicht zu einem dauernden Frieden werde kommen lassen. Dagegen machte der Zar dem französischen Gesandten den Vorschlag, Ludwig möchte lieber einen Frieden mit der Türkei herbeiführen; darin steckte ein wenig Ironie, da man in Rußland fest an französische Intriguen in Constantinopel glaubte. Dies wurde von den Russen auch direct ausgesprochen, und Baluze mußte Frankreich von solchem Verdacht reinigen; er that es, indem er den Verdacht auf das mit Rußland befreundete Oesterreich wälzte und den Zaren „vor den Ränken seiner Bundesgenossen“ warnte, worauf Peter kühl antwortete, er wisse sich schon selbst in Acht zu nehmen . . . Nicht besser erging es Baluze bei einer zweiten und dritten Audienz. Er verließ trotzdem Rußland nicht, sondern blieb, den Fortgang des russisch-türkischen Krieges aufmerksam verfolgend, da er von demselben so oder so eine Aenderung der Situation zu gewärtigen hatte. Es kam die Niederlage der Russen am Pruth. Kaum erfuhr Ludwig davon, so befahl er seinem Gesandten, sich reservirter mit seinen Anträgen zu verhalten. Sollte Rußland unterliegen, so konnte man es ja als Bundesgenossen nicht mehr brauchen. Aber die französische Regierung täuschte sich, wenn sie von der Niederlage am Pruth vielleicht die Vernichtung Peters erwartete hatte. Und als der Zar auf der Heimreise am 29. August 1711 Jaroslaw passirte, suchte ihn Baluze hier abermals auf, um ihm die französischen Vorschläge zu erneuern. Der Zar jedoch behandelte den Gesandten — vielleicht auch in Folge der Eile, mit welcher er damals heimzukommen trachtete — recht unhöflich, beantwortete kaum seine Grüße und ließ ihn endlich unverabschiedet stehen. Unter dem Eindruck dieses Zusammentreffens rapportirt Baluze nach Paris: „Die Kälte und Zurückhaltung des Zaren und seines Hofes lassen bezweifeln, ob ein Bündniß zwischen Rußland und Frankreich möglich werden könnte.“ Baluze blieb noch immer einige Zeit in Rußland, er spielte aber keine große, nicht einmal eine kleine Rolle; seine Berichte gaben keinerlei wichtige Mittheilungen, und die wenigen ernster zu nehmenden beruhten auf unsicheren Gerüchten und Klatschereien.

Um dieselbe Zeit, als Baluze in Rußland den Zaren persönlich für Frankreich zu gewinnen strebte, suchte die Regierung des letzteren auch von anderer Seite ihre Pläne zu fördern: der französische Gesandte im Haag, Chateauneuf,

machte dem dortigen russischen Gesandten Kurakin Mittheilung: Karl XII. habe um die Vermittelung Frankreichs gebeten, damit der Krieg zwischen Schweden und Rußland zu Ende gebracht würde. Rußland antwortete: es sei nicht ohne Gefahr, eine solche Vermittelung anzunehmen, da Frankreich offenkundig in Schweden und in der Türkei gegen Rußland zu wirken stets bestrebt gewesen . . .

Ungeachtet dieser klaren Aneignung Peters, vorläufig mit Frankreich in feste freundschaftliche Beziehungen zu treten, fand die russische Regierung es für nöthig, in denselben Jahren — von 1710 bis 1712 — in Paris diplomatisch vertreten zu sein. Zuerst geschah dies durch einen gewissen Krock, welcher bald starb; hierauf durch einen Diplomaten Wolkow. Beide spielten keine bedeutende Rolle.

Interessant ist auf jene Zeit bezüglich eine Anzahl Briefe und Berichte eines gewissen La Vie, welcher sich von 1715 an bis mindestens 1719 in Petersburg aufhielt und, ohne eine officielle Stellung einzunehmen, doch viel Wichtiges mitzutheilen wußte, in die höchsten Kreise Zutritt hatte und oft die Rolle eines Gesandten von Zufalls Gnaden spielte.

### Der Zar in Paris.

Tob Ludwigs XIV. — Peter der Große. — Seine neue Reise nach Westeuropa. — Frankreichs neuerliche Annäherungen finden Entgegenkommen. — Peter reist nach Paris. — Sein Empfang. — Leiden des französischen Ehrencavaliers. — Dessen Bericht über die Gäste. — Peter in Paris. — Seine Launen. — Seine Wüßbegier. — Er entzündet die Pariser. — Abreise. — Vertragsverhandlungen. — Der russisch-französisch-preussische Dreibund. — Ende desselben.

Durch den Tod Ludwigs XIV. trat eine neue Aenderung der politischen Verhältnisse Europas ein. Diese Aenderung der allgemeinen Weltlage hatte im Besonderen auch auf die russisch-französischen Beziehungen starken Einfluß.

Nach dem Tode Ludwigs XIV. war Peter der Große unstreitig der angesehenste Fürst Europas, und als er 1716 eine neue Reise nach dem Westen unternahm, betrachtete man ihn schier als Herrn der Welt. Er war auf dieser Reise freilich ein ganz Anderer als im Jahre 1697, wo seine Besuche an den europäischen Höfen ebensoviel Angst und Verwirrung erregt hatten, als in unserer Zeit die ersten Besuche Schach Naßred-dins. Er war nicht mehr der obsture Herrscher eines morgenländischen Reiches, sondern der Besieger Karls XII., der große Reformator, welcher der alten Hälfte Europas die andere durch den Ritt der Civilisation angefügt.

Von Ende Mai bis Ende Juni 1716 befand sich Peter in Pyrmont. Hier erschienen Abgesandte verschiedener Staaten, um dem Zaren die Sym-



pathie und Verehrung ihrer Herrscher und Völker zu bezeugen. Auch in Frankreich dachte man daran, eine solche Botschaft an den Zaren zu senden: ein Graf de la Marck ward für die Ueberbringung derselben erwählt und ihm eine ausführliche Instruction für sein Verhalten ertheilt. Er sollte demnach als Privatmann nach Pyrmont reisen und in zwanglosen Unterredungen mit dem Zaren etwaige Vorurtheile desselben gegen Frankreich aus dem Wege räumen, ihn zu überzeugen suchen, daß Frankreich ihm die eroberten schwedischen Provinzen gönne und nicht die geringsten, für Rußland nachtheiligen Abmachungen mit Schweden eingegangen sei. Aber ehe die Instruction hin und her in langer Ueberlegung durchdacht und präcisirt war, reiste Peter von Pyrmont nach Norddeutschland und Dänemark ab. . . Frankreich setzte darauf seine Versuche durch die französischen Geandten in Berlin und im Haag fort. Als Peter sich 1716 in Amsterdam aufhielt, wurde ihm die Nachricht zu Theil, daß der Herzog von Orleans, welcher für den minderjährigen Ludwig XV. die Regentschaft führte, den Besuch des Zaren in Paris sehr gern sehen würde. Peter beschloß, nach Frankreich zu reisen, wo unterdessen auch mehrere Heirathsprojecte geschmiedet wurden. So sollte der vermittelte Casarewitsch Alexey eine Tochter des Herzogs von Orleans, dagegen Ludwig XV. oder der Herzog von Chartres oder der Herzog von Bourbon oder Condé die älteste Tochter des Zaren, Elisabeth, die nachmalige Kaiserin ehelichen. Alle diese Heirathsprojecte blieben Phantome.

Die Fahrt Peters nach Frankreich war trotz des vom Zaren gewünschten und gewährten Incognito von großartigen Huldbigungen begleitet. Ueber den Aufenthalt des Zaren in Frankreich besitzen wir ein reiches Material. Peter selbst hat Mehreres, auf seine Aufnahme in Frankreich bezüglich in seinem Reisetagebuch und in den Briefen an seine Gemahlin Katharina niedergeschrieben. In den Memoiren der französischen Zeitgenossen ist dieser Episode große Aufmerksamkeit gewidmet worden. Ausführlich berichten besonders St. Simon, Jean Buvat, Mathieu Maret, der Advocat Barbier, der Duc d'Antin, Duclos. Außerdem vergleiche man, von den allgemeinen russischen und französischen Geschichtswerken abgesehen, das Buch von Lémontey über die Regentschaft, Flassans Geschichte der französischen Diplomatie, die Geschichte Rußlands von Hambaud, das große Werk von Solowjew, Brückners Buch über Peter den Großen, Konikows ganz kleine, ich glaube 1862 in Kiew erschienene, speciell diesem Thema gewidmete Schrift, den 34. Band des Sbornik und endlich das erste Capitel in Vandal's Schrift über Louis XV. und Zarin Elisabeth.

Die französische Regierung that alles Mögliche, um dem Zaren den Aufenthalt in Frankreich zu einem angenehmen zu gestalten. Der Intendant von Dünkirchen erhielt genaue Instructionen über den Empfang eines „Seigneur étranger“, welcher dort — aus Holland kommend — eintreffen würde. Das schönste Haus sollte ihm zum Wohnort angewiesen werden. Wagen und Pferde und Schiffe in bestem Zustand sollten für den Gast

jederzeit bereit stehen. Aehnlich wurde der Militärcommandant von Dünkirchen angewiesen, der erwarteten „personne de distinction“ alle möglichen Ehren widerfahren zu lassen. Eine bis in's Genaueste durchdachte Instruction erhielt schließlich der Sieur de Liboy, welcher zum Ehrencavalier des Zaren ernannt war. „Auf alle Wünsche des Zaren muß eingegangen, ihm jede Bequemlichkeit gewährt werden,“ hieß es da . . . Es bereitete indessen manche Mühe, dem Zaren Alles nach Wunsch zu thun. Man hatte die Suite des incognito kommenden Zaren auf etwa zwanzig Personen veranschlagt. De Liboy meldete aber, daß dreimal soviel Leute gekommen seien, er hätte nicht genug Wagen und Pferde. In einem zweiten Bericht erzählt de Liboy über den äußeren Eindruck, welchen der Zar und seine Begleiter auf ihn gemacht. Dabei meint er, indem er Peters Charakter schildert: „Je crois que l'uniformité et la constance dans ses projets est ce que lui manque le plus et qu'il n'est pas au point qu'on puisse faire un fond solide sur ce qui se conclurait avec lui.“ Uebet des Zaren vornehmere Begleiter giebt de Liboy kurze interessante Urtheile. Von dem Fürsten Kurakin sagt er: „Il a de la politesse,“ dabei ist er aber auch kleinlich und anspruchsvoll in unbedeutenden Dingen. Der Fürst Dolgorouky ist ein Gentleman und beim Zaren sehr angesehen — aber er spricht einzig und allein russisch. Dagegen ist Graf Tolstoy gebildet und beherrscht insbesondere das Italienische vollkommen. Der General-Lieutenant Butturlin wieder spricht etwas deutsch. Ostermann ist gar nicht zu sehen. Der Günstling Jaguschinsky, genannt „Das Auge des Zaren“, ein homme du cour, der auch einige Politesse besitzt, ist dagegen fortwährend zu sehen, aber immer besoffen. Das Letztere ist auch von dem Leibgeistlichen zu sagen, der einzig und allein im Weine Wahrheit und Frömmigkeit sucht und findet . . . Ganz Köstliches erzählt de Liboy von der untergeordneten Dienerschaft. Da hat er viel zu klagen. Die Popen sind stets besoffen und fürchterlich betrügerisch. Sie verlangen von de Liboy, welcher alles für den Unterhalt Nöthige mit französischem Gelde zu bestreiten hat, Wachs für Kerzen — und verkaufen dann das Wachs auf den Straßen. Die Köche des Zaren verlangen Fleisch und Wein — und folgen dem Beispiel ihrer Priester. Dabei sind sie grenzenlos frech, wenn man ihnen dies verwehrt . . .

Bei der Weiterreise von Dünkirchen nach Calais ereigneten sich der — Wagen wegen große Unannehmlichkeiten. Der Zar wollte nicht in großen Kaleschen fahren, sondern wünschte kleine zweirädrige Droschken, wie er sie zu Hause gewöhnt war; man hatte sie nicht, es gab ein heftiges Ungewitter, und de Liboy depeeschirte nach Paris, der Zar wollte der geringfügigen Ursache wegen umkehren. Doch kam ihm sofort diese Ordre: „Votre objet principal doit être de plaire au czar!“ Kein Opfer sollte gespart werden, um den Zaren zu befriedigen. De Liboy bemüht sich, spart nicht Geld, nicht gute Worte, muß aber wieder berichten: „Cette petite cour est fort

changeante, irrésolue, et du trône à l'écurie, fort sujette à la colère“ . . . Endlich wurde Friede, und die Reise ging weiter. Aber bald zeigten sich neue Schwierigkeiten. Der Reiseplan wurde plötzlich ganz umgeworfen. Der Zar band sich an keine Regeln, keine Formen. Für ihn bestand keine feste Tour. Bald verließ er den Wagen und wanderte zu Fuß. Bald zog er die Wasserfahrt dem von ihm selbst vor einer Stunde festgesetzten Landweg vor. In allen Städten und Ortschaften, die er passirte, standen reiche Tafeln für ihn bereit; er ließ diese Tafeln unberührt und kehrte lieber in einem Bauerngehöft zu Tische ein. Die Maires allerwegen erwarteten ihn, feierlich gepußt, mit wohlgedrechselten Begrüßungsphrasen. Wenig aber kümmerten ihn die salbungsvollen Honorationen; er wandte sich lieber Leuten zu, durch die er das Volk besser kennen zu lernen vermochte.

Und so hielt er es auch in Paris selbst. Man wollte ihm seine Appartements im Louvre anweisen. Er zog eine schlichtere Wohnung vor, das Hotel Lesdiguières, welches dem Marschall de Villeroy gehörte, weil er von hier eine reizende Aussicht auf die Seine hatte. In Paris, wo der Zar Ende April 1717 eintraf und bis zum 9. Juni blieb, wurde dem ersten russischen Herrscher, welcher französischen Boden betrat, ein glänzender Empfang. Großartige Festlichkeiten wurden ihm zu Ehren veranstaltet, Besuche und Gegenbesuche folgten einander ununterbrochen. Wo er sich zeigte, bewies man ihm Verehrung und Enthusiasmus. Von demselben Mann, welchen Ludwig XIV. vor zwanzig Jahren angeblich „auf schändliche Weise davon abbringen ließ, nach Frankreich reisen zu wollen“, — von demselben Manne war jetzt ganz Paris entzückt und begeistert. Und St. Simon erzählt diesmal in seinen Memoiren: „Peter wird in Paris bewundert ob seiner Wißbegierde, welche sich stets auf Erweiterung seiner Begriffe von der Verwaltung, dem Handel, dem Unterrichte, dem Schutze des öffentlichen Verkehrs erstreckt. Diese Wißbegierde ließ nichts unbeachtet . . . Der Zar verband mit einem höchst gewinnenden Wesen eine erhabene, stolze, sich gleichbleibende Majestät, welche dabei durchaus nicht befangen machte. Er besaß eine ungezwungene Vertraulichkeit, aber er war nicht frei von der alten Ungefittung seines Volkes, welche seinem ganzen Benehmen etwas Hastiges, beinahe Ueberstürztes verlieh, welche seine Willensäußerungen wandelbar machte, ohne den geringsten Widerspruch aufkommen zu lassen . . . Bei Tafel beobachtete er wenig Anstand, noch viel weniger nachher . . . Der Wunsch, Alles nach Gefallen zu sehen, die Abneigung, die Blicke der Menge auf sich zu ziehen, die Gewohnheit, sich durch nichts beschränken zu lassen, veranlaßten ihn, Miethskutschen und sogar Droschken zu benützen . . .“ Er benahm sich sehr ungenirt. Als er den Regenten besuchte, fand er dort den kleinen König Ludwig XV.; er hob ihn empor „und schloß ihn zum großen Erstaunen des Hofes in die Arme“. Alles, was er that, war geeignet, ihn populär zu machen. Er verachtete Alles, was bloße Ceremonie war. Er unterließ es, sich wie eine Puppe von einem Prinzen zum anderen

tragen zu lassen, und die Zeit, die er dadurch gewann, widmete er den Werkstätten der Arbeiter. Er trat in die Kaserne der Invaliden, plauderte mit ihnen von ihren Waffenthaten, kostete ihre Suppe, trank auf ihre Gesundheit, reichte ihnen kameradschaftlich die Hand. Die Teppichwebereien, die Sternwarte, der Garten, die Sammlung der erhabenen gearbeiteten Pläne der französischen Festungen, die Brücken, das Triebwerk von Marly, die Münze, wo man in seiner Gegenwart eine Medaille mit seinem Bildniß schlug, die Akademie der Wissenschaften — das Alles interessirte ihn mehr als die schönsten Feste, die ihm zu Ehren von dem Regenten in Versailles und von den Prinzen und Aristokraten in Paris veranstaltet wurden.

Manches Mal kam es vor, daß der Zar, in seinem Bestreben, Alles und ungenirt zu sehen, Dinge wünschte, die nur schwer auszuführen waren. Er hatte von einer kirchlichen Feierlichkeit vernommen, die damals in der Notre-Dame-Kathedrale von dem Cardinal Noilles in Scene gesetzt werden sollte. Er wollte dabei sein, aber durchaus unerkannt und unbelästigt. Da mußte denn ein Haus in der Nähe der Kathedrale, von wo aus die Feierlichkeit beobachtet werden konnte, schleunigst gemiethet und für den Zaren in Stand gesetzt werden.

Bei alledem wurden die Vertragsverhandlungen natürlich nicht vernachlässigt. St. Simon sagt: „Der Zar war leidenschaftlich für eine Verbindung mit Frankreich eingenommen. Nichts konnte für unseren Handel, für unser Ansehen im Norden, in ganz Europa vortheilhafter sein als eine solche Verbindung. England, Holland, Schweden und Deutschland beugten sich vor dem mächtigen Zaren“ . . . . Die französische Regierung beauftragte den Marschall de Tessé, mit den Ministern des Zaren über den beabsichtigten Vertrag zu verhandeln. Die russischen Minister machten hohe Ansprüche, waren stolz auf den Ruhm ihres Herrn und wiesen immerfort darauf hin, welche gewaltige Stellung derselbe und sein Reich in Europa einnahmen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, sie dauerten bis zum August. Peter reiste schon am 9. Juni ab. Indessen waren damals die Grundlagen zu einem Vertrag zwischen beiden Ländern bereits festgestellt. Schafirov, Tolstoi und Kurakin führten die Verhandlungen fort, und am 4. August 1717 kam der Abschluß zu Stande. Frankreich und Rußland schloß sich auch — Preußen an: ein denkwürdiger Dreibund! Die drei Mächte verbürgten einander die Tractate von Utrecht und Baden, sowie den künftigen nordischen Frieden. Frankreich verpflichtete sich, durch gütige Vermittelung zur Beendigung des nordischen Krieges beitragen zu wollen. Auch versprach Frankreich, nach Ablauf seiner Vertragszeit mit Schweden — im April 1718 — diesem Reiche gegenüber keine neuen Verpflichtungen zu übernehmen. Russische und französische Gesandte nahmen ständige Wohnsitze in Paris und Petersburg: hier Campredon, dort Kurakin, dann Dolgorucki. Das schöne Verhältniß dauerte aber nicht lange, Peter verwickelte sich in

die Pläne von Götz und Alberoni, Frankreich war empört, es trat eine Erklärung ein, und bald — kurz vor dem Ende Peters des Großen — ging der Dreibund jämmerlich in die Brüche . . .

### Franzosen- und Russen- in Rußland.

Frankreich und Rußland zu Zeiten Katharinas I. und Peters II. — Feindseligkeiten der Zarin Anna. — Thronbesteigung der Zarin Elisabeth Petrowna. — Sie dankt den Thron theilweise der französischen Regierung. — Marquis de la Chetardie. — Elisabeths Vorliebe für Frankreich und Ludwig XV. — Russen in Paris. — Errichtung einer russischen Kirche dortselbst. — Franzosen in Rußland. — Vorherrschende französische Kunst, Literatur und Sitte im Zarenreich. — Politische Beziehungen.

Unter den nächsten Nachfolgern des großen Reformators — unter seiner Gemahlin Katharina I. und unter seinem Enkel Peter II. — stand Rußland dem französischen Reiche gleichgiltig, unter der Zarin Anna Iwanowna aber geradezu feindselig gegenüber. Durch den Tod Augusts II. ward 1733 der polnische Thron erledigt. Ludwig XV. wollte nun seinem Schwiegervater Leszinski, dem alten Günstling Karls XII., das polnische Königreich zuwenden; allein Rußland widersetzte sich diesem Beginne mit Waffengewalt, und bei Danzig siegten die Truppen der Zarin über die verbündeten Polen und Franzosen . . . Frankreich trachtete daher mit allen Mitteln, die Zarin Anna zu stürzen und die Frankreich günstige Großfürstin Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, welche einst Ludwig XV. hätte heirathen sollen, auf den Thron zu heben. Der frühe Tod Annas, welcher 1740 erfolgte, kam den Bühlern zu Gute. Im Namen des zum Kaiser ernannten Wickelfindes Ioan Antonowitsch führte seine Mutter, die braunschweigische Prinzessin Anna Leopoldowna, wegen ihres stattlichen Umfanges das „braunschweigische Monstrum“ genannt, die Regentschaft. Sie war unbeliebt und ihr Sturz deshalb nicht schwer zu bewerkstelligen. Der französische Gesandte de la Chetardie war der Haupthelfer bei der Revolution von 1740, welche der Großfürstin Elisabeth den Thron ihres Vaters verschaffte. Der Marquis de la Chetardie feuerte die politisch ganz unthätige, nur sinnlichen Leidenschaften lebende Großfürstin rastlos an, ihre Rechte geltend zu machen; er unterstützte sie mit Geld, er gab ihr Rathschläge, er intriguirte für sie, er warb ihr, im Verein mit l'Estocq, dem Arzte Elisabeths, der von französischen Protestanten stammte, die Gardien und das Volk; er reizte sie, ein Manifest an das „ruhmreiche russische Volk“ zu erlassen und als Tochter Peters des Großen den Thron zu verlangen; er war der eigentliche Verfasser dieses Manifestes, in welchem dem Volk „Erlösung von den deutschen Ministern und Machthabern, von der schweren Bedrückung und der unmenschlichen Zwangherrschaft der Fremden“ versprochen und ihm zur „freien Wahl einer geseglichen und gerechten Regierung“ gerathen wurde.

Und das russische Volk und die russische Armee hörten die frohe Botschaft und strömten herbei und huldigten der Tochter Peters des Großen. Und vertrieben wurden die deutschen Fürsten, und verbannt in die Dornbüsche Sibiriens, in die Steppen der Wolga die deutschen Minister und Machthaber, und in den Kerker geschleudert der kleine Joan Antonowitsch. Und befreit war das russische Volk von der unmenschlichen Zwangsherrschaft der Fremden, und begnadet ward es mit der Regierung der einheimischen Prinzessin, welche von der Geschichte den Beinamen der Gütigen erhielt und eine der grausamsten Frauen aller Länder und Zeiten war . . .

Mit französischer Hilfe, mit französischem Geld hatte Elisabeth den Thron errungen; sie vergaß es ihr ganzes Leben nicht, und sie ließ dem französischen Einfluß Thor und Thür ihres Landes offen. Bei ihrer Thronbesteigung sagte sie zum Marquis de la Chetardie: „Je me propose de témoigner à sa Majesté (Louis XV.) moi même combien je suis touchée de ce qu'elle a fait pour moi.“ Und ehe sie noch den übrigen Staaten von dem Staatsstreich Kunde gab, schrieb sie an den König von Frankreich einen langen — von Albert Bandal in seinem Buch über Ludwig XV. und Elisabeth vollständig mitgetheilten — Brief, in welchem sie für das Vergangene dankte und für die Zukunft die Fortdauer der guten Beziehungen erbat. „Nous profiterons,“ schließt das Schreiben, „avec plaisir de toutes les occasions pour convaincre de plus en plus Votre Majesté de cette véritable et inaltérable intention.“

Im politischen, im gesellschaftlichen und im Kunstleben Rußlands war während der ganzen Regierungszeit der Kaiserin Elisabeth Petrowna Frankreich maßgebend. Unter Peter dem Großen war Rußland holländisch gewesen, unter Anna Iwanowna und Anna Leopoldowna deutsch; unter Elisabeth wurde es französisch. Zahlreiche Franzosen, mehr als je vorher und vielleicht auch mehr als je nachher, kamen nach Rußland, und nicht minder war die Menge der Russen, welche nach der Weltstadt an der Seine strömten. Kyrill Rasumowsky, der Bruder des heimlichen Gemahls der Zarin, später Präsident der Akademie der Wissenschaften, ferner der Dichter Tredjakowsky — alle nach Bildung Strebenden eilen nach Paris, um sich zu vervollkommen, und die Zahl der dort lebenden russischen Studenten erheischt bald den Bau einer russischen Kirche. Der russische Gesandte Kantemir, ein Sohn des ersten russischen Satirikers, ist ein intimer Freund von Montesquieu. Ein Woronzow wird Leibgardist des französischen Königs.

Die vornehmen Russen, welche nach Paris kamen, das Herz empfänglich für alles Schöne und ihnen so Neue, und die Taschen voll Geld, sie mußten hier eine unendliche Quelle der Anregung und Belehrung finden, und wenn sie heimkehrten, brachten sie neue reizvolle Anschauungen, nachahmenswerthe feingekliffene Sitten mit. In die Beherrschung der französischen Sitte und Sprache legen die Russen ihren höchsten Stolz. Eleganz und Schliß der Pariser Salons werden nach Moskau und Petersburg, nach Rjew und

Rasan verpflanzt. Und die Feinheiten des Pariser Esprit, die Mäuren von Grand's Seigneurs erlernen die Moskowiter lieber und leichter als die schweren Arbeiten von Handwerkern und Matrosen, zu welchen Peter der Große sie gezwungen . . . Corneille, Molière und Racine finden in Rußland eine zweite Heimat, die französischen Theatervorstellungen in Petersburg erhalten jubelnden Zulauf und erdrücken fast die zarte, jung aufstrebende russische Nationalbühne. Die Fürsten und Minister lassen ihr Möbel und ihre Kleider aus Frankreich kommen, wie die Regierung die Gelehrten und Künstler für die Akademien und Hochschulen. Hervorragende französische Werke aus allen Gebieten werden in's Russische übersetzt, berühmte französische Schriftsteller treten in freundschaftliche Beziehungen zu russischen, und im Jahre 1747 erbittet Voltaire von Iwan Schumalow die Materialien, um eine Geschichte Rußlands unter Peter dem Großen zu schreiben . . .

Und wie die gesellschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, so waren auch alle politischen Unternehmungen jener Epoche von 1740 bis 1762 — um sie mit wenigen Worten erschöpfend zu bezeichnen — völlig von französischem Geiste geleitet und durchhaucht. Und die Regierung Elisabeths war die erste russische, welche ernstlich drohende Stellung gegen Deutschland einnahm, die erste, welche im Bunde mit Frankreich gegen Preußen kämpfte.

### Ratharina die Große und Frankreich.

Jäher Umschlag der Verhältnisse. — Peter der Dritte, der Preußenfreund. — Sein Ende. — Thronbesteigung Katharinas. — Der französische Gesandte Breteuil. — Sein Mißverkennen der Situation und der Bedeutung Katharinas. — Ungemüthliche politische und häßliche Beziehungen. — Dagegen unverminderte Blüthe der französischen Kunst und Literatur in Rußland. — Endliche Anbahnung besserer Verhältnisse. — Besuch des Cäfarewitsch Paul in Paris. — Ausbruch der französischen Revolution. — Katharinas Ansichten über dieselbe.

Plötzlich ein Wechsel, buchstäblich über Nacht — ein jäher Wechsel, wie die Geschichte in den Beziehungen zweier Länder kein anderes Beispiel kennt. Elisabeth stirbt an den Folgen ihres schauerlich wüsten, von Trunksucht und Ausschweifungen gleich schwer zerstörten Lebens. Peter der Dritte aus dem Hause Holstein, ein fanatischer Bewunderer Friedrichs des Großen, besteigt den Jarenthron. Frankreich und Rußland, die durch zwei Jahrzehnte eng miteinander verbunden gewesen, stehen sich plötzlich als Todfeinde gegenüber. Die russischen Truppen, die gestern Seite an Seite mit den französischen in die Schlacht gegen die Preußen zogen, kämpfen heute mit ihren Feinden von gestern gegen die Freunde von gestern . . .

Nach wenigen Monaten neuerliche Wandlung. Peter der Dritte nimmt ein plötzliches räthselhaftes Ende. Seine Gemahlin Katharina wird Kaiserin von Rußland. Katharina, obwohl eine deutschgeborene Fürstin, schwärmte

für Frankreich so sehr, daß sie sich einmal zu dem etwas sonderbaren Scherzwort hinreißen ließ: ihr Arzt möge ihr den letzten deutschen Blutstropfen abzapfen. Es wäre den Franzosen eine Leichtigkeit gewesen, eine ähnliche enge Verbindung zwischen beiden Ländern wie zur Zeit Elisabeths herzustellen. Allein der damalige Gesandte Breteuil war kein Marquis de la Chetardie, er besaß weder das Geschick noch die Thatkraft des Letzteren, er zeigte sich der eigenthümlichen Situation am Hofe zu Petersburg nicht gewachsen, er verstand weder seine Zeit, noch den Vortheil seiner Regierung, und während im Moment des Staatsstreiches, welchem Katharina den Thron verdankte, alle anderen fremden Diplomaten auf ihren Posten waren, befand sich Breteuil auf Urlaub — so wenig ahnte er die Dinge, die vorgingen. Und selbst nachher erwies er sich sehr kurzfristig. Seine Berichte nach Paris über die neue Selbstherrscherin strotzten von Unrichtigkeiten. Die Persönlichkeit der Kaiserin mißverstand er durchaus. Er nannte Katharina zwar geistreich, aber oberflächlich und politisch talentlos. Er machte glauben, daß sie unmöglich lange den Thron behalten könnte; daß Rußland nicht mehr im Stande sein würde, sich ferner in die westeuropäische Politik einzumischen und sich um Polen zu kümmern . . . Aber „der schwankte Thron“ Katharinas stand fester als der Thron der Bourbonen; in der westeuropäischen Politik ward ihr Einfluß bald maßgebend genug, und in Polen waltete sie schließlich ganz nach ihrem Belieben, während Frankreich kraftlos und thatlos zuschauen mußte . . .

Die französische Regierung bemühte sich zwar bald, Rußland zu fesseln, aber vergebens. Einige böshafte Aeußerungen Ludwigs über Katharina waren der Letzteren zu Ohren gekommen. Sie blieb die Antwort nicht schuldig, und zwischen beiden Regierungen und ihren Vertretungen kommt ein in der Diplomatie noch nicht dagewesener Ton zur Geltung; die Fürslichkeiten sprechen von einander in Worten häßlichster Wuth, und die Diplomaten belegen sich gegenseitig mit den unappetitlichsten Thiernamen . . .

Trotz dieser ungemüthlichen höfischen und politischen Beziehungen zwischen beiden Ländern hatte der französische Einfluß auf Kunst, Literatur und gesellschaftliche Verhältnisse in Rußland nichts an Macht verloren. Französische Künstler und Gelehrte, Dichter und Philosophen fanden bei Katharina nicht minder gastliche Aufnahme als bei Elisabeth oder Sophia. Katharina selbst sprühte in ihren, größtentheils französisch geschriebenen Werken von französischem Euprit. Schon als Großfürstin, wo sie, von ihrem närrischen Gemahl vernachlässigt, von ungeheurer Rangeweile geplagt wurde, warf sie sich auf französische Lectüre; zuerst las sie Romane, dann vertiefte sie sich in die Schriften der Frau von Sévigné, in die Memoiren von Brantôme, studirte durch- und nacheinander Pierre Bayles Dictionnaire, die Geschichte Heinrichs des IV. von Pérèsire, Montesquieu, die Encyclopädie von Diderot und d'Alambert, und mehr als alle die Bücher von Voltaire so gründlich, daß sie sagte: „Ich vermag bei jedem französischen Buche sofort herauszufinden,



ob es von Voltaire ist oder nicht. Und hat mein eigener Stil einige Kraft, Tiefe und Anmuth, so verdanke ich dies Voltaire.“ Nach ihrer Thronbesteigung trat sie mit dem berühmten Philosophen und dann auch mit vielen anderen hervorragenden Franzosen in näheren schriftlichen und mündlichen Verkehr. Sie verstand es, viele große Söhne Frankreichs für ihren Dienst zu gewinnen, so Mercier de la Rivière und den geistvollen Grimm, welcher einstmals der Freund von Jean Jacques Rousseau gewesen. Sie erklärte sich als die „gute Freundin“ der Madame Geoffrin, deren Gesellschaftskreis damals eine geistige Macht in Paris bildete. Sie lud d’Alembert ein, die Erziehung des Großfürsten-Thronfolgers Paul zu übernehmen. Sie übersetzte selbst ein Stück, Marmontels „Belizar“, in’s Russische. Sie bewunderte Diderot und berief ihn nach Petersburg, wo er einen Monat lang ihre kaiserliche Gastfreundschaft genoß. Die Errichtung des Monuments Peters des Großen wurde dem französischen Bildhauer Falconet, dem Freunde Diderots, übertragen. Auf allen Gebieten, am Hofe und im Lande konnte man Franzosen treffen.

Nach dem Tode Ludwigs XV. schien auch in den politischen Beziehungen eine freundlichere Stimmung Raum zu gewinnen, und 1784 unternahm sogar der Großfürst-Thronfolger Paul mit seiner Gemahlin, unter dem Namen eines Grafenpaares Norden, eine Reise nach Paris. Sie wurden hier glanzvoll empfangen. Drei Jahre später schlossen beide Länder einen Handelsvertrag, welcher besonders zur Hebung der neugegründeten Stadt Odessa beitragen sollte, und schließlich wurden auch Unterhandlungen wegen eines politischen Bündnisses eingeleitet, das gegen Preußen gerichtet war. Und während die bisherigen Gefandten Frankreichs am Hofe Katharinas — Sabathier de Cabres, Marquis de Juigné, Bourée de Corberon, Durand und Marquis de Vérac — theils bei der Kaiserin verhaßt waren, theils bloß aus höflicher Rücksicht geduldet wurden — gelangte Graf Ségur, der sich von 1785 bis 1789 in Rußland aufhielt, zu großem Ansehen und Einfluß.

Alles war im besten Gang. Da platzte die Bombe der großen Revolution und zerriß alle Fäden, Hoffnungen und Wünsche. Katharina zeigte sich gern als aufgeklärte Fürstin, als freisinnige Dichterin. Aber als die liberalen Ideen, denen sie zu huldigen vorgab, plötzlich Leben, Kraft und Blut erhielten, da schrak sie, „die Schülerin der Aufklärungsmänner“, schwächlich zurück und verkroch sich unter dem Mantel ihrer absoluten Majestät. Sie hatte kein Verständniß für die gewaltigen Vorgänge, welche die alte morische Welt aus den Fugen rissen und eine neue an ihre Stelle setzten. Sie sah nur die häßlichen Erscheinungen, die aus dem Herentfessel der Revolution emporstiegen, nicht aber den Sternenglanz der Freiheit, der sich versöhnend darüberbreitete . . . Und Katharina, welche sich die liberalste Fürstin der Zeit nennen ließ, gehört unter jene, die allzuerst gegen das siegreiche Vordringen der liberalen Ideen Front machten.

Die Ereignisse in Frankreich verfolgte die russische Kaiserin mit lebhaftester Spannung. Das fürchterliche Schicksal des Königspaares erschütterte sie tief, sie konnte aber nicht umhin, der beispiellosen Schwäche des Königs die Hauptschuld an der Katastrophe zuzuschreiben. Sie hoffte trotz aller Vorkommnisse auf eine Reaction, auf ein „Halzbrechen der Revolution“, eine baldige Rückkehr zur Monarchie. Sie klagte, daß selbst die Hegemonie Ludwigs XIV. für Europa nicht so gefährlich gewesen sei, wie diese Republik; sie schrieb: „Frankreich bedarf eines Mannes, der geschickt, muthig, seinen Zeitgenossen, seinem ganzen Jahrhundert überlegen sein mußte“ — als ahnte sie den nahenden Napoleon; sie stellte in der officiellen Petersburger Zeitung die Nationalversammlung als ein Poffentheater, die Mitglieder derselben als Komöbianten, Verrückte, bestechliche Betrüger und Canaillen hin; sie erließ einen Ukas, wonach den in Rußland weilenden Franzosen nur dann der Aufenthalt in Rußland gestattet wurde, wenn sie einen förmlichen royalistischen Eid schworen; sie verbot den Russen das Reisen nach Frankreich, sie brach den diplomatischen Verkehr mit letzterem ab, sie beschloß französische Emigranten, zürnte den Mächten, welche mit den „Königsmördern“ unterhandelten, drohte, mit Waffengewalt die Revolutionäre zu züchtigen, die Jakobiner zu peitschen, zu hängen — — aber Alles blieb platonisch, die Kaiserin vermochte sich zu keiner ernstern That zu erheben, und als sie starb, war die Revolution siegreich an allen Ecken und Enden, und das monarchische Europa beugte sich demüthig vor der Republik . .

### Der Tyrann und der Consul.

Franzosenfeindschaft des Zaren Paul bei seinem Regierungsantritt. — Sein ewiger Stimmungswechsel. — Paul als Franzosenfreund und Anbeter Bonapartes. — Paul will Bonaparte zum König machen. — Plötzlich neuer Stimmungswechsel. — Todfeindschaft. — Aermalige dicke Freundschaft. — Das russisch-französische Bündniß gegen England. — Pauls Tod.

Zar Paul Petrowitsch, der Sohn und Nachfolger Katharinas II., erbte den Haß seiner Mutter gegen die Revolution und betrat den Thron mit dem Schwur: „Trotz der Erschöpfung Rußlands will ich mit allen möglichen Mitteln der zügellosen Republik entgegentreten.“ Und trotz dieses Schwurs ließ der widerspruchsvolle Tyrann Oesterreich im Stich, das um Hilfe gegen den immer siegreicher vordringenden Bonaparte bat, und er rief sogar die kleine Flotte zurück, welche Katharina kurz vor ihrem Tode gegen Frankreich zu senden sich entschlossen hatte. Und bald trat der Zar, durch Schmeicheleien Bonapartes umgestimmt, gar als Freund des Letzteren auf die politische Bühne und erklärte pathetisch, er habe keinen Anlaß, Frankreich zu bekämpfen; er wolle vielmehr die anderen Mächte von der Bedrohung der Republik ablenken . . Als aber Frankreich durch den Vertrag von Campoformio, durch die Besitznahme der jonischen Inseln, im Mittel-

ländischen Meere eine Machtstellung erhielt, die Rußlands Einfluß im Orient zu bedrohen schien; als das Directorium polnische Truppencorps aufstellte und man in Petersburg ein Schreiben der französischen Regierung an ihren Gesandten auffing, worin von der Wiederherstellung des polnischen Reiches unter einem preussischen Prinzen die Rede war, — da zerfloß Pauls Ruhe und Freundschaft wie ein Spinnweb im Toben des Orkans. Des Zaren Zornruf dröhnte durch ganz Europa, und von der Wolga bis zur Weichsel klrten die Waffen. Paul nahm den Prinzen Condé in seinen Sold, gewährte zehntausend französischen Flüchtlingen Unterkunft in Wolhynien und Podolien und schenkte Ludwig XVIII., welcher hilflos in der Welt herumirrte, den herzoglichen Palast zu Mitau sowie eine Jahresrente von 200 000 Rubel . . . Die Eroberung Malτας durch Napoleon, die Ankunft der flüchtigen Malteserritter in Petersburg und noch zahlreiche andere große und kleine Ereignisse gaben die letzten Stöße, und wie von Wirbelwinden getrieben, rasten russische Truppen gegen die Republik, und in Italien pflückte der große Ssumorow neue Blätter für seinen schweren Vorbeerkranz.

Aber Pauls Stimmung wechselte wieder. Und eines Tages ließen die Russen ihre Verbündeten im Stich und kehrten heim. Nach dem Siege von Marengo verstand es Bonaparte, durch neue Schmeicheleien den Zaren neuerdings zu gewinnen; er erkannte ihn als Großmeister und Schutzherrn des Malteserordens an und trat ihm die Insel ab. Paul war entzückt und stellte eine Friedensbedingung, welche dem siegreichen Emporkömmling wohl behagen mochte: „Das einzige Mittel,“ sagte der russische Gesandte Kolytschew im Namen seines Herrn, „um die Grundsätze des Umsturzes, welche ganz Europa bewaffnet und gegen Frankreich aufgebracht haben, wieder zu vernichten, ist: daß Bonaparte den Königstitel mit der Erbllichkeit der Krone in seiner Familie annimmt.“ Und es wurde Friede geschlossen. Und nicht bloß Friede, sondern sogar ein Bündniß, ein enges Bündniß. Unter französisch-russischem Einverständniß wurde die Zerstückelung Deutschlands in Angriff genommen; Ludwig XVIII. erhielt den schroffen Befehl, Mitau schleunig wieder zu verlassen; Napoleon und Paul beriethen einen gemeinsamen Zug nach Indien und rüsteten eilig zu demselben — doch da ward der Zar in einer Märznacht des Jahres 1801 ermordet . . .

### Im neunzehnten Jahrhundert.

Unbeständigkeit Alexanders I. — Bündniß mit Frankreich. — Abbruch der Beziehungen. — Rußland gegen Frankreich. — Nach dem Frieden von Tilsit. — Neuerliches Bündniß. — Unpopularität desselben in Rußland. — Napoleon und Großfürstin Anna. — 1812. — Alexander I. in Paris. — Uebermuth Ludwigs XVIII. — Nikolan und Napoleon III. — Alexander II. — Die jüngste Zeit.

Nicht minder schwankend als Paul war sein Sohn Alexander I. Bald erschien er als Todfeind Napoleons, bald als sein intimster Freund, dem

er gerne seine Schwester zur Gattin geben wollte. Selbst in Momenten, wo er von dem korsischen Weltbezwinger besiegt und gedemüthigt ward oder siegreich gegen denselben zu Felde zog, war man nicht sicher, ob sein Herz dachte, was sein Mund sprach, seine Hand that.

Er begann seine Regierung mit der Entlassung der letzten franzosenfreundlichen Staatsmänner und berief auf deren Stellen franzosenfeindliche. Dann aber gab er sich den Anschein, als wollte er lieber doch mit Bonaparte im Bunde bleiben, und am 8. October 1801 unterzeichneten Beide sogar ein geheimes Uebereinkommen: „Alles zu thun, um das Gleichgewicht in Europa wiederherzustellen.“ Sonderbar aber war es, daß der russische Bundesgenosse als seinen Vertreter in Frankreich einen solchen ostentativen Franzosenfeind wie den Diplomaten Markow anstellte. Markow haßte das neue Frankreich, die neuen Männer, vor Allen aber Bonaparte. Er war der erklärte Intimus der Royalisten und wußte um deren Anschläge auf das Leben des ersten Consuls. Er benahm sich hochmüthig und unverschämt gegen den Herrn von Frankreich. Eine beschlagnahmte Schmähschrift gegen die französische Regierung wies als ersten Unterzeichner Markow auf . . . Napoleon beflagte sich beim Zaren über den sonderbaren Gesandten; Markow erfuhr davon und — machte dem Consul eine öffentliche Scene. Nun riß Bonapartes Geduld. Der Russe wurde aus den Tuileries verwiesen. Er reiste ab, an seine Stelle kam d'Dubril, ein Franzosenabkömmling. Aber die Verhältnisse zwischen beiden Staaten verschlimmerten sich trotzdem. Die Ermordung des Herzogs von Enghien machte einen gewaltigen Riß. Alexander war empört beim Empfang der Schreckensnachricht, er ignorirte an dem Tage den französischen Botschafter und ließ Bonaparte Vorstellungen wegen seiner That machen. Frankreich antwortete mit der Abberufung des Botschafters in Petersburg. Der Bruch war geschehen. Aus den Bundesgenossen wurden Feinde.

Bald standen sich Russen und Franzosen bei Austerlitz gegenüber. Napoleon siegte, und Alexander — versuchte wieder, die Gunst des Siegers zu gewinnen. Aber Napoleon war diesmal furchtbar frostig. Erst nach der Schlacht bei Eylau, bei der berühmten Entrevue zwischen den beiden Kaisern auf einem Flosse bei Tilsit, am 25. Juni 1807, thaute das Herz des Weltbezwingers wieder auf. Und die, welche eben noch Todfeinde gewesen, wurden wieder Freunde bis in den Tod, waren nun für einander unbeschreiblich begeistert, überschütteten sich gegenseitig mit Liebenswürdigkeiten, ehrten ihre Armeen, gaben Liebesmahle . . . Die öffentliche Meinung in Rußland war damals dem russisch-französischen Bündniß abgeneigt, ja feindselig. Der russische Adel zürnte nach der Revolution. Die Kaiserin-Mutter umgab sich mit französischen Emigranten und bildete am Hofe zu Petersburg einen eigenen Hof, an welchem die franzosenfeindlichen Interessen einen Rückhalt hatten. Napoleons Gesandter Savary hatte an der Nawa einen schweren Stand. Er war dort verhaßt und mußte nach Paris

berichten: „Die Gesinnung gegen uns ist dermaßen, daß man mich in keiner Miethswohnung aufnehmen wollte. Mein Empfang in der Gesellschaft stand im umgekehrten Verhältniß zu den Gnadenbeweisen des Kaisers Alexander. Während der ersten sechs Wochen meines hiesigen Aufenthaltes vermochte ich nicht — trotz der Empfehlungen, Wünsche und Befehle des Zaren — mir ein einziges Haus zu erschließen. Im Augenblick meiner Ankunft sprach man in den Kirchen Petersburgs öffentliche Gebete gegen uns . . .“ In den Schaufenstern der Buchhandlungen lagen Schmähschriften gegen Frankreich, den Kaiser Napoleon, den Gesandten Savary. Der Zar selbst wurde wegen des Bündnisses heftig und öffentlich angegriffen. Man fing einen Briefwechsel auf, in welchem sogar geschrieben stand: „Habt Ihr keine Raismörder mehr, um Rußland von dem Franzosenfreund zu befreien?“ Der Admiral Mordwinow schrieb einen offenen Brief an den Zaren: „Obgleich die Tage des Ruhmes vorüber sind, die Tage, in denen Rußland das Gesetz gab; obwohl wir die schönen Hoffnungen aufgegeben haben, an die wir in unserer Jugend gewohnt waren, — sind wir doch bereit, eher unseren letzten Blutstropfen zu opfern, als uns schwachvoll vor dem Degen Desjenigen zu demüthigen, der vor uns nichts weiter voraus hat, als daß er die Schwäche, den Verrath und die Unfähigkeit auszunützen verstand.“ Mordwinows Worte fanden im Reiche weit und breit einen Wiederhall, die ganze Publicistik jener Zeit ist übertoll von Tiraden und Hatzworten gegen Frankreich und die Franzosen. Fast alle großen Männer Rußlands jener Zeit theilten sich am Kreuzzug gegen die Bundesgenossen: Karamsin, Krjukowsky, Nierow, Schufowsky, der Fabeldichter Krylow, Glinka, Grietsch, Batjuskow und Schischkin, Wasemsky und Schachowsky. Der leidenschaftlichste aller Franzosenfeinde aber war Graf Rostoptschin, welcher mit viel Witz und noch mehr Haß gegen Frankreich loszog. Anfangs hatte man nur gegen die französischen Revolutionäre, gegen die aus der Revolution emporgestiegenen Machthaber, gegen Napoleon gewettert — bald aber entbrannte der Haß gegen Alles, was sich französisch nannte, auch gegen die Opfer der Revolution, gegen die bisher verhätschelten Royalisten. In seinen „Laut ausgesprochenen Gedanken“ rief Rostoptschin: „Werden wir noch lange diese Leute willkommen heißen? Sowie ein dem Galgen entwischter Franzose anlangt, fallen wir ihn um den Hals. Und er, er windbeutelt, er giebt sich als einen Fürsten oder Grafen zu erkennen, der seine Güter, sein Glück um der Treue und des Glaubens willen verloren hat, und in Wahrheit ist er nichts als ein verkommener Edelmann, wenn nicht gar ein simpler Kammerdiener, ein Krämer, ein Commis oder ein Pfaffe, der sein Vaterland in der Stunde der Gefahr feige verlassen hat . . . O, diese Franzosen!“ Und nachdem er das russische Volk zum Kampf für seine Selbstständigkeit aufgerufen, schloß er: „Ruhm Dir, Du siegreiches, russisches Heer! Lobfinge, heiliges, russisches Reich! Die Franzosen, die Feinde des Menschengeschlechtes, weichen vor Dir zurück. Sie vermögen nicht, gegen

Deine unbesiegbliche Macht anzukämpfen. Sie sind gekommen wie brüllende Löwen, die Alles verschlingen zu können glauben. Sie fliehen wie hungrige Wölfe und fletschen ihre Zähne!“ . . .

So dachte man in Rußland vor acht Jahrzehnten von französischer Waffenbrüderschaft. Und immer ärger wurde die Stimmung, und immer weniger war Napoleon selbst bedacht, sie freundlicher zu gestalten und dem Kaiser Alexander die schwere Bundesgenossenschaft zu erleichtern. Im Gegentheil: alle seine Handlungen verletzten seinen Verbündeten. Und nicht das Geringste sah Letzterer von den Vortheilen, welche er von dem Bündniß erwartet hatte. Und im Innern Rußlands wühlte drohende Unzufriedenheit. Endlich fühlten Beide das Bedürfniß einer persönlichen Aussprache, um die Mißstimmung zu zerstreuen. So kam es zur Entrevue auf dem Fürstentag zu Erfurt; das Bündniß wurde feierlich erneuert und zur Verkräftigung dessen die Scheidung Napoleons von Josephine und seine Heirath mit des Zaren Schwester Anna in Betracht gezogen. Beide Kaiser schieden in bestem Einvernehmen — es war das letzte Mal, daß sie sich sahen . . .

Wenige Monate später begann Napoleons Krieg gegen Oesterreich. Rußlands Hilfstruppen kämpften nur lau an der Seite der Franzosen, und Napoleon klagte sie an: „Sie haben nicht Farbe bekannnt, sie haben nicht ein einziges Mal das Schwert gezogen.“ Schnell begannen die guten Beziehungen zwischen beiden Fürsten zu erkalten; nur das Project der Verbindung des Welteroberers mit der jugendlichen Großfürstin Anna schien noch einen Halt zu bieten. Albert Bandal hat die Geschichte dieses Heirathesplanes erst vor Kurzem in seinem Buche „Napoléon et Alexandre“ auf Grund eines geheimen Briefwechsels zwischen dem französischen Kaiser und seinem „Großbotschafter“ Caulaincourt beschrieben; einzelne Capitel lesen sich hier wie Schilderungen eines historischen Romans. Der vierzigjährige Napoleon erwartete mit Ungebulb die Mittheilungen über Aussehen und Wesen der von ihm ungekannten, kaum sechzehnjährigen Zarewna. Caulaincourt berichtete: „Die Großfürstin ist für ihre Jahre groß und reif. Sie hat schöne Augen, sanfte Physiognomie, einnehmendes Wesen, angenehmes, wenn auch nicht schönes Aeußere und einen überaus gütigen Blick. Ihr Charakter ist ruhig. Man lobt mehr ihre Güte als ihren Geist. Wie alle Großfürstinnen ist auch sie wohlgezogen und gebildet. Sie hat schon die Haltung und Zuversicht, die eine Fürstin so sehr braucht. Was die Constitution betrifft, so haben die hiesigen Prinzessinnen alle kaltes Blut; nur die Großfürstin Anna macht hiervon eine Ausnahme.“ Napoleon warb nunmehr officiell beim Zaren Alexander um die Hand der Zarewna. Der Zar sagte zwar: „Ich gestehe es gern, es könnte für meine Schwester nichts Besseres geben“ — allein es kam ein Nachsatz: „nicht ich habe zu entscheiden, sondern meine Mutter.“ Und die Kaiserin-Mutter war eine bittere Franzosenfeindin, und unter tausenderlei Ausflüchten wußte sie die Verbindung zu hintertreiben und verheirathete ihre Tochter plötzlich mit dem Prinzen von Sachsen-Koburg.

Napoleon wandte sich an das Haus Habsburg, das willfähriger war als das Haus Romanow-Holstein-Gottorp. Das Bündniß zwischen Rußland und Frankreich lockerte sich und riß in allen Theilen. Napoleon ließ sich von dem Diplomaten Duroc ein Memorandum unterbreiten, in welchem ausgeführt wurde: daß das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland den französischen Traditionen völlig widerspräche, daß es das wichtigste Interesse der neuen Dynastie sein müßte, Rußland soweit als möglich nach Osten zurückzudrängen. In den Zeitungen ließ Napoleon ferner Artikel veröffentlichen, in denen nachgewiesen wurde, daß „Europa mit schnellen Schritten in den Rachen Rußlands“ eilte! daß man „den feindlichen Einfall Rußlands“ zurückweisen, „die russische Weltherrschaft“ vernichten müßte. Zwar wurden öffentlich noch hie und da einige Liebenswürdigkeiten zwischen Napoleon und Alexander ausgetauscht, aber diese konnten mit ihrer schwachen Phrasenhülle nimmermehr die Kluft verdecken, welche weit klaffend vor Europas Augen lag. Ein unheilvoller Sturm brauste durch die Welt und rüttelte an dem mächtigen Weltenbau, den des Corsen Zauberhand errichtet. So kam das Jahr 1812 heran, und am 9. Mai reiste Napoleon von Paris nach Dresden, um mit seiner großen Armee den Zug nach seinem Unglück, die Jagd nach seinem Untergang zu unternehmen . . .

Als Alexander nach Napoleons Vernichtung an der Spitze der Verbündeten in Paris einzog, wurde dem zweiten russischen Herrscher, der Frankreichs Boden betrat, ein nicht minder freundlicher Empfang zu Theil als ehemals Peter dem Großen. „Er kam nicht als ein Freund der Bourbonen,“ meint der französische Historiker Rambaud, „er grollte den Franzosen nicht, er hatte die Absicht, ihnen die Wahl ihrer Regierung zu überlassen,“ und als ein Royalist ihm schmeichlerisch sagte: „Wir haben Ew. Majestät schon lange erwartet,“ antwortete er sarkastisch, die niedrige Gesinnung des Schmeichlers strafend: „Ich wäre eher gekommen, wenn mich nicht die Tapferkeit der französischen Soldaten gehindert hätte.“ Er wiederholte im Senat, daß er nicht mit Frankreich Krieg führen wollte, sondern blos die Vernichtung des Ruhestörers Napoleon anstrebte; er erklärte sich als Freund Frankreichs und bereit, die auf Einführung freisinniger und dauerhafter Einrichtungen zielenden Bestrebungen zu fördern und zu schützen. Auf Talleyrands Vorschlag, welcher erklärte: „Die Republik ist eine Unmöglichkeit; die Regentschaft, etwa mit Bernadotte, wäre ein Räthselspiel; die Bourbonen allein bieten Sicherheit, Grundsat —“ wurde Ludwig XVIII. auf den Thron Frankreichs berufen; am 3. Mai 1814 hielt der neue König seinen Einzug im Louvre. Er benahm sich dem Zaren gegenüber, dem er theilweise den Thron verdankte, mit lächerlichem Hochmuth und kindischer Progenhaftigkeit. Aber Alexander sah edel darüber hinweg und kümmerte sich weniger um den albernern König, als um die Sehenswürdigkeiten von Paris, die er gleich Peter dem Großen überall aufsuchte. Seine rege Wißbegierde und sein leutseliges Wesen machten so den Besieger Napoleons zu

einem Liebling der Pariser, die ihn mit Huldigungen enthusiastischer Natur beschenkten.

Ich kann hier schließen. Die folgenden Ereignisse sind Momente der neuesten Weltgeschichte: Alexanders Bruder und Nachfolger Nikolay war kein Freund Frankreichs, konnte es nicht sein. Der unbeugsame Autokrat mußte das Land der Revolutionen hassen. Mit Napoleon III., der ja gleichsam das Legitimitätsprincip wieder verkörperte, schien er sich anfangs vertragen zu wollen. Aber die Frage der heiligen Orte führte einen Conflict und endlich den Krimkrieg herbei, in welchem Rußland durch Frankreich 300000 Menschen, zahllose Schiffe, die Schutzherrschaft über die morgenländischen Christen und ein gut Theil seines Ansehens und seiner Macht verlor . . . Alexander II. konnte dies — bei aller Sympathie, die in neuerer Zeit für die Franzosen in Rußland immer mehr wuchs und wuchs — nicht vergessen und hielt sich mehr zu Deutschland, zu seinem Oheim Wilhelm . . . Alexander III. aber hörte stehend die französische Revolutionshymne an, während die Franzosen begeistert das Zarenlied sangen, und in den Festtagen von Kronstadt und Toulon wurde von unendlicher Liebe zwischen beiden Nationen gejubelt. Es scheint indeß, daß — wie die früheren Verbindungen zwischen Rußland und Frankreich — auch die letzte Liebe, die unendliche, ein schnelles Ende gefunden.







## Ueber die Gleichberechtigung der Empfindungen.\*)

Don

**Eduard Hülke.**

— Wien. —

**J**emand bringt einen Gegenstand an die Zunge und sagt: süß! Zu dieser Aussage bedarf er keiner Ueberlegung, keiner Prüfung, keiner wie immer gearteten Vorbereitung; die Aeußerung geschieht ganz unmittelbar. Die Quelle derselben ist die Empfindung.

Es entsteht die Frage nach dem Geltungsgebiet einer solchen Aussage.

Dafß sie für den, der sie thut, also subjective Gültigkeit habe, kann nicht bestritten werden. Er hat eine ganz bestimmte Geschmacksempfindung, über deren Qualität für ihn selbst nicht der mindeste Zweifel besteht. Ist das Ausgesagte aber auch zwingend für einen Andern? Ist es allgemein gültig? ist die Gültigkeit objectiv? Wenn ich sage: das ist süß! — muß jeder Andere dies anerkennen und sagen: es ist süß — oder kann es vorkommen, daß Jemand sagt: es ist nicht süß? —

Manchem wird für den ersten Augenblick diese Frage als eine überflüssige erscheinen. Jeder weiß aus Erfahrung, daß er Zucker immer süß, Essig immer sauer gefunden, und er erinnert sich nicht, mit solchen Angaben über seine Empfindungen jemals einem Widerspruche begegnet zu sein. Erzählt man ihm, daß Jemand in der That Zucker nicht süß, sondern bitter gefunden habe, so wird er darüber als über etwas Unmögliches erstaunen. Er wird sich indeß beruhigen, wenn er erfährt, der Betreffende,

---

\*) In aller Kürze sei hier bemerkt, daß auf die von der Psychologie aufgestellten Unterschiede zwischen Gefühl und Empfindung in der folgenden Auseinandersetzung keine Rücksicht genommen wird, sondern wie bei Goethe Empfindung und Gefühl als verschiedene Ausdrücke einer und derselben Sache gebraucht werden.

der so ausgesagt, sei krank gewesen. Er wird also zugeben, die Geschmacksempfindung könne durch Krankheit derart alterirt werden, daß dem Kranken bitter schmeckt, was alle Anderen süß nennen; er wird demnach die Thatsache als Ausnahmefall gelten lassen, im Uebrigen aber nur mit um so größerer Sicherheit für jeden Menschen im Zustande der Gesundheit die Allgemeingiltigkeit des Geschmacksurtheils in Anspruch nehmen.

Und — so ganz Unrecht kann man ihm nicht geben. Spricht ja doch die Chemie von einem sauren Geschmack, einem salzigen Geschmack des einen oder anderen Stoffes in so allgemeingiltiger Weise, als ob über die Dualität eines Geschmackes ein Zweifel überhaupt gar nicht obwalten könnte. Kalkwasser schmeckt äzend, mit Kohlenensäure imprägnirtes Wasser, d. i. unser Sodawasser, hat einen säuerlichen, prickelnden Geschmack, Wasserstoffgas ist ganz geschmacklos, Magnesiumsulfat schmeckt bitter-salzig 2c. Das sind lauter wissenschaftlich festgestellte Erfahrungen. Halten wir uns also an die Erfahrung: Alle Menschen im Zustande der Gesundheit stimmen darin überein, zu sagen: Zucker ist süß!

Und doch war die aufgestellte Frage nicht ganz überflüssig.

Es gelte: Alle Menschen im Zustande der Gesundheit sagen: Zucker ist süß — sagen aber auch Alle: das Süße ist angenehm?

Nehmen wir statt des Zuckers eine verführte Flüssigkeit, z. B. Kaffee. Der Eine findet den Kaffee eben süß genug, ein Anderer findet ihn zu wenig süß, der Dritte gar schon zu süß.

Das ist eine Geschmacksverschiedenheit, welche sehr häufig vorkommt.

Welcher von den Dreien ist im Rechte? welche Aussage ist die richtige?

Jeder hat Recht, jede der Aussagen ist richtig, allgemeingiltig aber ist keine; hier hört jede Allgemeingiltigkeit des Urtheils auf. Woher kommt das?

Das Süße ist dem Einen angenehm, dem Andern nicht. Je nachdem nun der Eine oder der Andere das Süße angenehm oder nicht angenehm findet, wird er den Kaffee für noch nicht süß genug, oder schon für zu süß halten. Also stimmen wohl Alle darin überein, zu sagen: Zucker ist süß; sie stimmen aber keineswegs darin überein, zu sagen: das Süße ist angenehm. Jeder von den Dreien sagt daher mit seinem Urtheile nichts Anderes aus, als: ob der hier erreichte Grad von Süßigkeit nach seinem Geschmacke sei — und ein solches Urtheil ist durchaus nicht objectiv.

Die „Allgemeine Zeitung“ in München brachte im Jahre 1886 in der Beilage einen belehrenden Artikel von Dr. Eduard Naumann, worin der Verfasser von chinesischen und japanischen Gemälden erzählt, — „auf denen man nicht selten drei gemüthlich aussehende alte Herren dargestellt findet, die vor einem großen mit Drei gefüllten Topfe stehen, aus dem sie naschen. Es wird uns der Augenblick vergegenwärtigt, wo sie sich gegenseitig ihre Ansicht über den Geschmack des Breies zu erkennen geben. Aus der Interpretation dieser Darstellungen lernen wir, daß die drei Alten keine anderen sind als Laotz, Buddha und Confucius — jene drei Männer, die noch

jetzt einen großen Theil der Welt bewegen. Weiter erfahren wir, daß der Eine den Brei sauer findet, während sich der Andere, der doch von genau demselben Brei geleckt hat, für süß und der Dritte für bitter entscheidet. Die vergnügten Gesichter drücken vielleicht aus, daß sich die drei Alten trotz der Verschiedenheit ihrer Resultate nicht böse sind, oder verrathen sie, daß der Brei einem Jeden nach seiner Art schmeckt?“

Diese vielleicht trivial scheinende Breigeschichte verdient, daß man sie sich merke. Die Verschiedenheit des Geschmacks wird da in einfältigen, schlichten Zügen aller Speculation gegenüber als Thatsache der Erfahrung hingestellt und die Unantastbarkeit der individuellen Empfindungsweise als etwas, das sich von selbst versteht, anerkannt. Von den Extremen, dem brennendsten Schmerz wie dem Entzücken der Wollust, abgesehen, ist innerhalb gewisser Grenzen Niemand im Stande, in allgemeingiltiger Weise festzustellen, was angenehm ist, was unangenehm; jeder vermag dies einzig und allein in Beziehung auf sich selbst. Das Angenehme ist relativ, und was mir gestern noch angenehm war, kann mir heute schon unangenehm sein. Wir Alle unterscheiden vermuthlich mit ausreichender Bestimmtheit den Geruch einer Rose von dem Geruch einer Akazie; ob mir aber der Akaziengeruch angenehm sei, oder nicht, darüber kann Niemand entscheiden, als ich allein. Wir unterscheiden das Rauhe von dem Glatten, das Harte von dem Weichen, das Feste von dem Flüssigen, das Warme von dem Kalten 2c., allein ob die Berührung eines Gegenstandes, ob die Temperatur in einem bestimmten Raume angenehm sei, das ist eine andere Frage.

Die Empfindlichkeit für alle Arten solcher Eindrücke ist bei verschiedenen Individuen sehr verschieden. Auf die Spitze getrieben, erscheint diese Wahrheit in dem bekannten Märchen von der „Prinzessin mit der Erbse“. Wenn zwei Menschen ein und dasselbe Zimmer bewohnen, so ist es nichts Seltenes, daß der Eine die Fenster gern weit geöffnet, der Andere sie fest geschlossen haben möchte. Da nützt es nichts, mit dem Thermometer in der Hand den Beweis zu führen, daß die Temperatur des Zimmers eine gewisse Anzahl Grade Reaumur nicht übersteigt. Diese Zahl bestreitet der Andere nicht; er behauptet aber, es sei ihm zu warm. Die Temperaturbestimmung ist in der That eine objective, ja sie ist noch mehr, sie ist sogar quantitativ; allein der Andere behauptet, er könne es in dieser Temperatur nicht aushalten, und gegen diese Empfindung vermag das Thermometer mit seiner quantitativen Temperaturbestimmung nichts auszurichten. Zwei Freunde machen mit einander einen Spaziergang; eine Zeit lang ist derselbe beiden recht angenehm; nach Verlauf von zwei Stunden aber fühlt sich der Eine ermüdet, in dem Andern erwacht erst jetzt die rechte Lust. Da nützt es diesem nichts, zu zeigen, sie seien noch nicht einmal eine Meile weit gegangen. Die Kürze des Weges ist kein Argument gegen die Muskelempfindung. Daß wir Roth, Grün, Blau 2c. objectiv unterscheiden, ist (die Farbenblindheit abgerechnet) Thatsache; welcher Farbe aber Jemand den Vorzug vor

den anderen Farben ertheilt, das ist Geschmacksache. Man sagt: das ist seine Lieblingsfarbe. Wir unterscheiden die Töne nach Höhe und Tiefe, wir verwechseln auch nicht leicht den Ton einer Geige mit dem Ton einer Flöte, d. h. wir erkennen die Klangfarbe. Ob jedoch Einer die Bassstimme lieber hört, oder den Tenor, ob ihm der Klang der Flöte angenehmer sei, als der der Violine, das ist seine Sache, und hierin wird er sich von Niemandem etwas vorschreiben lassen.

Alle solche Aussagen, welche ihre Quelle in der Empfindung haben, sind ihrem Ursprunge nach subjectiv und heißen zum Unterschiede von den Verstandsurtheilen ästhetische Urtheile, d. h. Urtheile, welche nicht das Resultat eines Verstandesprocesses sind und demgemäß auch auf objective Gültigkeit keinen Anspruch haben.

Man spricht aber auch von ästhetischen Urtheilen im engeren Sinne und bezeichnet als solche nur diejenigen, welche sich auf das Schöne beziehen.

Mit den Eindrücken, die uns durch Auge und Ohr zugeführt werden, erschließt sich uns nämlich eine neue Welt, es ist das eben die Welt des Schönen.

Man nennt den Duft der Rose angenehm, die Rose aber nennt man schön. Man findet angenehm die erfrischende Morgenluft, schön aber den Sonnenaufgang. Angenehm ist vielleicht der Champagner, schön aber etwa das Champagnerlied aus „Don Juan“ u.

Daß wir solche Unterschiede machen, erleidet keinen Zweifel. In jedem einzelnen Falle weiß Jeder von uns sehr gut, ob er Etwas für schön hält, oder ob es ihm angenehm sei. Versuchen wir es aber, uns den Unterschied zwischen dem Schönen und dem Angenehmen recht in's Bewußtsein zu bringen, fragen wir: Worin liegt denn eigentlich dieser Unterschied? — so befinden wir uns vor einer großen Schwierigkeit.

Eine ausreichende Antwort, d. i. eine solche, die jede weitere Untersuchung überflüssig machen würde, hat auf diese Frage noch Niemand gegeben, so viel Scharfsinniges darüber auch vorgebracht worden ist. Wenn man zwei Dinge von einander unterscheiden soll, so muß man gewisse Merkmale des einen anzugeben wissen, die bei dem anderen fehlen. Nun hat man allerdings solche Merkmale aufzufinden gesucht, keines derselben erweist sich aber als durchgreifend. Es giebt kein allgemein gültiges, für alle Fälle ausreichendes Unterscheidungszeichen des Schönen und des Angenehmen. Hingegen zeigt sich bei Beiden das gemeinsame Moment, daß man eben so wenig auf ein Absolut-Schönes wie auf ein Absolut-Angenehmes hinweisen kann; auch das Schöne ist relativ und genau so, wie das Süße dem Einen unangenehm ist, welches der Andere so wohlschmeckend findet, kann bei der Aufführung eines Schauspiels oder eines Musikstückes, welches das Wohlgefallen des Einen wach ruft, der Andere kalt und gleichgiltig bleiben.

Daß nun aber auch diese ästhetischen Urtheile im engeren Sinne, also die Urtheile über das Schöne, keine allgemeine Gültigkeit haben sollen, ist

für viele Menschen sehr häufig ein Gegenstand des Verdrusses und der Verbitterung. Und das ist sehr begreiflich. Niemand gesteht gern seine Ohnmacht. Da liest Einer ein Gedicht und ist davon ganz entzückt; der Andere aber, dem er es voll Begeisterung anrühmt, nennt es eine elende Reimerei. Ein Musikstück wird vorgetragen. Der Eine horcht mit gespannter Aufmerksamkeit, um ja keinen Ton aus dem kunstvoll verschlungenen Tongeflechte zu verlieren, der Andere blättert zerstreut in dem bereits hundertmal durchgesehenen Photographienalbum. Diese Musik ist für ihn keine Musik; sie sagt ihm nichts. Er hört nichts dabei, er fühlt nichts dabei; sie ist für ihn ein störendes Geräusch. Das ist sehr ärgerlich; man möchte haben, der Andere soll unserer Meinung zustimmen, es giebt aber kein Mittel, ihn dahin zu bringen. Solche Fälle kommen tagtäglich vor. Ein Glück, wenn die Beiden vernünftig genug sind, die Sache nicht so tragisch zu nehmen. Leider ist das sehr selten. In der Regel beginnen sie zu streiten. Jeder von ihnen will Recht behalten, aber Keinem gelingt es, den Anderen zu überzeugen, und je mehr sie sich anstrengen, dieses Ziel zu erreichen, desto heftiger wird der Kampf, und desto hartnäckiger bleibt jeder bei seiner Meinung.

Der alte Spruch: *De gustibus non est disputandum* — enthält eine sehr vernünftige Vorschrift; leider wird sie nicht befolgt. Ueber nichts wird so häufig und so viel gestritten, wie über den Geschmack, und das Ende eines solchen Streites, in welchem die beiden Gegner sich desto mehr erhitzen, je weniger sie zu beweisen im Stande sind, besteht gewöhnlich darin, daß Beide den Kriegsschauplatz mit einem moralischen Razenjammer verlassen und jeder von Beiden die feste Ueberzeugung davon trägt, daß der Andere ein Dummkopf sei, mit dem man über Sachen des Geschmacks gar nicht ernstlich sprechen dürfe. Ein köstliches Bild eines solchen Geschmackskrieges, voll Witz und Satire und im höchsten Sinne belehrend, hat Molière in dem Lustspiel „Die Kritik der Frauenschule“ geliefert.

Manchmal nehmen solche Streitigkeiten größere Dimensionen an. Die Gleichgesinnten auf beiden Seiten finden sich, schließen sich fester und inniger an einander, und ehe man sich's versieht, stehen zwei Parteien einander feindlich gegenüber. Die literarische Fehde zwischen Gottsched und Bodmer hat zehn Jahre lang die Federn der berühmtesten Autoren in ganz Deutschland in Bewegung gesetzt. Der berühmte Kampf der Gluckisten und Piccinisten in Paris hat die gesammte musikalische Welt in zwei feindliche Lager gespalten. Und was haben wir in unserer Zeit erlebt! Wir haben es gar nicht nöthig, unsere Beispiele aus der Vergangenheit zu holen, da wir ja das großartigste Schauspiel eines solchen Meinungskampfes selber mit angesehen. Seit nahezu fünfzig Jahren stehen die Anhänger und Gegner Richard Wagners einander gegenüber, und selbst heute ist der Kampf über die Bedeutung des Wagner'schen Kunstwerkes, wenn auch etwas gemildert, doch noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten: Keine der beiden

Parteien will den entgegengesetzten Geschmack als einen berechtigten gelten lassen, jede hält für ausschließlich berechtigt nur ihren Geschmack, jede von beiden Parteien behauptet mit Entschiedenheit, im Besitze des einzig richtigen, einzig wahren Kunstgeschmackes zu sein. Von jeder Partei wird der anderen Mangel an Schönheitssinn, an Kunstverständniß 2c. vorgeworfen; Unwissenheit, irregeleitete Empfindung sind die Complimente, die hin und her fliegen; es wird hinüber und herüber geschossen, aber nur mit Worten, nicht mit Argumenten; die scheinbaren Argumente haben keine Kraft, sie vermögen den Geschmacksgegner nicht zu überzeugen und prallen auf beiden Seiten wirkungslos ab: es wird nichts bewiesen, nichts demonstriert; es wird auf beiden Seiten bloß behauptet, und behaupten kann Jeder, was er will. Wenn die hin und her fliegenden Behauptungen materielle Wirkungen hervorbrächten, wie Kanonenfugeln, so würde es auch in einem solchen Geschmackskriege auf beiden Seiten an Todten und Verwundeten nicht fehlen; nur würden diese Opfer wenigstens als Märtyrer ihrer eigenen Ueberzeugung gefallen sein. —

Wie ärgerlich dieser Zustand nun auch erscheinen mag, und wie peinlich er den Einen oder den Anderen auch berührt (einem Kant z. B. erschien dieser Zustand geradezu als Skandal), die Geschmacksverschiedenheit ist darum doch nichts desto weniger eine Thatfache; diese Thatfache kann nicht geleugnet werden. Mit Thatfachen muß man sich abfinden, man muß sich ihnen anpassen. Gewöhnlich sagt man: Mit Thatfachen muß man rechnen. Wissenschaftlich ausgedrückt muß der Satz folgendermaßen formulirt werden: Thatfachen muß man zu begreifen suchen.

Also ständen wir vor der Frage: Woher rührt die Verschiedenheit des Geschmackes? Wie kommt es, daß der Eine angenehm nennt, was der Andere verabscheut, und daß der Eine schön findet, was den ästhetischen Widerwillen des Anderen hervorruft?

Wenn man die eine Hand in kaltes, die andere in warmes Wasser taucht, hierauf aber beide Hände in laues Wasser bringt, so hat man an der Hand, die aus dem kalten Wasser kommt, das Gefühl der Wärme, an der anderen aber, die vorher im warmen Wasser war, das Gefühl der Kälte, obwohl beide Hände sich in demselben Wasser befinden. Unter verschiedenen Umständen bringt eine und dieselbe Ursache verschiedene Wirkungen hervor. Die beiden Hände sind für die Temperatur des lauen Wassers nicht in gleicher Weise prädisponirt. Darin liegt die ganze Erklärung. So wirkt auch die Schönheit eines Gegenstandes in verschiedener Weise auf zwei Individuen, welche zur Auffassung dieser speciellen Art von Schönheit in verschiedener Weise prädisponirt sind, indem jedes von beiden eben seine Individualität mitbringt.

Ein Jüngling und ein Greis, ein Mann und eine Frau, ein Reicher und ein Armer, ein Satter und ein Hungeriger, ein scharfer Denker und ein träger Kopf, ein Blasirter und ein Enthusiast, ein Europäer und ein

Amerikaner, ein Deutscher und ein Franzose 2c. 2c.; alle diese betrachten einen und denselben Gegenstand unter verschiedenen, theils bloß transitorischen, theils aber stationären Voraussetzungen. Wer eine heitere Kindheit verlebt hat und sich eines sorgenlosen Daseins erfreut, steht einem Werke der Kunst oder einer Naturerscheinung anders gegenüber, als wer auf eine traurige Jugend zurückblickt und ein kummer- und sorgenvolles Dasein fristet. Ein lebhafter Mensch kann durch ein Object der Kunst oder Natur in eine Begeisterung versetzt werden, welche der Phlegmatiker als Ueberspanntheit belächelt. Die leiseste Jugenderinnerung kann bei einem in bestimmter Weise veranlagten Individuum den gegenwärtigen Gefühlseindruck so erhöhen, daß es der ganzen Umgebung in unbegreiflicher Ekstase erscheint. Man vergegenwärtige sich im Geiste die unübersehbare Fülle von Beziehungen, welche durch Alter, Geschlecht, Religion und Nationalität, Temperament, Gewohnheit und Sitte, durch Anlagen, Neigungen und Klima, durch Bildung und Gelehrsamkeit oder Mangel an dieser, durch Erziehung, Beschäftigung, lebhaften Verkehr oder Einsamkeit, durch Mode und Zeitströmung, durch Kameraderie und Eliquenwesen, besonders aber durch die am mächtigsten treibenden Leidenschaften, durch Liebe, Haß, Zorn, Rachsucht 2c. die Empfindung modificiren, man erwäge alle die tausend und tausend unbestimmbaren Einflüsse, welche bei Betrachtung eines Gegenstandes als begleitende Umstände sich geltend machen, und man wird die so häufig zu Tage tretende Geschmacksverschiedenheit als etwas ganz Natürliches ansehen, d. h. als Etwas, das gerade so ist, wie es der Natur nach sein muß und gar nicht anders sein kann.

Es giebt auf der ganzen Erde nicht zwei Individuen, bei denen sämtliche begleitende Umstände genau dieselben wären, so wie man selbst im ausgedehntesten Walde nicht zwei Bäume findet, die sich von einander durch gar nichts unterscheiden.

Die Ursache der Geschmacksverschiedenheit ist also gegeben.

Nicht Jedermann beruhigt sich bei dieser Erklärung. Derjenige, welcher die Allgemeingültigkeit des ästhetischen Urtheils wie ein Dogma festhält, ist durch diese Erschütterung seines dogmatischen Glaubens schmerzlich berührt, er meint, man habe ihn mit dieser Erschütterung um einen Besitz gebracht, dessen er in Ruhe und Behaglichkeit sich erfreut, und er kann den Verlust dieses seines vermeintlichen Besitzes nicht ertragen. Und so sind denn auch Stimmen laut geworden, welche die Geschmacksverschiedenheit, da sich diese als Thatsache nun einmal nicht wegdemonstriren läßt, unwirksam zu machen oder wenigstens abzuschwächen suchen, dadurch, daß sie der Geschmacksverschiedenheit die in so vielen Fällen sich kundgebende Uebereinstimmung im Urtheil entgegenstellen.

Die meisten Menschen halten eine Rose für schön, eine Kröte für häßlich, das Pferd für etwas Schönes, das Rhinoceros für etwas Häßliches. Es wird sich wohl kaum Jemand finden, den der Anblick des Regenbogens

nicht schon irgend einmal entzückt hätte. Der Sonnenaufgang, der Sonnenuntergang, der blaue Himmel, die mannigfachen Wolkengestaltungen, ein breiter Strom, ein weithingegossener See, das Rieseln des Baches, das Gezäuscher der Vögel und tausend andere Naturgegenstände erwecken wahrscheinlich mehr oder minder das Wohlgefallen eines Jeden. In Menagerien, zoologischen und botanischen Gärten, aber auch in Museen, Gemälbegallerien, Gewerbe- und Kunstausstellungen, im Theater- und Concertsaal hat man häufig Gelegenheit, eine große Uebereinstimmung des Geschmacks wahrzunehmen. Die Sixtinische Madonna in Dresden wird fast allgemein bewundert. Das Rätzchen von Heilbronn, der Don Carlos, die Zauberflöte, der Freischütz, erfreuen sich einer großen Beliebtheit. In einem Concertsaale, im Theater bricht am Schlusse mancher Scene, bei Beendigung manches Musikstückes das ganze Publicum einmüthig in einen Sturm von Beifall aus. In einem solchen Augenblicke äußern alle Anwesenden ihr Wohlgefallen an einem und demselben Objecte. Alle zeigen sich gerührt, erschüttert, beseligt, erfreut; Alle befinden sich ihrem äußeren Verhalten nach in einem ähnlichen Gemüthszustande. Sollte eine solche Uebereinstimmung dem Geschmacksurtheile nicht den höchsten Grad von Gewißheit verleihen? Wenn alle Menschen sagen: die Rose ist schön — sollte dieses Urtheil auf Allgemeingiltigkeit keinen Anspruch haben?

Diese Berufung auf die allgemeine Uebereinstimmung sieht sehr bestechend aus, sie ist aber der Thatsache der Geschmacksverschiedenheit gegenüber unzureichend. Allerdings ist auch die Uebereinstimmung im ästhetischen Urtheile eine häufig genug zu Tage tretende Erscheinung, also ebenfalls eine Thatsache, welche nicht geleugnet und auch nicht ignorirt werden darf.

Wir haben also zwei Thatsachen, die einander gegenüberstehen, daher gilt es, die eine wie die andere in's Auge zu fassen und zu prüfen, ob die Thatsache der Uebereinstimmung im Stande ist, die Consequenzen, die sich aus der Thatsache der Geschmacksverschiedenheit für das ästhetische Urtheil ergeben, zu beseitigen, oder auch nur abzuschwächen.

Dies ist nun durchaus nicht der Fall; denn abgesehen davon, daß die Voraussetzung einer ausnahmslosen Uebereinstimmung eine Anticipation der Erfahrung ist, da eine solche durch keine Erfahrung eruiert oder controlirt werden kann, so müßte uns die allgemeine Uebereinstimmung nichts, auch wenn die Controle möglich wäre. Nehmen wir also für einen Augenblick diese Möglichkeit an; nehmen wir an, wenn wir noch niemals Jemanden gefunden haben, der die Schönheit der Rose geleugnet hat, so werden wir auch in alle Zukunft Keinen finden, der sie bestreitet. Also können wir vermöge eines berechtigten Inductionschlusses die Behauptung aufstellen: die Rose gilt allgemein für schön; ebenso vielleicht auch die Behauptung: die Kröte gilt allgemein für häßlich. Hier haben wir nun eine allgemeine Uebereinstimmung; allein was nützt sie uns? Wenn selbst alle Menschen über die Schönheit der Rose einig sind, sind sie deshalb auch betreffs aller anderen Objecte einig?



Mögen Alle sagen: die Rose ist schön! — mögen Alle sagen: die Kröte ist häßlich! — Gut! Was thun wir aber mit allen anderen Objecten, die bezüglich ihrer Schönheit zwischen Rose und Kröte in der Mitte liegen? Ist eine Schlange schön? Ist der Seehund schön? wird sich auch in Beziehung auf diese Objecte eine allgemeine Uebereinstimmung ergeben? In den Extremen ist ja allerdings leicht eine Uebereinstimmung zu erzielen. Feuer brennt Jeden, und die Wollust ist eine Entzückung für Jeden, ebenso mag Jedermann auch an dem Anblick der Rose Wohlgefallen, an dem der Kröte Mißbehagen finden; aber die extremen Fälle sind ja eben die äußersten, also die selteneren. Wir haben es aber mit der großen Uebersahl der nicht extremen Fälle zu thun, und wenn in Beziehung auf diese zugegeben werden muß, daß eine allgemeine Uebereinstimmung nicht, oder wenigstens nicht immer zu erzielen sein wird, so wird sich sogleich die Thatsache der Geschmacksverschiedenheit in ihrer weitaus überwiegenden Bedeutung geltend machen.

Wenn man, wie es hier geschieht, auf diese Bedeutung hinweist, so wird ja damit nicht geleugnet, daß in vielen Fällen eine große Uebereinstimmung angetroffen wird. Die eine Thatsache hebt aber die andere nicht auf. Die Uebereinstimmung im Urtheile: schön oder häßlich — müßte in Beziehung auf alle Objecte der Natur und Kunst vorhanden sein, sie müßte ausnahmslos sein, wenn sich aus ihr als Quelle die Allgemeingiltigkeit des ästhetischen Urtheils ableiten lassen sollte. Da aber die Uebereinstimmung in Beziehung auf die große Mehrzahl der Objecte nicht vorhanden ist, sondern wie die Erfahrung tagtäglich lehrt, die Verschiedenheit des Geschmacks hervortritt, so oft nur zwei Menschen beisammen sind, so ist es klar, daß jedem Versuche, aus der Uebereinstimmung im ästhetischen Urtheile die Allgemeingiltigkeit des ästhetischen Urtheils abzuleiten, durch die bloße Hinweisung auf die Thatsache der Geschmacksverschiedenheit von vornherein der Boden entzogen wird.

Die Ueberlegenheit der einen Thatsache über die andere zeigt sich auch noch in Folgendem:

Wenn Zwei über die Schönheit eines Objectes mit einander uneins sind, so ist die Verschiedenheit ihres Geschmacks eine Thatsache, die nicht mehr alterirt werden kann. Kommt zu den Beiden ein Dritter, ein Vierter 2c., so kann jeder Nachfolgende nur mit Einem der Beiden übereinstimmen, oder er kann eine von Beiden gänzlich abweichende Meinung haben. In dem einen wie in dem anderen Falle bleibt die hervorgetretene Geschmacksverschiedenheit als Thatsache unangetastet und eine Uebereinstimmung im Urtheile ausgeschlossen. Anders verhält es sich bezüglich der Uebereinstimmung. Wenn zwei Menschen über die Schönheit eines Gegenstandes völlig eines Sinnes sind, so herrscht zwischen diesen Beiden allerdings Uebereinstimmung, aber sie haben keine Garantie, daß die Uebereinstimmung aufrecht erhalten bleiben werde, wenn ein Dritter, ein Vierter 2c. hinzu-

kommt. Die Uebereinstimmung hört auf, sobald ein neu Hinzukommender eine der hier ausgesprochenen Meinung entgegengesetzte äußert. Diese Möglichkeit ist aber immer offen, so viele ihrer bereits übereingestimmt haben mögen, und wenn es Tausend oder tausendmal Tausend wären. Immer kann noch Jemand kommen, der mit dem hier als gültig anerkannten Urtheil nicht übereinstimmt, und somit kann die Uebereinstimmung von Tausenden durch das Entgentreten eines Einzelnen alterirt werden, d. h. es herrscht mehr keine allgemeine Uebereinstimmung, denn der Eine, der den Anderen sich gegenüberstellt, stimmt nicht mit überein.

Diese Erörterung hat allerdings nur einen akademischen Werth; praktisch werden sich die Anderen an ihrer eigenen Uebereinstimmung genug sein lassen, ohne auf den Gegner Rücksicht zu nehmen. Und sie werden natürlich dem Gegner gegenüber auch Recht behalten; aber eine Theorie können sie darauf nicht bauen. Bei Sätzen, denen die Demonstration ihre Kraft ertheilt, wie bei den Lehrsätzen der Geometrie, der Mechanik 2c. ist die Gültigkeit des Urtheils unabhängig von der Zustimmung. Mag Jemand die Wahrheit eines demonstirten Satzes anerkennen, oder nicht, dies erschüttert die Gewißheit desselben nicht im Geringsten. Bei Urtheilen aber, deren Gewißheit auf die allgemeine Uebereinstimmung gegründet werden soll, muß diese allgemeine Uebereinstimmung (wenigstens so weit sie praktisch erreichbar ist) auch vorhanden sein; man kann daher über keinen Einzelnen, gleichsam als ob er gar nicht mitzähle, zur Tagesordnung übergehen. Thut man es dennoch und setzt sich über sein abweichendes Urtheil hinweg, so hat man hiermit den Boden verlassen, aus dem man seine Kraft zu schöpfen vorgiebt, und das Recht, sich auf die allgemeine Uebereinstimmung zu berufen, aufgegeben.

Dem ungeachtet fehlt es nicht an Stimmen, welche der Thatsache der Uebereinstimmung im Urtheil vor der Thatsache der Geschmacksverschiedenheit den Vorzug eingeräumt wissen wollen. Sie argumentiren folgendermaßen: findet Uebereinstimmung statt, so ist das Urtheil, das ist schön! — oder, das ist häßlich! — als allgemein gültig anzusehen; findet keine Uebereinstimmung statt, sondern tritt Geschmacksverschiedenheit hervor, so ist durch den Mangel an Uebereinstimmung eben der Beweis geliefert, daß man es in dem speciellen Falle nicht mit einem wahrhaft Schönen zu thun habe.

Diese Argumentation ist eigentlich nur eine Paraphrase des Principes: Schön ist, was allgemein gefällt. Es ist aber früher schon gezeigt worden, daß dieses Princip ein unzureichendes ist und keine Handhabe für das ästhetische Urtheil bietet. Mag die Sixtinische Madonna in Dresden allgemein für schön gelten, gilt auch Holbeins Madonna allgemein für schön? Und wenn dies nicht der Fall ist, soll man sie für unschön halten? Und wenn man sie für unschön erklären würde, zählt sie nicht demungeachtet Hunderte und Tausende, welche die Dresdener Gallerie besucht haben, zu

ihren Bewunderern? Was ist damit gewonnen, wenn man auf Homer, Shakespear, Goethe und Andere hinweist als auf solche Dichter, die allgemeinen Beifall haben? Ist durch solche Uebereinstimmung (vorausgesetzt, daß sie vorhanden wäre und sich controliren ließe) ein Mittel geboten, über andere Dichter, wie Calderon, Byron, Victor Hugo, Kleist, Hebbel, Ibsen, in Beziehung auf welche ein allgemeiner Beifall nicht vorausgesetzt wird, ein Urtheil zu fällen? Wenn der „Freischütz“ vielleicht Jedermann gefällt, wie verhalten wir uns zu Wagners Nibelungenwerk? Sollen wir es für unschön halten, weil es nicht allgemein gefällt?

Die Thatsache der Uebereinstimmung im Geschmack wird also weder gelehnet, noch ignoriert. Um aber den Werth und die Bedeutung dieser Thatsache richtig zu schätzen, wird man, genau wie bei der Thatsache der Geschmacksverschiedenheit, sich die Frage vorlegen müssen, wie in manchen Fällen eine so große Uebereinstimmung sich zeige, woher sie rühre; es handelt sich also um die Genesiß einer solchen Uebereinstimmung.

Die Uebereinstimmung im Geschmacksurtheil ist selten unmittelbar, sondern eher gezüchtet; sie ist selten rasch oder gar plötzlich, sondern sie bildet sich größtentheils allmählich, und oft bedarf dieser Proceß langer Zeiträume. Die Zeit ist ein geräuschloser, aber unermüdlich fortwirkender Factor, der die Meinungen der Menschen auf den mannigfaltigen Gebieten, in denen es keine exacte Sätze und demonstirte Wahrheiten giebt, in einem stetigen Flusse erhält, so daß heute über Werke, welche ihrer Zeit Gegenstand heftiger Kämpfe gewesen, möglicherweise die aller schönste Uebereinstimmung herrscht. Ein Gemälde wie Raphael's Sirtina hat durch die Sanction der Jahrhunderte, eine Dichtung wie die „Ilias“ durch die Sanction von Jahrtausenden eine Autorität erhalten, welche von nachwachsenden Generationen nicht mehr angetastet wird. In den verschiedenen Unterrichtsanstalten, Schulen und Akademien wird auf eine Art von Uniformirung des Geistes hingearbeitet, welche die gefährlichste Feindin jeder selbstständigen Regung ist, und eingelernte Urtheile präoccupiren die Empfindung und geistige Freiheit des Individuums. In den Gymnasien lernen die Knaben den Namen Homer verehren, lange bevor sie fähig sind, „Ilias“ oder „Odyssee“ zu lesen, und diejenigen, welche heute Raphael's Madonna bewundern, treten schon mit stiller Scheu und Ehrfurcht an das Gemälde heran; sie haben es bewundern gelernt, ehe es ihnen vergönnt war, es anzuschauen.

Man muß aber nicht auf Raphael und Homer exemplificiren, sondern auf Einen, der noch nicht sanctionirt ist. Der Lebende wird allezeit bestritten, er heiße, wie er wolle. Man hat Mozart bestritten, man hat Beethoven bestritten. „Figaros Hochzeit“ und „Fidelio“ haben in Wien dasselbe Schicksal gehabt; beide Opern sind hier durchgefallen. Das Manuscript der Hand gewidmeten Quartette erhielt Mozart vom Verleger zurück mit der Aufforderung, doch erst die orthographischen Fehler auszubessern. Seine Kühnheiten in Modulation und Harmonie wurden als orthographische Fehler angesehen

und Beethovens spätere Compositionen wurden für Producte des Wahnsinns erklärt. Shakespeare war völlig in Vergessenheit gerathen und mußte erst wieder gleichsam ausgegraben werden, und gegen Goethe und Schiller wurden in Deutschland zur Zeit der „Horen“ Angriffe gerichtet, wie man sie heftiger und maßloser gar nicht denken kann.

Heute herrscht über alle diese Dichter, Musiker und Maler die schönste Uebereinstimmung. Was aber soll mit dieser nachträglichen Einstimmigkeit erwiesen werden? Wenn es sich etwa im vorigen Jahrhundert in einem speciellen Falle um ein Urtheil gehandelt hat, konnte man die nachträgliche Uebereinstimmung nach hundert Jahren anticipiren, um über das Wert etwas auszusagen? Und wenn wir heute ein neues Werk zu beurtheilen haben, soll jeder Einzelne seiner eigenen Empfindung mißtrauen, mit seiner Meinung zurückhalten und mit seinem Urtheil warten, bis das nächste Jahrhundert sich darüber ausgesprochen haben wird? oder sollen wir das Urtheil der Zukunft anticipiren? Da kommen wir erst recht aus dem Regen in die Traufe. Wir können uns nicht einigen über das, was vorliegt, und wir sollen prophezeien, wie man in der Zukunft über einen gegenwärtig strittigen Fall sich entscheiden wird. Es ist lächerlich genug, daß es dennoch geschieht. Aber mit welchem Erfolg? Der Anhänger der Wagner'schen Musik ist von der Unsterblichkeit Rich. Wagners fest überzeugt. Was nützt es ihm aber, wenn er diese Ueberzeugung äußert? gelingt es ihm auch, den Gegner davon zu überzeugen? Der Gegner lächelt höhnisch und sagt: In fünfzig Jahren wird kein Mensch mehr an Wagners Werke denken.

Wollte man also die Uebereinstimmung des Geschmacks als Beweis für die Schönheit eines Werkes geltend machen; einem Werke aber, in Beziehung auf welches keine Uebereinstimmung herrscht, in Folge dieses Mangels die Anerkennung der Schönheit verweigern, so müßte dasselbe Werk, welches heute auf Grund der allgemeinen Uebereinstimmung für schön erklärt wird, in einer früheren Zeit, da es diese Anerkennung nicht gefunden hatte, häßlich gewesen sein. Grillparzer's „Wehe dem, der lügt,“ ist vor ungefähr 50 Jahren in Wien schmählich durchgefallen, vor 14 Jahren aber wurde es im Burgtheater mit großem Beifall aufgenommen. Also — war ein Stück vor 50 Jahren häßlich, und heute ist es schön und zwar in allgemeingiltiger Weise — und das ist im objectiven Sinne ein Unfunt; es liegt aber gar kein Widerspruch darin, zu sagen: vor 50 Jahren hat es nicht gefallen, heute gefällt es: der Geschmack hat sich geändert.

Die nachträgliche, im Laufe der Zeit herausgebildete Uebereinstimmung beweist aber für die Allgemeingiltigkeit des ästhetischen Urtheils auch darum nichts, weil sie, mag sie auf welche Art immer zu Stande gekommen sein, die früher bestandene Verschiedenheit der Urtheile als Thatsache nicht aufhebt. Der Geschmack einer nachfolgenden Zeit hat vor dem Geschmack einer verfloffenen Zeit nichts voraus. Der Geschmack und die Empfindung einer Zeit ist dem Geschmack und der Empfindung einer anderen Zeit

gegenüber auch nur individuell, und keine Zeit hat das Privilegium, maßgebend für alle Zeiten zu sein. Wenn man von Werken spricht, welche die Jahrtausende überdauern, so ist damit nicht gesagt, daß der Geschmack, die Empfindung, der Geist, der Stil, der in solch einem Werke herrscht, ein zu allen Zeiten lebendiger sei. Schreiben unsere Dichter wie Homer? Dichten unsere Tragiker wie Aeschylos oder wie Sophokles?

Es herrscht die Meinung, man könne aus der Summe aller jener Werke, welche die nachträgliche Anerkennung gefunden haben, Dasjenige, was ihnen allen gemeinsam ist, abstrahiren und dieses gemeinsame Schöne als das wahrhaft Schöne bezeichnen.

Dieser Weg scheint viel versprechend. Wenn dieses gemeinsame Schöne erkannt und präcisirt werden könnte, so wäre in der That das Problem des Schönen aufgelöst. Soll ein neues Werk beurtheilt werden, so hätte man es einfach nur darauf hin zu prüfen, ob es gleichfalls das bereits erkannte Gemeinjam-Schöne an sich trage oder nicht, und jeder Streit über die Schönheit desselben wäre ausgeschlossen. Hat es dieses Gemeinjam-Schöne, so ist es schön; hat es das Gemeinjam-Schöne nicht, so ist es nicht schön. Es scheint aber dieses Gemeinjam-Schöne bisher noch nicht aufgefunden zu sein: denn der Streit kehrt immer wieder. Da kommt z. B. Friedrich Hebbel mit seiner „Judith“. Guxlow begrüßt das Werk mit Anerkennung, die Crelinger ist entzückt und begeistert, Grillparzer aber findet es fragenhaft. Also hat es das Gemeinjam-Schöne nicht? Wie aber, wenn man in Zukunft finden sollte, daß es schön ist, wird es dann das Gemeinjam-Schöne haben? oder es kommt Richard Wagner, und der große Parteienkampf entzündet sich. Warum sieht man denn nicht einfach nach, ob Wagner das mit Palestrina, Allegri, Bach, Händel, Gluck u. bis herauf zu Beethoven Gemeinsame-Schöne habe oder nicht? wozu der vierzigjährige Krieg, wenn es zur Erforschung der wahren Schönheit einen so untrüglichen Maßstab gäbe?

Nicht mit alten Werken, mit neuen muß man die Probe machen, wenn man die Kraft kennen lernen will, mit der die Verschiedenheit des Geschmacks sich äußert. Nicht Raphael — Matejko, Munkacsy, Wereschagin muß man ausstellen; nicht „Romeo und Julia“, nicht den „Don Juan“ — die „Hermannschlacht“, „Herodes und Mariamme“, den „Parisfal“ muß man aufführen. Werke dieser Art führe man dem Publicum vor, und dann gehe man hin und gründe die Gewißheit des ästhetischen Urtheils auf Grundlage der allgemeinen Uebereinstimmung.

Wenn man es recht besieht, so steckt hinter der Berufung auf die allgemeine Uebereinstimmung, welche ja thatsächlich gar nicht controlirt werden kann, nichts Anderes als das Princip der Majorität, oder daß wir das Kind beim rechten Namen nennen, die Vergewaltigung. Das Urtheil über das Schöne wird zu einer Machtfrage. Der Einzelne verschwindet gegenüber der Masse. Dieses Princip kann aber nur da zur

Geltung kommen, wo es sich um Acte des Willens handelt. Wenn in einer beschließenden Versammlung in Beziehung auf einen Antrag, der zum Gesetze erhoben werden soll, einander entgegengesetzte Ansichten sich geltend machen, so entscheidet nach dem Herkommen die Majorität. Der Wille der Minderzahl wird zum Schweigen gebracht, nicht ihre Ansichten, nicht ihre Empfindungen. In seiner Empfindung kann Niemand majoritirt werden, und wenn ihm die ganze Welt gegenübersteht. Ebensovienig wie eine Majorität über die Wahrheit eines geometrischen Lehrsatzes entscheiden kann, so wenig vermag sie zu bewirken, daß mir dasjenige mißfalle, was mir gefällt, oder daß mir in Wahrheit angenehm sei, was mir unangenehm ist. Eine solche Macht giebt es nicht, die im Stande wäre, in mein innerstes Empfindungsleben hineinzugreifen und mit meinen Gefühlen nach ihrem Belieben zu schalten.

Vielleicht aber doch.

Schiller sagt: Man muß die Stimmen wägen und nicht zählen.

Diesem Ausspruche Schillers gemäß könnte man vielleicht folgendermaßen argumentiren: Zugegeben, daß Jeder nach seinem Geschmack urtheilt, sind denn aber darum auch alle Urtheile gleichwerthig, und soll es gar keinen Unterschied begründen, von welchem Individuum das Urtheil ausgeht? Ist der Geschmack des Einen nicht durch natürliche Anlage besser, zarter, feiner, ist er nicht durch Uebung, Studium und erworbene Kenntnisse gebildeter, veredelter als der des Anderen? und da sollte es gleichgiltig sein, wer derjenige ist, der das Urtheil fällt? Wenn nun Zweie über die Schönheit eines Gegenstandes verschiedener Meinung sind, so mögen sie es immerhin sein, was verschlägt uns das? Recht hat doch nur der Eine von Beiden, und zwar Derjenige, der den besseren Geschmack hat. Mag der Andere ein abweichendes Urtheil fällen, er befindet sich im Irrthum; es ist sein eigener Nachtheil, wenn er seinen Geschmack nicht genügend cultivirt hat; er soll ihn bilden, soll ihn läutern, &c.

Hier haben wir ein anderes Princip, welches dem Principe der Majorität gerade entgegengesetzt ist; es ist das Princip der Autorität. Auch hier wird der Einzelne der großen Menge gegenüber gestellt, aber nicht der Einzelne verschwindet vor der Menge, sie ist es, die sich vor dem Urtheil des Einen zu beugen hat.

So viel ist gewiß, daß sich die Menschen sowohl durch angeborene Anlagen, als auch durch erworbene Kenntnisse und Wissenschaften von einander unterscheiden; so gut wir nun dem Einen einen größeren Verstand zutrauen als dem Anderen, eben so sollte man meinen, müsse auch in Beziehung auf den Geschmack der Vorzug des Einen vor dem Anderen anerkannt werden.

Das sieht sehr plausibel aus, wird aber einer näheren Prüfung schwerlich Stand halten. Zunächst muß ein für allemal das Vorurtheil zerstört werden, als ob das Gefühl sich irren könnte. Man spricht von wahrem Gefühl, von

falschem Gefühl, von richtiger Empfindung, von unrichtiger Empfindung; allein alles dies beruht auf einer falschen Voraussetzung, darauf, daß die Empfindung sich irre. Von einem Irrthum der Empfindung kann aber nicht die Rede sein. Es zeugt von sehr wenig Kenntniß des menschlichen Herzens, wenn man die tragische Schuld im „Othello“ in einem Gefühlsirrtum der Desdemona zu finden glaubt. Desdemona hätte den Mohren nicht lieben sollen. Sie liebt ihn aber. Als ob das Herz sich vorschreiben ließe, wen es lieben soll. Eine Empfindung ist weder richtig, noch unrichtig, weder wahr, noch falsch; eine Empfindung ist eine Thatsache. Der Ausdruck dieser Thatsache ist das Gefühlsurtheil, das Geschmacksurtheil, es ist die Aeußerung eines Gemüthsvorganges, nichts Anderes. Die Form dieses Urtheils ist nun allerdings eine solche, als ob es über ein Object außer mir etwas aussagen würde; dies ist aber nicht der Fall. Wenn ich sage: die Rose ist schön, — so heißt dies eigentlich nichts Anderes, als: die Rose gefällt mir. Die objective Form des Urtheils verursacht das Mißverständniß, als ob über die Rose etwas ausgesagt würde, während streng genommen nicht über die Rose ausgesagt wird, sondern über den Zustand, in welchem ich durch den Anblick der Rose versetzt werde — und darin unterscheidet sich das ästhetische Urtheil von dem Verstandesurtheil, welches letztere seine Aussage immer auf einen Gegenstand außer mir bezieht, eine Aussage, welche mit meiner Gefühlsinnerlichkeit keinen Zusammenhang hat, weder von der specifischen Beschaffenheit meines Gemüthszustandes abhängig ist, noch auch meinen Gemüthszustand in irgend welcher Abhängigkeit von sich selber erhält. Daß bei der gleichförmigen Bewegung der Weg gleich ist dem Producte aus Zeit und Geschwindigkeit, ist eine Behauptung, welche mittheilbar, Jedem zugänglich ist, mit dem Verstande von Jedem eingesehen und von dem Einen eben so gewußt werden kann, wie von dem Anderen, sie bezieht sich auf etwas außer uns Allen, und darum ist ihre Gültigkeit auch allgemein, sie bezieht sich auf ein Object, und darum ist sie objectiv. Alles dies ist nicht der Fall beim Gefühlsurtheil. Dieses ist und bleibt im Gemüthe eingeschlossen, und darum ist es subjectiv und giltig nur für das betreffende Subject. Von einem Irrthum kann aber nur da die Rede sein, wo es sich um Aussagen über äußere Dinge handelt, nicht da, wo Jemand mit seinen Aussagen gar nicht aus sich herausgeht. Seine Aussage im letzteren Falle ist so unbedingt nur auf ihn beschränkt, daß ihre Richtigkeit von Niemandem controlirt, weder bestätigt noch bestritten werden kann. Was an dem Geschmacksurtheile bestritten werden kann und hier mit aller Entschiedenheit bestritten wird, das ist eben der Anspruch, den es auf Allgemeingültigkeit erhebt. Wenn aber das Geschmacksurtheil, wozu es allein berechtigt ist, sich auf sich selbst einschränkt, kann es niemals controlirt, weder als ein richtiges anerkannt, noch als ein unrichtiges widerlegt werden. Das Verstandesurtheil, da es über ein äußeres Object abgegeben wird, charakterisirt sich gerade darin, daß es auch nach Beschaffenheit dieses Ob-

jectes controlirt, also als richtig oder als unrichtig befunden werden kann; daher kann von einem Irrthum nur bei Verstandesurtheilen die Rede sein.

Ein Verstandesurtheil kann durch eine nachträglich gewonnene Einsicht als falsch erkannt und corrigirt werden, ein Gefühlsurtheil niemals. So lange die Menschen der Meinung waren, daß sich die Sonne täglich um die Erde drehe, hielten sie diese Meinung für eine richtige; daß diese Meinung eine unrichtige sei, davon wußten sie nichts; als solche wurde sie zuerst von Kopernikus erkannt. Seit Kopernikus ist diese Meinung ein Irrthum. Daß sich aber für unsere Wahrnehmung die Sonne des Morgens über den Horizont erhebt und in die Höhe steigt, das ist auch heute noch kein Irrthum. Kopernikus, Galilei, Newton, Foucault haben es wissenschaftlich außer Zweifel gestellt, daß sich die Erde um ihre eigene Achse drehe, aber alle ihre Beweise sind unvermögend, den Augenschein zu widerlegen. Wir wissen, daß sich nicht die Sonne um die Erde dreht, für unsere Empfindung aber dreht sich auch heute noch die Sonne um die Erde.

Wenn Jemand folgenden Schluß machen wollte: Mit zwei Pferden fahre ich von Wien in einer halben Stunde nach Schönbrunn; lasse ich mir zehn Mal so viel, also zwanzig Pferde vorspannen, so werde ich auch in dem zehnten Theil der Zeit, also in drei Minuten, an Ort und Stelle sein, — so macht er einen der Form nach richtigen, aber dem Inhalte nach falschen Schluß, indem er nur die Zahl der Pferde berücksichtigt und alle anderen Umstände, die dabei in's Spiel treten, außer Acht läßt; er befindet sich in einem Irrthum, und dieser Irrthum kann leicht corrigirt werden. Er braucht nur zu bedenken, daß ein Pferd von Wien nach Schönbrunn in drei Minuten nicht laufen kann, und daß zwanzig Pferde nicht schneller laufen als jedes einzelne für sich allein läuft. Oder — man braucht ihn die Multiplication nur noch weiter fortsetzen zu lassen, wo dann bei einer ungeheuern Anzahl von Pferden ein so verschwindend kleines Zeittheilchen herauskäme, daß ich sagen könnte: wir sind schon dort! — Wenn aber Jemand sagt: dieser Wein ist sauer — oder: dieses Gemälde ist nicht schön — so sind solche Urtheile keiner Correctur fähig. Wie kann ich zur Erkenntniß gebracht werden, daß der Wein, der mir sauer schmeckt, nicht sauer sei; daß ein Gemälde oder ein Musikstück, das mir mißfällt, schön sei? Man müßte mir denn beweisen können, daß dasjenige, was mir mißfällt, mir nicht mißfalle — und diese Möglichkeit ist wohl ausgeschlossen. Ich kann allerdings ein Musikstück heute schön finden, welches mir in früherer Zeit mißfallen hat, oder auch umgekehrt, allein das ist keine Correctur. Es ist eine Veränderung der Empfindung, und nicht jede Veränderung ist eine Verbesserung. Meine frühere Empfindung war nicht etwa ein Irrthum, welcher durch die gegenwärtige Empfindung enthüllt und corrigirt wird. Die beiden Empfindungen sind vielmehr von einander gänzlich unabhängig. Die frühere Empfindung ist eine Thatfache für sich, die jetzige Empfindung ist eine Thatfache für sich, und die eine Thatfache wird durch die andere



nicht aufgehoben; es ist die Möglichkeit gar nicht ausgeschlossen, daß die frühere Empfindung wieder auftaucht und sich an die Stelle der gegenwärtigen setzt, während das, was ich einmal als Irrthum erkannt habe, mir niemals wieder als Wahrheit gelten kann.

Ist nun aber das Gefühl dem Irrthum nicht unterworfen, wie soll da die Autorität entscheiden, wo es eben nur auf das Gefühl ankommt? Wie documentirt sich die Autorität? durch den bessern Geschmack! Welcher Geschmack ist aber der bessere?

Den besseren Geschmack zeigt man dadurch, daß man das Schöne von dem Häßlichen zu unterscheiden vermag; daß aber das Schöne schön und das Häßliche häßlich sei, darüber entscheidet der bessere Geschmack.

Ich fürchte, es ist der lächerlichste Cirkel, in den man jemals gerathen kann. Ja, wenn das Schöne ein Gegenstand der Erkenntniß wäre, dann würde auch vermöge der Erkenntniß das Urtheil über das Schöne gesprochen werden; da das Schöne aber nicht vom Verstande, sondern vom Gefühle erfaßt wird, werde ich denn jemals dem Gefühle des Andern mehr trauen, als meinem eigenen? Wenn Jemand Etwas schön findet, was ich nicht schön finde, werde ich denn zugestehen, daß er den besseren Geschmack habe? Wenn nun Zwei in Beziehung auf die Schönheit eines Gegenstandes mit einander nicht übereinstimmen, was nützt es dem Einem, sich auf seinen besseren Geschmack zu berufen? was hindert den Anderen, dasselbe zu thun?

Auf diese Art wird nichts erzielt, als eine Verschiebung des Streitgegenstandes; die Beiden, welche früher über die Schönheit einer Sache im Streite waren, streiten jetzt darüber, wer von ihnen den besseren Geschmack habe. Wer hat wohl von sich selbst die Meinung, er habe keinen guten Geschmack? Die Empfindung ist incommensurabel, folglich giebt es auch keinen Werthmesser für den Geschmack. Wenn Zweie streiten, wer von ihnen den besseren Geschmack habe, wer soll den Proceß entscheiden? Der Schiedsrichter könnte dies wieder nur durch ein Geschmacksurtheil. Wer aber bürgt uns für seinen Geschmack?

Vielleicht das Genie? Einem Künstler, einem Dichter, einem Musiker, welcher Werke hervorbringt, die unseren Beifall haben, werden wir vermuthlich auch den besseren Geschmack zutrauen! Die Erfahrung lehrt aber, daß wir auch das Genie bestreiten, wie sollen wir uns da den Zwang eines aufgedrungenen Geschmackes gefallen lassen? Oder glaubt man, daß Diejenigen, welche Mozart und Beethoven bestritten, bei diesen Genies den guten Geschmack anerkannt haben? im Gegentheil. Auch in unserer Zeit würden die Gegner Richard Wagners niemals zugeben, daß man von ihm den guten Geschmack habe lernen können. Apollon konnte den Marsyas schinden, er konnte ihn aber nicht zwingen, seine Autorität anzuerkennen.

Nun sagt man aber, der Geschmack sei wohl eine angeborene Fähigkeit, aber diese Fähigkeit müsse entwickelt, der Geschmack müsse gebildet, müsse geläutert werden. Ohne Zweifel kann dies geschehen und geschieht

auch; allein, nach welcher Richtung hin geschieht es, und nach welcher soll es geschehen?

Die Bildung und Läuterung des Geschmacks setzt ja doch die Kenntniß dessen, was gebildeter und geläuterter Geschmack sei, schon voraus. Diese Kenntniß haben wir nicht. Man sagt, der Fachmann habe diese Kenntniß. Gut! Wir heißen sie willkommen. Aber welcher Fachmann ist es, an den wir uns wenden sollen? Offenbar giebt es verschiedene Schulen, und jede Schule lehrt einen anderen Geschmack. Der Fachmann wird uns lehren, worin sich der gothische Stil von der Antike und von der Renaissance unterscheidet, er wird uns den Unterschied zwischen der niederländischen und der italienischen Schule deutlich machen, er wird uns erklären, was polyphone, was homophone Musik sei. Wir werden uns das Alles merken. Er wird uns vielleicht sagen, daß man die verschiedenen Stilarten nicht durcheinander werfen soll, und wir werden es vielleicht respectiren und uns hüten, dergleichen zu thun. Aber was ist damit gewonnen? Wird er uns auch sagen, welcher Geschmack der einzig richtige sei? Ja, gewiß, er wird es thun. Wird sich aber nicht sogleich ein anderer Fachmann finden, der ihm widerspricht? Sind denn alle Fachmänner in sämtlichen Fragen, über welche sie Bescheid geben sollen, einig? Noch vor wenigen Jahren haben an der Wiener Kunst-Akademie der Dombaumeister Schmidt und der Grieche Hansen als Lehrer neben einander gewirkt. Sie waren persönlich einander die besten Freunde; was aber ihren Kunstgeschmack anbelangt, so wollte Hansen von der Gothik nichts wissen, ebenso Schmidt nichts vom Griechenthum. Vor hundert Jahren ist Mozarts Oper „Figaro“ bei der ersten Aufführung in Wien durchgefallen; dieselbe Oper ist in Prag mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Fachmänner und Musikkenner waren in Wien ebenso wie in Prag. Was thun wir also, wenn die Fachmänner und Kunstkenner unter einander selbst nicht einig sind?

Das Mädchen, welches eine Rose vor die Brust steckt, kann von der Rose weit mehr entzückt sein, als der Gärtner, der sie gepflanzt, gehegt und gepflegt, und als der Botaniker, der sie in die Gruppe, wohin sie gehört, einzureihen versteht. Ein Spaziergänger, der den Sonnenaufgang bewundert, kann von der Schönheit dieses Naturschauspiels weit lebhafter ergriffen sein, als der Astronom, der dabei an bestimmte Bewegungen, Entfernungen, Durchgänge und dergleichen denkt, und ebenso kann der nicht fachmännisch Gebildete von einem Kunstwerke weit stärker getroffen werden als der Fachmann, er kann in dem Werke vielleicht eine eigenthümliche Schönheit finden, die für den Kunstkenner gar nicht vorhanden ist.

Was hat denn aber dann der Fachmann vor dem Andern voraus?

Sehr viel! Seine gesammte Fachkenntniß. — In allen Fragen der Technik, der geschichtlichen Entwicklung der Kunst, in der Angabe der Zeit, des Stils, der Manier 2c. wird ihm diese Kenntniß eine große Ueberlegen-

heit über jeden Anderen verschaffen; nur gerade in der Frage über die Schönheit nicht.

In „*Emilia Galotti*“ meint allerdings der Prinz, eigentlich wisse doch nur allein der Maler von der Schönheit zu urtheilen. Was erwidert aber der Maler hierauf? — „Und eines Jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch des Malers warten — in's Kloster mit dem, der von uns lernen will, was schön ist.“

Hier finden wir es in einem genialen Gedankenblitze deutlich ausgesprochen. In Beziehung auf die Empfindung — und diese bleibt für das Geschmacksurtheil die erste und letzte Instanz — kann dem Einen vor dem Anderen kein Privilegium eingeräumt werden, und so groß ist keine Autorität, der gegenüber meine eigenen Empfindungen aufhören sollten, mir die werthvollsten zu sein.

Mögen also die Empfindungen noch so ungleichwerthig sein; wir haben keinen Maßstab, sie zu messen und ihren Werth zu bestimmen. Eines wird man ihnen aber in keinem Falle versagen dürfen, das ist: — die Gleichberechtigung.

Nach dem Autoritätsprincip wird der Geschmack dogmatisirt; es liegt in dem Autoritätsprincip ebenso eine Vergewaltigung, wie in dem Princip der Majorität. Die beiden Principien ruhen auf einer gemeinschaftlichen Unterlage, sie haben beide die nämliche Voraussetzung. Diese ist die Ungleichwerthigkeit der Empfindungen. Nach dem Majoritätsprincip wird das Individuum unter das Niveau einer mittleren, sogenannten Durchschnittsempfindung hinabgedrückt, nach dem Autoritätsprincip wird umgekehrt das Individuum über diese Durchschnittsempfindung weit emporgehoben. Auf der einen Seite gilt die Menge nichts; auf der anderen Seite gilt das Individuum nichts. Die beiden Principien erweisen sich als Gegensätze; sie bekämpfen einander, es kann aber keines das andere besiegen, keines von beiden sich selbst behaupten, sie sind beide falsch. Autorität und Majorität aber werden siegreich überwältigt von dem Princip der Individualität, d. h. von dem Grundsatz der Gleichberechtigung der Empfindungen.

Die unbedingte Unterordnung meiner Empfindung unter die einer andern ist gleichbedeutend mit dem völligen Verzicht auf die eigene Persönlichkeit. Auf dem Gebiete der Erkenntniß ist dies nicht der Fall: denn wie früher schon ausgeführt, steht die Erkenntniß Jedem offen, ist Jedem zugänglich. Was aber Jedem erreichbar ist, gehört nicht zur Eigenthümlichkeit eines Individuums. Bei der Erkenntniß handelt es sich um Urtheile über Dinge, deren Beschaffenheit mit meiner Individualität nichts zu thun hat. Ob sich die Erde um die Sonne dreht, oder die Sonne um die Erde — das ist eine Alternative, welche meine Individualität ganz unberührt läßt. Ich bleibe dasselbe Individuum, welches ich bin, ob das Eine oder das Andere die Wahrheit ist; meine Empfindung aber ist mir eigenthümlich, sie gehört zu meiner Individualität, ja in der Art, wie ich empfinde, liegt eben

meine Individualität. Gestehe ich also, daß die Empfindung eines Andern einen höheren Werth, eine größere Berechtigung habe, als meine eigene, so gebe ich hiermit ihm gegenüber meine Persönlichkeit auf.

Nun giebt es allerdings Menschen genug, denen einer großen Autorität gegenüber eine solche Resignation gar nicht als Opfer erscheint; geistige Selbstständigkeit ist eben keine alltägliche Charaktereigenschaft. Allein — es wird ja hier keine Vorschrift aufgestellt, wie man sich einer Autorität, etwa einem großen Künstler gegenüber verhalten solle, sondern es wird blos gezeigt, wie die Empfindung, wo sie fest genug ist, sich verhält. Wer seiner Empfindung vertraut, wird weder durch eine Autorität gebeugt noch durch eine Majorität erschüttert. Dem Schönen gegenüber kann Jeder, der die Kraft und den Muth dazu hat, auf eigenen Füßen stehen. Einen Fachmann in Beziehung auf das Schöne giebt es nicht. Die Aufschrift auf dem Tempel zu Delphi: „Erkenne Dich selbst“ ist an Jedermann gerichtet; es ist aber nicht Jedermanns Sache, sie zu befolgen.

Aus der ganzen Betrachtung ergeben sich folgende Eigenthümlichkeiten des ästhetischen Urtheils:

Das ästhetische Urtheil kann nicht demonstriert werden.

Das ästhetische Urtheil kann nicht widerlegt werden.

In der Unfähigkeit der Demonstration liegt seine Schwäche.

In der Unmöglichkeit der Widerlegung liegt seine Kraft.





# Eine Geschichte aus der indogermanischen Vorzeit.

Von

**Otto Hoffmann.**

— Königsberg i. Pr. —

**E**s war einmal“ — wie oft haben wir uns von diesen Worten hinüberführen lassen in eine Zeit, da es noch herrlich zuging auf Erden, wie andächtig und traumverloren lauschten wir der Mutter, wenn sie uns von Nixen und Feen, von goldenen Schlössern und verzauberten Prinzen erzählte! Das große Räthsel, wie es einstmal war, beschäftigt nicht nur die Seele des Kindes, es drängt sich auch dem reifen Menschen immer von Neuem auf. Die Einen lösen es, wie das Kind, mit dem Herzen und der Phantasie: das sind die Poeten und die Glücklichen, welche dem kühnen Fluge des Dichters zu folgen vermögen. Mühseliger, enger und unbekannter war der Weg, auf welchem die Wissenschaft in das ahnungsvolle Dunkel der alten Zeit emporstieg. Auch sie wurde geführt von der Sehnsucht, eine Welt zu finden, in der die zarten, frischen Reime unserer erblühten Cultur lagen, eine Welt des natürlichen, zufriedenen, geistig und körperlich kräftigen Menschen. Diese im reinen Herzen getragene Sehnsucht hat den ersten Arbeiten über indogermanische Cultur ein eigenartiges, anmuthiges Gepräge gegeben. Fast wie Märchen lesen sich die Schilderungen, welche Jakob Grimm und Adalbert Kuhn von den ältesten Zeiten der Germanen und ihrer Stammväter, der Indogermanen, entwarfen: da stehen wir vor einem hellen, farbenprächtigen Bilde, einem Idyll, auf welchem unser Auge mit Wohlgefallen ruht: fast neiden wir unseren Vorfahren die Behaglichkeit ihres Lebens, die Zufriedenheit ihres Sinnes, die Tiefe ihres religiösen Glaubens und die Reinheit ihrer Sitten.

Nicht lange sollte diese ideale Auffassung vom Leben der Urzeit unbestritten bleiben. In den beiden letzten Jahrzehnten ist eine Gegenströmung aufgetreten, welche es sich zum Verdienste anrechnet, die Märchen von der indogermanischen Cultur zerstört zu haben. Nach dieser neuen Lehre waren die Indogermanen überhaupt kein Culturvolk, sie standen auf der denkbar niedrigsten Stufe der menschlichen Entwicklung. Unter kümmerlichen Lebensbedingungen fristete der Indogermane sein Dasein: unstät, ohne feste Wohnsitze, durchzog er mit seinen Heerden die Steppe. Auf einem schwerfälligen, von Stieren gezogenen Wagen verbrachte er die lauen Sommernächte; und wenn die Winterstürme nahten, suchte er in den Höhlen Schutz vor der Kälte, sein Vieh den Elementen preisgebend. Nicht Recht und Ordnung, sondern Grausamkeit und Rohheit bestimmten sein Thun. Von einem Staat war keine Rede, nicht einmal von einem Stamme oder von einer Familie. Das Weib war ein Werthobject, wie die Kuh oder das Schaf: ärmere Männer theilten sich in den Besitz einer Frau, während reichere den Luxus der Vielweiberei trieben. Die Gefangenen des Krieges fielen unter dem Opferbeile. Starb der Herr, so mußten ihm seine Frauen und Sklaven in den Tod folgen. Ja, selbst die hilflosen, greisen Eltern wurden erschlagen, wenn das Volk sich auf die Wanderschaft begab. Der Begriff des Eigenthums war nicht vorhanden, sondern nur der Begriff des Besizes: seine Habe hütete der Mensch — wie das Raubthier seine Beute — vor den lüsternden Blicken des Nächsten.

Fürwahr, ein düsteres, abstoßendes Bild! Wir fühlen uns in eine Gallerie moderner Realisten versetzt und sehnen uns zurück nach den anmuthigen Idyllen der Niederländer. Allein über unserer Empfindung muß die Wahrheit stehen. Wenn wirklich unsere Vordern rohe Barbaren waren, nun, so müssen wir uns damit zufrieden geben und dem Himmel danken, daß er uns aus dem Sumpfe errettet hat. Gottlob brauchen wir uns aber vor der Hand noch nicht mit Resignation in diesen Gedanken zu finden. Die neue Weisheit ist eben nicht immer die beste — um das zu verstehen, müssen wir die Fundamente prüfen, auf denen Optimisten und Pessimisten ihr Gebäude der indogermanischen Cultur errichtet haben.

Indogermanen nennen wir diejenigen Völker, welche beim Beginn der historischen Zeit fast ganz Europa, ferner die nördliche Hälfte Kleinasiens und zwei weite Länder des Ostens bewohnen, Persien und Border-Indien. Daß diese Völker eine besondere, große Einheit bilden, ist zwar schon in früheren Zeiten geahnt, aber erst in unserem Jahrhundert durch die vergleichende Sprachwissenschaft exact bewiesen worden. Die Sprachen aller indogermanischen Völker stehen einander in den Lauten, in den Formen und im Wortschatz so unendlich nahe, daß sie aus einer Quelle geflossen sein müssen. Da es sich nun leicht zeigen läßt, daß keine einzige der indogermanischen Sprachen selbst diese Quelle gemessen sein kann, so müssen alle aus einer — nicht mehr erhaltenen — Ursprache entsprungen sein. Der

Träger dieser Sprache aber war das indogermanische Urvolk. Wo dasselbe wohnte und wann seine Spaltung sich vollzog, das sind Fragen, auf welche eine sichere Antwort noch nicht gegeben werden kann.

Wie die vergleichende Sprachwissenschaft zum ersten Male den Begriff des indogermanischen Urvolkes und der indogermanischen Ursprache aufstellte, so war sie es auch, die mit ihren eigensten Mitteln die älteste indogermanische Cultur zu erschließen versuchte. Ihre Methode war sehr einfach. Wenn sie ein Wort in allen indogermanischen Sprachen oder wenigstens in den wichtigsten derselben fand, so schloß sie daraus, daß dieses Wort bereits der indogermanischen Sprache angehörte und daß sein Begriff dem Urvolke bekannt war. Ein Beispiel diene zur Erläuterung: alle indogermanischen Sprachen besitzen für den Begriff „Haus“ dasselbe Wort *domo-*, also lebten die Indogermanen bereits in festen Häusern, mögen wir uns diese so primitiv wie möglich denken.

Es ist ja richtig, daß hierbei Irrthümer unterlaufen können, daß namentlich sehr leicht Begriffe bereits in die Urzeit zurückverlegt werden, welche sich erst in dem Sonderleben der einzelnen Völker entwickelt haben. Diese kleinen Fehler verschwinden aber völlig hinter den glänzenden festgegründeten Resultaten, die kein Zweifel anzutasten vermag. Was schadet es, wenn die Urtheile Grimms und Kuhns, Pictets und Max Müllers, Justis und Ficks in unbedeutenden Einzelheiten auseinandergehen? Ihre Grundanschauung ist die gleiche: sie Alle finden bei dem festhaften Indogermanen Wohlstand und behagliches Leben, Familiensinn und staatliche Ordnung, Sittlichkeit und Religion.

Es erregte begreiflicher Weise Aufsehen, als im Jahre 1870 ein durch Kenntnisse und Scharfsinn ausgezeichnete Gelehrter, Victor Hehn, mit der kühnen Behauptung hervortrat, daß die vergleichende Sprachforschung einem Trugbilde nachgejagt sei. Nicht die Sprache, sondern die Cultur der historischen Indogermanen sei die wichtigste Quelle, aus der sich ein Lichtschimmer über das Dunkel der indogermanischen Vorzeit verbreite. Sorgfältig sammelte Hehn aus der ältesten historischen Ueberlieferung und der ältesten indogermanischen Litteratur, dem Homer, dem Rigveda und der Edda, diejenigen Sitten, welche Indern und Griechen, Slaven und Germanen gemeinsam sind: so glaubte er das Erbgut aus der Urzeit zu finden. Da nun die ältesten Quellen viel von den rohen und grausamen Bräuchen, namentlich bei Germanen und Slaven, zu berichten wissen, so mußte das Urvolk noch in tiefer Barbarei gelegen haben. Dieser Schluß bestrich auf den ersten Blick, besonders deshalb, weil er einer menschlichen Schwäche entgegenkommt: nichts macht ja so tiefen Eindruck auf uns wie die Schilderung eines Augenzeugen!

Die Begeisterung, welche Hehn anfänglich hervorrief, hat Schritt für Schritt nachgelassen. Ihm bleibt der unvergängliche Ruhm, scharf und klar nachgewiesen zu haben, daß zahlreiche Elemente der europäischen Cultur

erst in historischer, zum Theil recht später Zeit von Asien herübergekommen sind — aber seine Schilderung der Indogermanen ist mißlungen. Max Müller denkt über die Religion der Indogermanen noch heute nicht anders als vor 30 Jahren, und auch das neueste hochbedeutende Werk über indogermanische Cultur\*) geht von dem indogermanischen Sprachstamme aus, obwohl der Verfasser sich die Gedanken Hegels theilweise aneignet und dadurch an mehr als einer Stelle in einen seltsamen Zwiespalt geräth.

Zwei schwerwiegende Bedenken erheben sich gegen alle Schlüsse, welche von der historischen Cultur auf das, vielleicht durch Jahrtausende davon getrennte Leben der Urzeit gezogen werden. Rohe Sitten, welche wir bei den historischen Indogermanen finden, können dem Urvolke fremd gewesen sein; denn die Geschichte des Menschengeschlechtes verläuft nicht in einer Linie, die stetig emporsteigt. Wie die reichen, von friedlichen Händen bestellten Fluren, wenn der geschwollene Gießbach über sie getobt ist, ein Bild grauser Verwüstung bieten, so vermag ein einziger grimmiger Krieg die im Frieden reich emporgeblühte Cultur von Jahrhunderten zu zerstören. Denken wir uns doch nur den Fall, daß die Quellen für die Geschichte unseres Volkes unmittelbar nach dem 30jährigen Kriege einsetzten: da würde gewiß mancher Historiker aus der Sittenlosigkeit und dem Elend schließen, daß es vorher noch viel schlimmer war — und welch' eine Cultur ist um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Deutschland zu Grunde gegangen! Als die Indogermanen sich über Europa und Asien ausbreiteten, mußten sie ihre neuen Wohnsitze in blutigen Kämpfen erobern. Die Völker, welche sie unterwarfen, waren sehr wahrscheinlich roher und uncultivirter. Mußten nicht in diesen Kämpfen, die sich über Jahrhunderte erstreckten, die Früchte, welche eine lange Zeit des Friedens gezeitigt hatte, verloren gehen? War es nicht natürlich, daß die Eroberer, um den Troß zu brechen, schließlich Grausamkeit mit Grausamkeit vergalt, daß sie die Gefangenen schlachteten und ihre Weiber mißbrauchten? Freilich haben bereits die Indogermanen der Urzeit den Krieg gekannt: aber es ist ein Anderes, ob ein Volk von festen Wohnsitzen aus einen flüchtigen Streifzug in's feindliche Land unternimmt, oder ob es, heimatlos, einen Kampf führt, dessen Parole ist: „Sein oder Nichtsein!“

Und noch ein zweites: wer verbürgt uns, daß die historischen Völker von den Pyrenäen bis zum Ganges ihrem Blute nach reine Indogermanen sind? Die Sprache gewiß nicht! Wenn zwei Völker zu einem einheitlichen Staate zusammenschmelzen, so pflegt nur selten eine Mischung der beiden Sprachen einzutreten. Jede derselben bildet ein in sich so fest geschlossenes Ganzes, daß sie eine organische Verquickung mit fremden Elementen nicht verträgt. Deshalb geht die eine von ihnen schnell zu Grunde und überläßt der Anderen die ganze Herrschaft. Die Sprache beweist also nur, daß sich

---

\*) D. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. 2. Auflage. Jena 1890.



in ganz Europa und in einzelnen Ländern Asiens Indogermanen niedergelassen haben: sie vermag aber nicht die so sehr nahe liegende Annahme zu widerlegen, daß die historischen Völker aus einer Vermischung der Ureinwohner und der indogermanischen Eindringlinge hervorgegangen sind, und daß durch diese Mischung der Charakter und die Sitte des indogermanischen Urvolkes verdorben worden ist.

Ebenso wenig, wie die historische Cultur der europäischen und asiatischen Völker, lassen sich die prähistorischen Funde in den Schweizer Pfahlbauten für die Darstellung der indogermanischen Lebensweise verwenden. Das wäre nur dann zulässig, wenn die Urheimat der Indogermanen, wie man in neuerer Zeit allerdings von verschiedenen Seiten behauptet hat, in Mittel-Europa lag. Ehe das aber nicht bewiesen ist — und ich zweifle daran, daß es je bewiesen werden wird —, wäre es mehr als maghalsig, in dem Schweizer Pfahlbauer den Typus des ältesten Indogermanen zu sehen. Vor einer solchen Ueberschätzung der Anthropologie für alle Fragen, welche das indogermanische Urvolk betreffen, ist noch neuerdings von berufenster Seite\*) gewarnt worden.

Wir stehen also heute, trotz aller Versuche, mit Hilfe der Culturgeschichte und der Paläontologie dem Indogermanen beizukommen, noch auf dem alten Standpunkte, daß der indogermanische Wortschatz, wenn nicht die alleinige, so doch die zuverlässigste und reichste Quelle unserer Kenntniß von der Urzeit bildet. —

Du wirst enttäuscht sein, verehrter Leser. Du hattest Dir gewiß gedacht, ich würde Homer und die Edda, Herodot und Tacitus, die Keilschriften und die Runen, die Hüfengräber und die alten Städtewauern beschwören, und etwas von unseren Urahnen zu berichten. Und nun sollst Du Dich mit einem trockenen, langweiligen Dinge behelfen — einem Wortschatze, einem Lexikon! Freilich, auf den ersten Blick sehen einzelne Worte und Begriffe farblos und nüchtern aus. Aber, wenn Du sie mit geschickter Hand verbindest, da entsteht ein reiches, blühendes Leben, da verrathen sie Dir mehr, als dickeibige Folianten und endlose Inschriften. Um das zu beweisen, will ich Dir nicht Stück für Stück das Leben unserer ältesten Vorfahren beschreiben, sondern will Dir eine Geschichte aus indogermanischer Zeit erzählen, eine Geschichte, die ich aus abgerissenen Worten entziffert habe und die wahrhaftig passiert ist, auch wenn man sie nicht in Stein gehauen oder auf Papyrus gemalt hat.

\* \* \*

Ein schwüler Sommertag des Jahres 4892 v. Chr. naht sich seinem Ende. Die letzten Strahlen der Sonne vergolden das kleine Dorf Neidingsheim, welches da droben, wie ein Nest, am steilen Felsen hängt. Just

---

\*) Johannes Schmidt, Die Urheimat der Indogermanen, Abhandl. d. Kgl. Preuss. Akad., Berlin 1890.

solch' ein Sommerabend war es, als vor vielen Jahren der Neiding mit seinem jungen Weibe in das abgelegene, unbewohnte Thal gezogen kam. Im Streite hatte er den verhassten Nebenbuhler erschlagen, Blut um Blut heischte die Sippe — da war er geflohen. Den ersten Sommer und Winter wohnte das junge Paar im Thale. Als aber zur Frühlingszeit der geschwollene Strom die Hütte davonriß, waren sie höher hinaufgezogen, an den waldigen Saum des Berges. Ihre Kinder wuchsen heran, die Söhne nahmen sich Weiber und bauten ihr eigenes Haus neben dem des Vaters — so ging es fort von Geschlecht zu Geschlecht, jetzt zählte das Dorf eine stattliche Schaar wehrfähiger Männer.

An dem Abende, an welchem unsere Geschichte beginnt, ist das Dorf wie ausgestorben. Die Frauen sind in's Thal gezogen, um die Kühe zu melken und die Schafe zu scheeren, welche in den saftigen Wiesen am Ufer des Flusses weiden.

Männer und Kinder haben sich schon mit Tagesanbruch nach der Meeresküste aufgemacht. Wenn der Nordwind bläst, kann man in Neidingsheim zur stillen Nachtzeit das Brausen der Brandung vernehmen. —

Ein fremdes Schiff liegt in den weißen Dünenlande, dickbäuchig, ohne Masten: schon oft hat es seinen Lauf nach Neidingsheim genommen. Kaufleute sind es, aus den südlichen Meeren, mit allerhand Schmutz, Geräth und Waffen. Und die Männer aus Neidingsheim kommen, zu tauschen und zu handeln, für sich und für ihre Weiber.

Ein buntes, lautes Treiben herrscht am Strande, bewundernde Ausrufe, feilschender Zank und Gelächter ertönen durcheinander.

Da steht Dhomajês, der treffliche Schmied aus Neidingsheim. Aus dem Kasten des Kaufmannes hat er eine güldene Spange herausgenommen — ein kleines Kunstwerk! — und betrachtet sie neidischen Blickes.

„Gelt, Dhomajês, was gäbst Du drum, wenn Deine Hände das formen könnten!“ ruft ihm einer der Jüngeren lachend zu. Zornigen Blickes mißt er den Spötter — die naseweise junge Brut vergift es ganz, was Neidingsheim dem Schmied verdankt! Ehe er in seinen Tiegeln das Gold, das Silber und das Kupfer schmolz, behalf man sich im Dorfe mit Thon und Stein. Noch heute ist ihm der Tag in Erinnerung, als er stolzen Schrittes in die Dorfversammlung trat und vor den überraschten Blicken aus seinem Ledersacke das erste gegossene Schwert aus Kupfer hervorzog — da war sein Ruhm gegründet! und seitdem ist Dhomajês nicht stehen geblieben, er ist mit der Wissenschaft fortgeschritten; jetzt vermag er schon silberne schwere Arm-Ringe und silberne Buckel für den Schild zu formen. Freilich, solch' eine güldene Spange, wie sie der Kaufmann bringt, mit allerlei wunderbaren Linien und Figuren — das ist ein unerreichtes Kunstwerk! Jahre lang hat sich Dhomajês umsonst bemüht, sie nachzubilden. Unwirklich legt er den Schmutz in die Hände des Kaufmanns zurück und wendet sich ab.

Seit geraumer Weile hat Widomér, der greise Dorfälteste — der „Règin“, wie sie ihn nennen — das Kleinod aus der Ferne gemustert, jetzt tritt er herzu.

„Schaut, Herr, das wäre ein Stüd' für den weißen Arm Eurer Tochter, der holden Májâ — wie würden ihre Augen glänzen, wenn Ihr damit heim kämet!“

„Was begehrt Du als Kaufpreis?“

„Für die silberne Gewandspange, die ich Euch im vergangenen Jahre brachte, gabet Ihr mir drei große, unversehrte Viberfelle — ich denke, das Gold hier ist dreimal so viel werth.“ —

Während sie noch über den Preis verhandeln, drängt sich ein halb-wüchsiger Bursch heran:

„Sag', fremder Mann, ist's wahr, daß in Euren Wäldern große, gelbe Wölfe leben, mit buschigen Mähnen — die brüllen, daß man es hundert Bogenschuß weit vernimmt? —

„Freilich, Du Kleiner, wart' nur, das nächste Mal bring' ich Dir solch einen Löwen mit, da wird Dir schon bange werden!“

„Ich fürchte mich nicht, hab' ich doch den Wolf, als er die Heerde umstrich, mit dem Bogen erlegt — und wenn ich erst noch zwei Jahre älter bin, wird mich der Vater mit auf die Bärenjagd nehmen — gelt, Bären giebt's bei Euch nicht?“ — —

Die Sonne ist hinabgesunken. Die Aelteren, Verständigeren treiben zum Aufbruch, und schweren Herzens reißt sich die Jugend von dem Anblicke der Kostbarkeiten los.

Im Dorfe daheim herrscht unterdessen noch tiefe Stille. Nur der Rauch, welcher aus den kleinen fachwerkartigen Hütten emporsteigt, verräth, daß drinnen von geschäftigen Händen das Abendmahl bereitet wird: die kräftige Fleischbrühe und das fette Hammelstüd.

Die Hütten Widomérs und seiner Söhne liegen am höchsten, dicht am Walbesrande, man nennt sie die „Burg“ des Dorfes.

Wieder ist Májâ in die Thür getreten, um auszuschaun, ob der Vater und die Brüder noch nicht heimkehren — vergebens! Sie wendet sich zum Herde zurück und schaut sinnend in die Flamme, deren röthlicher Schein sie durchglüht.

Sie denkt der Mutter — vor wenigen Wochen noch lag sie dort auf den weichen, warmen Fellen, von Fieberhitze geschüttelt. Der Medicinmann kam: er schloß der Kranken bittere Tränke ein und beschwor die bösen Geister. Allein Májâ wußte, daß nichts die Mutter retten konnte — denn drei Abende hatte der Todtenvogel, die schwarze Taube, aus dem Walde gerufen, und wen die rief, der mußte fort.

Und weiter spinnen sich ihre Gedanken — ein flüchtiges Roth huscht über die Wangen. Sie denkt des Tages, an dem ihr im Walde ein junger, fremder Jäger begegnete — er schaute sie so wunderbar an, ganz anders als ihre Brüder.

Ein dumpfer Laut rüttelt sie aus ihren Träumen auf. Sie eilt zur Thür und erschrickt. Wohl leuchtet am nördlichen Himmel hellstrahlend das Gestirn des großen Bären — allein im Süden steigen dichtgeballte, schwarze Wolken auf, ein schweres Wetter zieht heran. Minuten vergehen, da zuckt der erste Blitz, gefolgt vom Donnererschlage. Mäjä verhängt die Thür und kauert in dem dunkelsten Winkel der Hütte zusammen, sie fürchtet sich.

Jetzt hält das Gewitter über dem Dorfe — da fliegen die Vorhänge der Thür zurück, Mäjä fährt empor. Von dem dunklen Hintergrunde hebt sich eine männliche Gestalt ab — das ist der Vater! Mit ausgebreiteten Armen eilt sie ihm entgegen — ein neuer, greller Blitz und ein Schrei — Mäjä liegt in den Armen eines fremden Mannes, der sie ungestüm an sich preßt und ihren Mund mit Küßen bedeckt — ihr schwinden die Sinne.

Der Donner übertönt den Hufschlag eines Rosses, das durch den dunklen Wald dahinjagt. — —

Das Gewitter ist vorübergezogen, schnell, wie es kam. Hirschend spähen die Frauen in das Dunkel der Nacht hinaus — endlich tönt aus der Ferne fröhlicher Sang — das sind sie, die Gatten, die Brüder, nun ist des Jubels kein Ende.

Schnell durchschreitet Widomêr das Dorf. Mäjä, sein Liebling, wird bang gewartet haben. Dafür bringt er ihr das köstlichste der Kleinode. Er öffnet die Thür: das Haus ist leer, die Flamme des Herdes erloschen. Er ruft — keine Antwort! Er eilt durch die Hütten seiner Söhne — Niemand hat sie gesehen. Er fragt im Dorf von Haus zu Haus, Mäjä ist nirgends zu finden.

Da zuckt ihm ein Gedanke durch den Kopf, der seine Muskeln lähmt. Er fragt nicht weiter, schleppenden Schrittes tritt er in seine Hütte und bricht auf dem Schemel zusammen, das Gesicht mit den Händen verhüllend. So sitzt er lange unbeweglich. Plötzlich rafft er sich auf — keine Miene verräth, was in ihm vorgeht. Er schreitet zur Thür und ruft. Schweigend treten seine Söhne ein, drei an der Zahl. Besorgt sehen sie in des Vaters harte Züge. Doch Keiner redet ein Wort. Ehrfürchtig harren sie dessen, was der Vater von ihnen fordert.

„Sage Du, Dagomêr, mein Ältester, habe ich Mäjä, mein jüngstes Kind, je hart und ungerecht behandelt?“

„Nie, Vater.“

„Und wenn Dir Jemand sagte, Mäjä habe ihren greisen Vater verlassen — böswillig verlassen —“

„Beim Herrn des Himmels, ich würde ihn tödten, um der Ehre meiner Schwester willen!“

Der Vater schweigt. Finster wandert sein Auge von dem einen seiner Söhne zum anderen. Endlich ringt es sich mühsam von seinen Lippen:

„So sage mir auch: welche Strafe trifft den Bruder, der seiner Schwester schlecht gewartet hat?“

„Er ist verstoßen und verflucht!“

„Wohl denn: Ihr seht des Mondes Antlitz halb verhüllt. In wenig Tagen wird es voll zur Erde strahlen. Fluch und Verbannung Euch, wenn Ihr bis dahin Mâjâ, Eure Schwester, nicht gefunden!“

Er streckt den Arm zur Thür — die Söhne gehen schweigend, wie sie kamen. Der Vater bleibt allein. — —

Schnell hat sich die Kunde durch's Dorf verbreitet — Mâjâ, des Rêgin Tochter, ist geraubt! Dagomâr tritt mitten auf den Dingplatz und stößt drei Mal in's Horn.

„Sippengenossen — und Verschwägerte! Mâjâ ist geraubt, meine Schwester! Wer weiß des Räubers Spur, daß mein Arm ihn treffe?“

Aus dem dichten Haufen tönt es zurück:

„Der fremden Kaufleute einen sah ich gestern durch's Dorf ziehen. Mâjâ stand in der Thür — er verschlang sie mit seinem Blicke —“

Darauf ein zweiter: „Mein Knabe kam mit Zittern heim — hinter dem Berge sind ihm wohl zwanzig Verrittene vom Volke der Fiskerkessen begegnet, mit einem Rudel ungezügelter Roffe —“

„Ihr sucht so weit,“ ruft ein Dritter, „heut Morgen strich im Walde broben des Liuthardts Sohn, der Wolf, umher!“

Beim Klange dieses Namens erhebt sich ein wildes Murren, Drohungen werden laut.

Wohl eine Tagereise nördlich von Neidingsheim wohnt Liuthardts Sippe. Als noch um Widomêrs und Liuhardtst Stirn die blonden Jugendlocken wallten, gab es weit und breit kein gleiches Freundespaar. Was sie getrennt, weiß Keiner. Denn Keiner hat gewagt, darnach zu fragen. Jahrzehnte sind verflossen — Liuthardt starb, seine Sippe ward in Neidingsheim vergessen. Da plötzlich drang vor wenig Tagen durch's Dorf die Kunde: „Wolf, Liuthardts Jüngster, jagt broben in den Wäldern!“ Von ferne hatte man ihn gesehen, denn scheu wich er jeder Begegnung aus.

„Der Wolf, der war's, kein Anderer,“ so ruft es laut durcheinander; kaum vermag Dagomêrs Stimme den Lärm zu übertönen:

„Ich dank' Euch, Freunde! Im Sprichwort heißt es: Thu' das Eine und laß das Andere nicht! Ich selbst will den fremden Kaufleuten folgen, mein Bruder Hêribold mag auf flüchtigem Roffe den Fiskerkessen nachjagen — und Gêribert, der Jüngste, dem noch nicht Weib und Kind am Herzen hängen, er suche im Walde des Wolfen Spur!“

„Ihr aber wählet, wem Ihr folgen wollt!“

Noch deckt Morgengrauen die Erde — in den Hütten von Neidingsheim wird es lebendig. Die Männer rüsten sich zur schweren Fahrt. Ueber die Schultern hängen sie Bogen und Pfeil, an dem lebernen Gürtel werden Streitart und Schwert befestigt. Die Rechte ergreift den mächtigen Speer aus Eibenholz, die Linke den Schild, ein starkes Brett, mit fünffacher Stierhaut überzogen. So schreiten sie aus ihren Hütten dem Opferplatze zu.

Stumm und ernst grüßen sie einander; ein Jeder wendet das Antlitz gegen Osten und schaut in Ehrfurcht den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne entgegen. Sonst zündete Widomêr das Opfer an — heute sitzt er daheim — Dagomêr waltet seines Amtes. Und als der Rauch zum Himmel emporsteigt, murmeln die Lippen flehend: „O Djêu pater, heiliger Herr des Himmels, behüte unser Haupt, gib unseren Waffen Sieg! —

Schon ist Hêribold mit den Seinen davon gesprengt und Gêribert im Dunkel des Waldes verschwunden. Jetzt hat auch Dagomêr mit seiner Schaar die Küste erreicht. Schnell ist das schwerfällige Schiff in's Meer geschoben. Zehn jugendkräftige Gestalten schwingen sich hinein, sie ergreifen die schweren Ruder. Ob auch die Welle der Brandung über das Boot dahingeht, wacker arbeitet es sich durch bis in's ruhige Wasser und nimmt dann längs der Küste seinen Lauf, der Spur des Fremblings folgend. —

Acht bange Tage sind verflossen: das Schiff ist heimgekehrt ohne Mâjâ, bei den Fischeressen war sie nicht. Auch Gêriberts Genossen sind längst daheim, weil sie den Führer verloren, dicht bei Luithardts Hütten. Nicht im Kampfe fiel er — Niemand weiß, wo er blieb.

Dumpfe Stimmung lagert über Neidingsheim.

Da horch! Ein Jodeler klingt durch den Wald. Das ist Gêriberts Stimme! Jetzt tritt er aus dem Dunkel — nicht allein. Vor ihm schreitet gefesselt ein junger Krieger von schlankem kräftigen Wuchse. Trotz des düsteren Fadelscheines erkennen sie ihn — es ist Wolf.

Widomêr hört den Jubel — er tritt zum ersten Male nach dem Schreckenstage aus seiner Hütte — Auge in Auge stehen sich die Männer gegenüber — ja, da braucht es keiner Worte! Wolf hat Mâjâ geraubt. Schweigend schreitet der Vater voran, die Söhne folgen mit dem Gefangenen.

„Berichte, Gêribert, wie Du ihn fandest!“

„Ich war im Wald verirrt, weitab von den Meinen, da knisterten die Äste, wir standen uns gegenüber — so — Brust an Brust. Die Waffen flogen bei Seite, wir haben gerungen, und ich —“

Wohlgefällig ruht des Vaters Auge auf seinem Jüngsten — auch Wolf schaut hinüber, und seine Lippen kräuseln sich zu einem leichten Lächeln.

„Du nennst Dich Wolf, Luithardts Sohn?“

Ein stummes Nicken ist die Antwort.

„Was trieb Dich an, mein Kind zu rauben?“

„Ich minne sie — und sie —“

„Und sie —?“

„Ei nun, Du glaubst es mir ja doch nicht, wenn ich's sage.“

„Und warum hast Du nicht bei mir um Mâjâ geworben? Warum haben Deine Jünglinge mir nicht feiste Rûhe zugetrieben, wie es die Sitte ist? Warum hast Du meine Tochter nicht heimgeführt auf dem bekränzten, von Stieren gezogenen Wagen? Warum hast Du sie gestohlen, wie der Dieb in der Nacht?“

„Was soll das Wortspiel? Du habstest uns! Hast Du nicht geschworen, daß nimmer sich Dein Blut mit Luithardts Blut mischen solle?

„Das wußtest Du?“

„Und freue mich, daß Manches anders kommt, als Mancher denkt.“

„Brah! zu! Du wähnst, daß ein Weib Dir den Rücken deckt. Du kennst Widomêr noch nicht. Hier setz' ich meinen Dolch auf Deine Brust — und frage Dich: wirst Du mein Kind mir zurückbringen? Wirst Du mir als Sühnegeld zwölf Kinder, zwanzig Schafe zahlen? Dann magst Du gehen — sonst —“

Ueber Wolfs Gesicht fliegt ein verschmitztes Lächeln:

„Du zwingst mich — wohl — ich bin's zufrieden.“

„Wann bist Du zurück?“

„Noch ehe die Sonne drei Mal ihren Lauf vollendet?“

„So schwöre!“

„Ich schwör's, beim Herrn des Himmels.“

Wolfs Fesseln fallen, stolz mit erhobenem Kopfe schreitet er der Thüre zu. Noch einmal wendet er sich um — seltsam! Die Blicke Wolfs und Gêriberts treffen sich verständnisinnig. Dann ist Wolf im Dunkel verschwunden. —

Der dritte Tag neigt sich seinem Ende zu. Widomêr sitzt allein in der Hütte und schleift seine Waffen.

Leise wird der Vorhang von der Thür zurückgeschoben. Wolf tritt unbemerkt herein. Mit dem rechten Arm umschlingt er ein junges Weib, das vom Scheitel bis zur Zehe in einen dichten Schleier aus Linnen gehüllt ist. Nun stehen sie mitten in der Hütte.

„Widomêr!“

Der fährt auf, Freude und Staunen malt sich auf seinen Zügen, hastig tritt er auf das Paar zu. Da streckt ihm Wolf abwehrend, fast drohend die Hand entgegen:

„Ehe ich Mâjâ Dir in die Arme lege, hör', was ich fordere! Wenn ein Kind diesem Schoße entspringt, wirst Du es als echtgeborenes in Deine Sippe aufnehmen?

„Und wessen ist das Vaterrecht?“

„Ich weiß — Du denkst Deines Schwures. Wohl denn — das Kind, das dieses Weib gebären wird, verleugne ich hier! Wer je zeugt, daß es aus meinem Blute sei, der sprach sein letztes Wort!“

„Du verlangst viel — doch sei es drum —“

„So schwöre!“

„Ich schwör' es, bei dem Herrn des Himmels!“

Der Schleier fällt — bestürzt fährt Widomêr zurück — das ist nicht Mâjâ! Ein fremdes, holdes Mädchenantlitz schaut ihm furchtsam entgegen. Doch ehe er zu Worte kommt, stürzt Gêribert herein, umschlingt das Mädchen und wirft sich mit ihr zu des Vaters Füßen —

Wolf lacht: „Du hast geschworen, daß der Sproß, den dieses mein Schwesterlein Deinem Geribert schenken wird, zu Deiner echten Sippe zählen solle — traun, schau doch nicht so finster auf Deine junge Schwiegertochter!“ —

Was die Vier in der nächsten Stunde besprochen haben, darüber ist keine Kunde in's Dorf gedrungen. Geribert scheut den Spott! Es war gerade keine Heldenthat, daß er acht Tage gefangen in Wolfs Hütte saß und derweil die Muße fand, sich in seines Feindes schöne Schwester zu verlieben.

Und Wolf war schlau — wenn seine Schwester Widömers Schnur wurde, so hatte er nach altem Brauche das Recht, sich die Tochter Widomêrs zum Weibe zu fordern. Die List gelang — Wolf fing zwei Ottern mit einer Falle.

Widomêr steht vor seiner Hütte und streckt flehend die Hände der untergehenden Sonne entgegen.

„Herr des Himmels! Schwur habe ich gegen Schwur gethan — nicht wissend, nicht wollend! Löse mich von dem alten Worte! Gieb ein Zeichen!“

Noch hat er kaum geendet, als rechts aus dem Fichtendickicht mit lautem Gefreisch zwei Falken aufsteigen und sich im Abendstrahle wiegen.

Das Gebet ist erhört.

Noch an demselben Abend ward ein Familienrath gehalten, bei welchem es durchaus nicht schweigsam herging. Mehr als einmal mußten die trockenen Kehlen mit Meth befeuchtet werden. Wolfs Schwester Svita wurde als „Sühne-Ersatz“ für Maja angenommen, und Wolf verpflichtete sich, seinen Schwähern künftig Arm und Waffe zu leihen.

Daß es nachträglich noch eine fröhliche Doppelhochzeit gab, bei welcher drei Ochsen verzehrt und mehr als hundert Kannen Methes geleert wurden, darf ich als gewissenhafter Erzähler nicht unterlassen hinzuzufügen.







# Vom Schminken. Culturhistorische Skizze von Ernst Schulz †.

Und da Jehu gen Gesrael kam und Isabel das  
erfuhr, schminnte sie ihr Angesicht und schmückte ihr  
Haupt und guckte zum Fenster aus.

2. Könige, Cap. 9, v. 30.

**D**as Bestreben der Menschen, ihr Aeußeres zu verschönern und in  
einem vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen, ist gewiß so  
alt, wie die Menschheit selbst; wenigstens ist bis heut kein Volk  
auf der Erde gefunden worden, das nicht schon auf der allerniedersten  
Culturstufe bestrebt gewesen wäre, diesem angeborenen Triebe Rechnung zu  
tragen.

Zu den ältesten und gebräuchlichsten Methoden dieser „Verschönerungs-  
kunst“ gehört das Bemalen von Gesicht und Körper mit bunten Farben.  
Die alten Völkern haben von dieser Gewohnheit ihren Namen erhalten.  
Man hält dafür, daß die Sitte der Körperbemalung ihre Entstehung zunächst  
dem Bestreben verdankte, beim Feinde durch ein schreckhaftes Aeußere  
Furcht und Entsetzen zu erregen. Was aber Furcht und Schrecken einflößt,  
imponirt in der Regel auch ein wenig, und aus diesem Grunde mag der  
Anblick eines so fürchterlich bemalten Kriegers für das weibliche Geschlecht  
wohl nur um so verlockender und verführerischer gewesen sein. So war denn  
nur noch ein Schritt zu thun, um von dieser Bemalung, die man ursprüng-  
lich zur Verhäßlichung anwandte, zu einem dauernden Schönheitsmittel zu  
gelangen, welches anfänglich zwar nur zu Festlichkeiten angewandt wurde,  
später aber in den allgemeinen täglichen Gebrauch überging.

Bei vielen uncivilisirten Völkern ist die Bemalung des Gesichts und  
des Körpers noch heut der wichtigste Theil ihrer täglichen Beschäftigung.

Auf den Fidschi-Inseln erhält das Kind als erste Bekleidung einen dicken Anstrich mit Oelfarbe, später wird das Gesicht gleichfalls scharlachroth gefärbt, mit Ausnahme der Nase, welche schwarz bleibt. Bismweilen wird auch das Gesicht in vier viereckige Felder getheilt, die man verschieden, roth, schwarz und weiß anstreicht. Andere Völker bemalen sich, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, den ganzen Körper, die eine Hälfte z. B. himmelblau und die andere freideweiß oder zinnoberroth, und zwar auch im Gesicht, dasselbe gleichfalls genau in zwei Hälften theilend. Besonders gut sollen sich die Fidschianer am Tage der Steuerzahlung bemalen, der nicht, wie bei uns, ein Tag der Trauer, sondern ein Tag der Freude ist.

In den eigentlichen Dienst der Kosmetik tritt die Körperbemalung aber erst bei den wirklichen Culturvölkern. Denn wenn es sich bei dem Verfahren der Wilden nur darum handelt, bunt und auffällig zu erscheinen, so ist die wahre Kosmetik bestrebt, die von der Natur verliehenen Reize durch die Kunst in der That zu erhöhen, d. h. den weißen Teint noch weißer, die rosige Wange noch rosiger und das flammende Auge noch feuriger erscheinen zu lassen, was von jeher durch Schminken geschah.

Schon im alten Aegypten war man in der Kunst des Schminkens wohl erfahren. Es ist bekannt, daß die schöne Kleopatra, die u. A. selbst ein Buch über Kosmetik geschrieben hat, ihre Reize durch Schminken zu erhöhen suchte. Auch die ägyptischen Malereien, die Skulpturen und selbst die Mumien geben Zeugniß von dieser Sitte. Die Aerzte des Nillandes behaupteten in kosmetischen Dingen selbst dann noch ihr Ansehen, als sie in den übrigen Wissenschaften längst von gebildeten Griechen überholt waren. Dieselben Mittel der Haut- und Zahnpflege, durch welche die schönen Frauen aus Memphis oder dem hundertthorigen Theben ihren Herren und Gebietern zu gefallen suchten, wandten ein Jahrtausend später die Kaiserinnen des Weltreichs Rom auf Verordnung irgend eines mit geheimnißvollen Künsten sich brüstenden Charlatans im Gewande des Isispriesters an und erkaufte mit schwerem Gelde „das Geheimniß des göttlichen Kosmetikon, das die Haut dem Golde und Elfenbein ähnlich machte und von himmlischem Sternenglanze erscheinen ließ“. — Im alten Ninive war ein Verschönerungsverfahren gebräuchlich, das man ohne Uebertreibung „Emailliren“ nennen kann. Die Haut wurde zuerst mit Bimstein abgerieben und geglättet, dann mit weißer Farbe überzogen. Ein zu Theben gefundenes Toilettenkästchen enthielt ein kleines Arsenal von Fläschchen mit Parfümerien und Schönheitsmitteln.

Auch die alten Juden waren dem Schminken ergeben. Wir finden als Beweis dafür im zweiten Buch der Könige nicht nur die am Kopf dieses Artikels angeführte Stelle, sondern auch die Propheten erwähnen die Sitte und kündigen den Zorn Gottes darüber an. Von den Assyriern, Babyloniern, Persern und anderen asiatischen Culturvölkern wird insbesondere berichtet, daß sie ihre Augenbrauen und Wimpern schwarz färbten, und ein

dunkler Farbstoff, der aus sehr fein pulverisirtem Spießglanz bestand, diente ihnen zur Schwärzung der Augenlider, um den Glanz und das Feuer der Augen zu erhöhen. Desgleichen förderten sie die Reize ihrer äußeren Erscheinung, namentlich des Gesichts, durch Hautverschönerungsmittel, welche den Backen und Lippen eine glänzende Farbe verliehen, oder auch nach Umständen dieselbe veränderten. Nicht minder verwendeten sie auf ihr Haupt- und Barthaar und auf die Erhaltung und Schönheit ihrer Zähne eine große Aufmerksamkeit.

Nicht ganz in dem Grade waren die Griechen dem Schminken und der künstlichen Kosmetik zugethan; ihr Augenmerk war bekanntlich mehr auf eine gesunde und normale Körperentwicklung gerichtet, und die natürliche Schönheit der Gestalt galt ihnen als die Hauptzierde der äußeren Erscheinung. Fremd und ungebräuchlich war ihnen aber das Schminken trotzdem nicht, denn man weiß, daß die Athenerinnen sowohl rothe als weiße Schminke verwendeten; ja die alten Dichter lassen sogar die Venus sich schminken, ehe sie auf den Ida zum Paris geht. Ein ganz böser Scherz, das Schminken betreffend, wird von Phryne, der berühmten Hetäre des griechischen Alterthums, erzählt: Nach einem Gastmahle, das einst der berühmte Bildhauer Praxiteles, der begünstigte Liebhaber der Phryne, dieser zu Ehren gegeben, wurde das Königsspiel gespielt, das darin besteht, daß Einer nach dem Andern in der Gesellschaft etwas befehlen darf, was ausgeführt werden muß. Da nun Phryne gewährte, daß die übrigen anwesenden Frauen geschminkt waren, befahl sie, Wasser hereinzubringen, wusch sich zuerst darin das Gesicht, trocknete es mit einem Handtuch ab und befahl alsdann, daß es die übrigen Damen der Gesellschaft ebenfalls thun sollten. Sie mußten gehorchen, und ihre Gesichter bekamen durch das Abwaschen der Schminke ein entsetzliches, abschreckendes Aussehen, während das der Phryne, die künstlicher Mittel bei einer so großen Fülle natürlicher Schönheit nicht im Entferntesten bedurfte, durch das Waschen noch frischer und strahlender erglänzte als zuvor.

Zu einer geradezu beispiellosen Ausartung gelangt die künstliche Kosmetik und Alles, was mit ihr in Beziehung steht, also auch das Schminken, zur Zeit des Verfalls des weltbeherrschenden Römischen Kaiserreichs, am Ende des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Gewiß ist es nicht wegzuleugnen, daß die Frauen dieser Zeit, der herrschenden Strömung folgend, durch ihren maßlosen Luxus und ihre fabelhafte Verschwendungssucht nicht zum Mindesten beigetragen haben, den Verfall des einst so mächtigen Reiches möglichst zu beschleunigen. Die Messalina, die Agrippina, Faustina und Andere erscheinen als würdige Pendanten zu den Männern ihrer Zeit, wie Nero, Claudius, Caligula und Heliogabal; ihr Lebenswandel ist aus der Geschichte zur Genüge bekannt und bietet ein nichts weniger als schönes Bild der herrschenden Sittenzustände. Die berühmte Poppäa, die Gemahlin Nero's, ging den Frauen ihrer Zeit

in einer an's Ungeheure grenzenden Verschwendungssucht als Vorbild voran und darf wohl zugleich als die größte Toilettenkünstlerin ihres Zeitalters betrachtet werden. Die Historiographen der Kaiserzeit erzählen uns, daß für die schöne Kofette eine Herde von 500 Eselinnen gehalten wurde, um, so oft es ihr beliebte, sich in frischer, warmer Eselsmilch baden zu können, wodurch ihre Haut eine außerordentliche Frische und Zartheit bekam. Die Eselsmilch galt damals als ganz besonders wirksam zur Erhaltung eines guten Teints, und die sich tagsüber das Gesicht siebenzig Mal — eine in Folge des Aberglaubens genau einzuhaltenbe Zahl — wuschen, konnten der verschönernden Einwirkung auf ihren Teint versichert sein. Poppäa war aber auch gar meisterlich in der Geheimmittelfunde bewandert, und ein Schönheitsmittel, das sie erfunden hatte, und das nach ihr „Poppäana“ genannt wurde, erfreute sich bald großer Verbreitung bei den vornehmen Römerinnen. Mittelft der Poppäana, die aus einer Art Brotteig von Gerstenmehl, Honig und Eiern, mit Eselsmilch vermischt, hergestellt war, bestrichen sich die Römerinnen des Abends vor dem Schlafengehen das Gesicht, so das es wie mit einer Kruste überzogen war; die Nacht über trodnete die Masse am Gesicht ein, und des Morgens erschien dieser Schönheitskleister im Antlitz der stolzen Römerin gleich einem zersprungenen Kalkanwurf oder Gypsüberzug.

Einen besonders schönen Anblick mag in diesem Zustande das Gesicht der vornehmen Dame wohl nicht geboten haben. Da war dann aber doch gleich auch ein Heer von Dienerinnen und Sklavinnen, welche die Gnädige, nachdem sie sich in ihr Ankleidezimmer begeben hatte, was gewöhnlich zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags geschah, unter ihre Hände nahmen, um sie zunächst möglichst schonungsvoll von dem vertrodneten Brotpflaster zu befreien.

Die Herstellung der Toilette hat Karl August Böttiger in „Sabina oder Morgenscenen in dem Puzzimmer einer reichen Römerin“, wie folgt geschildert:

„Die römische Dame sitzt in ihrem Puzzimmer vor einem großen, polirten Metallspiegel, umringt von einer Schaar Sklavinnen, deren jede unter einem besonderen Namen ihrem Toilettenbienst vorsteht. Da giebt es Schminkmädchen, Weiß- und Rothauslegerinnen, Augenbrauenmalerinnen und Zahnpugerinnen. Die Haarfärberinnen, Nagelpugerinnen, und Andere machen wieder eine eigene, für sich bestehende Klasse von Puzmädchen aus, Staphion, die erste Sklavin, ist zunächst beschäftigt, ihrer Gebieterin die übermächtigen erhärteten Teigkrusten, das sogenannte Kataplasma von Gesicht, Hals und Busen mit frischgemolkener lauer Eselsmilch loszuweichen, hierauf ihre Haut mit dem aus Seifenschäum, Salben und Essenzen bestehenden Smegma zu glätten. Phiale, eine zweite Sklavin, trägt jetzt auf die reingewaschenen Wangen Weiß und Roth auf, das sie mit ihrem, durch vorheriges Rauen gewisser Pastillen wohlriechend gemachten Speichel in einem elfenbeinernen oder kristallinen Schälchen angerieben hat. Ihr zur Seite steht Stinnoi, die Augenbrauen-Malerin, mit einer Muschel, worin das feine Blei- oder Spieglanzpulver mit Wasser zu einer Salbe zusammengerieben ist, um mit einem Griffel oder Pinsel die Augenbrauen zu ziehen und auf das Bierlicste in zwei gewölbten Halbkreisen an der Nase sich begegnen zu lassen. Jetzt erscheint Mastische, die Zahnpugerin, und reicht ihrer Herrin außer den feinsten Mastigkörnern zum Rauen einen ganzen Apparat von

Zahntincturen und Pulvern, erforderlichen Falls wohl auch eine Garnitur künstlicher Zähne von Elfenbein mit Gold, um sie in den zahnlosen Mund einzureihen. Die so wiedergeborene Schöne begiebt sich nun in den Kreis ihrer kunstfertigen Haarschmückerinnen, Fuß- und Garderobemädchen, um ihre weitere Toilette zu machen, bis sie endlich nach mehreren Stunden vollendet und in vollem Glanze aus den Händen ihrer geschäftigen Jofen hervorgeht.“

Als Schminke- und Fußmädchen fungirten bei der vornehmen Römerin vorzugsweise griechische Sklavinnen, die sich am Besten auf Toilettenkunst und Geheimnismittelfunde verstanden. Phyllis, die gebildete Kammerzofe der schönen Römerin Julia Soëma, hat ein in griechischer Sprache abgefaßtes Verzeichniß von Schönheitsmitteln hinterlassen, das sie für ihre Gebieterin geschrieben hatte. Als Mittel zum Glätten der Haut und insbesondere zur Vertreibung der Runzeln, bedienten sich die Frauen zu dieser Zeit des sogenannten „Lomentums“, einer aus Reis- und Bohnenmehl zusammengekneteten Masse, welche auch Plinius in seiner „Naturgeschichte“ erwähnt. Auch der wunderthätigen Gesichtsalbe „Despyum“ gedenkt Phyllis, eines aus den schweißigen Theilen der Schafwolle gezogenen abgekochten Extractes, einer Composition aus Fett und Schmutz, deren sich die Griechen schon seit Hippokrates zu Verschönerungszwecken bedienten. \*) Das Despyum erfreute sich in Rom großer Beliebtheit; Ovid kommt wiederholt darauf zu sprechen, und Plinius giebt eine genaue Beschreibung seiner Herstellungsweise.

Mit welcher Wichtigkeit zur Augustäischen Zeit die Schönheitspflege und die derselben dienende Geheimnismittelfunde betrieben wurde, geht schon aus der Aufmerksamkeit hervor, welche die zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller der Sache gewidmet haben. Nicht nur die beiden Plinius, Juvenal und Andere haben darüber geschrieben, sondern der heitere und geniale Ovid verfaßte sogar ein Buch in Versen — „Von den Schönheitsmitteln für das Gesicht“ —, in welchem wir gleich zu Anfang Folgendes lesen:

„Vernet, ihr schönen Frau'n, wie erhöh'n ihr könnt die Reize,  
Und wie der Schönheit ihr Schutz zu gewähren vermögt. —  
Denn unziemlich ist's nicht, wenn ihr Sorgfalt hegt, zu gefallen,  
Da ihr die Männer geschmückt sehet zu unserer Zeit.  
Weiblicher Weise gemäß sind eure Gatten gepuht,  
Und kaum bleibet der Frau etwas noch übrig zum Schmutz.“

Freilich fehlte es auch nicht an recht bösen poetischen Ergüssen in Bezug auf die Pugsucht der damaligen vornehmen Welt, so legte u. A. der bekannte Martial die Reize der berühmten Kaiserin Messalina in folgender Weise bloß:

„Galla, Dein Pugschick sticht dich aus hundert Bügen zusammen,  
Während in Rom du lebst, röthet am Rhein sich dein Haar,  
Wie dein Silbergewand, so hebst du am Abend den Bahn auf,  
Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt.“

\*) Darnach wäre das von Prof. Liebreich in Berlin vor einigen Jahren entdeckte „Canolin“, das heut gleichfalls in der „Kosmetik“ viel verwandt wird, keine ganz neue Erfindung.

Wangen und Augenbrauen, womit du Erhöhung uns winkst,  
 Malte der Jofe Kunst, welche dich Morgens geschmückt. —  
 Darum kann kein Mann zu dir: „ich liebe dich!“ sagen,  
 Was er liebt, bist nicht du; was du bist, liebt kein Mann.“

Die Sitte des Schminkens wird nach griechisch-römischem Muster dann, wenn auch zunächst nicht in dieser übertriebenen Weise, von den neuen Culturvölkern des Abendlandes übernommen und weiter geführt. Schon im frühen Mittelalter wurde für die Hautfarbe der Frauen in Deutschland und Frankreich durchaus Roth und Weiß verlangt. Arme, Hände und Schläfen mußten weiß sein, schneeweiß, „weiß wie Elfenbein, Hermelin, Schnee und Lilien —“ auf den vollen Wangen aber sollten frische Rosen blühen. Die Mischung zwischen Weiß und Roth auf den Wangen sollte so fein, „daß das Roth den besseren Theil hat.“ In dieser Weise besingt denn auch Wolfram die holde Rindwiramur, die schöne Gemahlin Parzivals.

Wo die Natur mangelte, half auch im Mittelalter eine reich entwickelte Kosmetik aus. Das Schminken war den alten Germanen sehr wohl bekannt, was bei der sonstigen Einfachheit dieses Volkes einigermaßen verwundern muß. Recht eigentlich aber wurde die Mode des Schminkens im zwölften Jahrhundert allgemein. Die englischen Damen jener Zeit liebten mit aristokratischem Tic die blassen Wangen und suchten sie künstlich herbeizuführen, wenn die Natur sie allzu freigebig mit der Farbe der Gesundheit bedacht hatte. Mittel gab es dazu in Unmasse; nicht nur allerlei weiße Farben wurden angewandt, sondern auch zu Hungern und Aberlassen Zuflucht genommen. Den deutschen, französischen und italienischen Damen erscheinen dagegen rothe Wangen als eine schöne Zier, und sie erreichten dieselben außer durch entsprechende Farben sehr sicher durch kräftige und reichliche Nahrung. Ja, den alten Germaninnen wird sogar nachgesagt, daß sie nicht selten, um diesen Zweck zu erreichen, der Leidenschaft ihres Landes treu, dem Weine zusprachen.

Vorzügliche Meisterinnen in der Kunst des Schminkens waren zu dieser Zeit die Florentinerinnen. Auch fehlte es nicht an Schönheitsmitteln und Salben, „womit man die Runzeln ausfüllte“ — es werden nicht weniger als 300 Arten angegeben — und ihr Gebrauch nahm derart überhand, daß die Geistlichkeit es für geboten hielt, von der Kanzel herab dagegen zu protestiren. Sie sagten u. A.: „Die Frau, welche eine fremde Farbe auf ihr Gesicht aufträgt, will ein Gesicht haben, wie es der Maler macht, aber nicht, wie es ihr Gott erschaffen hat; sie verleugnet also Gott.“ Und Bruder Berthold der Prediger ruft aus: „Die Gemalten und die Gefärbten, die schämen sich ihres Antlitzes, das Gott nach sich gebildet hat; so wird sich auch Gott ihrer schämen und sie werfen in den Abgrund der Hölle.“ — Es fehlte auch nicht an satirischen Poesien gegen die „Sünde des Schminkens“, die aber, wie folgende kleine Probe zeigen mag, meist sehr harmlos waren:

„Wollt ihr euch, ihr Jungfern, schminken,  
Nehmet dieses zum Bericht:  
Nehmet Oele zu den Farben,  
Wasserfarben halten nicht.“

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wird das Weißschminken nicht nur von den englischen Damen gepflegt, sondern auch von den französischen und deutschen Frauen aufs Aergste betrieben. Alle äußeren und inneren Mittel (zu den letzteren gehörte u. A. auch Sandschlucken) wurde angewandt, um dem Teint die gewünschte weiße Farbe zu geben. Das Weiß kam nach und nach derart zur Herrschaft, daß nicht nur das Gesicht weiß geschminkt, sondern auch das Haar, der ganze Kopf weiß gepudert wurde, wie es heute die Clowns im Circus zu thun pflegen. Auf die übrige Bemalung des Gesichts, Färben der Warzen und Augenbrauen zc. verzichtete man in dieser Zeit; nur die Lippen wurden roth gefärbt, aber so roth, daß sie wie die Lefzen raubgieriger Thiere aussahen. Ein böshafter Satiriker machte später die Bemerkung, die Damen hätten in dem schamlosen Zeitalter Ludwigs XIV. den dicken Auftrag von Schminke deshalb so nöthig gehabt, um bei den vielen Schmeicheleien und unverhüllten Zweideutigkeiten, die ihnen von den Männern gesagt wurden, das ewige Erröthen zu verbergen.

In diese Zeit fällt auch die Mode der „Mouches“, der Schönheitspflästerchen. Sie dienten zunächst gewissermaßen dazu, die Monotonie der großen weißen Schminkeflächen zu unterbrechen und hoben andrerseits durch ihre dunkle Farbe das künstliche Weiß der Haut noch kräftiger hervor. Man hatte dem Gebrauche dieses Zierraths eine ziemlich ernsthafte Theorie unterlegt und sogar eine Art Geheimsprache damit in Verbindung gebracht, die für die Eingeweihten durch die Art, wie die Pflästerchen im Gesicht angebracht waren, verständlich wurde. Nach dieser Vertheilung richteten sich auch die Namen dieser künstlichen Schönheitsmale. Da war das „verliebte“ am linken Augenwinkel, das „majestätische“ mitten auf der Stirn, und das „bezaubernde“ in den Wangengrübchen. Das in der Mitte auf der Wange hingetupfte hieß das „galante“ und das am Mundwinkel befestigte das „häßliche“. Außerdem kannte man noch das „sympathische“, das „kofette“ und das „lecke“ Schmuckpflästerchen, welches letztere seinen Platz auf der Nase hatte. Das „verbergende“ diente endlich in der That dazu, den Blicken Anderer einen kleinen Makel zu entziehen.

Schminke und Puder beherrschten die Welt dann bis zum Ausbruch der französischen Revolution. Namentlich wurde mit dem Puder, der nicht nur von Frauen, sondern auch von Männern bis in die niedersten Kreise gebraucht wurde, Verschwendung getrieben. Rousseau soll einmal den Ausspruch gethan haben: „Wir brauchen den Puder, das heißt das Mehl, für unsere Perücken, darum haben die Armen kein Brot.“

Wie sehr aber der Gebrauch der Schminke in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Mode gekommen war, geht daraus hervor, daß einer der feinsten Beobachter der Sitten und Gebräuche jener Zeit, dieser „Sitte“ gewissermaßen das Wort redet. Georg Christoph Lichtenberg, der bekannte Göttinger Professor, hält die Schminke für „eins der natürlichsten und unschuldigsten Verschönerungsmittel, dessen Gebrauch durch sein hohes Alter sowohl, als durch seine Allgemeinheit gerechtfertigt wird.“ Ja, der große Gelehrte bricht schließlich sogar auch eine Lanze für die Schnürbrust, „welcher die Aerzte der neuen (d. h. der damaligen) Zeit sehr vieles ungegründet Nachtheiliges aufzubürden gesucht haben.“ — Diese letztere Vertheidigung dürfte aber darin vielleicht eine Erklärung finden, daß Lichtenberg, der so schwächlich und verwachsen war, daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte, möglicher Weise selbst eine Art Schnürleib getragen hat.

Die Sitte des Schminkens hat sich seit ihrem Bestehen stets nur in Haasse und Baïsse bewegt; ganz verschwand sie niemals wieder, auch zur Schreckenszeit nicht; und wenn wir heut auf den Toilettentischen unserer vornehmen Damen eine indiscrète Umschau halten wollten, würden wir in gar Vielem an den compliciten Verschönerungsapparat der vornehmen Römerinnen erinnert werden.

Die größten Künstlerinnen im Gebrauch der Schminke sind zur Zeit die Französinen, namentlich verstehen sie es, das Auge durch Bemalung der Wimpern und Brauen und seiner Umgebung zu wirksamen Ausdruck zu bringen. In England gingen noch vor dreißig Jahren Frauen in den Häusern umher, um gegen ein entsprechendes Honorar unerfahrenen Damen Schminkunterricht zu erteilen.

Man fand sogar Annoncen in den Zeitungen, worin Schminkkünstler sich erboten, die Gesichter der Damen im Jahresabonnement täglich frisch mit Weiß und Roth zu belegen. Auch die Amerikanerinnen sind dem Schminken sehr zugethan.

Und sollte da Lichtenberg nun doch nicht vielleicht Recht haben, wenn er annimmt, daß einer Sache, die durch Jahrtausende sich erhalten und immer und überall wieder ihre Culturträgerinnen findet, eine gewisse Berechtigung zuzugestehen sei? —

Die Beantwortung dieser Frage, möge dem freundlichen Ermessen der verehrten Leserinnen überlassen bleiben.







## Santa Maria del Mar.

Don

**Venbenuto Sartorius.**

(M. Willkomm-Schneider.)

— St. Petersburg. —

Kennst Du Mallorca, Wanderer, die Perle  
Im grünen Inselreich der Balearen\*),  
Das sich wie ein Geschmeide von Smaragden  
Durch's tiefe Blau des Mittelmeeres schlingt?  
Gleich jener Göttin einst, der Schaumgebornen,  
Taucht sie empor aus den azurnen Fluthen,  
Die schmeichelnd ihre Felsenbrust umspülen,  
Doch von der Stolzen kalt zurückgestoßen  
Mit wildem Klageant in Schaum zerstäuben.  
Dem Südwind, der von Lybiens Gestaden  
Ihr Schwestergrüße bringet, öffnet gastlich  
Sie eine Bucht, in der viel hundert Schiffe, —  
Vor Anker liegend, auf den Wogen schaukeln.  
Im Halbkreis, in Terrassen aufwärts steigend,  
Thront Palma hier, die Meerbeherrschende,  
Mit ihren Maurenhürmen, Marmorschlößern  
Und wie aus filigran erbauten Villen,  
Die überwölbt von schlanken Dattelpalmen,  
Aus der Granaten feuerfarbnen Büschen  
Und duftenden Orangenhainen lauschen.  
Von steiler Bergeshöh' grüßt Schloß Belvór  
Und schützt mit seinen Forts die Hafeneinfahrt.  
Zu seinen Füßen rauschen Pinienwälder,  
Dehnt düster ernst sich ein Cypressenhain,

---

\*) Der Spanier umfaßt unter diesem Namen nicht nur die beiden Schwesterinseln Mallorca und Minorca, sondern gleichfalls die sonst als Pitiusen bezeichneten Inseln Joia und Formentera mit den vorgelagerten kleinen Inseln: Cabrera, Dragonera u.

Und doppelt hell erglänzt auf dunklem Grunde  
 Die weiße Burg mit den gezinnten Thürmen  
 Und hebt sich leuchtend ab vom Blau des Himmels.  
 — Frei schweift von hier das Auge über's Tiefland,  
 Durch paradiesisch lachende Gefilde;  
 Der Weinstock wuchert üppig auf den Feldern,  
 Umschlingt die knorr'gen Stämme der Oliven  
 Und wilden Feigenbäume, flücht Guirlanden  
 Und dichtes Netzwerk zwischen Baum und Sträuchern.  
 Doch um dies Paradies als ernste Grenz wacht,  
 Wie einst der Cherubim vor Edens Pforte,  
 Erhebt sich steil und schroff die wilde Sierra.  
 Im Ost und Westen von der Bai von Palma  
 Baut sie sich auf aus Hügeln, Bergesketten  
 Und wächst allmählich an zu einem furchtbar  
 Gewalt'gen Felswall, dessen glatte Wände  
 Unmittelbar der Meeresfluth entsteigen.  
 Nur selten naht ein Segel dieser Küste,  
 Denn unterseits schroffe Klippen drohen  
 Dem ahnungslosen Schiffer mit Verderben.  
 — Nicht weit vom Puig mayor, der in die Wolken  
 Sein wildzerklüftetes, mit ew'gem Schnee  
 Bedecktes Haupt erhebt, liegt an der Bergwand  
 Auf halber Höh' ein unscheinbares Kirchlein.  
 Grau und verwittert, gleicht es dem Gesteine,  
 An das es sich wie schutzbedürftig anlehnt.  
 Banfäll'g ist die holzgefügte Stiege,  
 Die in das Inn're führt. Santa Maria  
 Del mar, so nennt der Mund der Mallorquiner  
 Den kleinen Wallfahrtsort; und weh dem Schiffer,  
 Der es verдумt, zu unserer lieben Frauen,  
 Der Meereskönigin, hinaufzupilgern,  
 Bevor sein Schiff zur Fahrt die Anker lichtet. —  
 — Beschwierlich ist der Aufstieg; mühsam bahnten  
 Durch ein Gestrüpp von blüh'nden Cyprusrosen,  
 Zwergpalmen, Tamarisken, Myrtenblüthen  
 Und wildem Rosmarin wir uns den Weg.  
 Die Sonne neigte sich zum Untergange,  
 Als wir das Ziel erreicht, und schräge Strahlen  
 Vergoldeten die schwarze Mutter Gottes  
 Und spielten in den bunten Glasborallen  
 Des Rosenkranzes, den sie in der Rechten,  
 Der wie zum Segen aufgehobnen, hält.  
 Das farblose, verschliffene Gewand  
 Der heil'gen Jungfrau ist mit goldnen Flittern  
 Und falschen Steinen ärmlich aufgeputzt.  
 Vermuthlich und jedes Schmuckes baar ist Alles,  
 Wohin das Auge blickt: gefaltete Wände,  
 An denen wachsgeformte Händ' und Füße  
 Und holzgeschnitzte kleine Boote hängen

Inmitten schlechtgemalter greller Bilder,  
 Das Scheitern eines Schiffs, die unerhoffte  
 Und wunderbare Rettung durch die Heil'ge  
 Veranschaulichend, drunter Jahr und Datum. —  
 — Ein Widerwillen faßte mich beim Unblick  
 All dieses Lands, der stumm beredten Zengen  
 Des tiefften Elends, finstern Uberglaubens,  
 In dem dies arme Bergvolk noch befangen.  
 An meiner Seite war, sich fromm bekreuz'gend,  
 Mein greiser Führer in die Knie' gesunken  
 Und betete, die Lippen leis bewegend,  
 Ein Ave, für die armen Seelen aller  
 Der Lieben, die vor ihm in's Grab gesunken.  
 Ich bengte mich zu ihm, zum Ausbruch mahnend;  
 Da fiel mein Blick auf eine Blumenpende,  
 Die zu den Füßen der Madonna ruhte:  
 Orangenblüthen, frisch vom Baum gebrochen,  
 Und dunkelrothen Nelken, die hier oben  
 In dieser rauhen Bergluft nicht gedeihen,  
 Entströmten süße Däfte . . . Mein Begleiter  
 Schien meine stumme Frage zu verstehen;  
 Sich von den Knie'n erhebend, blickte spähend  
 Er um sich her, ob Niemand uns belausche . . .  
 Dann sprach er, auf die sel't'ne Gabe deutend,  
 Mit seiner tiefen, grabesernsten Stimme:  
 „Die Spende eines unglücksel'gen Mannes,  
 „Der Schiffbruch litt an dieser Felsenküste,  
 „Und dessen Geist die gnadenreiche Jungfrau  
 „Barmherzig hat mit ew'ger Nacht umhüllet,  
 „Daß er nicht fühlt die Größe seines Elends.  
 „Alltäglich kommt er aus dem Fischerdörfchen,  
 „Wo mitleidsvolle Seelen seiner pflegen,  
 „Mit frischen Blumen für die Gottesmutter  
 „Und neuer Hoffnung, daß die ew'ge Liebe  
 „Allmächtig auch sein düst'res Schicksal wende. . .“  
 — So sprach der Greis — ich aber blickte sinnend  
 Voll stummer Rührung um mich. Wie verwandelt  
 Schien mir der Raum. Die düst'gen Opferpenden,  
 Sie alle redeten jetzt eine Sprache  
 Zu mir von Gottvertrau'n und fester Hoffnung  
 Auf der Madonna wunderthät'ge Hilfe,  
 Erzählten von den Tausenden, die gramvoll  
 Verzweifelt hergepilgert und getröstet  
 Von dieser Stelle wieder heimwärts zogen. —  
 — Noch lange stand ich in der kleinen Kirche,  
 In deren Winkeln schon die graue Dämm'ung  
 Unsichtbar ihre Fäden wob, dann folgte  
 Dem Wink des Führers ich hinaus in's Freie.  
 — Ein Hain von immergrünen Eichen zieht sich  
 Die steile Bergwand aufwärts; ihn durchschreitend,

Gelangten wir auf eine Felsenplatte,  
 Die über einen furchtbar schroffen Abgrund  
 Sich weit hinanschiebt. In der graus'gen Tiefe,  
 In die das Auge schwindelnd nur hinabtaucht,  
 Schäumt wild die Meeresbrandung an die Klüfte.  
 — Auf der am weit'sten vorgeschob'nen Spitze  
 Des schroffen Felsengrates saß ein Mann,  
 Das Fernrohr in der Hand. Die muskulöse,  
 Breitschultrige Gestalt hob scharfgezeichnet  
 Sich ab vom sonnengolddurchglühten Himmel.  
 Er schien uns nicht zu hören, unablässig  
 Durchforscht sein Blick die unermess'nen Weiten  
 Des grenzenlosen Oceans . . . Mein Führer  
 Trat auf ihn zu mit ehrerbiet'gem Graße,  
 Doch Jener regt sich nicht . . . „Die Sonne sinket  
 „Und es wird Nacht, Don Diego“ . . . Keine Antwort.  
 „Mein Kapitän . . .“ Da zuckt' er jäh zusammen,  
 Fuhr auf von seinem Sitz und wandte hastig,  
 Erwartungsvoll das Antlitz. — Nie im Leben  
 Hat eines Menschen Anblick so erschütternd  
 Mein Innerstes bewegt; des stillen Irrsinns  
 Unstetes Feuer glühte in den dunkeln,  
 Tief eingesunk'nen Augen und belebte  
 Unheimlich diese wetterharten Züge,  
 Aus denen mir ein seltsames Gemisch  
 Von Willenskraft und haltlos inner'm Schwanken  
 Entgegenleuchtete. Der scharfe Bergwind  
 Peitscht' ihm das lange Haar, den ungepflegt  
 Bis auf die Braut herniederwallenden  
 Ergrauten Bart. So stand er vor uns da,  
 Das jammervolle Opfer mitleidslos  
 Zerstörender Gewalten, die Ruine  
 Von einem Menschen, dessen eisenfester  
 Kraftvoller Körper der Zernichtung troht,  
 Der Seele Todeszucken überlebend. —  
 „Ein Schiff in Sicht! — Sag' Deine Meldung, Bootsmann!“  
 So wandte er sich hastig an den Alten,  
 Mit vorgebeugtem Haupt der Antwort harrend —  
 — Die Sprache Andalusiens klang weich  
 Von seinen Lippen — Stumm verneinte Jener.  
 Und dann, den starren Blick des Irren meidend,  
 Sann er auf eine Ausflucht . . . „Drunten harret  
 „Der Lootsenführer Euer an dem Strande;  
 „Vielleicht, daß er Euch eine Kunde bringt  
 „Von der Guadiana“ . . . Wie ein heller Blitz  
 Aufklärnden Verständnisses durchzuckt' es  
 Die stumpfen, leeren Züge. Sinnend nickte  
 Er vor sich hin, und leis' bewegten sich  
 Die bärt'gen Lippen, als versuchten sie  
 Den Wortlaut eines Namens nachzubilden,

Der dem Gedächtniß längst entschwand — — „Mercedes,“  
 Entrang sich's endlich stammelnd seiner Brust,  
 Und hastig, ohne uns zu grüßen, schickte  
 Er sich zum Abstieg an. Wir sahn ihm nach,  
 Wie er so schwanfend, einem Trunn'nen gleich,  
 Mit ungleich langen Schritten vorwärts strebte,  
 Als könnten seine Füße nicht die Last  
 Des schweren Körpers tragen. Bei den Eichen  
 Entschwand er unsern Blicken. — Dort im Westen  
 Versank der purpurfarbne Sonnenball  
 Langsam in's Meer, und in die Fluthen tauchend  
 Verwandelt er in Ströme rothen Blutes  
 Der Wogen flüssig Gold, als schmückten sich  
 Des Meeres bleiche Töchter mit dem Blat  
 Der Opfer, die im Laufe der Jahrtausend  
 Sie in den feuchten Schooß des Oceans  
 Hinabgezogen und in lästerner  
 Umarmung hingemordet, ew'ge Jugend  
 Aus ihrem warmen Lebensblute trinkend . . .  
 Ein Mahnruf meines Führers weckte mich  
 Aus düsterm Sinnen, mich zum Aufbruch drängend,  
 Daß nicht die Nacht, die schnell in diesen Breiten  
 Hereinbricht, uns auf unbahnten Wegen  
 Jäh überfalle; und bald schritten schweigend  
 Den steilen Pfad wir abwärts. . Doch allmählich,  
 Wie unser Weg sich besserte, begann  
 Der Alte aufzuhauen; und die seltne  
 Gelegenheit wahrnehmend, einem Menschen  
 Sich mitzutheilen, die sich ihm, dem Hirten,  
 Dem in der Berge Einsamkeit Verbannten,  
 Heut darbot, fing er an von dem zu reden,  
 Was meine Phantasie die ganze Zeit  
 Beschäftigte: des irren Mannes Schicksal.  
 Und was der Mund des Greises mir verkündet,  
 Was aus des Irren eig'nem Wort ich schöpfte,  
 Sei hier in diesen Blättern aufgezeichnet.

\* \* \*

Schon fünf Mal färbte sich im Kuß der Sonne  
 Die Rebe purpurn, da zum letzten Mal  
 Auf der Commandobrücke des Guadiana,  
 Des schönsten Dampfers, der aus Cadix' Hafen  
 Je angelaufen, Don Diego stand.  
 Von freud'gem Stolz die Brust geschwellt, hellleuchtend  
 Das Auge von unnennbar großem Glück:  
 Mercedes, seiner Jugend Licht und Sonne,  
 Sein Weib seit gestern, folgt' ihm auf der Fahrt,  
 Und süß lachend lächelte ihr Mund,  
 So oft sein Blick, den suchend durch die Menge

Er gleiten ließ, den dunklen Flammenaugen  
 Der heißgeliebten Frau begegnete.  
 Und ihre Seele schien die stumme Sprache  
 Der Liebessehnsucht zu verstehen — erröthend  
 Senkt' sie das Köpfchen und verbarg in holder  
 Verwirrung das Gesichtchen hinter'm Fächer.

— Weich sank die Nacht herab, und stiller ward es  
 Auf dem Verdeck. Die Passagiere schliefen.  
 Zwei Wachmatrosen patronisirten schläfrig  
 Noch auf und ab: der Steuermann allein  
 War mit dem Kapitän an Bord noch wach. —  
 An die Barrière angelehnt, das Haar  
 Umrieselte von den Spitzen der Mantilla,  
 Stand träumerisch Mercedes da, das Antlitz  
 Dem Vollmond zugekehrt, der silberglänzend  
 Am Horizonte aufstieg — Reize rührte  
 Diego ihre Schulter: „Geh zur Ruhe,  
 „Mein süßes Lieb!“ so bat er, „böse Nebel  
 „Entschweben mit dem Mondenglanz dem Meere  
 „Und hauchen Fieber . . .“ Doch Mercedes lehnte  
 Statt aller Antwort still an seine Schulter  
 Das schöne Haupt. „Laß mich,“ so bat sie endlich,  
 „Hier oben mit Dir wachen! Schwer und dumpfig  
 „Ist im beengten Raume der Kajüte  
 „Die Luft. Mir war's, als müßte ich ersticken  
 „Vergangne Nacht!“ — Sie an sich drückend, deutet  
 Gen Osten seine Hand. Am Horizonte  
 Zog scharf gezackt sich eine dunkle Linie,  
 Dem bloßen Auge kaum erkennbar, hin.  
 „Schau dorthin, Liebchen,“ sprach er ernst, „dort lauert  
 „Verborgen in der Tiefe das Verderben.  
 „Gefährlich ist die Durchfahrt und erfordert  
 „Die ungetheilte Wachsamkeit und Umsicht  
 „Des Kapitäns, von dem das Wohl und Wehe  
 „Von hundert Menschen abhängt, die ihr Leben  
 „Und ihre Habe ihm vertraut.“ Und tief  
 Ihr in die Augen schauend, fuhr er flüsternd  
 Und leidenschaftlich fort: „Ich kann nicht ruhig  
 „Und kühl berechnend in die Ferne blicken,  
 „Wenn Du mir nahe bist: O geh', Mercedes!  
 „Bangt Dir da drunten vor dem dumpfen Raum,  
 „So bleib hier oben, Liebchen! Dort in meiner  
 „Kajüte lege Dich zum Schlummer nieder.  
 „Da dringt die frische Seeluft ungehindert  
 „Durch Thür und Fenster, und Dein Freund ist nahe,  
 „Wenn Du ihn brauchst.“ Mercedes nickte lächelnd,  
 Und seinen Kuß erwidern, drängte hastig  
 Sie ihn hinweg und eilte flücht'gen Fußes,  
 Wie die Gazelle über das Verdeck,

Bei der Kajüte seinem Blick entweichend. —  
 — Langsam durchschnitt, von der erfahr'nen Hand  
 Des Kapitäns geleitet, die Guadiana  
 Das Wogenbett und setzte ihren Curs  
 Gen Osten fort, wo schon am Horizonte  
 Mallorcas Felsenküste immer steiler  
 Emporwuchs. Hoch am nächt'gen Himmel schwebte  
 Der Vollmond, und sein zitternd weißes Licht  
 Glitt spielend über Mast und Raaken hin  
 Und klimmerte auf dem metall'nen Griff  
 Der niedrigen Kajüthentür. Das Auge  
 Des Kapitäns bemerkte es. Innehaltend  
 Auf seinem Rundgang, haftete sein Blick  
 Wie festgebannt auf diesem lichten Punkte,  
 Als wohnten diesem glänzenden Metall  
 Magnet'sche Kräfte inne, zog es näher  
 Und näher ihn . . . Die Thür war nicht verschlossen,  
 Er stieß sie auf, und silbern fluthete  
 Ein breiter Strom von Mondlicht durch den Raum,  
 Umfloß mit mag'ischem Glanz die weißen Kissen  
 Und das von den verschränkten nackten Armen  
 Umschlung'ne süße Antlitz seines Weibes.  
 Mit angehalt'nem Athem trat er näher . .  
 Und neben ihrem Lager auf die Knie'  
 Hinstinkend, schwelgte er mit trunke'nen Blicken  
 Im Anschau'n ihrer Schönheit. — Traumumfängen  
 Lag sie schwerathmend da, die seidne Decke  
 War halb herabgeglitten, kaum verhüllend  
 Die Reize ihrer knospenden Gestalt.  
 Ob sie von ihm wohl träumte? — Wie zum Kusse  
 Bewegten sich die Lippen . . . Fiebrisch pochte  
 Das Blut in seinen Adern . . . wie ein Rausch  
 Kam's über ihn . . . in glühendem Verlangen  
 Umschloß sein Arm den göttlich schönen Leib  
 Des theuren Weibes, Hals und Nacken ihr  
 Mit Küßsen deckend . . . Lächelnd schlug Mercedes  
 Die langen Wimpern auf und murmelte  
 Noch halb im Schlaf: „Gepriesen sei Madonna,  
 „Du bist bei mir! O Freund, mir war so bang,  
 „Grau'nvolle Träume quälten mich! ich sah  
 „Dich in den feuchten Armen der Najaden,  
 „Von ihrem bühlerischen Kuß umschmeichelt.  
 „Ich winkt' und lockte, doch Du hörtest nicht!  
 „Da stürzt' ich mich verzweifelt in die Tiefe,  
 „Dich mir zu retten, doch die wilde Brandung  
 „Erfasste mich, und kalte Wogen wälzten  
 „Sich trennend zwischen uns . . ich sah Dich nimmer!  
 „Gottlob, es war ein Traum!“ Und leidenschaftlich  
 Umstrickten ihn die vollen weißen Arme  
 Des aufgeregten Weibes. „Geh' nicht von mir!“

So bat sie schmeichelnd unter heißen Küssen,  
Und seiner selbst nicht mächtig, sank er hin —

Weißschimmernd zog die Mondnacht ihre magisch  
Geheimnißvollen Kreise, bleiche Rosen  
In des Okeanos dunkle Koden flectend,  
Und durch das Meeresrauschen an den Planken  
Des Schiffes und der Schraube dumpfes Rollen  
Klang leise stammelnd, unzusammenhängend  
Verworr'nes Liebesflüstern — —

Da, ein furchtbar  
Gewalt'ger Stoß! ein Laut wie Todesächzen  
Läuft knirschend durch den Riesenleib des Schiffes,  
Gefolgt von einem dumpfen Gurgeln, Glucksen  
Der Wassermassen, die der Springfluth gleich  
Von allen Seiten in den Schiffsraum dringen.  
Gleichzeitig hallt ein Schrei, vielhundertstimmig,  
Verzweifelt durch die mitternäch't'ge Stille  
Und weckt das Echo jener Felsenwände,  
Die dort im Osten dunkel und gespenstisch  
Den Horizont begrenzen . . . D'rauf ein wüßtes  
Gewirr von Stimmen, Durcheinanderhasten  
Der Passagiere und ein Toben, Fluchen  
Der führerlosen Mannschaft, die vergebens  
Auf ein Commandowort des Kapitäns,  
Des einz'gen Mannes, der in diesem Aufruhr  
Gebiet'risch Ordnung schaffen könnte, harren.  
— Und wilde Drohungen, wie Sturmesbransen  
Anschwellend, werden laut, da man den Posten  
Auf der Commandobrücke leer sieht. Johlend  
Drängt sich die aufgeregte Masse hin  
Zu der Cabine, um den Pflichtvergeß'nen  
Vom Lager anzureißen, der das Schiff,  
Das seiner Leitung anvertraute, preisgab.  
— Da steht er auf der Schwelle, todtensbleich  
Bis in die Lippen, doch hochaufgerichtet  
Das stolze Haupt; mit seinem mächt'gen Körper  
Den Eingang zur Kajüte deckend, drin  
Ohnmächtig auf dem Pfühl Mercedes liegt.  
„Werft sie in's Meer, die üppige Sirene,  
„Die ihn verlockt! an ihren langen Haaren  
„Schleift sie heraus und hängt sie an den Mastbaum  
„Des Schiffs, dem ihre gottverfluchte Schönheit  
Den Untergang gebracht!“ so tönt es wild  
Von allen Seiten —

Kalt entschlossen tritt

Der Schuldige den Menterern entgegen.  
„Zurück!“ so donnert seine mächt'ge Stimme,  
„Wagt es, an sie zu rühren, und ich schwör's  
„Euch bei den blut'gen Wunden des Erlösers,



„Mit meinen Händen würg' ich Euch!! Macht Platz!“  
 Wie vor dem Todeschrei des wunden Löwen  
 Der Hunde Meute flieht, weicht schon die Menge  
 Vor dem verzweiflungsvollen Mann zurück.  
 Der wilde Lärm löst sich in dumpfes Murren,  
 Und weithin schallt des Kapitäns Commando,  
 Rings Alles übertönend, aus dem Chaos.  
 Mit fieberhafter Hast löst man die Tane  
 Der Boote von dem Wrack; schon überfluthen  
 Sturzwellen das Verdeck, und kalter Schweiß  
 Tritt auf die Stirn des Kapitäns, der reglos  
 Auf seinem Posten steht und kühl besonnen  
 Die Rettungsarbeit leitet . . . Doch im Innern  
 Tobt zwischen Pflicht und Liebe wild der Kampf,  
 Er zittert für Mercedes, eine Stimme  
 Umflingt ihn unaufhörlich: „Rette sie!  
 Was willst Du thöricht Dich für diese opfern,  
 Die doch verloren sind? Denn kaum die Hälfte  
 Vermögen in den Booten Platz zu finden,  
 Sie müssen sterben! rette Dir Dein Weib!“  
 „Den Heiligen sei Dank!“ tönt es jetzt jabelnd  
 Wie ein Erlösungsruf zu ihm herauf,  
 „Das Boot ist flott!“ und drauf ein wildes Drängen,  
 Ein Stoßen, Jammern, Beten . . . Angstbeflügelt  
 Eilt er nach der Kajüte, wie ein Kind  
 Nimmt das besinnungslose, bleiche Weib  
 Er auf den Arm und trägt es nach den Booten.  
 Ein wilder Fluch empfängt ihn. Drohend recken  
 Geballte Fäuste sich empor, drin funkelt,  
 Zum Stoß bereit, das furchtbare Navajo.\*)  
 Da unbeirrt den Fuß er auf den Rand  
 Des Bootes setzt, zückt nach Mercedes' Busen  
 Ein Rasender den Dolch . . . Da faßt Verzweiflung  
 Das Herz Diegos, blut'ge Nebel wallen  
 Vor seinen Augen . . . Krampfhast mit der Rechten .  
 Greift er nach seiner Brust, und ein Revolver,  
 Das dort verborgen, ziehend, dringt wie rasend  
 Er auf die Meute ein, entschlossen, sich  
 Den Zutritt zu erkämpfen! — Wuthgeheul  
 Antwortet ihm . . . da kracht der Schuß! Gleichzeitig  
 Fühlt er von kräft'gen Fäusten sich gepackt,  
 Und rückwärts taumelnd stürzt er in die Fluthen.

— — — — —  
 Als hinter dem Gebirge von Urtá  
 Der Morgen graute, trafen Fischerboote  
 Auf einen Menschen, der, in seiner Linken  
 Ein leblos Weib, mit seiner Rechten krampfhast  
 Ein Felsenriff umklammert hielt, das unweit

\*) Fußlanges andalusisches Dolchmesser.

Des Ufers aus der Wogen wilder Brandung  
Emporragt, Mit Gefahr des eigenen Lebens  
Gelang's den braven Leuten, den Erschöpften  
Aus seiner grauf'gen Lage zu befrei'n.  
Da er im Boote sich und die Geliebte  
Geborgen sah, verließ ihn das Bewußtsein. —

Es ist ein rauhes Volk, das hier herum  
An dieser Küste wohnt. Der stete Kampf  
Um seine Existenz, den mit dem Meere,  
Es führt, und der von früher Jugend an  
Es zwingt, täglich dem Tod in's Aug' zu seh'n,  
Läßt fühllos es und stumpf des größten Elends  
Trostlosen Anblick tragen. — Aber Grauen  
Erfasste Alle, die das Paar umstanden  
Und in das bleiche, stille Todtenantlitz  
Des schönen Weibes starrten, auf die kleine  
Schwarz unterlaufne Wunde an der Schläfe —  
Entsetzen malt sich in den rohen Mienen  
Selbst des Beherztesten — und scheues Flüstern  
Läuft durch die Runde: „Unglücksel'ger Mann!  
„Das eigne Leben wagt er furchtlos hin,  
„Den Flathen eine Todte abzurufen!“  
Von grausenvollem Mitleid überwältigt,  
Versucht man, ihm den starren Arm zu lösen,  
Der krampfhaft immer noch den todten Körper  
Umschlungen hält, daß nicht des Mannes Auge,  
Wenn das Bewußtsein ihm zurückkehrt, plötzlich  
Das furchtbare erschauere — — Doch ein Zucken  
Durchläuft bei der Berührung seine Glieder . . .  
Aus seiner Ohnmacht jäh erwachend, richtet  
Er sich empor und starrt verstört um sich.  
Noch ist sein Sinn nicht klar, nur instinctiv  
Fühlt er, daß man sein Weib ihm rauben will,  
Und preßt es wild an sich: „Unselige!“  
So schreit er rasend, „wie die tollen Hunde  
„Schieß ich Euch Alle nieder, wenn Ihr nur  
„Sie zu berühren wagt!“ und zärtlich ihr  
Die bläulich kalten Lippen küssend, murmelt  
Er leidenschaftlich: „Wache auf, Mercedes!  
„Dein Gatte ist bei Dir, und Keiner wagt  
„Dir nur ein Haar zu krümmen, süßes Lieb . . .“  
Sie aber regt sich nicht . . . Da fällt sein Blick  
Auf ihre Schläfe und die frische Wunde  
Von einem Schuß, die von der Leichenfarbe  
Der Haut sich dunkel abhebt . . . Gellend hallt  
Ein grauenvoller Schrei — die Arme öffnend,  
Greift wild er nach dem Haupt, und leblos bricht  
Er über seinem todten Weib zusammen.

Im Uferlande ward das fremde Weib  
Zur Ruh beſtattet. Nur ein paar Matroſen,  
Die von der Mannſchaft der Guadiana ſich  
Beim Schiffsbruch an dies Ufer retteten,  
Umſtanden ernt' das Grab. — Indeſſen raſte  
In wilden Fieberphantafen Diego,  
Und ſtündlich hoffte man für ihn den Tod.  
Allein ſein kräft'ger Körper überwand  
Die mörderiſche Krankheit, und allmählich  
Genas er. Doch umnachtet blieb ſein Geiſt.  
Er träumt zurück ſich in vergang'ne Zeiten,  
Da noch das Meer ihn von Mercedes trennte,  
Die ſehnsuchtsvoll im Hafen von Sevilla  
Auf ſeine Heimkehr harrete, um mit Klüffen  
Den lang entbehrten Freund zu grüßen . . . Stündlich  
Erwartet er die Ankunft eines Schiſſes,  
Das ihn aus der Verbannung heimwärts trage  
Und ſo die ſchwere Zeit der Trennung end'ge,  
Die, ihre Tren' zu prüfen, die Madonna  
Den Liebenden allweiſe anferlegte.  
Dann wird vor ihres Hochaltars Stufen  
Bräutlich geſchmückt er die Geliebte finden . . .  
Von dieſem Wahn beglückt, wallfahrtet täglich  
Er hoffnungsfreudig zu der Gottesmutter.  
Die Blumen, die als ein Symbol der Liebe  
Die Andaluſierin dem Freunde reicht:  
Orangenblüthen und gluthrothe Nelken,  
Legt opfernd er zu Füßen der Madonna.  
Dann ſitzt er ſtundenlang wie traumverloren  
Auf jenem Felsenvorſprung, der den Ausblick  
Auf's Meer gewährt, und jedes lichte Segel,  
Das auf der blauen Fluth vorübergleitet,  
Begrüßen ſeine Blicke voller Hoffnung,  
In jedem ſeines Glückes Boten ſehend.  
Die großen irren Augen ſchauen glänzend  
In ſelig'er Verzücung auf zum Himmel,  
Und voller Inbrunſt tönt aus ſeinem Munde  
Ein jubelndes Gebet: Ave Maria!  
Lob ſei Dir, Gottesmutter, deren Hanc  
Mit Liebesſeligkeit das All durchweht!  
Ein Wink von Deiner Hand läßt aus dem Meer  
Die Todten auferſtehen — — treue Liebe  
Machſt Du unſterblich. Heil ſei Dir, Maria!





## Illustrirte Bibliographie.

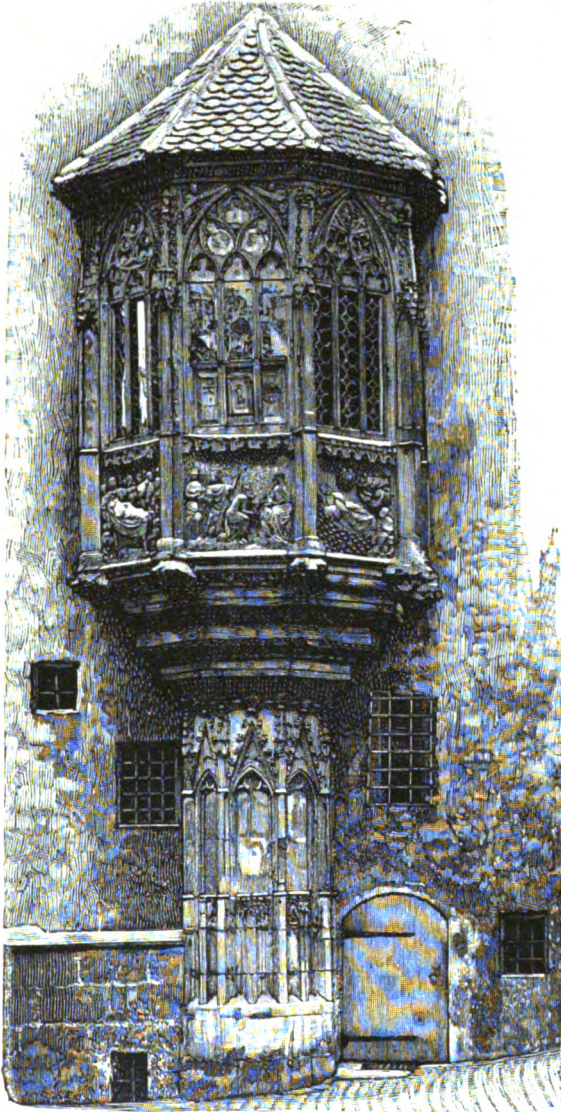
**Hans Sachs und seine Zeit.** Ein Lebens- und Culturbild aus der Zeit der Reformation von Rudolph Genée. Mit 166 in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Facsimiles nach den Handschriften und Notenbeilagen von Meisterkleeber. Leipzig, J. J. Weber.



Die Postnacht.  
Aus: „Hans Sachs und seine  
Zeit.“  
Von Rudolph Genée.  
Leipzig, J. J. Weber.

Im November dieses Jahres werden es vierhundert Jahre, daß Hans Sachs in Nürnberg geboren wurde, und seine Vaterstadt rüstet sich bekanntlich schon, die Erinnerung an diesen ihren berühmten Sohn festlich zu begehen. Da kommt das vorliegende Buch gerade recht, das zum ersten Mal in der deutschen Literatur den Versuch macht, die Persönlichkeit und das Wirken des Nürnberger Schuhmachers und Poeten einem weiteren Leserkreise in anziehender Form zu schildern. Mit Beschämung müssen wir konstatiren, daß das bisher umfassendste Werk über Hans Sachs von einem Franzosen geschrieben wurde; es ist die 1887 erschienene „Etude sur la vie et les œuvres de H. S.“ von Charles Schweitzer. Umsomehr war es eine Ehrenpflicht gegen den größten deutschen Volksdichter, welche Rudolph Genée mit seinem schönen, auf gründlicher Vertrautheit mit dem Stoffe beruhenden Buche erfüllt hat. Die Vorstudien dazu haben bereits 1888 eine von ihm herausgegebene Auswahl der vorzüglichsten Schwänke und Fastnachtsspiele von Hans Sachs geehrt; jetzt liefert er ein zusammenfassendes und, soweit sich beurtheilen läßt, abschließendes Werk, das uns die merkwürdige Erscheinung dieses Mannes auf dem Hintergrunde seiner Zeit und Umgebung vorführt. Der Verfasser schildert das Nürnberg des XV. und XVI. Jahrhunderts und erzählt dann die Lebensschicksale seines Helden stets in unmittelbarem Zusammenhang mit den großen Zeiterignissen. Hans Sachs war Zeuge der Reformation und gehörte von allem Anfang an zu ihren treuesten Anhängern. Ihm bleibt das Verdienst, in seiner „Wittenbergisch Nachtigall“ die populäre Verherrlichung dieser Geistes that geschaffen zu haben. Seine poetische Wirksamkeit, die sich bis dahin

nur im Rahmen der Meisterfingerschule bewegt hatte, erhob sich damit zu der Bedeutung eines wirklichen Volksdichters. So gehören Hans Sachs und die Reformation



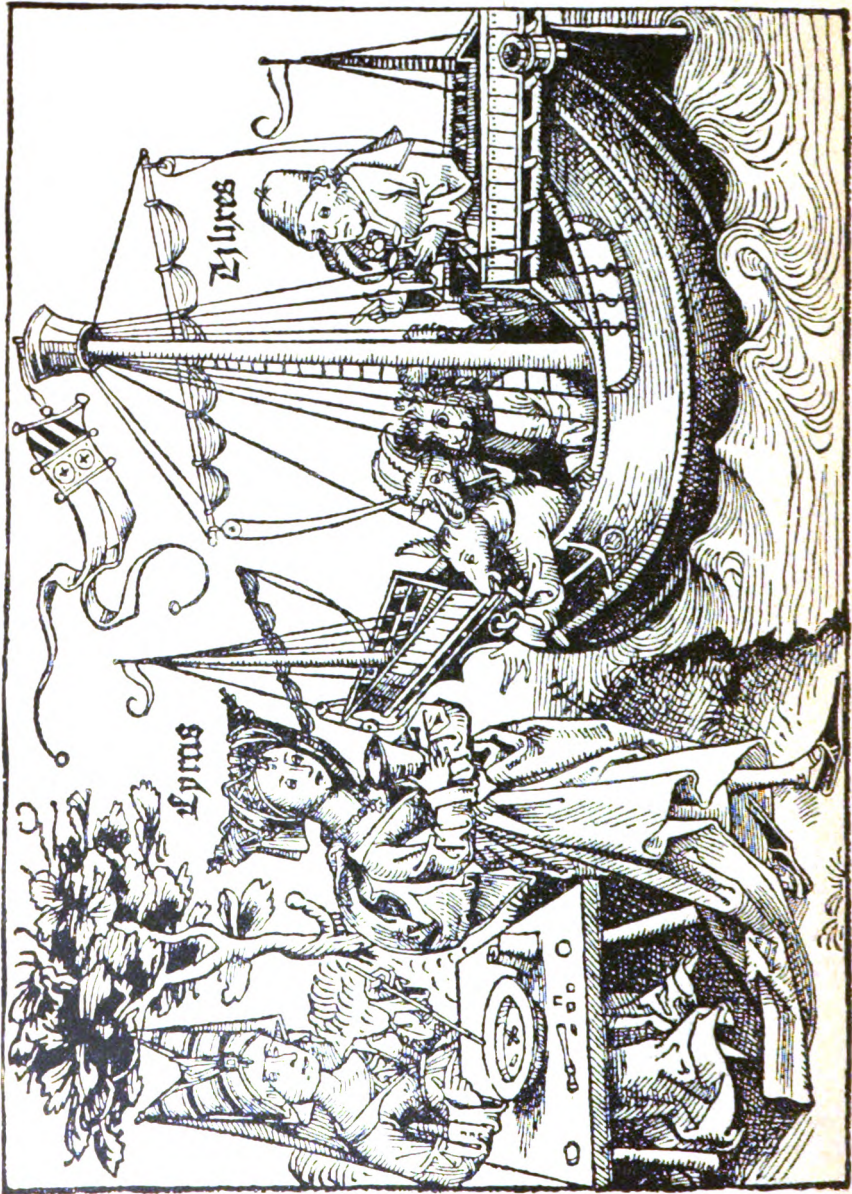
Chörlein am Sebaldus-Kirchhof.

Aus: „Hans Sachs und seine Zeit.“ Von Rudolph Henze. Leipzig, J. J. Weber.

in Nürnberg untrennbar zusammen. Aber auch mit dem weiteren Kreise hervorragender Männer der Wissenschaft und Kunst, welche diese Blütezeit der alten Reichsstadt auszeichnen, verknüpfen den schlichten Schuhmacher zahlreiche Beziehungen, so daß



die Erzählung seines Lebens sich von selbst zu einer Schilderung von Nürnbergs Größe gestaltet. Der Verfasser weiß diese in lebendiger Form nach den besten Quellen zu geben,



aus: „Hans Sachs und seine Zeit.“ Von Rudolph Wende. Leipzig, J. J. Weber.

so daß, von einzelnen kleineren Irrthümern abgesehen, seine Darstellung volle Zustimmung verdient. Den werthvollsten Theil des Buches bilden die Abschnitte über Hans Sachs' poetische Werke und über die Meisterfinger im Allgemeinen. Hier fußt der Verfasser



1545 : HANS SACHS.

Aus: „Hans Sachs und seine Zeit.“ Von Rudolph Gencé. Leipzig, J. J. Weber.

auf gründlichen selbstständigen Forschungen. Ueber die Einrichtungen des Meisterlanges bietet er erschöpfende Auskunft. Die Kenntniß der Sachs'schen Gedichte wird durch zahlreiche Neudrucke und Veröffentlichungen aus den handschriftlichen Quellen gefördert. Von der Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes, der trotz aller wüsten Vielschreiberei doch eine echte Dichternatur und ein Charakter ohne Furcht und Tadel war, erhält man aus Gencé's Buch ein ebenso anziehendes wie anschauliches Bild. Zahlreiche interessante Illustrationen schmücken den Text. Die Ausstattung ist auch sonst eine vortreffliche.

M. S.

## Bibliographische Notizen.

### Auf dem Wege zur deutschen Einheit.

Von Hans Blum. 2 Bde. Jena, Costenoble.

Auf dem Wege zur deutschen Einheit begleiten wir hier den Verfasser, der mit vielen Wanderern auf derselben Straße dahingezogen ist, gut beobachtet hat und seine Wahrnehmungen in eine ansprechende

Form zu kleiden versteht. Was er hier in zwei Bänden noch einmal zusammenfaßt, ist an anderer Stelle schon früher literarisch verworthen. Der Werth der Darlegungen wird dadurch nicht beeinträchtigt, wenn man sie als Stimmungsbilder betrachtet, nicht aber als ausgereifte historische Urtheile auffassen will. So giebt der erste

Band die wichtigsten Verhandlungen aus dem norddeutschen Reichstage, dem der Verfasser selbst angehörte, indem die Porträts der Redner in den Vordergrund gerückt werden. Der zweite Band bringt die Kriegscorrespondenz des Verfassers im Jahre 70 zum Abdruck, meist wohl so, wie sie damals dem „Daheim“ zugegangen ist. Man findet da manche wohlgelungene Gauserie und hat den Eindruck, daß Alles, was der Verfasser gesehen und erlebt, Hunderte und Tausende ebenso empfunden haben, ohne daß sie freilich im Stande waren, ihren Empfindungen einen so treffenden und fesselnden Ausdruck zu verleihen. Dem Herrn von Sybels diplomatisch-pragmatische Darstellung von der Gründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. vielleicht zu viel Arbeit zumuthet, mag mit Nutzen zu diesem Werke greifen. Wd.

**Geschichte des deutschen Reiches während des großen Interregnums.**  
Von Dr. J. Kempf. Würzburg, A. Stuber.

Es ist eine gründliche, mit allem gelehrten Apparat ausgerüstete Arbeit, die hier geliefert ist, dazu bestimmt, eine fühlbare Lücke in unserer historischen Literatur auszufüllen. Daß dies auf dem Gebiete des großen politischen Lebens gelungen ist, glauben wir, können jedoch nicht verschweigen, daß damit die Aufgabe nur halb erfüllt ist. Diese sollte unseres Erachtens auch eine Darstellung der oft so bunten, aber vielfach auch traktatrogenden territorialen Entwicklung Deutschlands mit umfassen, aus der manche gute Frucht emporgebrochen ist in einer Zeit, wo der kaiserliche Name ein Gegenstand des Spottes geworden war. — Der Fachmann wird aus dem Buche mannigfache Belehrung schöpfen und die Quellen angegeben finden, auf denen er weiter fußen kann, der Laie darf das Werk nicht in die Hand nehmen, da ihn der spröde Stoff abschrecken dürfte, mehr als einige Seiten durchzulesen. Wd.

**Deutschlands Helden in Krieg und Frieden.** Von Karl Neumann-Strela. 2. Bd. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gust. Prior).

Wie über den ersten Band, so können wir uns auch über den zweiten anerkennend äußern; die Darstellung ist flott und gewandt, die eingestreuten Dichterstellen, die immer auf die geschilderten Thatfachen Bezug haben, wie die meist recht guten

Bilder tragen zur Belebung des Ganzen bei. Der Inhalt ist, so weit wir sehen, auf wohl beglaubigten Thatfachen aufgebaut und läßt vor Allem die culturhistorischen Erscheinungen unserer Geschichte in den Vordergrund treten. Echt deutsche Männer, Luther, der Glaubensheld, und Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig und Begründer des modernen preussischen Beamtenstaates, stehen am Anfange resp. am Ende des Buches, das dem Leser warm empfohlen werden kann. Wd.

**Das Kernerhaus und seine Gäste.**  
Von Theobald Kerner. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart.

Das Haus, welches sich Justinus Kerner, der Arzt, Dichter und „Geistesfischer“, in Weinsberg im Jahre 1822 erbaut, war bekanntlich schon zu Kerners Lebzeiten ein Wallfahrtsort geworden, zu dem allerlei Berühmtheiten, Poeten und Fürsten, angezogen durch die Eigenart des Eigenthümers wie durch seine Gastlichkeit, pilgerten. Theobald Kerner, der Sohn des Dichters, ist dem Wunsche seines Vaters gemäß nach dessen Tode in das elterliche Haus übergesiedelt und läßt nun in einem anziehend geschriebenen Buche die bemerkenswertheiten der zahlreichen Gäste des Kernerhauses vor uns Revue passiren. Nicht nur bekannte und berühmte Persönlichkeiten wie Wilhelm Müller, Lenau, Freiligrath, Geibel, David Strauß, Mörike, Graf Alexander von Württemberg, Berthold Auerbach, Julius Moser u. A. werden charakterisirt und in ihren Beziehungen zum Kernerhause geschildert; auch von andern schlichten Leuten, von merkwürdigen Originalen werden uns interessante Dinge berichtet.

Die Persönlichkeit des Gastgebers mit ihren verschiedenen anscheinend heterogenen und doch zu einem harmonischen Ganzen sich zusammenfügenden Eigenthümlichkeiten wird uns vertraut wie die Atmosphäre dieses Hauses, dessen idyllische Heiterkeit durch das Treiben geisteskranker Pfleglinge, Bessener und Gensperner nicht wesentlich beeinträchtigt wird. Zahlreiche Anekdoten, Romantisches und Schauriges, traurige und heitere Ergebnisse werden uns stets in fesselnder Weise erzählt.

Die Aufzeichnungen umfassen die Zeit von 1822, von der Erbauung des Kernerhauses an, bis 1862, dem Todesjahre J. Kerners.

Das Buch, für welches wir dem Verfasser zu Dank verpflichtet sind, ist mit dem



Bildniß und einem Facsimile Justinus Kemers, mit zahlreichen Portraits und mehreren guten Illustrationen geschmückt.  
O. W.

**Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit.** Neue Folge VI. Band. Des Augsburger Patriziers Philipp Hainhofers Beziehungen zum Herzog Philipp II. von Pommeren-Stettin. Von Dr. Oskar Doering. Wien, Verlag von Carl Graeser.

Das dankenswerthe Unternehmen der Quellenschriften zc. nimmt auch nach dem Tode des ersten Herausgebers Eitelberger von Edelberg unter Leitung von Albert Hg erwünschten Fortgang, so daß jetzt bereits der sechste Band der Neuen Folge vorliegt. Er enthält die Correspondenz des Augsburger Patriziers Philipp Hainhofer mit dem Herzog Philipp II. von Pommeren-Stettin aus den Jahren 1610—1619, in Auszügen und mit sorgfältigen Commentaren von Oskar Doering. Steinhofers war einerseits politischer Correspondent, andererseits Rathgeber und Agent des Herzogs für alle Angelegenheiten der Kunst und des Kunsthandwerks. Das bedeutendste Stück, dessen Besitz er diesem verschaffte, ist der s. g. Pommerische Kunstschrank, welcher heute eine wohlbekannte Zierde des Berliner Kunstgewerbemuseums bildet. Die weitläufigen Briefe und Verträge des vielerfahrenen, weitgereisten und für die damalige Zeit hochgebildeten Mannes ergeben viele interessante Beiträge zur Kunst- und Culturgeschichte, welche die mit verständiger Auswahl getroffene Publication derselben dem Kunsthistoriker sehr willkommen erscheinen lassen.  
M. S.

**Dürers schriftlicher Nachlaß.** Auf Grund der Original-Handschriften und theilweise neu entdeckter alter Abschriften herausgegeben von R. Lange und F. Fuhs. Halle a. S., Max Niemeyer.

Dieses Buch hilft einem wirklichen Bedürfnis in so ausgezeichnete Weise ab, daß wir uns seines Erscheinens nur aufrichtig freuen können. Albrecht Dürers schriftliche Aufzeichnungen waren bis jetzt weder vollständig noch zusammenhängend, noch in kritisch zuverlässiger Form veröffentlicht. Und doch verdient auch dieser literarische Nachlaß unseres großen Malers nicht minder als seine künstlerischen Werke, von jedem guten Deutschen gekannt und studirt zu werden, ganz abgesehen

von dem Interesse, das Kunst- und Sprachwissenschaft sowie die Culturgeschichte daran haben. So dürfen die Herausgeber auf den allgemeinen Dank rechnen für ihr Buch, das in handlicher Form Alles vereinigt, was von Dürers Schriften noch heute von Interesse ist. Es enthält die Familienchronik, das vorhandene Bruchstück aus Dürers Gebetbuch, das Traumbüchlein, die Briefe, Reime und das Tagebuch der niederländischen Reise vollständig, wobei durchweg neue Vergleichen der Handschriften, zum Theil mit Benutzung neu entdeckter alter Abschriften, zu Grunde gelegt wurden. Aus Dürers gedruckten theoretischen Werken sind sodann Auszüge des Wichtigsten gegeben, die handschriftlichen Entwürfe dazu sind vollständig publicirt. In einer letzten Abtheilung „Verschiedenes“ sind eine Anzahl kleinerer, bisher nicht veröffentlichter Aufzeichnungen Dürers vereinigt, die eine gewisse Bedeutung für unsere Kenntniß seiner Persönlichkeit besitzen. Ueber die Grundzüge, denen sie bei Gestaltung des Textes und der Orthographie gefolgt sind, geben die Herausgeber im Vorwort erschöpfende Auskunft; sie werden auch hierin auf allgemeine Billigung rechnen dürfen. Jedenfalls haben sie ihren Zweck erreicht, die Schriften Dürers einem großen Leserkreise in einer Form zugänglich zu machen, welche dem Verständniß fördernd entgegenkommt. Erklärende Anmerkungen sachlichen und sprachlichen Inhalts begleiten durchweg den Text, so daß auch von dieser Seite Alles geschehen ist, um die ganze Ausgabe zu einer musterhaften zu gestalten.  
M. S.

**Valdassare Peruzzis Antheil an dem malerischen Schmucke der Villa Farnesina.** Von Arthur Weese. (Studien und Forschungen zur Kunstgeschichte. Herausgegeben von August Schmarsow. I.) Leipzig, Karl W. Hiersemann.

Der Gartenpalast, den Agostino Chigi, der reichste Kaufherr Roms, unter dem glänzenden Pontificate Julius' II. und Leo's X., sich am Ufer des Tiber errichten ließ, bildet unter dem Namen der Villa Farnesina noch heute ein Ziel für die Wanderungen der Kunstfreunde. Zumeist ist es allerdings nur die mit den Fresken Raffaels aus dem Rathus von Amor und Psyche geschmückte Loggia, welche ihre Bewunderung anregt. Die übrigen Räume der Villa sind schwer zugänglich, aber für den Kunsthistoriker gleichfalls von höchstem

Interesse. Sie bilden die Arbeitsstätte hauptsächlich des Sieneßischen Malers und Architekten Baldassare Peruzzi, eines jener hochbegabten Renaissancekünstler, die zu jeder anderen Zeit sich wohl eine führende Stellung errungen hätten, aber in dem Rom Michelangelos und Raffaels in die zweite Reihe zurücktreten mußten. Die östliche Gartenloggia der Villa, nach dem darin befindlichen Fresco Raffaels gewöhnlich als „Galatheazimmer“ bezeichnet, ein westliches Parterrezimmer und der große Salon im ersten Stockwerk sind von Peruzzi und anderen Künstlern mit Frescomalereien geschmückt worden. In der vorliegenden, sehr anregend und frisch geschriebenen Arbeit unternimmt es nun der Verfasser, den Antheil des Sieneßischen Malers an diesen Malereien genauer festzustellen und in Verbindung damit die künstlerische Thätigkeit desselben namentlich in ihrem Verhältniß zu Meistern, wie Raffael, Sodoma, Pinturicchio zu charakterisiren. Ein in solche Umgebung hineingestellter Künstler bietet natürlich auch für weitertragende fruchtbringende Betrachtungen genügen Anknüpfungspunkte, die der Verfasser mit Geschick und Glück benutzt hat. So sei nur die dem ersten Capitel einverleibte wichtige Vorgeschichte der Deckenmalerei in der Renaissance hervorgehoben, in welcher, anknüpfend an die Untersuchungen Schmarjows, in klarer Anschaulichkeit gezeigt wird, wie sich neben dem heiter-prächtigen, flachen Decorationsstil der Umbrer (Peruginos Cambio, Pinturicchios Libreria in Siena), der in den neuerstbeckten „Grottesken“ seine beste Nahrung fand, ein plastisch-architektonischer Illusionsstil entwickelte, der auf Melozzo da Forlì zurückgeht und den Monumentalstil der Hochrenaissance vorbereitet. Michelangelos Decke in der Sixtinischen Capelle schafft dann mit einem Schlage ein neues Ideal, dem sich Alles bedingungslos unterordnet. — Die Prüfung der Einzelergebnisse von Weesers Schrift muß der fachwissenschaftlichen Kritik vorbehalten bleiben. Seiner frischen und methodisch sicheren Behandlungsweise des Gegenstandes wird auch sie nur verdienten Beifall zollen können.

M. S.

**Heimkunft.** Roman von Wilhelm Jensen. 2 Bde. Leipzig, Carl Reikner.

Ein Menschenalter hindurch hat Jan Haring drüben im „australischen Busch“ gelebt, fernab von aller Cultur und civilisirten Gesittung, im harten Kampfe um's Dasein wider einzelne Menschen sowohl,

als wider wilde Thiere und die Mächte der gewaltigen Natur. Endlich aber war eine Katastrophe doch heringebrochen, eine einzige entsetzliche Nacht hatte dem Ahnungslosen sein Alles, Haus und Hof, Weib und Kind geraubt, und nun regte sich in dem Herzen des Vereinjamten ein unwiderstehlich- lodendes Etwas, das wir häufig in den Jenseitigen Gestalten als Leitmotive ihres Schicksals eine große Rolle spielen sehen — im Herzen Jan Harrings war unwiderstehliches Heimweh erwacht! Uebermächtig zieht es ihn zurück nach dem Städtchen, in dem er geboren ist, wo die Aeltern ihm gelebt, wo er gespielt hat und glücklich gewesen — die Spuren von Alledem will er aufsuchen, vielleicht erhellen sie das Däuser seiner Seele! Aber fremd empfängt ihn die alte Heimat; und wie er nun hineingeräth in eine engherzige, kleinstädtische Gesellschaft, die ihn so lange als Tagabunden behandelt, so lange sie nur seinen unmodernen Anzug sieht, der auf bürftige Mittel schließen läßt, und ihn dann sofort als Groberer und Entbecker ferner Länder preist und feiert, nachdem bekannt geworden, daß er sich im Besitz eines großen Creditbriefs auf die Bank von Sibyen befindet; wie überhaupt die unter Manierlichkeit verborgene Selbstsucht und Herzenshärte allmählich zu Tage tritt und sich in ihrer Jämmerlichkeit selbst dem Auge des so hoch über solch' kleinstlichem Getriebe stehenden Heimgekehrten offenbart, das ist mit der feinen Ironie eines tiefen Kenners der Menschenseele geschaut und geschildert! Und auch meisterhaft sind dann, im zweiten Abschnitt des Buches, die Menschen auf der kleinen friesischen Insel in ihrer herben Eigenart, und das Meer, das in seiner unwägbaren Urgewalt ringsum brandet, erkannt und zu Bethätigungen geführt — freilich, nicht nur ungewöhnlich und fremdartig muthet es uns in dem Buche häufig an, sondern auf kaum möglichen Voraussetzungen baut sich die Handlung auf, aber — gern treten alle kritischen Bedenken zurück in dem Gefühl des Waltens einer dichterischen Kraft, die uns auch in diesem Jenseitigen Buche ergreift und erhebt.

A. W.

**Mit allen Waffen** Roman von Bianca Robertag (Victor Valentin). 3 Bde. Dresden, Piersons Verlag.

Dem Robertag'schen Buche haben wir viel nachzurühmen und Manches vorzuwerfen; aber es gilt eben für dieses Dichtwerk jene Thatsache, daß es immer hervor-

ragendere Kunstwerke sind, über die man Vieles sagen möchte. In einem großen, weiten Rahmen bewegt sich die Handlung; die Beleuchtung ernstester Zeitfragen und mannigfaltiger socialer Verhältnisse, sowie eine Fülle abstracter Erwägungen bringt uns der Roman. — Wir hören hier ernste, geistvolle Betrachtungen über die Socialdemokratie und den Staatssocialismus; über die Vererbungstheorie und die Antisemiterei; über das Manchesterthum und die wahren Pflichten der Aristokratie. Die eingehende Darstellung einer mechanischen Spinnerei wechselt ab mit detaillirten Bildern des Innenlebens in aristokratischen Schlössern und den Häusern der jüdischen Haute finance. Wir halten Einkehr in Salons und Speisekammern, in die Vorberwohnungen und in die Hinterhäuser; hören elegante, gewandte, geistvolle Conversationen ebenso getreu in Laut und Wort, wie das Argot in den niedersten Kneipen und einer verrohten Volkschicht. Gewiß, ein großes Programm, dessen Durchführung einen geradezu erstaunlichen Eindruck der geistigen Verfaßtheit der Dichterin, ihres Gedankenreichtums und ihrer positiven Kenntnisse hervorruft, dessen Durchführung aber zugleich, innerhalb des Rahmens einer Dichtung, das Kunstwerk an sich arg gefährdet. Man wird sich leicht vorstellen können, daß durch dieses Vielerlei die Handlung uns nur als eine Reihensfolge einzelner Episoden und nicht als ein geschlossenes Ganzes sich uns darstellt, und in dieser Zerrissenheit liegt der Hauptfehler der Dichtung. Daß aber die Autorin für die heterogensten Fragen lebhaftes Interesse zu wecken weiß; daß in dem ganzen Buche kaum ein Mensch vor uns tritt, der nicht unser subjectives Empfinden, für oder wider ihn, wachruft; daß die einzelnen Scenen sich fast durchgängig in einer gesunden Realistik entwickeln, die durch Plastik und Farbengebung tiefgehend wirksam ist; daß besonders durch Naturbilder die Dichterin uns auch in den Bann den Vorgängen entsprechenden Stimmungen zu bringen versteht — das Alles muß hervorgehoben werden. Und wenn wir auch nicht selten die Neigung verspüren, der Verfasserin in ihren Ausführungen — sowohl in ihren epischen als in ihren reflectorischen — zu widersprechen, so bleibt doch über allem subjectiven Empfinden und Erwägen die Thatsache bestehen, daß „Mit allen Waffen“ eine bedeutende belletristische Erscheinung ist, ein vollständiges Zeugniß für die Verufenheit der Feder, der wir das Buch verdanken. A. W.

### **Frauenrecht.** Novelle von Karl Frenzel. Berlin, Gebr. Paetel.

Ein Buch von Karl Frenzel bedeutet für uns stets eine literarische Feststunde! Mögen wir auch hier und dort in dem epischen Fluß seiner Handlung einen etwas müden Wellenschlag bemerken; mag der Flug seiner Phantasie uns zu viel von reflectorischem und psychologischem Ballast zurückgehalten erscheinen, immer wieder von Neuem entzückt uns Karl Frenzels plastische Charakteristik der einzelnen Gestalten, seine geistreiche, gedankenvolle Fortführung der Handlung, die vornehme Schreibweise, die durch Klarheit und Gewähltheit zugleich uns längst schon mustergültig erscheint. Karl Frenzel ist ein echter Epigone Lessings, und uns will scheinen, als ob das doch unzweifelhaft ein viel höherer literarischer Ruhmesittel wäre, als — ein rechter Zeitgenosse Zolas zu sein! — Das uns vorliegende Buch „Frauenrecht“ hat als Helbin Marie Roland, jene Frau, die als „Madame Roland“ vielleicht die interessanteste, jedenfalls die sympathischste und geistvollste weibliche Erscheinung der großen französischen Revolution gewesen. Aber der Dichter schreibt dieses Mal nur in pragmatischem Sinne Geschichte; nicht die Ereignisse jenes Zeitabschnittes, in dem die „Madame Roland“ eine hervorragende politische Rolle spielt, sind ihm die Hauptsache, sondern die Stimmung, die durch sie hervorgerufen. Aus jener heraus erklärt er, wie selbst eine so geistig und sittlich hochstehende Frau, wie Marie Roland, mit dem Herzen — schuldig wird! — Wir müssen es uns an dieser Stelle leider versagen, dem hochinteressanten, fesselnden Buche ausführlich gerecht zu werden. Was Frenzel unter dem Begriff „Frauenrecht“ versteht, ist das idealste Gebilde jenes undefinirbaren Etwas, das jedem fühlenden gestitteten Menschen als ein heiligstes gilt, und das dennoch einem höheren Gesetze unterworfen ist — dem Recht des Herzens! Karl Frenzel ist hier nur Dogmatiker im Sinne des Kleinmenschlichen — wie wäre es schön, wenn diese, seine Dogmen einen Theil unserer modernen Frauen-Bewegung bilden. A. W.

### **Excentrisch.** Erzählung von Gräfin M. Kefserling. Jena, Hermann Costenoble.

Die Handlung spielt in all' ihren Vorgängen in den besten österreichischen Adelskreisen, in Wien sowohl als auf dem Lande. Die Dichterin berichtet und schildert mit

jenem Verismus, den Selbsterlebetes, mit feiner Beobachtungskunst beleuchtet, zu Wege bringt; auch den österreichischen Dialekt braucht sie meisterlich. Man fühlt deutlich: die Gräfin Kenyerling athmet sie selbst, die Luft, in der die Gestalten ihres Buches groß geworden; aber wie die Dichterin diese uns verstehen lehrt, wie sie uns erkennen läßt, daß auch jene, von dem Geiste so sehr Bevorzugten, die Meistbegünstigten der menschlichen Gesellschaft, sich zu sorgen haben in der Alltäglichkeit und Wunden zu leiden, die nur die „stumme Brust“ erträgt, das beweist deutlich, wie geistig hoch die Dichterin in ihrer Standesgenossenschaft steht. Und noch ein besonderes Problem behandelt in diesem Buche die Dichterin.

Im Mittelpunkte ihrer Handlung ist ein Kranker; unheilbares Siechthum hat ihn zum Gelähmten gemacht. In dem verkümmerten Körper aber blüht reicher Geist und glüht eine glückselnjüchtige Seele und wallt und wogt das Blut! Ist diese außergewöhnliche Fülle des Innenlebens die Vermehrung oder die Verminderung der Leiden; ein ausgleichender Segen oder ein neuer Fluch? Und wie stellt sich eines solchen Kranken Recht auf Glück? auf den Anspruch an das ursprünglichsie, gleiche Recht des Menschen, das Recht auf Liebe? Die Dichterin löst das Problem nicht, aber sie läßt es verfühlich ausklingen.

A. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Anzengruber, L.**, Letzte Dörfgänge. Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachh. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.

**Robertag, B.**, Die Erblinden. Roman. Leipzig, C. Reissner.

**Claar E.**, Neue Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.

**Franzos, K. E.**, Die Juden von Barnow. Geschichten. Fünfte, stark verm. Auflage. Stuttgart, A. Bouz & Co.

**Gaal, G. v.**, Kleiner Muster-Briefsteller und Haus-Secretär für alle in den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen sowie im Geschäfts- u. Privatleben vorkommenden Fälle. 5. Aufl. Wien, A. Hartleben.

**Gräser, E.**, Parzival von Berlin. Roman. Berlin, Bibliogr. Bureau.

**Grieb, H.**, Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch. 10. Auflage. Vollständig neu bearbeitet u. vermehrt von Professor Dr. A. Schröder in Freiburg. Lieferung 1. Stuttgart, P. Neff.

**Hamsun, K.**, Neue Erde. Roman. Autoris. Uebersetzung a. d. Norwegischen von M. v. Borch. Köln u. Paris, A. Langen.

**Hoffmann-Krayer, E.**, Walthier von der Vogelweld. Ein Vortrag. Basel, Georg & Co.

**Jahresbericht für neuere Deutsche Literaturgeschichte**, II. Band (Jahr 1891) I. Abtheilg. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsb.

**Krüger, G.**, Systematical english-german Vocabulary. Engl.-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet für Studierende, Schulen und Selbstunterricht. Berlin, F. Fontane & Co.

**Litteraturdenkmale**, deutsche, des 18. u. 19. Jahrh. Band 42: Gedichte von Johann Nicolaus Götz aus den Jahren 1745—1765 in ursprünglicher Gestalt. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsb.

**Marx, Fr.**, Chauvinismus und Schulreform im Alterthum. Breslau, W. Koebner.

**Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft**, II. Jahrg. April, Mai 1894. Leipzig, R. Voigtländer.

**Monatshefte der Comeniusgesellschaft**, III. Band. 4. u. 5. Heft. (April-Mai 1894.) Leipzig, R. Voigtländer.

**Muret**, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 11. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchh.

**Berliner Neudrucke**. Herausg. von Geiger u. Ellinger. III. Serie. Zweiter Band: Friedrich Nicolaus Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland. (1755.) Herausg. von G. Ellinger. Berlin, Gebr. Paetel.

**Frohl, F.**, Die moderne Oper. Leipzig, C. Reissner.

**Pröller, R.**, Königin Marie Antoinette. Bilder aus ihrem Leben. Leipzig, C. Reissner.

**Puttkamer, A. v.**, Offenbarungen. Dichtungen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.

**Reform, Ostdeutsche**. Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. Nr. 6 u. 7. Königsberg, Braum u. Weber.

**Rüttenauer, B.**, Unmoderne Geschichten. Heidelberg, G. Weiss.

**Scheffer, R.**, L'Idylle d'un Prince. Paris, A. Lemerre.

**Schrenck-Notzing, Frh. v.**, Ein Beitrag zur psychischen und suggestiven Behandlung der Neurasthenie. Berlin, H. Brieger.

**Steig, R.**, Achim von Arnim und Clemens Brentano. Mit zwei Portraits. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.

**Verein für die Erbauung billiger Wohnungen in Leipzig-Lindenau**. III. Bericht. Leipzig, Bibliogr. Institut.

**Weigand, W.**, Die Frankenthaler. Roman. Zweite, umgearb. Auflage. München, G. Franz'sche Hofbuchh.

**Zeitschrift für Hypnotismus**. 1894. Febr. März. Berlin, H. Brieger.

**Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik**. Vormalis herausgegeben von J. H. Fichte und H. Ulrich, redigirt von R. Falckenberg. Neue Folge. 104. Band. 1. Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

**Ziegler, E.**, Spinnweben. Roman. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Bibliogr. Bureau.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleishe Buchdruckerei, Kunß- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.